Auf Stärke der Einbildungskraft hat es die Natur im Manne angelegt; und ſie findet ſich hier, freilich mit Unterſchied des Maßes, überall, wo nicht das Phlegma jede ſtärkere Regung ausgetrieben, oder frühe Verbildung ſie unterdrückt hat. Er bedarf ihrer zu einem thatenvollen Leben.

Die Einbildungskraft wird kühn, wenn ſie in ihrer Stärke über jede Schranke hinaus dringt, welche ihr die Wirklichkeit anlegen will. Die kühne Einbildungskraft verſchmäht auch die einengende Regel, unter welcher die Erfahrung ihr immer ihre Stoffe anbiethet; ihr gelten nur diejenigen Geſetze, welche aus dem höchſten Vermögen des Menſchen ſtammen. Der Verſtand kann ihr nicht folgen, weil er an den Feſſeln der Sinne liegt; dafür meiſtert er ſie dann ohne Ende. Es iſt die Idee des Unendlichen, was ihr immer vorſchwebt, und ob ſie ſich gleich bewußt iſt, dieſes nie erreichen zu können, ſo ſtrebt ſie doch, in beſtändigen Erweiterungen des Endlichen, ſich ihm zu nähern, oder es in Symbolen anzudeuten.

Sie kann aber eben ſo wohl das Gefühl zerreißen, als den Geiſt erheben. Das Erſte vorzüglich dann, wenn ſie im Dienſte einer düſtern

Stimmung ſteht. Der Künſtler bedarf ihrer; aber in ihm wird ſie vom Genie beſeelt und geregelt, daß ſie nur in ſchönen und großen Geſtalten, die zugleich in ihrer Schönheit und Größe wahr ſind, darſtellen kann. Wo es hierin fehlt, da muß ihr aus allem Vermögen entgegen gearbeitet werden. Die Kraft iſt verderblich, wenn ihr nicht das Geſetz einwohnt.

Die kühne Einbildungskraft wird auf dieſe Weiſe eine regelloſe, eine Dienerinn brutaler Leidenſchaft. Sie verachtet mit den Geſetzen der Erfahrung auch die Bildung der Vernunft. Von wohllüſtigen Paradieſen bis zu Höllen voll ſchauderhafter Qual, ſteht ihr ein unermeßliches Gebieth offen. Durch ſie wird die Schwärmerei zum Unſinne, der Aberglaube zum Fanatismus. In allen Verhältniſſen des Lebens richtet ſie Zerrüttungen an; jede Ordnung der Dinge ſucht ſie zu verkehren. Der Seele raubt ſie ihre Kraft, dem Gemüthe ſeinen Zuſammenhang, dem Handeln ſeinen Zweck. Der Charakter geht gänzlich durch ſie zu Grunde, und alles was im Herzen Schlimmes iſt, kann durch ſie zum Ungeheuern geſteigert werden.

An ſich iſt die Einbildungskraft immer regellos: denn ihre Geſetze ſind ganz andre, als die

Geſetze der Vernunft. Es iſt ihre Beſtimmung, dieſen unterworfen zu werden. In vielen beſorgt das die Natur ſelbſt. Die meiſten müſſen es durch eigne Bemühung bewirken, und zu dem Ende vorzüglich das zu ſtärken ſuchen, was in das Leben Einheit und Maß bringt.

Noch iſt übrig einiges über den Gebrauch der Einbildungskraft hinzuzufügen, weil dieſer nicht von der natürlichen Beſchaffenheit derſelben allein beſtimmt wird, und doch ſo mächtig wirkt auf das Leben und auf die Erreichung der Zwecke, die dem Manne angewieſen ſind. Laſſen Sie mich das Wichtigſte in einige Regeln zuſammenfaſſen.

Vor allem hüthen Sie ſich, daß Sie der Einbildungskraft nicht einen zu großen Einfluß auf die Angelegenheiten des Lebens geſtatten. Sie darf Ihnen Ideen angeben zur Beſorgung derſelben und zur Verſchönerung der Wirklichkeit. Aber ſie darf ſich nicht in Ihre Anſichten, in Ihre Urtheile und in Ihre Erwartungen miſchen. Die Welt, wie ſie iſt, nicht wie ſie im Schmucke der Phantaſie erſcheint, empfängt Ihr Wirken, und gibt Ihnen

zurück, was daraus entſteht. Jener gehören Ihre Zwecke an, jener ſind die Bedürfniſſe, denen Sie abhelfen ſollen, und aus jener müſſen Sie Ihre Mittel nehmen. So lange es Ihnen auch gelingen mag, ſich in ſüßer Täuſchung zu erhalten: einmal wird ſich Ihnen doch die Wahrheit aufdringen, ſey es in verfehlten Abſichten oder in bittern Erfahrungen. Sie werden kennen lernen die Güter, die Ihnen einen unbezahlbaren Werth zu haben ſcheinen, die Verhältniſſe, die Sie in einem ſo ſanften Schimmer erblickten, die Menſchen, denen Sie ſo herrliche Geſinnungen andichteten, die Schwierigkeiten, die Sie im Rauſche des Entzückens überſahen, die Klüfte, die Sie in begeiſterter Sehnſucht nicht gewahr wurden. Wie unglücklich werden Sie ſeyn, wenn Sie zu ſpät merken, daß Sie ſich verrechnet haben, wenn vor der leiſen Berührung der Wahrheit, die Stützen Ihrer Zufriedenheit zuſammenſinken! Und, einmal gewohnt, ſich mehr von der Einbildungskraft als vom Verſtande leiten zu laſſen, wird es Ihnen ſchwer werden, nicht in das andre Extrem zu verfallen, und in düſterer unheilbarer Schwermuth allen Glauben und alle Hoffnung aufzugeben.

Uber das Mittelmäßige kommt auf Erden

wenig weg. So oft Ihre Urtheile und Erwartungen gegen dieſen Grundſatz verſtoßen: ſo oft haben Sie Urſache mißtrauiſch zu ſeyn, und naher zu forſchen, ob nicht Ihre Phantaſie dazu gethan habe. Denn meiſten Theils geſchieht dieſes ſo unvermerkt, daß man ohne ſorgfältige Prüfung nichts davon gewahr wird. Die jugendliche Einbildungskraft verſchönert ſo gerne. Es mag Ihrem Herzen wehe thun, den angenehmen Traum zu zerſtören; aber es iſt doch nothwendig, wenn Ihnen nicht der ganze Gewinn des Lebens verloren gehen ſoll. Der Schmerz kommt Ihnen doch: je ſpäter, deſto herber. Geben Sie zur rechten Zeit dem Verſtande ſein Recht, damit er nicht einſt das lange vorenthaltene deſto ſchrecklicher zurück fordre.

Doch dies nicht allein in den Angelegenheiten des Lebens, ſondern auch in den Beſchäftigungen des Nachdenkens. Nur vom Verſtande kann das Wahre entdeckt und richtig aufgefaßt werden. Nur deſſen iſt man ſicher, was man durch ihn gewonnen hat. Auch hier maßt ſich die Phantaſie an, was ihr nicht gebührt. Schwankende, dunkle Bilder der Phantaſie fließen in einander; ſie regen das Gemüth mächtig auf; ſie vereinigen ſich zu einem ſtarken

Totaleindrucke; man ist davon ergriffen, und glaubt begriffen zu haben; man sieht dämmernde Umrisse, und glaubt die Sache selbst zu besitzen; man ahnet, und glaubt zu verstehen; man bildet sich ein zu denken, während man nicht einmal träumt, und bald ist das allmächtige Zauberwort gefunden, das alles mit Einem Schlage hervor bringt.

Das ist das Wesen des gepriesenen Mystizismus — ein Gähren und Brausen beginnender Gedanken, mit denen es nie zur Scheidung kommt. Bei vielen hilft sich nachher der gesunde Verstand von selbst; aber viele gehen auf diesem Wege für die Einsicht verloren. Der Rauch verdirbt ihnen die Augen, daß sie vergessen, was klares Sehen ist. Aus den dunkeln Regungen laßt sich alles bilden, worauf Neigung oder Laune verfallt. Und da man auf das Urtheil des Verstandes wenig achtet, da dieser selten einmal zum Sprechen kommt, da man so lebhaft fühlt: so ist jedem Unsinne die Thür geöffnet. Gesellt sich nun dazu, wie es gewöhnlich geschieht, jugendlicher Dunkel — auch ein Kind der Phantasie mit dem Egoismus erzeugt —: dann ist kaum noch Rettung zu hoffen.

Deutliche Begriffe führen allein zur echten

Weisheit, und zum rechten Handeln. Die sichere Probe, daß man diese besitzt, ist, wenn man sie in ihre Merkmale zerlegen, und andern mittheilen kann. Was man deutlich gedacht hat, läßt sich auch verständlich bezeichnen. Das Vergeben: man fühle wohl, wie etwas sey, aber man könne es nicht sagen, ist immer ein Beweis, daß man phantasirt.

Die Phantasie sucht oft auch durch sinnreiche Verknüpfungen den großen und ernsten Zusammenhang zu vertreten, den der Verstand in die Gedanken bringt. Was auf diese Weise entsteht, stimmt oft wunderbar mit andern Erscheinungen und Gedankenverbindungen überein. Durch dieses Übereinstimmen geblendet, unbekümmert um das viele, was doch nicht übereinstimmt, ohne Sorge, ob es sich auch mit ausgemachten Wahrheiten vertrage, zimmert man solche Einfälle zu Systemen aus, denen es weniger an gläubigen Jüngern als an Grund und Boden fehlt. So ist das Wesen der Schwärmerei.

Lassen Sie sich nicht blenden durch den Glanz solcher Meteore, die jeder Tag auf- aber auch wieder untergehen sieht. Die Wahrheit müßte sich trauernd von Ihnen wenden.

Vermeiden Sie nicht weniger sorg-

fältig jede einſeitige Richtung der Phantaſie. Sie folgt gerne irgend einem Zuge; rühre er von einem intereſſanten Gedanken, oder von einer beſondern Stimmung des Gemüthes, oder von einer Neigung des Herzens, oder von der Gewohnheit einer beſondern Beſchäftigung her. Die Bildung wird dann ein Werk des Zufalles oder der Launen. Die Kräfte der Seele werden aus ihrem harmoniſchen Gleichgewichte geriſſen; ihre Klarheit, die das Licht des Lebens iſt, wird getrübt. Ein, oft ſehr verkehrtes Intereſſe wird zum herrſchenden erheben, dem jede Thätigkeit des Geiſtes gehorchen muß. Die fixe Idee der Phantaſie entſcheidet über den Gedankenlauf und über den Charakter.

Iſt es eine beſtimmte Vorſtellung, was ihr vorſchwebt: ſo wird alles auf ſie bezogen, alles mit ihrem Lichte beleuchtet, und jedes Dinges Wehrt nach dem Verhältniſſe entſchieden, worin es zu ihr ſteht. Zu den traurigſten Verirrungen des Verſtandes führt dieſer Weg.

Steht die Phantaſie im Dienſte einer düſtern Stimmung: dann iſt es unvermeidlich, daß dieſe immer düſtrer werde, bis zum dumpfen Hinbrüten und zum gänzlichen Lebenshaſſe.

Hat eine Leidenſchaft ſich ihrer bemächtigt:

so muß diese eine ungeheure Stärke gewinnen. Ihre natürliche Kraft ist unbedeutend gegen den Zuwachs, den sie von der Phantasie erhält. Das Verlangen wird brennender, der Genuß unersättlicher, das Ziel immer weiter hinaus gerückt. Alles, was sonst als Reiz auf den Menschen wirkt, oder als wünschenswehrt ihm erscheint, wird entweder unterdrückt, oder in Nahrung für diese Leidenschaft verwandelt.

Die Gesundheit der Seele und die Vollstimmigkeit des Lebens verlangt, daß die Phantasie nach allen Seiten sich verbreite, jeden Reichthum des Lebens sich aneigne, und für die ganze Summe menschlicher Gedanken, Gefühle und Neigungen thätig sey.

Nur werde sie rein erhalten vom Unsittlichen. Kein unlauteres Bild müsse von ihr aufgefaßt, und mit Wohlgefallen unterhalten werden. Gefährlicher, als was die Sinne zeigen ist, was die Phantasie ahnet. Gefährlicher, als womit die Wirklichkeit reizt ist, was die Phantasie dichtet. Gefährlicher, als das erhitzte Blut, ist die ruhige verschönernde Betrachtung. So süß ist die Sünde nicht, wie die Phantasie sie darstellt. Sie hat überdem Häßlichkeiten, Verlegenheiten, Verstimmungen, Sorgen, Gewissens-

Biſſe, Qualen, weyen dieſe ſchweigt. Was die Einbildungskraft gewennen hat, das findet leicht den Weg zum Herzen. Der lebhafte, zur Fertigkeit gewordene Gedanke reift leicht zur That. Der Verſuchung, die ſchnell und gewaltig auf uns eindringt, biethet ſich auch ein ruſtiger Widerſtand entgegen; aber mit nachgiebigen Unterhandlungen endigen ſich gewohnlich die ſtillen Kämpfe, in die wir uns ſelbſt verwickeln. Durch die Phantaſie faſt die Sünde den Menſchen an ſeiner gröſten Schwäche.

Iſt es Ihnen darum zu thun, ein reines Herz zu bewahren — und in einem reinen Herzen ruht ja das heitre Bewuſtſeyn, die Kraft und die friſche That des Mannes —: dann bewahren Sie ſorgfältig die Regungen der Einbildungskraft; dann unterdrücken Sie ſchnell, was das Gewiſſen verurtheilt; dann hüthen Sie ſich, durch ſie mit der Sünde in eine Gemeinſchaft zu treten, die nur zu leicht unauflösliches Bündniß wird.

Endlich wird es auch nöthig ſeyn, daß Sie ſich nur ſelten und mit groſer Vorſicht den müſigen Träumen der Phantaſie überlaſſen. Schwer wurden Sie

dabei vermeiden, was das Laster begünstigt. In der süßen Bethörung wird die Stimme des Gewissens überhört, und wo alles eine so gefällige Gestalt trägt, wo alles dem Herzen so angenehm schmeichelt, wer sollte da Arges vermuthen? Wird es sich der Phantasie auch eher in seiner wahren Gestalt zeigen, als bis es das Herz schon gewonnen und gefesselt hat? Überdem ist der Mensch nicht zum Träumen geboren, sondern zum Handeln. All' sein Thun, vorzüglich das, wobei die edelsten Kräfte angestrengt sind, soll entweder in sich selbst Wehrt, oder einen vernünftigen Zweck haben."

So mag man sich denn wohl zur Erhohlung angenehmen Beschäftigungen der Phantasie überlassen. Aber stats seyen diese Beschäftigungen rein; nie seyen sie mehr als unterhaltende Spiele, denen man sich immer entreißen kann; nie müssen sie das Gemüth verstimmen oder verweichlichen; nie müssen sie den Traum an die Stelle der Wahrheit setzen; nie müssen sie die Befreundung mit dem Leben stören, nie uns mit Menschen und Umgebungen in Mißverhältniß setzen; nie jene weiche, wehmüthige, schwärmerische Sehnsucht erzeugen, die den Muth erstickt mit

der Kraft, die immer verlangt, und nie erreicht, weil sie nur betrachten, nie etwas thun will.

Dem höchsten Interesse des Lebens gehorche auch die Phantasie. Sinn für das Wahre, Schöne und Gute regle immer ihren Gebrauch, dann wird er nie Mißbrauch seyn.

V.

Ueber die äſthetiſche Bildung.

.....

Die äſthetiſche Bildung beabſichtigt den reinen Geſchmack; ſie ſoll Empfänglichkeit geben für das Gefühl und den Genuß des Schönen, vorzüglich des Schönen der Kunſt. Die Kunſt breitet eine große, heitre Welt vor uns aus; in ihr fremd zu ſeyn, auf ſie ſich nicht zu verſtehen, iſt entehrend für den Geiſt, der die Anlage und den Trieb der Vernünftigkeit beſitzt. In der Kunſt tritt das Herrliche der Menſchheit in unendlich vielfacher Geſtaltung vor den Beſchauer hin; und was keine Forſchung ergründet, das ſtellt ſie im ſinnvollen Gebilde dar:

was dem Verstande immer ein Geheimniß bleibt, das offenbart sie in lebendiger Einheit dem Gemüthe. Das Tiefste und das Höchste in der menschlichen Natur, worauf Gedanke, Gefühl und Ahnung hindeuten, erscheint hier, dem Irdischen innigst verbunden, als Eintracht eines in sich vollendeten Daseyns.

Menschen ohne Sinn für die Kunst müssen auf den Ruhm und die Freude der Menschlichkeit Verzicht leisten. Ihnen bleibt nichts, als das Leben hinzunehmen in seiner Mühseligkeit, oder zu schwelgen in seinen thierischen Genussen. Selbst die Beschäftigung mit den Wissenschaften ist Tagelöhner-Arbeit, wenn sich nicht der freundliche Sinn des Schönen mit ihr paart. Die Wahrheit, in ihrer Selbstständigkeit und Lebendigkeit, wo sie fähig ist zu bilden und einen neuen Geist mitzutheilen, wird nur von denen gefunden, die in ihr auch die Schönheit sehen — und wiederum sie in der Schönheit. Den Übrigen ist sie ein dürres Gerippe, künstlich genug zusammengefugt, aber ohne Fülle und Wärme.

Zwischen dem Wissen und Handeln stiftet das Schöne den wohlthätigen Bund. Auf das Herz kann das Wissen kaum anders wirken, als wenn es dasselbe durch das Gefuhl des Schönen

ergreift. Der natürliche Weg von der Wahrheit zur Sittlichkeit und vom weltlichen Treiben zur religiosen Stimmung führt durch das Schöne. Der reine Geschmack bildet jene zarte Delikatesse, die das Unsittliche schon dem sinnlichen Triebe zum Ekel macht. Die Anschauung des Schönen erhebt das Gemuth vom Zeitlichen zum Ewigen, und lasst im Endlichen das Unendliche ahnen.

Der natürliche Charakter des Mannes hat etwas Rauhes und Ernstes, das nur durch ästhetische Bildung zur Humanität gemildert werden kann. So wird auch sein Wirken erst dann ein geistvolles Handeln, ein sicheres Gestalten zum Bessern, wenn der Genius der Schönheit darüber waltet.

Die Natur hat in allen Menschen den Sinn für das Schöne angelegt; aber nicht so, daß er sich von selbst richtig entwickelte, und gegen Verirrungen geschützt wäre. Die Erziehung soll ihn in ihre Pflege nehmen. Aber auch dann, wenn sie möglichst für ihn gesorgt hat, was doch selten geschieht, bleibt der eignen Bildung noch viel zu thun übrig. Er ist weich und fügsam, den Einflüssen eines falschen Geschmackes, der gerade in den Zeiten, wo das Interesse für das Schöne

allgemeiner wird, die meisten und lautesten Ansprüche macht, immer offen.

Dabei beschränkt sich die Kunst nicht auf das einfache Schöne; sie will die Menschheit nach allen ihren Beziehungen darstellen, und in jedem Wesendern auch auf besondere Weise das Schöne. Sie kann daher nur von denen verstanden werden, die sich selbst verstehen, und eine vielseitige Bildung besitzen.

Doch dies wird der Verfolg noch einleuchtender darthun. Lassen Sie uns auf das Wesen der Kunst einige Blicke werfen; so werden wir am besten die Erfordernisse der ästhetischen Bildung kennen lernen.

Viele Produkte der Kunst haben keinen andern Zweck, als durch die einfache Schönheit selbst zu erfreuen. Hier fällt das Schöne der Kunst mit dem Schönen der Natur zusammen; nur daß der Kunst immer das Ideal vorschwebt, daß sie das Einzelne zu einer Vollendung zu erheben sucht, welche die Natur bloß im Ganzen aufweisen kann.

Die einfache Schönheit will nichts bedeuten; sie will durch sich selbst gefallen. Bei ihr wird

ergreift. Der natürliche Weg von der Wahrheit zur Sittlichkeit und vom weltlichen Treiben zur religiosen Stimmung führt durch das Schöne. Der reine Geschmack bildet jene zarte Delikatesse, die das Unsittliche schon dem sinnlichen Triebe zum Ekel macht. Die Anschauung des Schönen erhebt das Gemuth vom Zeitlichen zum Ewigen, und lasst im Endlichen das Unendliche ahnen.

Der natürliche Charakter des Mannes hat etwas Rauhes und Ernstes, das nur durch ästhetische Bildung zur Humanität gemildert werden kann. So wird auch sein Wirken erst dann ein geistvolles Handeln, ein sicheres Gestalten zum Bessern, wenn der Genius der Schönheit darüber waltet.

Die Natur hat in allen Menschen den Sinn für das Schöne angelegt; aber nicht so, daß er sich von selbst richtig entwickelte, und gegen Verirrungen geschützt wäre. Die Erziehung soll ihn in ihre Pflege nehmen. Aber auch dann, wenn sie möglichst für ihn gesorgt hat, was doch selten geschieht, bleibt der eignen Bildung noch viel zu thun übrig. Er ist weich und fügsam, den Einflüssen eines falschen Geschmackes, der gerade in den Zeiten, wo das Interesse für das Schöne

allgemeiner wird, die meisten und lautesten Ansprüche macht, immer offen.

Dabei beschränkt sich die Kunst nicht auf das einfache Schöne; sie will die Menschheit nach allen ihren Beziehungen darstellen, und in jedem Besondern auch auf besondere Weise das Schöne. Sie kann daher nur von denen verstanden werden, die sich selbst verstehen, und eine vielseitige Bildung besitzen.

Doch dies wird der Verfolg noch einleuchtender darthun. Lassen Sie uns auf das Wesen der Kunst einige Blicke werfen; so werden wir am besten die Erfordernisse der ästhetischen Bildung kennen lernen.

Viele Produkte der Kunst haben keinen andern Zweck, als durch die einfache Schönheit selbst zu erfreuen. Hier fällt das Schöne der Kunst mit dem Schönen der Natur zusammen; nur daß der Kunst immer das Ideal vorschwebt, daß sie das Einzelne zu einer Vollendung zu erheben sucht, welche die Natur bloß im Ganzen aufweisen kann.

Die einfache Schönheit will nichts bedeuten; sie will durch sich selbst gefallen. Bei ihr wird

gar nicht gefragt, was die Sache iſt, ſondern nur, wie ihre Form ſich darſtellt. Die Art, wie dieſe die auffaſſende Einbildungskraft und den verknüpfenden Verſtand in Thätigkeit ſetzt, beſtimmt die Luſt des Schönen. In der Betrachtung des Schönen fühlt der Menſch ſich vielfach angeregt, und doch in Harmonie mit ſich ſelbſt; die Mannigfaltigkeit und die Einheit des Lebens iſt in ihm zum Gefühle geworden. Lebendigkeit und Reinheit der Geſtalt, das iſt es, was ſich als Schönheit ausſpricht; dadurch kündigt es ſich an, als ein ſolches, das in ſich geſchloſſen iſt, und ein ungetrübtes Beſtehen hat.

Um dieſes Schöne zu empfinden, wird nicht mehr gefordert, als eine richtige Stimmung des Sinnes, der Phantaſie und des Verſtandes, und ein geſundes Verhältniß derſelben zu einander. Beides hat die Natur im Weibe glücklich zu bewahren gewußt; darum wird von ihm, auch ohne weitere Bildung, das Schöne faſt immer bald erkannt und zart beurtheilt. Das Schöne im Leben zu bewachen, zu pflegen und zu vermehren iſt ſeine Beſtimmung. Es bedarf um ſo weniger des Begriffes, da das Gefühl in ihm ſo entſcheidend zeugt. Dafür iſt aber auch der verderbene Geſchmack der Frauen ſchwer zu heilen: er iſt

Verletzung — nicht der einzelnen Kraft, sondern des ganzen Lebens.

Bei dem Manne ist nicht wohl zu verhüthen, daß die Kräfte sich nicht feindlich trennen, daß sie nicht ihre Interessen einander entgegen setzen, und die Eine sich über die andre die Herrschaft zu erwerben sucht. So wird nicht allein der Sinn für die Einheit durch mannigfaltigen Widerspruch erdrückt, sondern auch ein einseitiges Streben erzeugt, das vom Schönen ablenkt, und nicht selten am Verzerrten Gefallen findet.

Hier erfordert daher schon das einfache Schöne eigenthümliche Bildung, wozu, nächst dem Anschauen trefflicher Werke und dem eindringenden Studium derselben, vorzüglich das gehört, daß man vor dem Streite, der auf dem Gebiethe des Willens und in den Kreisen des thätigen Lebens täglich geführt werden muß, wenigstens die Eine Seite des Gemüthes, die sich der Beschauung hingibt, zu retten sucht. Die Einheit des Sinnes ist schwer zu verwüsten; wenn nur der Einfluß andrer Kräfte davon abgehalten wird. Ästhetische Kritiker können wenig helfen; sie erzeugen meist nur leeres Geschwätz. Über das einfache Schöne läßt sich nicht raisonniren. Mehr

gehören sie für diejenigen Kunstwerke, die einen zusammengesetzten Charakter haben.

Indeß auch die einfache Schönheit kann bei menschlichen Wesen nicht als bloße körperliche Gestalt erscheinen. Die Seele soll sich in ihr spiegeln. In der männlichen die Kraft und die Würde, in der weiblichen die Sanftheit und die Güte. Adel und Grazie gesellen sich hier zur Schönheit, um ihre Lust zu verdoppeln, und das Gemüth in sich selbst einzuführen. Eine edle Stimmung, ein reines sittliches Gefühl und ein feiner Takt gehören dazu, sich den ganzen Genuß zu verschaffen. Auch darin begünstigt die Frauen ihr Talent. Ihnen ist es gegeben, das Innere im Äußern zu lesen, und dem Trefflichen überall nachzuspühren. Der leidenschaftliche Sinn der Männer und ihre geringere Aufmerksamkeit auf das Individuelle im Leben machen mehr moralische Kultur und Studium nothwendig.

Die meisten Werke der Kunst haben einen zusammengesetzten Charakter. Bei ihnen ist es nicht auf die Darstellung des Schönen selbst, sondern auf die Darstellung eines bestimmten Gegenstandes in der Schön-

heit abgesehen. Hier ist es, wo das Kunstschöne sich trennt von dem einfachen Naturschönen, und als ein doppeltes hervortritt, als Schönheit des Stoffes und als Schönheit der Form.

Eigentlich ist die Schönheit immer in der Form. Der Stoff kann angenehm, rührend, groß seyn; schön wird er nur durch seine Gestalt. Aber dem Stoffe kommt doch an sich eine gewisse Form zu, wodurch er fähig wird, Theil eines ästhetischen Ganzen zu seyn — verschieden von der Form, die eben dieses Ganze zusammen hält. Durch jene wird an ihm das eigenthümliche Wesen der Kunst ausgedrückt, wodurch die Kunst mehr ist als die schönste Natur.

Der Stoff der Kunst ist das, woran sie das Schöne darstellt. Dies können Gestalten, Gedanken, Gefühle, Situationen, Charaktere und Handlungen im Conflicte mit Ereignissen seyn.

Zur Schönheit des Stoffes gehören Idealität, Wahrheit, Tiefe und Einheit. Jeder Stoff der Kunst muß Idealität haben; ohne sie gehört er nicht in das Gebieth der Kunst. Die Kunst soll über die Wirklichkeit erheben; sie soll eine edlere Stimmung einflößen; sie soll das

verbilden, was der moralische Wille in der That zu realisiren hat.

Immerhin mag sie ihren Stoff aus der Natur entlehnen; aber sie darf ihn nicht so lassen, wie sie ihn findet, sonst wird sie nie ein recht künstlerisches Interesse erwecken. Es reicht auch nicht hin, ihm eine höhere Naturschönheit zu ertheilen. Mancher Gegenstand der Kunst verträgt sich mit dieser nicht. Des Eckelhaften soll sich die Kunst immer enthalten; sie würde dadurch das Gefühl beleidigen und zurückstoßen, das sie anziehen, dem sie wohl thun soll; auch in der trefflichsten Behandlung würde sie ihren Zweck verfehlen. Wohl aber darf sie Gegenstände wählen, die, ohne das ästhetische Gefühl zu verletzen, doch sonst etwas für die menschliche Natur Widriges haben, wie den Schmerz, die Leidenschaft, das Laster u. s. w. Sie soll jeden Gegenstand in seiner Eigenthümlichkeit darstellen, und ihn in dieser Eigenthümlichkeit über das Gemeine heben. Er soll in seiner Art größer seyn, als was die Natur in dieser Art aufzuweisen hat; er soll dabei von dem Widrigen, das ihm in der Natur anklebt, so viel ablegen, als er ablegen kann, ohne seine Eigenthümlichkeit aufzugeben. Wenn dazu vom Künstler idealische Kraft gefordert

wird: ſe muß der Beſchauer wenigſtens idealiſchen Sinn mitbringen.

Unfähig zum Genuſſe der Kunſt ſind daher immer die Menſchen, die ſich nicht von der Wirklichkeit losmachen können, oder die ſich bloß um ſie zu zergliedern, zuweilen über ſie erheben. Jene fordern von ihr Sinnenluſt — dieſe Begriffe; und beide verlangen, daß man ſich genau an ſie halte. Was nicht in ihre Feſſeln geht, wird von ihnen verachtet. Die Beſtrebungen der Kunſt ſind ihnen eitel Träumerei, denen man, zum Vortheil der Wahrheit und zum gemeinſamen Nutzen, nicht genug entgegen arbeiten kann. Wenn ſie noch einige Nachſicht dagegen zeigen: ſo iſt es nur bis auf die Zeit, wo die Aufbrauſungen der Jugend ſich zu einer verſtändigen Beſonnenheit werden niedergeſchlagen haben, und unter der Bedingung, daß man ſie möglichſt unſchädlich zu machen ſuche. Menſchen, die einem ökonomiſchen Sinne ganz dahin gegeben ſind, und den Gewinn des Lebens auf bürgerliche Noth und bürgerliche Erwerbſamkeit genügſam beſchränken, ſind für alle äſthetiſche Bildung verloren. Eine Liebe und eine Sehnſucht, die ſich durch das Vorhandene nicht befriedigt fühlt, ein Ahnen des Beſſern und ein fortwährendes Den-

ten dahin im Gemüthe, ist das Erste und Wenigste was zur ästhetischen Bildung verlangt werden muß.

Es ist auch nicht hinlänglich, daß man sich des Einen oder des andern Ideales ermächtiget habe, wobei der Sinn immer beschränkt bleibt und entfernt von der Allgemeinheit des Kunstgenusses. Idealisches Streben muß in uns seyn, und sich, in genauer Befreundung mit dem Leben, nach allen Seiten hin verbreiten, ein jedes in seiner Bestimmung erfassen, und die dieser Bestimmung angemessene Vortrefflichkeit anzuerkennen wissen.

Nicht immer entlehnt indeß die Kunst ihren Stoff aus der Natur; auch das Uberirdische kann ein Gegenstand derselben werden. In der Darstellung der Idee vollzieht sie ihr würdigstes Geschäft. Hier leitet sie nicht aus der Natur zum Ideale hinauf, sondern führt die Idee in die Natur hinab; indem sie ihr sinnliche Gestalt und sinnliches Leben gibt. Wo sie idealisirt, verschönert sie die wirkliche Welt; wo sie Ideen darstellt, errichtet sie über derselben eine neue, höhere. Sie hat Ideen für das Gefühl und den Gedanken, für den Charakter und für das Handeln.

Die Ideen bildet der Künstler frei in den

Tiefen des Gemüthes, nach den höchsten Gesetzen des Geistes. Die Begeisterung regt sie an, und bringt sie zur Ausführung. Wer ihn verstehen will, muß im Stande seyn, aus der Gestalt das verborgene Wesen zu deuten, das geheimnißvolle Wirken seines Geistes auf der That zu ergreifen, und ihm innerlich nachzubilden. Das vermögen aber nur diejenigen, in welchen die Vernunft zum selbstständigen Leben gekommen ist. Nur der in seinem innersten Daseyn erwachte und erstarkte Geist kann den Künstler in seinen herrlichen Schöpfungen fassen.

Die Idealität darf indeß nie der Wahrheit nachtheilig werden. Diese ist ein eben so wichtiger Theil der Schönheit des Stoffes. Die ästhetische Wahrheit verlangt nicht, daß der Gegenstand wirklich so existire, aber daß er so existiren könne. Sein Gehalt, seine Kraft und sein Adel mögen alles übertreffen, was die Natur hat; aber die Verknüpfung zu einem Ganzen, die Folge der Gefühle, die Anordnung der Situationen, die Züge der Charaktere, die Entwickelung der Handlungen und Ereignisse müssen den Gesetzen der Natur gehorchen; sie müssen nichts

Widersprechendes enthalten; sie müssen auch so seyn, wie die Erfahrung lehrt, daß sie zu seyn pflegen. Was zusammengefügt wird muß zu einander sich schicken, und sich aus einander erklären lassen. Dies gilt auch da, wo der Künstler Ideen darstellt; er soll sie darstellen in der irdischen Welt, und darum auch so, daß sie im Zusammenhange dieser Welt begriffen werden können.

Dann ist ein Kunstwerk wahr, wenn der Kenner sich genöthigt sieht, zu gestehen: hätte die Natur selbst so etwas hervorgebracht, sie hätte es nicht anders hervorbringen können. Daran hangt die Täuschung der Kunst, mit welcher ihr mächtiger Zauber verloren geht. Aber dadurch, daß der Künstler der Idealität die Wahrheit zugesellt, hält er in süßer Bewunderung gefangen, die eben so sehr dem Werke als ihm selbst gilt.

Wer für diese Wahrheit keinen Sinn hat, der wird zwar durch die Verletzung derselben nicht beleidigt werden, aber ihm wird auch ein großer Theil des Genusses entgehen, wo die Wahrheit gehalten ist. Das Kunstwerk, welches Wahrheit hat, ist eine reiche Quelle der Belehrung, aber nur der vernimmt sie, der diese Wahrheit beurtheilen kann. Ihm wird sie hier mit freundliche-

n Hand und in groſserm Überfluſse gebothen, ls die Natur ſie zu biethen pflegt.

Es iſt einleuchtend, daß hiermit eine neue groſse Forderung an die äſthetiſche Bildung erhöht, die Forderung genauer und richtiger Kenntniß der Sphären, worin der Künſtler bildet, der Stoffe, in welchen er arbeitet, der Formen und Verknüpfungen, in welchen die Natur dieſe erzeugt hat. Vorzüglich iſt zum richtigen Urtheile über Werke der Kunſt und zu feinen Empfindungen der einzelnen Trefflichkeiten, Kenntniß des Menſchen Bedürfniß. Die Menſchheit in ihren Gefühlen, Leidenſchaften, Schickſalen, Thaten und Charakteren iſt der wichtigſte Gegenſtand der Kunſtdarſtellung, und wo ſie das nicht iſt, da ſoll doch auf Menſchheit gewirkt, in der menſchlichen Bruſt etwas angeregt werden, worin der innere Sinn ein reiches und harmoniſches Ganzes ſchaue.

Ein Werk der Kunſt hat Tiefe, wenn in ihm eine groſse Menge von Gedanken beſchloſſen iſt, die, oft nur leiſe angedeutet, dem erſten Blicke kaum bemerklich, der weilenden und wiederholten Betrachtung immer Neues anbiethen.

Das tiefe Kunſtwerk legt ſeine Hauptidee offen dar, aber es führt dieſe durch ſo viele Nebenideen aus, es erweckt ſo mancherlei Gefühle, es ladet zu ſo mancherlei Betrachtungen ein, daß es ſcheint, als ziehe ſich der Geiſt weiter zurück, je mehr man ſich bemüht, ihn zu erforſchen. So viel auch gefaßt wurde; noch mehr wird nur geahnet, noch mehr bleibt zu ergründen.

Durch ſeine Tiefe ſetzt das Werk die Seele in ein angenehmes Erſtaunen, und gewährt ein immer friſches Intereſſe. Was zur Bezeichnung eines Gedankens gebraucht wurde, ſchließt wieder einen andern Gedanken in ſich, der die Gewalt des erſten verſtärkt, und den Blick ins Unendliche erweitert. Das flache Kunſtwerk mag die Seele noch ſo hoch empor heben, und in ſeiner Geſtaltung der Natur noch ſo getreu bleiben: man wird ſeiner doch bald ſatt, und das Gemüth empfängt von ihm nur die flüchtige Luſt. Die Natur hat den menſchlichen Werken ſelbſt das Vorbild der Unerſchöpflichkeit gegeben: der Mangel an Tiefe zeugt immer von Mangel an wahrer Kraft.

Aber das Tiefe in einem Kunſtwerke zu empfinden, ſetzt auch im Beſchauer Tiefe, voraus und neben ihn Ernſt des Merkens und des Ein-

dringens — was die Frucht ſeltener Bildung iſt. Flache Gemüther laſſen alles an ihrer Fläche abgleiten, und ſo wenig ſie ſelbſt andern Intereſſe einflößen, ſo wenig iſt für ſie das, was mächtiges Intereſſe erregt.

Das iſt die Krankheit woran das Jahrhundert zu erliegen droht. Das iſt es, wohin vorzüglich die Abſtumpfung des Gefühles durch übermäßigen Genuß und die Verdroſſenheit zu allem, was mit Anſtrengung erkauft ſeyn will, führen muß. Kräftige Ermannung, allſeitiges Einwirken auf das innere Leben, ein beſonnener Blick in das Gemüth, und Gewöhnung zum weilenden Betrachten müſſen hier helfen.

Zur Tiefe muß ſich endlich die Einheit geſellen, wie zur Idealität die Wahrheit. Dieſe Einheit iſt es, was die Schönheit des Stoffes vollendet, und dieſe Schönheit ſelbſt im eminenten Sinne. Durch ſie wird ein Werk genau das, was es ſeyn ſoll, oder, wie man zu ſagen pflegt, es ſpricht ſich aus. Sie ſoll dafür ſorgen, daß alles in Beziehung ſtehe auf den darzuſtellenden Gedanken, daß alles zur Bezeichnung der

Idee gereicht, daß ſelbſt die treffenden Nebenideen nicht das Gemüth zerſtreuen, daß die verwandten Gefühle nicht von dem Gefühle ablenken, worauf es vorzüglich angelegt iſt, daß nichts, was zur Ausführung gehört, ein Intereſſe gewinne, wodurch die Betrachtung zwiſchen ihm und der Hauptſache zum Schwanken gebracht wird, und daß alles ſich in die Ordnung füge, in welcher die Idee mit der meiſten Klarheit hervor ſpringt.

Wo Einheit im Stoffe iſt, da mag das Werk noch ſo viel Tiefe beſitzen: immer wird doch das Gemüth in der Betrachtung zuſammen gehalten; es iſt Ein Punkt, von welchem aus ſich alles in ſanftem Verfließen entfaltet. Einbildungskraft und Verſtand werden zwar an der Idee oder dem Gegenſtande feſtgehalten; aber innerhalb dieſer Gränze iſt ihre Thätigkeit doch das freieſte Spiel. Neben den Bewegungen, welche der Stoff durch ſich ſelbſt erzeugt, welche die Idealität, Wahrheit und Tiefe hervor bringt, durchdringt die reine Luſt des Schönen das Gemüth, und erregt hier ein eben ſo mannigfaltiges als harmoniſches Leben.

Nur wo dieſe Einheit gefunden ward, und das ihr eigenthümliche Gefühl erweckte, iſt der

Genuß deſſen, was die Kunſt aufgeſtellt hat, ein echter und vollſtändiger Kunſtgenuß: nur da iſt gebildeter Geſchmack. Bei den wenigſten, die Liebe zur Kunſt affectiren, iſt es dahin gekommen. Die meiſten verdanken ihr nichts mehr, als einige wohllüſtige Empfindungen oder Spannung des Geiſtes für Augenblicke und das ſüße Nachlaßen derſelben in einer gemeinen Befriedigung. Sie kleben an den Einzelnheiten des Stoffes, und ſind zufrieden, wenn ſie dadurch in einen angenehmen Rauſch verſetzt werden. Das Gedicht ſoll durch das, was ſie ſchöne Stellen nennen, ſie rühren oder zum Lachen bringen, die Phantaſie reitzen, oder dem Herzen wohlthun. Das Gemählde ſoll ſie mit lieblichen Bildern umgeben. Die Charakterdarſtellung ſoll ſie erſchüttern, und darum einige Abwechſelung bringen durch pathetiſche Reden und kräftige Sentenzen. Der Roman ſoll Erwartungen erregen, und alles ſoll darin ausgehen, wie ſie es wünſchen. Daß in der Einheit eines Geiſtes, von der Begeiſterung geboren, die Gefühle ſich ſammeln, daß um Einen Gedanken die Bilder ſich anlegen, daß der Charakter als Ausdruck einer Idee gehalten, und ins Einzelne hinabgeführt, daß die Begebenheit ein in ſich geſchloſſenes Ganzes iſt, deſſen Theile ſich in

dieſem Ganzen freundlich auflöſen, davon ahnet ihnen kaum etwas. Sie genießen das Werk der Kunſt wie die gemeinſte Nahrung der Sinne — höchſtens mit einiger Exaltation der Einbildungskraft. Das Schöne bleibt ihnen fremd. Daher hat man ſich gar nicht zu wundern, wenn ſolcher Genuß, weit entfernt ſie zu veredeln, ſie nur mehr verdirbt, und ihr Gemüth in traurigen Zerrüttungen aus einander treibt.

Der bloße Stoff des Kunſtwerkes wirkt immer auf das Gefühl. Wenn er auch nicht Gefühle darſtellt: ſo ſucht er ſie doch zu erregen. Und dies gehört mit zum Effecte des Ganzen; es gibt ihm das vielſeitige Leben, wodurch es fähig wird, den ganzen Menſchen zu durchdringen. Hierhin gehören vorzüglich die Gefühle des Lieblichen, des Romantiſchen, des Rührenden, des Naiven, des Lächerlichen, des Großen, des Feierlichen, des Neuen und des Contraſtes. Dafür muß das Gemüth gebildet ſeyn; es muß für die zarten und erhabenen Stimmungen Empfänglichkeit haben; ihm müſſen die Ideen vertraut und die Thätigkeiten geläufig geworden ſeyn, von welchen dieſe Stimmungen abhangen.

Aber immer bleiben ſolche Gefühle etwas Subjectives und Zufälliges. Natürliche Anlagen

und Dispositionen machen darin einen so großen Unterschied, daß sich nie mit Zuversicht auf eine bestimmte Wirkung rechnen läßt. Auch sind sie nicht der eigentliche ästhetische Charakter des Werkes, sondern entweder äußerer Schmuck, oder das, woran sich der ästhetische Charakter offenbaren soll. Dieses Letztere geschieht dann, wenn sich alle Gefühle, die das Werk erzeugt, entweder frei, oder unter der Herrschaft einer Idee zu einem lebendigen und reinen Ganzen bilden, bei dem die ruhige Beschauung mit Liebe verweilt.

Wo die Gefühle bloß Nebensachen sind, da ist sorgfältig zu verhüthen, daß sie die Einheit des Ganzen nicht verletzen. Mag ein Werk mit sanfter Gewalt das Herz ansprechen, es in Trauer und Freude bewegen, oder auch es im Sturm erheben: ästhetischen Genuß gewährt es doch nur durch den Geist der Vollendung, der seine Gestalt umschwebt, durch die Ruhe, worin sich seine Bewegung auflöst, und durch den stillen Zusammenhang, der die Betrachtung vom Einen zum andern fortleitet.

Darum sind Menschen von sehr lebhaften Gefühlen wenig zum Genuß des Schönen geeignet. Der Stoff bemächtigt sich ihrer so sehr, daß die Form wenig beachtet wird, und, wenn sie beach-

tet wird, nur eine ſchwache Luſt gewahrt, welche gegen die ſtärkere Erſchütterung nicht aufkommen kann. Daher hat die äſthetiſche Bildung dafür zu ſorgen, daß dem Gemüthe ſeine Beſonnenheit bewahrt, und dem Geiſte das Übergewicht über den Sinn und die Phantaſie verſchafft werde.

Durch die Einheit des Stoffes ſind erſt die Theile eines vollſtändigen Kunſtwerkes beſtimmt, die freilich, da jedes Kunſtwerk ein organiſches Ganzes ſeyn ſoll, auch als für ſich beſtehende Ganze betrachtet werden können. Der Organismus der Kunſt vollendet ſich dadurch, daß ſie zu einem größern Ganzen zuſammen gehen. Dies iſt es, was durch die reine äſthetiſche Form bewirkt wird. In ihr erſcheint die höchſte Einheit des Werkes und die höchſte Verklärung der Schönheit an demſelben.

Je mehr Mannigfaltigkeit des Lebens in dieſe Einheit ſich auflöst, je reiner und leichter ſie in ihr zuſammenfließt: deſto höher iſt der äſthetiſche Wehrt. Das echte Kunſtwerk intereſſirt durch ſeine Theile; es gefällt durch die Geſtalt jedes einzelnen; es befriedigt durch ihre Ineinanderfügung. Auf dieſer letztern beruht der

Totaleindruck, zu dem jedes Besondre sich vereinigen muß; und der Genuß ist um so größer, je mehr jedes Besondre in der Gewalt des Totaleindruckes empfunden wird. Wo das Einzelne so stark hervor springt, daß seine Stelle im Ganzen nicht mehr bemerkt wird: da mag wohl hohes Interesse und Ergötzung des Gemüthes Statt finden; aber das Gepräge der Schönheit ist vertilgt.

Die höchste Einheit des Kunstwerks ist entweder eine gebundene oder eine freie. Im ersten Falle liegt sie entweder im Gemüthe oder außer demselben. Es ist entweder seine Stimmung oder eine Ansicht des Lebens, was der Künstler darstellen will. Er darf sich ergießen in allem Wechsel der Gefühle, der in dieser Stimmung möglich ist; nur werde alles von dieser Stimmung gehalten, und diese Stimmung sey selbst eine würdige; sie werde im Beschauer auf solche Weise hervorgebracht, daß er in derselben, von welcher Beschaffenheit sie auch sey, die Lust des Schönen empfinde. Er darf hinein ziehen, was sich in seine Ansicht des Lebens bringen läßt, innerhalb ihrer Gränzen darf er sich ins Unendliche verlieren; nur sey es auf jedem Punkte leicht, zu dem zurück zu kehren, wovon jene An-

ſicht beſtimmt wird. Aller Reichthum der Ideen, welche die Begeiſterung ihm zuführt, ſteht ihm zu Gebothe; nur gehorche alles der Idee, in welcher die Einheit ruht.

Nie ſoll indeß die höchſte Einheit eines Kunſtwerkes ein äußerlicher Zweck ſeyn; und wäre dieſer auch der edelſte. Die Kunſt ſoll nicht dienen; ſie ſinkt in Knechtſchaft, ſo bald ſie etwas andres will, als ſich ſelbſt und ihre Wonne.

Die höchſte Einheit des Kunſtwerkes ſtrahlt da am herrlichſten, wo ſie eine freie iſt; da gibt ſie auf der letzten Stufe der Bildung die Einfalt der Natur zurück. In ihren einzelnen Theilen kann ſie Ueberfluß der Ideen enthalten, und das Gemüth in eine unergründliche Tiefe blicken laſſen; aber ihr Ganzes iſt das heiterſte Spiel — Ernſt und Hoheit das Weſen, Freude die Geſtalt. Hier erwartet ſie den empfänglichen Menſchen, um mit der Fülle des Lebens Himmelsgefühl in ſeine Bruſt zu ſenken. Hier wird die Seligkeit der Freiheit ganz genoſſen; und der Menſch umfaßt in Liebe das Verbild ſeines eignen beſſern Daſeyns.

Freilich iſt dieſer Genuß nur für wenige. Aber ſo lange man ihn nicht kennt, iſt die äſthetiſche Bildung mangelhaft. Zu ihm gelangen

nur diejenigen, die ſich von der Knechtſchaft der Begierde und des Zweckes losgerungen, die ſich deſſen, was ihnen, ihrer Natur zuwider, aufgedrungen war, entledigt, die nach vielfachen Berührungen und Kämpfen das Gleichgewicht mit ſich ſelbſt hergeſtellt, die ſich über die Gewalt jeder Einzelnheit erhoben, und zu einem ſichern Blicke auf das Ganze gewöhnt haben. Ihnen öffnet ſich in der Kunſt der Tempel der Wahrheit und der Tugend.

VI.

Ueber den moraliſchen Charakter des Mannes.

.....

Man ferdet vom Manne, daß er Charakter habe, und dieſer Charakter ſoll ein moraliſch guter ſeyn. Beide Forderungen laſſen ſich vor Natur und Vernunft leicht rechtfertigen. Schwieriger ſcheint es, den wahren Sinn derſelben in ſeinem ganzen Umfange zu erreichen. Laſſen Sie uns verſuchen, uns über dieſe in der That große Aufgabe zu verſtändigen.

Man ſagt von Jemand, er habe keinen Charakter, wenn es ihm an Haltung in ſei-

nem geiſtigen Seyn, an Übereinſtimmung in ſeinem Wünſchen, Streben und Handeln fehlt. Des Charakterloſen Gemüth iſt an nichts befeſtigt, durch nichts in ihm ſelbſt beſtimmt. Er iſt ein Spiel deſſen, was mit vorzüglicher Stärke auf ihn wirkt, oder was ſich in ihm mächtig hervor thut. Er iſt ſo und anders, wie es Zeit und Umſtände mit ſich bringen, häufig im Widerſpruche mit ſich ſelbſt, ohne es zu merken, weil der gegenwärtige Augenblick meiſt in Vergeſſenheit gebracht hat, was das Intereſſe des zunächſt vorhergehenden war. Es iſt ſchwer, auch nur im Wechſel ſeines Fühlens und Wollens eine Regel zu finden.

Keinen Charakter hat der Leichtſinnige; er hängt ganz von dem jedesmaligen Eindrucke ab. Zwar könnte die fröhlige Luſt, auf die er immer ausgeht, eine gewiſſe Einheit in ſein Leben bringen. Aber er berechnet nicht darnach; er verfolgt ſie nicht conſequent; er unterſcheidet nicht unter den verſchiedenen Arten derſelben; er nimmt ſie, wie ſie ihm kommt; er gleitet von Einem zum andern, und kaum hat man ihn auf einem Punkte gefaßt, ſo iſt er ſchon nicht mehr da. Wenn auch in der Seele des Leichtſinnigen ein Intereſſe etwas mächtiger wird, als die übri-

gen, so wird doch keins mächtig genug, um diese an sich zu ziehen, sich zu unterwerfen, und darauf ein System des Lebens zu gründen.

Keinen Charakter hat der Launische. Er steht unter der Herrschaft veränderlicher, oft entgegengesetzter, Empfindungen, von denen er selbst nicht weiß, wie sie ihm kommen, und was sie wollen. Wäre bei ihm ein überwiegendes Interesse möglich: er würde ihm doch nur dann folgen, wenn das Bewußtseyn seines Zustandes ihn nicht überwältigt, und das ist äußerst selten. Er denkt, begehrt, verabscheut und handelt, wie seine Stimmung es ihm eingiebt. Niemand ergründet ihn, weil an ihm nichts zu ergründen ist. Er selbst kann nicht sagen, wie er im nächsten Augenblicke handeln werde. Wenn sich bei jedem andern noch einiger Maßen vertrauen läßt auf den Wehrt, den gewisse Dinge in der Regel für die menschliche Natur haben: so fällt auch das bei ihm weg, weil seine eigne Natur nie dieselbe ist, und diese gerade in ihrer Eigenheit das Meiste vermag.

Keinen Charakter hat der Wankelmüthige. Ihm ist es Bedürfniß, in seiner Liebe und in seinem Treiben immer zu etwas anderm überzugehen. Für ihn gibt es keinen Wehrt,

als den der Abwechselung und der Neuheit. Er verläßt schnell, dem er sich ergeben hatte, weil der Reitz alles Bleibenden und Festen entblößt war. Auf einen so lockern Grund kann kein Charakter gebaut werden. Es ist allerdings ein Prinzip in seiner Seele, was ihn bestimmt, jetzt dies, dann jenes zu wählen; aber dieses strebt eben dahin, ihn ins Unendliche aus einander zu werfen.

Charakterlos ist auch der Eigensinnige. Sein Trachten ist, immer einen besondern Willen zu haben, und ihn mit Gewalt durchzusetzen. Was diesen besondern Willen erzeugt, ist immer Zufall — der erste oder lebhafteste Gedanke über eine Sache, oder der Umstand, daß andre sich schon für das Entgegengesetzte erklärt haben. Dem Eigensinnigen fehlt es an den Anlagen des Kopfes und des Gemüthes, die zu einem Charakter erfordert werden, wenn man nicht so nachgiebig seyn will, das Charakter zu nennen, daß sich sein Geist mit den Jahren in den Formen fest setzt, die ihm über seinem eigensinnigen Treiben am meisten geläufig wurden; aber man müßte dann vergessen, wie unvereinbar die Theile sind, die dadurch zu einem Ganzen zusammen gezwungen werden.

An Charakter fehlt es endlich auch denen,

deren Gemüth zwischen mehrere Interessen getheilt ist, ohne daß sie mit sich auf das Reine kommen können, wie diese Interessen gegen einander auszugleichen seyen; die daher bald diesem, bald jenem folgen, wie sich ihnen Eins als das vorzüglichere darstellt, oder lebhafter wie die andern angeregt wird.

Zum Charakter gehört vor allem, daß das Gemüth auf etwas ruhe, und daß ihm etwas einwohne, wodurch alle seine Äußerungen bestimmt werden, und woraus sich das ganze Leben des Menschen erklären läßt. Es ist gerade nicht nöthig, daß der Mann von Charakter nur Ein Interesse habe, wenn nur das, was ihn regiert, nicht mit einander im Streite liegt, wenn es nur einander gehörig bei- und untergeordnet ist. In dem Treiben des Mannes von Charakter darf nichts Zufall seyn, jedes muß in seiner Nothwendigkeit und in seinem Zusammenhange mit einem letzten Prinzip erkannt werden können. Man würde, wenn man ihn und die Umstände hinlänglich kännte, im Stande seyn, sein Handeln für jede Zukunft vorher zu sagen.

Festigkeit und Übereinstimmung im Leben des Menschen sind für sich allein noch kein Charakter; sie sind es erst dann, wenn sie sich als Eigenschaften des Willens kund thun. Der Charakter ist die wahre Kraft des Menschen, die Energie seines Daseyns. Wahre Kraft und Energie besitzt der Mensch aber allein in seinem Willen. Wer nichts will, besitzt sich selbst noch nicht. Mag er noch so consequent begehren; er beweist damit nichts, als verständige Thierheit. Die Persönlichkeit haftet am Willen, und der Charakter ist nichts anders, als Behauptung der Persönlichkeit.

Es gibt in der That einen Zustand, worin man noch keinen Willen hat; und auch in diesem Zustande kann der Mensch handeln, aber eigentlich nicht er selbst, sondern der Instinct oder die Begierde, die ihn treibt; er ist bloßes Werkzeug, er folgt dem Zuge, ohne sich bewußt zu werden, daß er zu widerstehen vermag, mithin auch ohne sich selbst zu bestimmen. Gleichwohl fühlt er sich angestrengt, und bildet sich ein, er selbst strenge sich an. Gelingt es hier einer Leidenschaft, sich seiner zu bemächtigen, und über das, was sonst in ihm rege ist die Oberhand zu gewinnen: so wird er zwar große Festigkeit und Übereinstim-

mung zeigen; aber er hat doch noch keinen Charakter. Eine herrschende Leidenschaft wird erst dann zum Charakter, wenn der Wille sie mit Besonnenheit in sich aufnimmt.

Manche Menschen sind auch von Jugend auf in eine gewisse Form eingewöhnt worden, ein gehemmender Trieb hat ihnen eine bestimmte Richtung gegeben, oder sie haben sich selbst zufällig eine eigenthümliche Weise des Denkens, Strebens und Handelns angebildet. An diesen wird man oft eine bewundernswürdige Gleichförmigkeit wahrnehmen. Aber man würde wieder irren, wenn man diese als Charakter wollte gelten lassen. Sie ist in der That Einseitigkeit und todter Mechanismus. Der Charakter ist in seiner Einheit sehr vielseitig und das kräftigste Leben.

Wille ist nie ohne Einsicht; wer will, der hat überlegt und gewählt, er kennt sein Interesse und den Gegenstand, den er mit demselben in Verbindung zu setzen sucht. Allerdings kann sich die einsichtsvolle Wahl für die Leidenschaft bestimmen, sie kann sich aber auch über sie erheben zur Selbstbestimmung nach Begriffen und Grundsätzen. Im letztern Falle allein ist der Charakter wahrhaft frei.

Soll der Wille den Namen des Charakters

verdienen: dann muß er in ſich ſelbſt feſt werden, ſich zu einem Syſtem des Wollens bilden, ſich nach Einem Geſetze in allen Thaten geltend machen, und allenthalben ſiegreich durchgreifen. Das bloße Mögen und Wunſchen, das Entſchließen, mit geheimem Vorbehalt und immer zögerndem Aufſchub, iſt das Zeichen einer Schwäche, bei welcher kein Charakter aufkommen kann. Entſchieden und rüſtig, vom Gedanken eilend zur That, haltend am Beſchloſſenen, wie an einer unabwendlichen Nothwendigkeit, iſt immer der Mann von Charakter.

Daß es aber viel wehrt ſey, Charakter zu haben, davon überzeugt man ſich bald. Es iſt des Menſchen Beſtimmung; die Entwickelung ſeiner Anlagen kann nur vollendet — das Bedürfniß der Selbſteinigkeit kann nur befriedigt werden in der Bildung eines Charakters. Während beim Weibe die Harmonie und Stille des Gemüthes in mancher Hinſicht den Charakter vertritt, fühlt ſich der Mann durch ſeine ganze Natur gedrängt, Charakter zu haben. Nur dadurch kann er ſich retten vor den vielen Angriffen, die

ihn zu verletzen, und ſich ſelbſt zu entreißen ſuchen. Nur wer Charakter hat, beſitzt ſich ſelbſt, und iſt eines edlen Selbſtgefühles fähig. Wer keinen Charakter hat, aus dem können Welt und Menſchen machen, was ihnen gefällt. Alles am Menſchen laßt ſich geſtalten; aber der Charakter leiſtet Widerſtand.

Der Mann von Charakter beherrſcht ſich ſelbſt, und dadurch alles, was mit ihm in Verbindung tritt. Ohne Charakter liegt man mit ſich ſelbſt immer im Streite; man thut, was man nicht überlegt hat, was man nicht will, was man hinterher bereuen muß, und kann doch nicht anders. Und wenn man das Rechte thut: ſo geſchieht es doch zweifelnd, ſchwankend, bald hierhin, bald dorthin greifend, bald durch dieſe, bald durch jene Rückſicht geängſtigt — ſelten nach einem feſten Plane und mit der Zuverſicht des Gelingens. Menſchen, die Charakter haben, zwingen das Glück in ihre Gewalt, und nehmen die andern ohne Mühe in ihren Dienſt gefangen. Charakterloſigkeit des Treibens iſt mehr als Unverſtand und Nachläßigkeit Schuld an dem Verderben der Staaten und an der Zerrüttung des gemeinen Weſens. Wo der Charakter aufhört, da ſchwindet auch bald die Kraft dahin; an

Gemeingeiſt iſt gar nicht zu denken, nicht einmal daran, daß der Egoismus recht verſtändig ſey, und das thue für das öffentliche Wohl, was ihm ſelbſt den meiſten Vortheil bringt.

Der ganze Wehrt des Menſchen ruht in ſeinem Charakter. Die trefflichſten Eigenſchaften geben ihm noch keinen, wenn ſie nicht zum Charakter ſich befeſtigen. Da geht die Bildung raſch, kräftig und gegen Verirrungen geſchützt, fort, wo ihr ein Charakter zum Grunde liegt. Da wird mit Erfolg nach Wahrheit geforſcht, wo Ernſt des Charakters dazu treibt, und dabei beſeelt. Zweifel, Einfälle und Meinungen ſind in der Regel das Höchſte, wozu es der Charakterloſe bringt. Die Tugend bewährt ſich erſt dann in ihrer Würde, ſie wird erſt dann, was ſie ſeyn ſoll, das Licht und die Wärme des Lebens; wenn ſie den Menſchen in der Tiefe ergriffen, und angefangen hat, in ihm den edeln Charakter zu bilden. Nichts aber zeugt ſtärker, wie ſehr der Charakter zum Weſen der Menſchheit gehört, als die Verachtung, die den Charakterloſen allenthalben trifft.

Der Charakter gibt jedem sein eigenthümliches Gepräge; jeder ist dieses Individuum, dadurch, daß er diesen Charakter hat. An seinem Charakter soll der Mensch erkannt, und unterschieden werden. So sehr auch die Natur durch die allgemeinen Anlagen dafür gesorgt hat, daß in die Charaktere der Menschen eine gewisse Übereinstimmung komme, wodurch sie fähig sind, Charaktere dieser Gattung zu seyn: so hat sie doch noch viel mehr gethan, die Charaktere von einander abzusondern, und in der Mannigfaltigkeit derselben ihren Reichthum zu offenbaren. Die Charaktere sind so verschieden, wie die Physiognomien. Vollkommen gleiche Charaktere werden gar nicht gefunden, und schon eine große Ähnlichkeit ist hinreichend, den Verdacht zu erwecken, daß hier etwas ängstlich nachgebildet oder gar mit Gewalt aufgedrungen sey. Aber wo eine starke Anlage zum Charakter da ist: da läßt sich so leicht nichts aufdringen, und bald wird wieder ausgestoßen, was nicht in die Einheit des von der Natur entworfenen Ganzen paßt. Woraus der Charakter sich bildet, das ist bei allen Individuen verschieden, und diese Verschiedenheit darf keine Bildung vertilgen.

Oft bringt die Natur ſelbſt den Charakter hervor, oder trifft doch für denſelben ſo wirkſame Anſtalten, daß es nur wenig bedarf, um ihn zu vollenden. Nicht ſelten iſt der Organismus des Geiſtes von der Art, daß ſich alles an demſelben in ſcharfen Umriſſen entwickeln muß; jede Anlage iſt genau beſtimmt, der Gang ihrer Ausbildung ihr vorgezeichnet, und ſie ſo feſt in ihre Gränzen eingeſchloſſen, daß nicht allein nichts ſie heraustreiben, ſondern auch nichts anders, als ihrer beſondern Eigenthümlichkeit gemäß ſie berühren kann. Unter jeglichem Einfluſſe der Umſtände bleiben dieſe ſich ſelbſt getreu; ſie werden was ſie ſeyn ſollen, und alles ſteht bei ihnen im genaueſten Zuſammenhange. Wenn der Wille erwacht, findet er ſich ſchon in einer beſondern Sphäre; er darf dieſe nur anerkennen, um als feſter Charakter offenbar zu werden. Solche Menſchen gedeihen zwar in kräftiger Selbſtſtändigkeit; aber ihr Mangel an Empfänglichkeit geſtattet ſelten vielſeitige Bildung und freundlichen Verkehr mit der Welt. Was ſie ſind, ſind ſie ganz und auf eigenthümliche Weiſe; aber ſie ſind ſelten viel. Der Wille verhärtet leicht in der Form, in welcher er erwachſen iſt; ſeine Freiheit wird beträchtlich vermindert; und es

ist nicht zu erwarten, daß er je das Gemüth selbstthätig ergreife, seine Fehler verbesse, und ihm neue Eigenschaften anbilde.

In Einiae hat die Natur die Dispositione zu einem mächtigen Interesse oder zu einer verherrschenden Leidenschaft gelegt. Auch hier entsteht leicht ein Charakter. Die Leidenschaft arbeitet sich immer mehr empor; der Verstand sinnt auf ihre Befriedigung; die Gefühle ketten sich an sie; die übrigen Neigungen werden ihr dienstbar; Urtheil, Wunsch und Handlung sind von einem Geiste beseelt, und so steht ein geschlossener Charakter da. Aber freilich auf Kosten des Gemüths — freilich ein stürmischer, der das Leben zerrütten, alles anfeinden, überall Verderben anrichten, und nie zur Ruhe kommen wird.

Feuer und Tiefe des Temperamentes können auch die Bildung zum Charakter begünstigen. Sie geben der Thätigkeit des Geistes eine besondre Beschaffenheit, und erzeugen damit die Dispositione zu gewissen Gedanken, Gefühlen und Bestrebungen, die bald in Neigung, dann in Fertigkeit, endlich in Hang übergeht und so zum Charakter wird. Der Cholerische und Melancholische haben einen Temperaments-Charakter, der weniger stark markirt ist, als der Charakter

der Leidenschaft, und gröſsere Vielseitigkeit gestattet; aber doch in seinen Gränzen fest steht.

Endlich ist die Energie des Geistes auch nicht in allen gleich groß. Je gröſser sie ist: deste mehr Kraft zu Wollen, deste früher erwacht der Wille, und deste leichter wird es, die sinnlichen Begierden einer selbstgewählten Regel zu unterwerfen.

In den meisten Fällen entsteht indeß ein kräftiger und gediegener Charakter nur durch eigne Anstrengung. Und nie kann es dieser Mißlingen, wenn es damit gehöriger Ernst ist. Mag die Natur noch so wenig dafür gethan haben. Der Charakter ist im Willen, und wo es auf den Willen ankommt, da soll man nicht erst von außen her Unterstützung erwarten. Man werde sich bewußt des Unfriedens eines getheilten und schwankenden Gemüthes. Man rücke sich vor die Augen, was man als Charakterloser Mensch ist. Was man seyn könnte, und seyn sollte, wird dabei fühlbar genug werden. Man wird jenes nicht ohne Beschämung wahrnehmen. Man lasse sie laut reden die Stimme welche auf Einigkeit dringt. Man erforsche seine Bedürfnisse, und errege dadurch ein lebendiges Interesse. Schwer kann dies nicht werden. Abgesehen von den mancherlei sinnlichen Begierden, ist in jedem Men-

sehen ein höchstes Interesse angelegt, das nur darum von ihm verkannt wird, weil er zu viel außer sich lebt, und außer sich die Schuld seiner Mängel sucht. Man lasse sich dieses Interesse rein und ganz aussprechen; man verwehre ihm keinen Zugang zum Herzen. Man vernehme die Forderungen, die von demselben an das Leben ergehen, und verwandle sie in geprüfte Grundsätze. Man umfasse jenes Interesse mit festem Willen, und leite denselben auf diese Grundsätze hinüber. Man wehre alles ab, was sich einen ungebührlichen Einfluß auf die Urtheile und Handlungen anmaßen will. Man hüte sich, etwas zu thun, was man nicht gewollt hat, und etwas zu wollen, was nicht mit dem Systeme der Grundsätze übereinstimmt. Man sey gewaffnet gegen die eigne Weichherzigkeit. Man bleibe bei dem, was einmal begonnen ist, und führe es in demselben Geiste fort, bis man es zu Ende gebracht hat. Die zunehmende Fertigkeit in einzelnen Maximen wird den Charakter immer mehr stärken, und jede Anstrengung des Willens wird sein Übergewicht vermehren.

Wie ist der Charakter ganz das Product eigner Bildung und des sich befestigenden Willens. Vielfach wird auf denselben gewirkt aus dem Innern des Menschen, und von außen her, um ihn bald in seinen Grundzügen, bald in Nebenzügen zu gestalten. Das herrschende Interesse ist das Wesen des Charakters. Aber wie vieles vereinigt sich, dieses herrschende Interesse zu constituiren! und wenn es einmal bestimmt ist: wie viele nähere Modificationen kann es dann noch von den übrigen Seelenkräften annehmen! Wie viel kommt hier auf die Beschaffenheit und auf das Verhältniß derselben zu einander an! Wohin das Bestreben der Seele sich richten, woran der Charakter sich befestigen werde: darüber entscheidet freilich in letzter Instanz der Wille. Aber was ist gewöhnlicher, als daß seine Entscheidung dahin fällt, wohin schon früher die Begierde sich gewendet hatte? Und gesetzt, der Wille erhebe sich in seiner Freiheit, um das System der Begierden neuen Gesetzen zu unterwerfen: wird nicht auch für dieses Geschäft die Beschaffenheit der Begierden, welche er schon antrifft, von grosser Wichtigkeit seyn? Gehören nicht auch Affekte und Stimmungen zum Charakter? Welche Unterschiede bringt hier die größere oder geringere

Regſamkeit des Geiſtes, die gröſsere oder geringere Freiheit und Wärme des Gefuhles, das Maß und der Gehalt der Einſicht hervor! Waren aber auch mehrere Charaktere in ihren Hauptmomenten einander gleich: welche Verſchiedenheiten werden ſich hervor thun, wenn der Eine mehr einer leidenden, der andre mehr einer thätigen Natur angehört, wenn der Eine mehr Sinn, der andre mehr Verſtand, der Eine mehr Phantaſie, der andre mehr ruhige Betrachtung, der Eine mehr Stille, der andre mehr Heftigkeit, der Eine mehr Hang zum Frohſinne, der andre mehr Hang zum Ernſte, der Eine mehr Egoismus, der andre mehr Sympathie, der Eine mehr Bildung, der andre mehr Rohheit verſündet, und wenn jeder den Einfluß ganz verſchiedener Meinungen erfährt?

Dazu kommen noch mancherlei äuſsere Einwirkungen. Was vermag nicht die Erziehung über den Charakter! Sie weckt und vertilgt Neigungen; ſie härtet ab, und verweichlicht; ſie trennt Kräfte, und fügt ſie zuſammen; ſie beſchränkt und erweitert die Einbildungskraft; ſie erregt Gefühle, und bildet Überzeugungen; ſie gewöhnt zu Anſichten, die nachher ſchwer zu verlaſſen ſind; ſie kann den Willen ſtählen, und ihn

unterdrücken, ſie kann ihm Reitze und Anſtöſſe geben, die oft ſeine Richtung für das ganze Leben beſtimmen.

Weiterhin der Umgang — was vermag nicht auch der? Er ſetzt Kräfte in Bewegung; er gibt der Neigung neue Gegenſtände; er ruft Begierden hervor, die bisher ſchliefen; er theilt Wahrheiten und Irthümer mit; er bringt Beiſpiele nahe, die nie ohne Folgen bleiben; er ſtiftet einen Verkehr, in dem der Charakter allenthalben berührt wird.

Endlich vollendet das Schickſal mit ſeinen Bedrückungen und Erleichterungen, mit ſeinen Beraubungen und Segnungen, mit ſeinen Verſagungen und Bewilligungen. Was dem Menſchen ans Herz greift, das bildet auch an ihm. Was ihm Freude und Trauer verurſacht, das gibt ihm auch Belehrungen, das erzeugt in ihm Beſtrebungen, oder reitzt ihn zum Widerſtande. Was ihm Furcht oder Hoffnung einflößt, das modificirt ſeinen Gemüthszuſtand im Ganzen.

Der Charakter wirkt wieder zurück auf alle Kräfte und Vermögen des Menſchen. Das wahre Seyn, das bleibende Wollen des Menſchen

druckt ſich ab in ſeinen Gedanken, in ſeinem Glauben, in ſeinen Urtheilen, in ſeinen Gefühlen und in ſeinen Stimmungen. Wie alles ſich endlich in den Charakter verliert: ſo tritt auch alles in veränderter Geſtalt, aus dem Charakter wieder hervor. Keine Äußerung des Lebens, in welcher es nicht offenbar würde, wie des Menſchen Herz iſt. Nirgends aber wird dies mehr offenbar, als in dem Zuſtande der Seele überhaupt, in ihrer Erhebung oder Gebeugtheit, in ihrer Stärke oder Schwäche, in ihrer Zufriedenheit und in ihrem Mißbehagen.

Darum darf der Charakter den Einflüſſen, welchen er bloß geſtellt iſt, nicht überlaſſen werden. Der beſonnene Menſch muß ihnen entgegen wirken, er ſoll ſie zurückhalten, beſchränken, erweitern, und tiefer ins Leben hinein führen, wie es das Ideal, welches ihm vorſchwebt, verlangt. Im Wollen ruht die Würde des Menſchen. Dies iſt aber noch nicht da, wo nur gewollt, ſondern erſt da, wo mit Freiheit gewollt wird. Es iſt indeß nicht einerlei, was und wie man will. Hier iſt es, wo die Sittlichkeit mit ihren Forderungen an den Charakter auftritt; er ſoll ein moraliſch guter, ein gerechter, ein edler ſeyn.

Vor allem iſt das herrſchende Intereſſe mit dem Geſetze der Tugend in Übereinſtimmung zu bringen. Nicht die Neigung der Natur, nicht das Treiben ſinnlicher Luſt, ſondern die Tugend ſoll dieſes Intereſſe beſtimmen. Nur das ſoll vom urſprünglichen Charakter bleiben, was ſich mit der Tugend verträgt; das ſoll noch hinzu gefügt werden, was zur Vollendung der ſittlichen Schönheit gehört; und alles ſoll die Geſtalt annehmen, in welcher es, als Adel der Seele, würdig erſcheinen kann. Es ergibt ſich von ſelbſt, daß hierzu vollſtändige Kenntniß aller Forderungen der Sittlichkeit, daraus abgeleitete richtige Grundſätze, genaue Erforſchung des urſprünglichen Charakters in allen ſeinen Beſtandtheilen, lebendiges Gefühl ſeiner Mängel, ernſtliche Beſtreitung der verkehrten Begierden und Gewohnheiten, beſtändige Übung in den Maximen der Tugend und ſorgfältige Verwahrung der ſchwachen Seiten des Herzens erfordert werden.

Endlich ſoll auch die Tugend nicht bloß den Charakter beſtimmen; ſie ſoll ihn beſitzen; ſie ſoll das lebendige Prinzip deſſelben ſeyn. In der Güte ſoll der Charakter ſein Höchſtes erkennen; ſie ſoll reine, ungetheilte Liebe in ihm finden; ſie ſoll frei und unumſchränkt in ihm herrſchen. Er

muß ihren Geiſt in ſich aufnehmen; er muß die Achtung, welche ſie in jeder, nicht ganz verſtimmten Natur für ſich erweckt, bewahren und verſtärken; er muß lernen verachten, was ihr entgegen iſt.

Damit ſich indeß die Tugend des Charakters durchaus bemächtige, und ihn in jeder Hinſicht beſtimme, muß ſie von Religioſität erwärmt und durchdrungen ſeyn. Sie ſelbſt deutet auf dasjenige hin, was der religiöſe Glaube umfaßt, was das religiöſe Gemüth verehrt, und worauf das fromme Streben ſich gründet. Wo der Sinn der Tugend erwacht iſt, da zieht er den Sinn der Religion mit in ſeine Wirkſamkeit, und empfangt von ihm neues Leben, kräftige Unterſtüzzung. Mancher ſchwere Kampf iſt zu beſtehen, damit der Charakter echt moraliſche Bildung empfange. Der Blick auf etwas Höheres, die Überzeugung von einem ewigen Daſeyn muß hier Muth, Freudigkeit und glückliches Gelingen geben.

Bei dem allem werden der Schwierigkeiten immer noch genug übrig bleiben. In allmähligen Fortſchritten nähert ſich die Charakterbildung ihrer Vollendung. Dieſe ſelbſt liegt in uner-

meßlicher Ferne. Mag ſie das Auge nicht erreichen. Genug, daß ihr Gedanke der Seele verſchwebt, und ſie begeiſtert. Es muß doch, wenn nur mit Ernſt und Liebe gearbeitet wird, des Vortrefflichen immer mehr zum Verſcheine kommen.

Die Tugend begehrt nicht die Individualität des Charakters zu zerſtören. Sie verlangt nur, daß dieſe ſich nicht auflehne gegen ihr Geſetz und die Eintracht des Lebens. Schöne Individualität mag ſich auch allein innerhalb der Gränze ſittlicher Würde behaupten. Aber hier bleibt ihr noch ein freier weiter Spielraum. Jeder ſtrebe ſo viel zu ſeyn, als Kraft und Pflicht ihm geſtatten. So wird die Menſchheit allenthalben herrlich.

Die wahre Größe des Charakters iſt die Stärke und Feſtigkeit des Willens, erprobt im Andrange mächtiger Verſuchungen, ſchwerer Unfälle und heftiger Leidenſchaften. Je mehr der Charakter ſich erhoben hat über das, was gemeine Seelen lieben, und wovon gemeine Seelen gebeugt werden, deſto gröſſer iſt er.

In zwei Erweisungen gibt sich vorzuglich der groſse moralische Charakter zu erkennen: im standhaften Dulden und im angestrengten und unermudeten Handeln. Der Mann von moralischer Charaktergroſse sinkt nie unter der Last des Ungemachs. Für ihn ist nur die Schuld ein Ubel. Dem Schmerze setzt er entgegen den siegreichen Willen. Stark gegen sich selbst, ist er es noch mehr gegen das Äuſsere. Dem Schicksale unterwirft er sich: denn das ist die Maxime seines Willens, zu bekampfen das Schlechte, und sich zu unterwerfen der Ordnung der Welt, uber die kein Sterblicher etwas vermag; er erkennt und verehrt in ihr die Ordnung des höchsten und ewigen Geistes. Auch darin erweist er sich fest, daſs er nicht über die Schranken hinaus strebt, die er nie durchbrechen wird, innerhalb derselben aber von nichts angetastet werden kann.

Handeln ist das Leben des Charakters. Der moralisch groſse Charakter veredelt sein Handeln durch Muth, Gemeingeist, Unerschütterlichkeit und unaufhörliches Streben nach dem Besten. Die Pflicht leitet, Liebe befeuert, Hoffnung starkt ihn. Edles Selbstgefuhl lehrt ihn

Belohnung verſchmähen und ſichert ihm Reinigkeit und Energie des Herzens. So wird, was erhaben iſt in ſich ſelbſt, Segen der Welt.

Möge es Ihnen ſtäts ernſte Sorge ſeyn, ſich zu dieſer Höhe des echten Menſchenwehrtes und der reinen Menſchenkraft hinaufzubilden.

VII.

Ueber das Handeln nach Grundsätzen.

.....

Daß man, m. g. Z., nach Grundsätzen handeln müsse, ist ein so verbrauchter Gemeinspruch; er ist von so vielen kopf- und herzlosen Menschen, die kaum ahnen konnten, was damit gesagt sey, nachgesprochen worden, raffinirender Eigennutz, kalter Ehrgeiz, geistesarmer Dünkel, eigenwilliger Quersinn und träges Phlegma haben sich so oft auf ihn berufen, daß man sich fast scheut, ihn wieder ins Andenken zu bringen. Gleichwohl bleibt ihm seine hohe Wahrheit; und je mehr der

Mißbrauch entweiht und verunſtaltet hat, deſto mehr iſt es Noth, ihn in ſeinem Ernſte, in ſeinem echten Gehalte und ſeinem Einfluſſe auf das Leben darzuſtellen.

Im ſtrengen Handeln nach Grundſätzen bewährt ſich der männliche Charakter. Grundſätze müſſen dieſem Charakter Einheit und Haltung geben. In Grundſätzen muß ſich die Vernunft ſeiner bemächtigen, um ihn zu retten aus unſeligem Schwanken und der Herrſchaft verderblicher Leidenſchaft. Durch Grundſätze gelangt man erſt dahin, daß man weiß, was man will, daß man dieſes Eine kräftig erfaßt, immer vor Augen hat, und conſequent verfolgt.

Wo es an Grundſätzen fehlt, da ſind zahlloſe Irrthümer und Täuſchungen unvermeidlich. Es fehlt da auch an Prinzipien des Wahren und Rechten; und es bleibt nichts übrig, als daß man blindlings ergreife, was ſich gerade ſcheinbar zu machen weiß, was den Launen des Augenblickes gefällt, was den jetzt regen Anſichten und Wünſchen am meiſten zuſagt — oder nach Vorurtheilen und herrſchenden Neigungen zu entſcheiden. Im erſten Falle wird man daſſelbe bald annehmlich, bald verwerflich finden — im andern we-

mastens eben so oft das Wahre verfehlen, als deſſelben theilhaftig werden. Menſchen ohne Grundſätze ſehen meiſt nur die Auſſenſeite der Dinge, und ſelten dieſe einmal ganz. Sie erfahren unaufhörlich, daß ſie betrogen ſind, und konnen es doch nicht andern.

Noch unſicherer wird ohne Grundſätze das Handeln. Man läßt ſich entweder von Einfällen, oder von Gefühlen, oder von Neigungen beſtimmen. In keinem dieſer Falle iſt eine mit ſich ſelbſt übereinſtimmende Thatigkeit möglich. Einfalle haben kein vernunftiges Geſetz; Gefühle wechſeln unaufhörlich; die Neigungen liegen faſt immer mit einander im Streite. Für Augenblicke macht ſich die Eine geltend, um es bald bereuen zu laſſen, daß die andre verſaumt worden iſt. Während man auf der einen Seite gewinnt, hat man auf der andern verloren, und weiß nicht, ob der Gewinn oder der Verluſt höher anzuſchlagen ſey. An feſtes in einander greifendes Hinwirken auf Einen Zweck iſt nicht zu denken. Wenn man ſich auch eines ſolchen bewußt iſt: kennt man doch ſein wahres Intereſſe und ſein Verhaltniß zu den übrigen Zwecken des Lebens nicht; man iſt nicht im Stande, Kräfte und Mittel gehorig zu berechnen und ſeine Anſtrengungen

zweckmäßig einzurichten. Die Überlegung wird von nichts gehalten; die größte Klugheit greift immer fehl, weil sie nur nach dem entscheiden kann, was der Zufall ihr anbiethet.

Es gibt wohl Menschen, die, indem sie bloß dem Zuge einer mächtigen Leidenschaft mit einiger Besonnenheit zu folgen scheinen, in ihren Bemühungen nicht ganz unglücklich sind. Aber in der That werden doch diese Bemühungen von, nur nicht entwickelten und durchdachten, Grundsätzen geleitet; und so sehr es ihnen auch mit dem, wozu die Leidenschaft sie treibt, gelingen mag, nie werden sie das gesammte Interesse ihrer Natur befriedigt, stäts werden sie sich von Einseitigkeit peinlich gedrückt finden.

Nach Grundsätzen muß man sich im Leben mit seinen mannigfaltigen Angelegenheiten orientiren, um alles zur Einheit desselben zu bilden, und in dieser Einheit sich selbst zu genügen. Alles Handeln, das nicht nach Grundsätzen geschieht, ist Mechanismus. Grundsätze führen es in das herrliche Gebieth der Freiheit. Nach Grundsätzen muß man handeln, um Geistswürde an sich zu bewahren.

Auch die Tugend kann in der männlichen Natur nicht anders als nach Grundsätzen gebil-

det werden. In Grundſätzen muß der Wille ſie faſſen, und ins Leben einführen, damit ſie reines, ſelbſtſtändiges und kraftiges Weſen ſey. Wo ſie nicht als Grundſatz exiſtirt, da exiſtirt ſie auch nicht in ihrer Totalität. Einzelne Maximen, eine Frucht der Angewöhnung, einzelne pflichtmäßige Handlungen, ein Werk der Neigung oder zufalliger Gewiſſensregung, einzelne ſchöne Aufwallungen, in die das Temperament ſich ergießt: das iſt alles, was man hier erwarten kann — keine gleichförmige Geſinnung, kein beſtändiger Wille kein ausdauerndes Handeln.

In der That dürfte ſo etwas kaum den Nämen der Tugend verdienen. Das Erſte der Sittlichkeit iſt Lauterkeit der Abſicht, Liebe des Guten um ſein ſelbſt willen. Wie ſoll dieſe aber erreicht werden, wenn nicht der Grundſatz in urſprunglicher Heiligkeit feſt ſteht? Das Zweite iſt Freiheit des Entſchluſſes. Iſt daran aber zu denken ohne Grundſätze? Sind es nicht dieſe, in welchen allein man ſich uber die Herrſchaft der Sinnlichkeit erheben, und etwas ſeyn kann in ſich ſelbſt? Das Dritte iſt, daß ſie ein abgeſchloſſenes, innig zuſammenſtimmendes Ganzes ſey. Wie iſt das möglich, wenn nicht Grundſätze ihre Theile zu einander ordnen, und ihre Anwendung auf

alle Kräfte des Gemüthes beſtimmen? Das Vierte iſt, daß ſie Plan des Lebens werde. Wird ſie das aber je, wenn nicht Grundſätze ihre Ausführung leiten? Das Fünfte iſt, daß nichts vermöge ſie zu erſchüttern. Womit ſie ſich aber auch ſonſt noch bewaffnen möge: nichts wird ihr hinlängliche Sicherheit gewähren, wenn nicht Grundſätze ihre Schutzwehr ſind. Grundſätze lehren das Gefährliche vermeiden, und der Verſuchung Widerſtand leiſten. Sie geben Stärke des Willens, die ſich ſiegreich behauptet, während was Neigung und Gefühl hervor gebracht haben, jeden Augenblick zerſtört werden kann. Durch ſie wird die Tugend eigenthümliche Kraft des Gemüthes, während, was anderswo her erzeugt werden iſt, immer etwas Anklebendes bleibt, welches ſich ohne viel Mühe wieder abtrennen läßt.

Der weiblichen Natur iſt der Geiſt der Tugend gleichſam eingeboren, und bewegt das Gemüth unaufhörlich in ſchönen Gefühlen. Dieſer darf nur ihre Reinheit und Lebendigkeit bewahrt werden: und es wird dem Willen nicht ſchwer, ſie zum Adel der Seele auszubilden. Gleichwohl muß auch hier, was ſich in der Natur Treffliches findet, in ein klares Bewußtſeyn aufgenommen, und von allem, was ſich Fremdartiges angefügt

haben mochte, geschieden werden, damit Weisheit sich zur That geselle, und so echte Tugend gedeihe, erstarke, und in der Prüfung fest stehe. Bei dem weiblichen Geschlechte sind die Grundsätze der Spiegel eines herrlichen Lebens, worin dieses unaufhörlich sich selbst beschaut, damit es nie befleckt werde.

Die Grundsätze, welche zur weisen Lebensführung erforderlich sind, lassen sich unter drei Klassen bringen. Sie beziehen sich nämlich entweder auf die Beschaffenheit des Wollens und Handelns im allgemeinen, oder auf die Schätzung der Dinge, oder auf die Erreichung besondrer Zwecke.

Die Grundsätze der ersten Art sollen zunächst dem Willen und dadurch auch dem Handeln Zweck und Form bestimmen; sie sollen uns in den Stand setzen, immer einem herrschenden Interesse gemäß zu wollen und thätig zu seyn. Sehen wir auf das, was sich gewöhnlich in der Praxis geltend macht: so treffen wir Grundsätze des Weltgebrauches, Grundsätze des Eigennutzes, Grundsätze des raffi-

nirten Lebensgenusses, und Grundsätze der Sittlichkeit an.

Die Grundsätze des Weltgebrauches richten sich nach dem, was hergebracht, oder unter den Menschen einer gewissen Klasse Sitte ist. Man kann dabei weiter keinen Zweck haben, als den, geduldet zu werden, höchstens eine Rolle zu spielen, oder den, für sein unbestimmtes Wesen, mit möglichst geringem Aufwande von Kraft, eine Gestalt zu finden. Um sie zu ergreifen, muß man entweder geist- oder herzlos seyn; man muß sich von jedem stärkern Interesse ausgeleert haben, oder verzweifeln für ein solches etwas vor sich zu bringen. Gewöhnlich sind es diese Grundsätze, die den abgestumpften Lustlingen, denen die Welt nichts gelassen hat, als etwas Raffinement, noch einige Haltung geben. Auch zeigen sie sich bei jenen Vielerfahrnen, die die Nichtigkeit aller Dinge erprobt zu haben glauben, und an das Leben weiter keine Forderungen machen, zufrieden, was hier getrieben wird, auf eine schickliche Weise mit zu treiben, wobei dann doch für den Zeitvertreib und die Eitelkeit zuweilen etwas abfällt. Nicht zu gedenken der Kaltblütigen, denen alles einerlei ist, wenn sie nur wenig bemüht werden,

und der Beſchränkten, die zu dem, was ſie ſeyn ſollten, gemacht werden müſſen.

Ich darf wohl voraus ſetzen, daß Sie nicht unter dieſen ſeyn werden; und durfte ich es nicht, ſo wäre es vergebens, auf die Unwürdigkeit eines Weſens aufmerkſam zu machen, das man nicht anders, als moraliſche Selbſtvernichtung nennen kann. In der That iſt es nur ein Scheinleben, was nach ſolchen Grundſätzen geführt wird.

Es gibt indeß auch achtungswürdige Menſchen, in denen das Bedürfniß eines ſelbſtſtändigen Seyns rege geworden iſt, die aber doch nicht den Muth haben, ihm überall zu folgen, denen eine gewiſſe Peinlichkeit immer wieder die Feſſeln der Conventien anlegt, und die ſich, weil ſie ſich über ſich ſelbſt nicht orientirt haben, nie mit der Welt ins Gleichgewicht ſetzen können. Vor der unglücklichen Halbheit dieſer Menſchen muß man ernſtlich warnen. Ihr Schimmer iſt blendend; der ſittliche Zuſtand des Zeitalters begünſtigt ſie; und das Gemüth wird durch ſie faſt unheilbar zerrüttet.

Allerdings verdient der Weltgebrauch Rückſicht; aber dieſe Rückſicht ſoll nicht Grundſatz ſeyn, ſondern von höhern Grundſätzen beſtimmt wer-

den. Wer, der ſich einiger Maſſen in ſich ſelbſt fühlt, möchte ſich ſein Weſen wohl aufdringen laſſen, wenn er auch auf alle Anſprüche, die aus dem Innern unſrer Natur hervor gehen, Verzicht leiſten wollte? Der Sinn der Welt iſt oft ein ſehr verkehrter; und wie widerſinnig wird ſich, was ſie mittheilt, ohne bildende Einheit im Gemüthe, zuſammen fügen! Selbſt äußere Glätte kann der Weltgebrauch nur dann bewirken, wenn man ihn nach anderweitigen Grundſätzen in ſich aufnimmt. Was iſt aber äußere Glätte ohne innern Werth?

Die Grundſätze des Eigennutzes beabſichtigen den Vortheil. Sie gehen alle davon aus, daß man nichts thun müſſe, wovon man ſich nicht Gewinn verſpreche, und daß dieſer Gewinn immer auf dem kürzeſten Wege und mit dem geringſten Aufwande von Kraft und Mitteln zu ſuchen ſey. Was aber jemand für Gewinn zu halten habe, darüber muß er ſich mit ſich ſelbſt verſtändigen.

Wer ſich zu dieſen Grundſätzen bekennt, der will doch wenigſtens etwas. Daß in den Menſchen, die ihr ſelbſtſüchtiges Intereſſe, welches es auch immer ſey, conſequent verfolgen, mehr Kraft und mehr geiſtige Regſamkeit ſey, als in denen,

die sich von der Welt treiben lassen, oder gar keine andern Bestimmungsgründe kennen, als die augenblickliche Lust, ist auch nicht zu läugnen. Nicht alle Interessen dieser Art sind verwerflich; es kommt nur auf Läuterung und Mäßigung an.

Aber eben so offenbar ist auch, daß Grundsätze, welche allein am eignen Vortheile hangen, kein echt menschliches und genügendes Leben bilden können. Grundsätze müssen das Betragen immer mit einer gewissen Allgemeinheit bestimmen; sie müssen etwas für die Menschheit — nicht bloß für das Individuum Gültiges festsetzen. Das eigennützige Interesse ist aber verschieden, und jeder sucht es auf einem besondern Wege zu erreichen. Und wo die verschiedenen Interessen der Menschen zusammen treffen; da ist es nur deste schlimmer. Die scheinbare Vereinigung ist Krieg aller gegen alle. Grundsätze sollen Einheit des innern und äußern Lebens, Harmonie des ganzen Menschen bewirken. Sind sie Grundsätze des Eigennutzes: dann müssen sie oft um des Eine zu begunstigen, das andre unterdrucken, um das Herz auf der Einen Seite zu bereichern, es auf der andern berauben, ohne im Stande zu seyn, dem Ersatz zu geben. Grundsätze sollen zu einem Verhalten leiten, das wir in jeder Hin-

ſicht billigen können. Wer keine andern anerkennt, als die des Eigennutzes: der wird ſich nicht ſelten da am meiſten tadeln müſſen, wo er jenen Grundſätzen am treueſten geweſen war; er wird ſich Ungerechtigkeiten und Verſäumniſſe zu Schulden kommen laſſen, zu denen nur ein ganz abgeſtumpftes Gefühl ſchweigt. Mag der Eigennutz ſich unſers Willens bemächtigen: er kann doch nicht immer das geſunde Urtheil beſtechen. Zu tief liegen die Forderungen, die auf dasjenige dringen, was nicht allein keinen Vortheil gewährt, ſondern auch ſehr oft mit demſelben in Widerſpruch ſteht. Grundſätze ſollen uns endlich Selbſtachtung ſichern, und dadurch eine wohlthuende Erhebung geben. Bei den Grundſätzen des Eigennutzes muß man ſich ſelbſt verachten, wenn man nicht allen Sinn für das, was den Menſchen groß macht und was ihn erniedrigt, verloren hat.

Die Grundſätze des raffinirten Lebensgenuſſes gehen darauf aus, uns das Angenehme im größten Maße, in möglichſter Dauer und in ergötzlicher Vertheilung zu verſchaffen. Daß alle Neigungen Befriedigung erhalten, daß nie das Gemüth leer bleibe oder ſich gedrückt fühle, daß es nie an intereſſanter Beſchäftigung

und reizender Abwechselung fehle, daß nichts verloren gehe, was das Leben Erfreuliches anbiethet, daß das Unvermeidliche leicht ertragen, und selbst dem Schmerze noch Erheiterndes abgewonnen werde: das ist es, was diese Grundsätze zu bewirken suchen. Dafür lehren sie Auswahl, Anordnung der Genüsse und weise Mäßigung. Dafür schärfen sie den Sinn des Genusses; dafür suchen sie die Stimmung des Frohsinnes dem Gemüthe zu bewahren.

Es ist nicht zu läugnen, daß ein System solcher Grundsätze für das lüsterne Herz viel Gefallendes und Einnehmendes hat. Es verbreitet heitern Schimmer über das Leben; es duldet keine Einseitigkeit; es rechnet auf alles, was Kraft und Gefühl und Neigung im Menschen ist; auch scheint es eine Befreundung zwischen ihm und den Umgebungen zu stiften, die nicht anders als erfreulich seyn kann. Wenn es nur je mit dieser Befreundung zu einiger Vollkommenheit zu bringen wäre. Wenn nur die Welt sich dem Menschen eben so anschmiegte, wie er sich ihr. Wenn ihre Angriffe nur nicht oft deste wilder, ihre Versagungen deste grausamer würden, je mehr er sich ihr fugt, und je bescheidener er seine Forderungen herab stimmt. Wenn er nur

nicht so oft erführe, daß die weiseste Behandlung des Äußern und das günstigste Entgegenkommen desselben seine Zufriedenheit nur schlecht sichere, wenn er sich nicht in sich selbst befestigt, wenn er nicht in seinem Innern noch genug findet, wo ihm von außen her nichts mehr gereicht wird.

Zum Genusse sind wir nicht geboren. Jeder Genuß, der mehr ist als Erholung und Stärkung der erschöpften Kraft, bleibt erniedrigend. Nur diejenige Lust ist würdig, als Bestimmung des Lebens angesehen zu werden, die aus dem Bewußtseyn rüstiger Thätigkeit und aus dem Besitze dessen, was mit Anstrengung, mit Überwindung des Widerwillens, mit männlich freiem Entbehren errungen worden ist, entspringt.

Freiheit des Genusses kann ihn nicht adeln. In den meisten Fällen macht sie mehr die Weichlichkeit, als die Bildung bemerkbar. Je mehr Verstand an ihn ist verschwendet worden: desto größer wird das Bedauern, daß die herrliche Anlage in so gemeinem Dienste verbraucht wurde. Der unverstimmte Mensch wird sich immer schämen, zu gestehen, daß er es mit einem sonst würdigen Treiben, bloß auf den Genuß abgesehen habe. Und wie viel Nöthiges, Heilsames, Großes muß ungethan bleiben, welche traurige

Richtung werden manche schöne Bemühungen nehmen: wenn die Grundsätze des raffinirten Genusses unsre höchsten sind?

Hat es Menschen gegeben, die in einem weise berechneten Genusse Ruhe und Genuge des Daseyns, selbst bis ins späteste Alter, fanden: so waren es solche, in welchen die Erziehung schon manches unterdrückt hatte, was, als wesentlicher Bestandtheil echter Humanität, nicht einmal verletzt werden darf, wo ein würdiges Lebensganzes soll gebildet werden.

Zwar wird ein consequentes System des Genusses die edlern Gefühle der menschlichen Natur nicht ganz vernachlässigen: denn auch von ihnen kommt dem Gemüthe vielfache Lust, und ihre Verletzung ist nie ohne Schmerz. Aber es wird ihnen mit den sinnlichen Neigungen gleichen Rang anweisen, wo nicht gar sie unter dieselben herabsetzen. Und doch sind sie es, was sich im Menschen als das Höchste, dem alles gehorchen soll, ankündigt.

Vollständige Einigkeit mit uns selbst, Rettung unsrer Würde, Befriedigung unsrer ganzen Natur ist nur dann möglich: wenn die Grundsätze der Sittlichkeit den Zweck und die Form unsers Handelns bestimmen. In ihnen

ſpricht die Vernunft ihr königliches Geſetz aus. An ihnen erweist ſich der Wille in ſeiner Freiheit. Sie allein führen zu einem feſt zuſammenhängenden, durchaus übereinſtimmenden und ſichern Handeln. Sie allein ſind einer allgemeinen Gültigkeit fähig. Das Handeln nach ſittlichen Grundſätzen gibt die wahre Ehre.

Es iſt nicht ſchwer ſich zu ihnen zu erheben. Sie liegen vor uns in den gedankenvollen Sprüchen der Weiſen alter und neuer Zeit; das eigne Gefühl deutet ſicher auf ſie hin. Wir dürfen nur auf dieſe Winke merken, über ſie nachdenken, ihr Gemeinſames ſammeln, ihren Geiſt und Zweck faſſen, um derſelben theilhaftig zu werden. Freilich können die dunkeln Regungen des Gefühles noch nicht Grundſätze ſeyn, ſie müſſen ans Licht gezogen, von Fremdartigem und Zufälligem geſchieden und auf genau beſtimmte Begriffe gebracht werden. Auch bedarf es ſehr der Vorſicht, daß man ſich nicht täuſchen laſſe durch den Schimmer einer falſchen Größe, die ſich ſo gerne geltend macht. Am beſten iſt man dagegen verwahrt, wenn man in das Weſen der Sittlichkeit ſelbſt eingedrungen iſt, und darnach die einzelnen Grundſätze würdigen kann. Nirgends aber hat ſich die-

ſes Weſen ſchöner entfaltet, nirgends ſtrahlt es ſo helle in ſeiner Lauterkeit, als in der Moral des Evangeliums und in dem Leben ſeines göttlichen Lehrers.

Die Grundſätze der zweiten Klaſſe beziehen ſich auf das, was im Leben zu erdulden, zu genießen und zu erreichen iſt. Sie ſollen uns in den Stand ſetzen, alle menſchlichen Dinge richtig zu ſchätzen. Die Grundſätze der Sittlichkeit verlangen, das man jedes ſeiner Natur und ſeinem wahren Wehrte gemäß behandle; uber dieſe Natur und dieſen Wehrt aber können ſie ſelbſt uns nicht belehren. Dazu bedarf es beſondrer Grundſätze, welche man die Grundſätze der Weisheit nennen kann.

Ohne ſie kann zwar der Wille gut, aber die Ausfuhrung wird in den meiſten Fällen ſchlecht ſeyn. Man wird unzählige Male das Mangelhafte dem Beſſern verziehen, durch unbedeutende Ereigniſſe heftig erſchüttert werden, über Übel klagen, wo keine — höchſtens Unbequemlichkeiten — ſind. Man wird hoffen und fürchten, wo man nicht ſollte, des Günſtigen ſich ſelten ganz freuen, und große Anſtrengungen an das ver-

ſchwenden, was kaum kleine verdient; Kräfte und Mittel ſelten gehörig berechnen, und faſt immer den Verdruß des Betrogenſeyns erfahren.

Die Grundſätze der Weisheit enthalten dasjenige, worauf es bei der Schätzung menſchlicher Dinge vorzüglich ankommt. Mit ihnen darf man nur vergleichen, was gewürdigt werden ſoll, um bald deſſen wahren Wehrt zu erfahren, und ihn von dem bloß ſcheinbaren zu unterſcheiden.

Die meiſten urtheilen nach dem bloßen Gefallen. Was beim erſten Eindrucke den Sinnen ſchmeichelt oder der gegenwärtigen Stimmung entſpricht, das iſt ihnen das Rechte. Sie können deſſen nicht ſatt werden; und iſt es nicht in ihrem Beſitze, dann wird alles aufgebothen, um ſich ſeiner zu verſichern. Aber gewöhnlich ändert ſich das Urtheil ſchon über dem Beſtreben; beim Beſitze bleibt es gewiß nicht lange daſſelbe. Nichts iſt wandelbarer, als das Gefallen. Es iſt die Wirkung Einer Außenſeite; bald drängt ſich die andre vor, und endlich wird die innere Natur ſelbſt offenbar, die nicht ſelten damit ganz im Widerſpruche ſteht. Sehr viel kommt auch auf die Umſtände an, unter welchen uns etwas erſcheint, und auf den Zuſtand, in welchem wir ſelbſt uns befinden. Man muß ſich mit dem

Scheine begnügen; wenn man ja zufällig des Wahren theilhaftig wird, so kann man dessen doch nicht versichert seyn. Und gesetzt auch, was gefallt, gewahre dem Herzen manche Freude: ist denn das sehen ein zuverlässiges Merkmal des Wehrtes? Werden diese Freuden von Dauer seyn? Sind sie nicht vielleicht mit Schmerzen vermischt, die von ihnen nicht aufgewogen werden? Sind damit nun alle Forderungen an das wahre Gut des Menschen erfüllt?

Andre urtheilen nach dem Gewinne oder der Beeinträchtigung ihrer mächtigsten Neigungen. Hier muß allerdings die Sache schärfer ins Auge gefaßt, und von mehrern Seiten betrachtet werden; auch kann man dabei die entferntern Wirkungen nicht wohl unbeachtet lassen. Aber wäre nicht erst der Wehrt dieser Neigungen selbst — ihr Beitrag zur Würde und Glückseligkeit des Lebens und ihr Recht zu entscheiden, in Anspruch zu nehmen? Wie, wenn die Eine Neigung mit der andern im Streit geriethe, und für dieses ein Übel wäre, was mit jener übereinstimmt? Und ist denn wohl Eine Neigung der ganze Mensch, darf sie sich anmaßen, über das zu verfügen, wobei alle

Angelegenheiten, Wünſche und Erwartungen in Anſchlag gebracht werden ſollten?

Viele endlich überlaſſen das Urtheil der herrſchenden Meinung. Gewohnt, ſich vor ihrer Allgewalt zu beugen, überreden ſie ſich auch, nach ihr glücklich oder elend zu ſeyn, und finden den Widerſpruch des Herzens ſinnreich genug ab. Ihnen iſt das das Beſte, was die Welt dafür erklärt hat, und, was darin Ungenügendes oder gar Drückendes ſeyn mag, gehört zu den Mängeln, die von allen menſchlichen Dingen unzertrennlich ſind, und die gegen das Glück, mit dem Zeitalter in Frieden zu leben, nicht in Vergleichung kommen. Wenn nur der Wahn ſich behaupten könnte; wenn nicht die lange unterdrückten Stimmen doch endlich laut würden; wenn nur die menſchliche Natur ſich auch ſo willig der Meinung der Welt anbequemte, als der menſchliche Sinn! Aber in ihr iſt etwas Feſtes und Ewiges, was ſich ſpäterhin um ſo ſchmerzlicher zu erkennen gibt, je länger man es verkannte. Man kommt noch wohl wieder zurecht, wenn man einen Theil ſeines Weſens an den andern verrathen hat; aber was man der Welt verkaufte, das iſt ſchwer wieder zu erlangen.

Die Grundſätze der Weisheit ſind das

Werk genauer Selbſtkenntniß und beſonnener Erfahrung. In ſich ſelbſt muß man die Bedürfniſſe entdecken, die allem, was mit uns in Verbindung tritt, ſeinen Wehrt beſtimmen. Bei ſich ſelbſt muß man das naturgemäße Verhältniß der verſchiedenen Intereſſen des menſchlichen Weſens, nach ihrem Einfluſſe auf Würde, Bildung und Zufriedenheit ausmitteln. Bei ſich ſelbſt muß man beſtimmen, von welcher Seite uns berühren, und wie auf uns wirken müſſe, was für ein Gut ſoll gehalten werden, und wovon deſſen Unentbehrlichkeit oder Nützlichkeit abhängt. Beſonnene Erfahrung muß uns diejenige Bekanntſchaft mit den Dingen ſelbſt verſchaffen, wodurch wir im Stande ſind, ſie nach jenen Kennzeichen zu prüfen, und ihnen ſo die Stelle anzuweiſen, auf welcher die Weisheit ſie immer erblickt.

Die Grundſätze der dritten Klaſſe beziehen ſich auf die Erreichung beſondrer Zwecke; es ſind die Grundſätze der Klugheit. Die Zwecke ſelbſt hat die Sittlichkeit anzuweiſen; Niemand ſoll etwas wollen, was er nicht vor ſeinem Gewiſſen verantworten kann. Auch hat die Sittlichkeit darüber zu wachen, daß für den rühmli-

chen Zweck nichts Unrechtes unternommen werde. Aber die Erfindung, die Anordnung und der wirkliche Gebrauch der Mittel bleiben Sache der Klugheit.

Freilich läßt sich die Klugheit nicht auf Grundsätze bringen. Gereifte Erfahrung, ein gewandter und heller Blick, sind bei ihr das Wesentliche. Aber es ist doch vieles in der Welt sich fast immer gleich. Dieses vorauszusetzen, nur nicht ohne offnen Sinn für die vielfachen Abweichungen, die oft genug eintreten, führt schnell, und doch sicher, weiter, und unterstützt besonders die Entschlossenheit, auf die hier so viel ankommt. Kluge Menschen handeln immer nach Grundsätzen; aber sie tragen sie nicht vor sich her, und binden sich an sie nicht ängstlich, denn sie sind sich immer der Verhältnisse derselben zu ihrem ganzen Thun deutlich bewußt.

Die Grundsätze der Klugheit bestehen vorzüglich aus Maximen der Welt- und Menschenkenntniß. Sie bedürfen der Empfehlung nicht: denn wer wünscht nicht die Vollführung seiner Absichten; wem wäre nicht schon das Gefühl der Sicherheit und die davon abhängende Leichtigkeit des Wirkens viel wehrt, die uns das Bewußtseyn ihres Besitzes verschafft?

Die Bildung der Grundsätze muß frühe beginnen. Man kann auch schon frühe Grundsätze haben; und es ist ein großer Gewinn, wenn man den Jahren, wo die Welt ihre verführerischen Reitzungen zuerst vor uns ausbreitet, wo die Phantasie jeden Eindruck mit großer Gewalt ergreift, wo das Herz nach Genuß dürstet, und wo alle Begierden wach sind, dem wilden Andrange der Sinnenlust einen mit Grundsätzen gewaffneten Willen entgegen bieten kann. In dem Feuer einer schönen Jugendbegeisterung gefaßt, prägen sie sich tiefer ein, und verweben sich genauer mit allem, worin uns das Leben erreicht. Nur vergesse man nicht, daß die weitere Ausbildung derselben Geschäft des ganzen Lebens ist. Sie bedürfen immer noch der Erweiterung und nähern Bestimmung, der Berichtigung, der Vereinfachung und der Befestigung.

Man wird unaufhörlich unter Erscheinungen, Verhältnissen und Veranlassungen zum Handeln geführt, über welche wir noch keine Grundsätze haben, oder deren Verhältniß zu unsern Grundsätzen wir noch nicht einsehen. Wir machen unaufhörlich Erfahrungen, denen heilsame Lebensregeln zu entnehmen sind. Wir gerathen oft in

ſolche Lagen, von denen wir bald gewahr werden, daß ſie nach ſchon vorhandenen Grundſätzen beurtheilt werden müſſen, daß aber dieſe in ihrer bisherigen Geſtalt noch nicht dazu geeignet ſind, und daß ſie überhaupt noch nicht ſo deutlich und ſo genau begränzt waren, als es Brauchbarkeit derſelben verlangt.

Die Grundſätze der Weisheit bedürfen der Berichtigung am wenigſten. Sie ſind einfach; ſie finden in den unvertilgbaren Bedürfniſſen der menſchlichen Natur leicht ihre Beſtätigung; man iſt in ihnen ſchon lange überein gekommen. Der Widerſpruch gegen ſie rührt mehr vom Herzen als vom Verſtande her. Sie kann nur der verkennen, dem der Wille fehlt, weiſe zu ſeyn.

Mehr ſchon bedürfen die Grundſätze der Sittlichkeit der Berichtigung. Ihr Gebieth iſt weiter, ihre Anwendung mannichfaltiger, und zahlreicher ſind die Umſtände, die ſich unvermerkt Einfluß auf ſie zu verſchaffen wiſſen. Falſche Urtheile, die ſcheinbare Erhabenheit oder Liebenswürdigkeit gewiſſer Maximen, Neigungen des Herzens, imponierende Äußerungen Anderer, und der herrſchende moraliſche Geſchmack beſtimmen nicht ſelten, zu einem bedeutenden Theile, die Beſchaffenheit der ſittlichen Grundſätze, und ver-

derben dadurch den Charakter. Die Güte des Willens ist nicht allein selbst dabei interessirt, daß sie zugleich Wahrheit sey, sondern es hängt davon auch die Erreichung der Zwecke ab, für welche sie thätig ist. Es ist daher ein sehr wichtiges Geschäft, fortdauernd zu prüfen, ob sich nicht unsern sittlichen Grundsätzen Fremdartiges beigemischt habe, und ob sie auch mit den höchsten Prinzipien des sittlichen Handelns übereinstimmen. Sie bleiben nicht immer dieselben. Durch mehrseitige Anwendung gewinnen sie oft selbst eine andre Gestalt. Uns darf nicht gleichgültig seyn, ob sie in dieser Gestalt vor der Vernunft bestehen können.

Am meisten bedürfen die Grundsätze der Klugheit der Berichtigung. Sie sind Producte der Erfahrung. Die Erfahrung fügt sich aber häufig nach der Stimmung, worin man gerade ist; sie wird noch häufiger von vorgefaßten Meinungen geleitet. Es ist nur zu gewöhnlich, daß man sieht, was man erwartet hat, oder was man sehen will. Einzelne, selbst viele zusammenstimmende, Erfahrungen führen noch nicht zu einem ganz zuverlässigen Resultate. Fast immer klebt ihnen etwas Zufälliges an, was durch neue Erfahrungen davon geschieden werden muß.

Um an der Hand der Erfahrung ſicher zu gehen, muß man für jeden Unterricht derſelben empfänglich bleiben. Sorgfältig ſind hier die Beobachtungen Andrer zu Rathe zu ziehen, und vorzüglich verdienen diejenigen Zurechtweiſungen Aufmerkſamkeit, welche die eigne Praxis mit bringt. Sie kommen uns auch gewöhnlich ſo theuer zu ſtehen, daß es unverantwortlich wäre, ſie ſich nicht zu Nutze zu machen.

Die Vereinfachung ſoll unſre Grundſätze auf möglichſt wenige Prinzipien zurück führen. Dadurch erhalten ſie mehr Licht und Zuſammenhang; ſie gewinnen in der Seele mehr eigenthümliches Leben; ſie können leichter angewendet und befolgt werden; und ſelbſt ihre Wahrheit wird mehr geſichert. Wirklich ſind ſie einer ſehr großen Vereinfachung fähig; und nur in dieſer Vereinfachung zeigt ſich der Geiſt und die Tendenz derſelben; in ihr lernt man ſie als Einheit des Gemüthes und als Urſache der Selbſtbefriedigung verſtehen. Wo dieſe Vereinfachung unmöglich zu ſeyn ſcheint, da iſt gewiß noch viel Einſeitiges und Falſches in den Grundſätzen. Um Vereinfachung der Grundſätze zu bewirken muß man ſo wohl auf ihr Gemeinſchaftliches, als auch auf ihre verſchiedenen Sphären achten, und zu-

sehen, wie in diesen, ihrer besondern Natur gemäß, die Mannigfaltigkeit hervor tritt.

Die Befestigung der Grundsätze soll endlich dafür sorgen, daß sie in der Seele haften. Alles Unsinnliche muß mit einer gewissen Anstrengung fest gehalten werden, wenn es von Dauer seyn soll. Jeden Augenblick empfangen wir sinnliche Eindrücke, die das innere Leben mit großer Gewalt an sich ziehen, und nicht selten verschlingen. Die Zerstreuungen, welche kleinere und größere Angelegenheiten, Arbeiten, Sorgen und Vergnügungen verursachen, verdunkeln leicht, was, durch bloße Thätigkeit des Geistes hervor gebracht, von nichts Sinnlichem unterstützt wird. Dazu kommt bei den Grundsätzen noch der immerwährende Hang des Herzens, sich ihrer zu entledigen, um der Neigung ungestört folgen zu können — der Leichtsinn, der sie in Vergessenheit zu bringen sucht, und zahllose Antriebe von außen, sie aus den Augen zu setzen.

Man muß sich ihrer oft erinnern, man muß sich oft ernstlich mit ihnen beschäftigen, man muß sich vorzüglich dann ihre Wichtigkeit vergegenwärtigen, und sie mit neuem Interesse wieder erzeugen, wenn man sich lange in solchen Umständen befunden hat, die sie schwächen konnten, damit

sie fortdauernd ihre Wirksamkeit beweisen. Zuweilen haben sie selbst nichts verloren, aber es hat sich so vieles vor sie geschoben, daß ihre Äußerungen schon im Entstehen gehemmt werden: dann bedarf es wenig, sie wieder an die rechte Stelle zu bringen.

Der ganze Wehrt der Grundsätze beruht darauf, daß nach denselben gehandelt werde. Menschen, die viel von ihren Grundsätzen sprechen, haben gewöhnlich gar keine; und wenn sie welche haben, so werden sie dieselben, eben dadurch, daß sie sie immer im Munde führen, ihrer Wirksamkeit berauben. Wer mit Grundsätzen Gepränge treibt, der versteht sich gewiß nicht auf ihre innere Würde. Dies ist auch so gemein geworden, daß der Besonnene dessen sich schämt.

Aber immer nach Grundsätzen zu handeln, sie gegen jeden mächtigen Antrieb der Sinne und der Leidenschaft durchzusetzen, sie zu einer unabwendbaren Nothwendigkeit des Lebens, die zugleich Freudigkeit des Gemüthes ist, zu erheben: das ist allerdings keine geringe Aufgabe.

Vor allem thut sich hier die Schwierigkeit

hervor, daß unsre Grundsätze uns nicht stats gegenwärtig sind. Offenbar wird denselben oft bloß deßwegen entgegen gehandelt, weil wir uns ihrer nicht erinnern. Dies geschieht nicht bloß in den Augenblicken, wo die Umstände drängen, und die Leidenschaft fortreißt, sondern oft auch in solchen, wo wir mit Ruhe und Überlegung unsre Entschließungen fassen. Auf mancherlei wird da wohl Rücksicht genommen, nur nicht auf Grundsätze. Es ist umsonst, das zur Pflicht zu machen: denn es könnte ja diese Pflicht selbst uns nicht einfallen.

Der Erinnerung läßt sich nicht gebiethen, sie folgt ihren eignen Gesetzen. Aber es lassen sich Anstalten treffen, daß die Erinnerung von selbst komme; und das ist es, was uns für die Fälle, wo wir unsern Grundsätzen zuwider handelten, weil wir nicht an sie dachten, verantwortlich macht. Schon der feste Wille, etwas nie zu vergessen, leistet viel. Dieser Wille greift gewisser Maßen durch alle geistigen Thätigkeiten hindurch, und wird nur selten von stärkern Gefühlen überwältigt. Er hält den Gedanken wach, daß er sich an jede Vorstellung anschließt. Wenn man selten an seine Grundsätze denkt: so rührt das meisten Theils daher, daß man gleich An-

fangs nicht recht an sie gedacht hat. Man beschäftigt sich mit ihnen, wie mit Wahrheiten, die für den Verstand gehören; man gewinnt ihnen bloß ein speculatives Interesse ab. Einzig besorgt für ihre Richtigkeit oder für ihren Schimmer, übersieht man ihr praktisches Wesen, und versäumt, sie dem Willen zu übergeben, sie in einem kräftigen Entschlusse zu ergreifen. Höchstens bringt man es zu dem Wunsche, daß immer nach ihnen gehandelt werden möchte. So ist es kein Wunder, wenn sie das Schicksal aller bloßen Vorstellungen haben, endlich unter der Menge neu hinzuströmender Bilder und Gedanken begraben zu werden.

Beträchtlich wird es die Erinnerung auch erleichtern: wenn man seine Grundsätze gleich Anfangs mit den wichtigsten Angelegenheiten, mit den gewöhnlichsten Vorfällen, und mit denjenigen Ideen, welche der Seele am häufigsten kommen, in Verbindung setzt, so daß der natürliche Zusammenhang menschlicher Vorstellungen sie wieder hervorrufen muß; wenn man sich gewöhnt, den raschen Affect von dem Einflusse auf die That zurück zu treiben; wenn man sich volle Besonnenheit bei aller seiner Thätigkeit zum Bedürfnisse macht; und wenn man, in den Fällen, wo

man ſich wirklich erinnert, dieſe Erinnerung gefliſſentlich feſt hält, und, ſo oft dieſes geſchieht, den Entſchluſs erneuert, ſie auch fernerhin nicht fahren zu laſſen. Oft wird der Grundſatz, an den wir beim Handeln ſelbſt nicht dachten, uns in der Übertretung erinnerlich. Der Unwille uber ſich ſelbſt, den man dann fühlt, iſt vorzüglich geeignet, die kunftige Erinnerung zu befordern; man muß ihn nur nicht zu bald unterdrücken.

Doch nicht genug, daß uns unſre Grundſätze erinnerlich bleiben: ſie müſſen auch Kraft haben. Zwar iſt die Befolgung derſelben das Geſchäft des Willens. Aber der Wille iſt nicht ganz gleichgultig gegen den Antrieb. Er bedarf der Anſtrengung weniger, wo dieſer mächtiger iſt. Den Grundſätzen gegenüber ſtehen die heftigen Triebe der Sinnlichkeit. Dieſe werden den Willen oft fortreißen, wenn nicht auch die Grundſatze eigenthumliche Gewalt haben. Überdem wird vieles gethan, wozu der Wille nicht mitwirkt, weil er nicht angeregt wurde, oder weil es dazu an der vollen Beſinnung fehlt. Hier kämpfen Grundſatz und Neigung gegen einander, und dem Stärkern bleibt der Sieg. Zwar ſoll es unſer Beſtreben ſeyn, daß dies immer ſeltener geſchehe, und die That immer mehr aus klarem

Bewußtſeyn und freier Selbſtkraft hervor trete. Aber es wird viel erfordert, damit es dahin komme, und Kraft der Grundſätze iſt dazu das wirkſamſte Mittel.

In ſelbſtthätigen Naturen wird der Grundſatz, ſchon als bloßes Produkt der Einſicht, viel Kraft beſitzen. Der Verſtand behauptet hier groſſe Gewalt über die Sinnlichkeit. Aber bei den meiſten muß die natürliche Kraft der Grundſätze verſtärkt werden, wenn es mit der Befolgung derſelben gelingen ſoll.

Dies iſt dadurch zu bewirken, daß man ſie mit wichtigen Betrachtungen, mit großen Gefühlen und tiefen Bewegungen des Herzens in Verknüpfung bringt. Vorzüglich iſt hier auf das Gefühl der moraliſchen Achtung und der religiöſen Erhebung zu rechnen. Indeß ſind auch die innern Wirkungen und die äußern Folgen einer ſtandhaften Befolgung würdiger Grundſätze nicht aus der Acht zu laſſen. Man vergegenwärtige ſich ihren Ernſt und ihre Bedeutung, ihren ordnenden und verſchönernden Einfluß auf alle Angelegenheiten des Lebens, die Ehre, die ſie verſchaffen, die Verdienſte, die ſie erwerben, die Ruhe, die ſie gewähren, das Gelingen, zu wel-

dem sie führen, die Übereinstimmung, in welche sie uns mit der Ordnung der Welt setzen, und die Erwartungen, welche sie begründen. Man heilige sie durch den Glauben an Gott und Ewigkeit. Man betrachte sie oft in ihrer Verbindung mit einer über alles ehrwürdigen und erhabenen Bestimmung. Man übergehe nie flüchtig die Zustände, in welche sie uns versetzen. Man überlasse sich vorzüglich der schönen Freude, die das Bewußtseyn, ihnen nachgelebt zu haben, gewährt. Man waffne sich gegen die Versuchung, und stärke sich durch beständiges Verhalten edler Beispiele. Man übe sich endlich in der Zähmung der Leidenschaft, und suche die Macht der Sinnlichkeit durch freiwillige Entbehrungen, Erduldungen und Anstrengungen zu schwächen.

Sollen Grundsätze endlich einen festen Charakter bilden, und über das ganze Leben eine unumschränkte Herrschaft führen: dann müssen sie bleibende Form des Willens werden. Dies ist nicht anders zu erlangen als durch Gewöhnung. Je öfter man die Befolgung derselben sich selbst gleichsam abgerungen hat: deste leichter wird sie; deste mehr drin-

gen sie sich uns unwiderstehlich auf; deste mehr wird es uns eigen, in ihrem Dienste zu denken und zu handeln.

Es ist überaus wichtig, sich die Übertretung seiner Grundsätze nie zu gestatten. Solche Nachsicht entkräftet ihr Ansehen, vermehrt die Macht der Sinnlichkeit und die Trägheit des Willens. Rüstiges Aufbiethen des ganzen Vermögens, entschlossener Widerstand gegen den gefährlichen Reitz gibt kaum zu berechnenden Zuwachs der Kraft, und ist dadurch noch mehr wehrt, als durch die Erreichung der besondern Zwecke, wozu es verhilft.

Ist man einmal gewohnt, nach Grundsätzen zu handeln: dann kann man bald nicht anders; die Leidenschaft fügt sich dem vernünftigen Willen; die Sinnlichkeit gehorcht nicht allein seinen Gesetzen, sondern sie nimmt auch die Gestalt desselben an. So vollendet sich die Einheit, und in ihr die Würde und der Friede des Lebens.

VIII.

Ueber die männliche Entschlossenheit.

.....

Eine wesentliche Eigenschaft des männlichen Charakters ist die Entschlossenheit, oder die Fähigkeit, schnell Entschlüsse zu fassen, und sie ohne Zögern und Bedenken auszuführen. Der Entschlossene hat bald die Partie ausgemittelt, welche für ihn zu ergreifen ist, und diese Einsicht bestimmt seinen Willen; während der Unentschlossene auf allen Seiten Vortheile und Unbequemlichkeiten sieht, und selten ausmitteln kann, auf welcher, jene die reichsten und stärksten, diese die wenigsten und unbedeutendsten sind. Es fehlt

ihm nicht an Gründen, die seine Wahl leiten könnten; aber er weiß sie nicht mit einander zu vergleichen, und gegen einander abzuwägen. Nicht selten ist es die große Anzahl und der verschiedene Gehalt derselben, was ihn verwirrt. Nie wird der Unentschlossene als Mann seiner Bestimmung Genüge leisten, nie zu der Selbstständigkeit, Übereinstimmung und Ruhe gelangen, ohne die es weder Würde noch Weisheit noch Zufriedenheit des Lebens gibt.

Handeln ist der Beruf des Mannes. Das erste Erforderniß dazu ist Entschlossenheit. Nur der Entschlossene kann viel leisten, weil er sich die Zeit zu Nutze macht. Übereilungen und Fehler, auf welchen er zuweilen betroffen werden möchte, haben bei weitem nicht den Nachtheil, den das Zaudern des Unentschlossenen mit sich führt. Jene lassen sich verbessern, und es müßte ein sonderbarer Zufall seyn, wenn ihnen nicht manches Zweckmäßige zugesellt wäre, was als reiner Gewinn betrachtet werden kann. Die verlorne Zeit aber läßt sich nicht zurück bringen. Und sollte dieser Verlust, bei der Kürze des menschlichen Lebens, bei der Menge seiner Bedürfnisse und der Größe seiner Zwecke, gering zu achten seyn? Der Entschlossene hat doch wenigstens, wo er

nach einem Irrthume handelte, seine Kräfte geübt, und selbst seine Mißgriffe werden ihm späterhin lehrreich. Der Unentschlossene hat unterdessen sich selbst gequält, seinen Kopf verdüstert, und seine Kräfte abgestumpft. Indem er noch überlegt, ob es rathsamer sey, dieses oder jenes Geschäft zu verrichten, hat jener schon beides vollendet. Manches geschieht gar nicht, weil er nicht mit sich einig werden kann, wann und wie es geschehen soll. Müde des peinlichen Hin- und Herſinnens, von dem sich das Ende nicht absehen läßt, gibt man die Sache selbst auf, die man nun auch nicht anders als mit Widerwillen betrachten kann, oder man verschiebt sie auf eine andre Zeit, wo man sie in reiflichere Erwägung ziehen will. Was ist aber natürlicher, als daß man sich scheut, eine Angelegenheit wieder vorzunehmen, mit der man sich so lange vergebens gemartert hat? — was natürlicher, als daß die Schwierigkeiten sich vermehren, und die Verlegenheit immer groſser wird?

Wenn nur noch die Entscheidung, wo sie ja endlich erfolgt, desto vernünftiger wäre, je länger es damit gedauert hat. Aber gewöhnlich ist sie desto thörichter. Der Unentschlossene findet oft die Gründe am stärksten, welche in der That

die ſchwächſten ſind. Oft läßt er den Zufall für ſich entſcheiden, oder er richtet ſich nach andern, wobei er den faſt immer ſchlecht genug fährt.

Selten wird dem Unentſchloſſenen etwas gelingen. Bei den meiſten Dingen hängt das Wichtigſte von der Gelegenheit ab; und dieſe kommt nur Ein Mal. Sie will ſchnell ergriffen ſeyn, wenn ſie ſich freundlich zeigen ſoll. Wer ſie verbei eilen läßt, hat ſeinen Zweck verſcherzt. Der Unentſchloſſene unterſucht noch, ob und wie er ſie benutzen wolle, wenn ſie ſchon entflohen iſt.

Viele Geſchäfte des Lebens, die man zu den kleinen rechnet, deren Verſäumniß aber große Übel nach ſich zieht, ſind im eigentlichen Sinne Geſchäfte des Augenblickes; ſie haben nur für dieſen Bedeutung, und können nur in dieſem verrichtet werden. Es iſt ſchon zu ſpät, wenn ſich der Unentſchloſſene noch bedenkt, was zu thun ſey. So muß er nicht allein Vortheile vernachläſſigen, ſondern auch ehrwürdige Pflichten unerfüllt laſſen.

Was glücklich zu Stande gebracht werden ſoll, das muß man rüſtig beginnen, mit Liebe und friſcher Kraft bearbeiten. Der Unentſchloſſene erſchöpft ſich im Überlegen; die Wärme macht dem grübelnden Verſtande, die Liebe der

Neid und dem Unmuthe Platz. Das Nichtsthun kostet ihm mehr Anstrengung, als andern das rascheste und ausdauerndste Wirken.

Hat der Unentschlossene einmal eine Wahl getroffen, und sich für sie in Bewegung gesetzt: so fühlt er sich unaufhörlich durch den Gedanken, ob es nicht auf eine andre Weise besser gewesen wäre, beunruhigt und zerstreut. Die Beschäftigung mit Möglichkeiten zieht seine Aufmerksamkeit von dem, was wirklich ist, ab. Sorge und Reue verwirren seine Bemühungen und halten seine Schritte auf.

Freiheit des Gemüthes und des Blickes muß man haben, man muß ganz bei dem seyn, womit man sich beschäftigt, um seinen Zweck zu erreichen. Das ist der Vorzug des Entschlossenen. Er kommt mit falschen Maßregeln weiter, als der Unentschlossene mit den zweckmäßigsten. Denn nichts ist gewöhnlicher, als daß ihm, während des Handelns, jede andre besser zu seyn scheint, als die, welche er gewählt hat. Er wird sie entweder aufgeben, um bald mit einer neuen dieselbe Erfahrung zu machen; oder er wird nur mit Abneigung, mit Mißtrauen, mit heimlichem Verlorengeben und der Lauigkeit, die davon unzertrennlich ist, bei ihr bleiben.

Dabei wirkt er ſich unaufhörlich entgegen. Es iſt keine Einheit in ſeinen Maximen. Bald gibt dieſer, bald jener Zufall, bald dieſe bald jene Stimmung oder Verſtimmung den Ausſchlag. Darf man ſich wundern, wenn er ſich jeden Augenblick über Widerwärtigkeiten zu beklagen hat, von denen er doch keinem andern die Schuld beimeſſen ſollte, als ſich ſelbſt.

Aber ſo billig ſind wenige. Die Hinderniſſe, die ſich in den Weg ſtellen, Menſchen, auf die ſie rechneten, Rathgeber, denen ſie Gehör gaben, müſſen die Schuld tragen. Sind andre unbefangen genug, ſich ſelbſt anzuklagen: ſo erfüllt ſie das mit einem Unmuthe, der ihnen das ganze Leben verbittert, und die Kräfte verzehrt, die noch hätten verbeſſern können, oder mit einer Verzagtheit, die ihnen den künftigen Entſchluß noch viel ſchwerer macht.

Unentſchloſſenheit iſt eine groſſe Schwäche, und es iſt gar nicht zu vermeiden, daß ſie ſich als ſolche fühlbar mache. Der Unentſchloſſene wird immer abhängiger von Bedürfniſſen, Umgebungen und Menſchen. Feſtes Halten an ſich ſelbſt, iſt bei ihm unmöglich. Nichts iſt leichter, als ihn in Verlegenheit zu bringen, und ſich ſeiner ganz zu bemächtigen. Wer Muth und Klug-

heit besitzt, für ihn zu wollen, der hat ihn in seiner Gewalt. Zu den thörigsten Schritten ist er bald zu bewegen, wenn man ihm zu imponiren weiß.

Der Entschlossene ist der freie Mann. Er gebiethet über sich selbst, und über alles. Seinen Befehlen unterwirft man sich, sein Wink ist oft hinreichend, tausende in Thätigkeit zu setzen, sein Blick — tausende zu entwaffnen. Er lebt in seiner Kraft, und dieser Kraft fehlen nie das Gewicht und der Einfluß. Er macht sich über wenig Sorge; aber er thut viel. Er quält sich nicht mit grübelnder Reue; aber er verbessert schnell, wo er gefehlt hatte. Er ist der Retter in Gefahren, der Helfer in der Noth, der Schöpfer des Großen. Und wenn es nicht die Unbesonnenheit ist, was seinen Entschluß beschleunigt: dann entzieht ihm auch das Glück selten seine Gunst.

Es ist nicht zu läugnen, daß bei der Entschlossenheit viel auf natürliche Anlagen und Dispositionen ankommt. Manche Menschen bringen die Fähigkeit, sich schnell, und doch mit der gehörigen Vorsicht, zu bestimmen, mit auf die

Welt, während ſich bei andern faſt alles vereinigt, ſie bedenklich zu machen. Nichts deſto weniger ſteht es in eines jeden Gewalt, ſich dieſe Fähigkeit zu erwerben. Was dazu erfordert wird, kann man ſich ſelbſt verſchaffen; den Mängeln, die ihr hinderlich ſind, kann man ſelbſt abhelfen. Nur da iſt auch die Entſchloſſenheit rechter Art, wo ſie, wenigſtens zum Theil, das Product der eignen Bildung iſt.

Es kommt dabei im Allgemeinen auf drei Stücke an: man muß im Stande ſeyn, in jeder Lage ſchnell auszumitteln, was hier zu thun iſt; man muß unnöthige Bedenklichkeiten, die ſich dagegen erheben möchten, beſeitigen können; und endlich die Einſicht in ein kräftiges Wollen verwandeln.

Wer in irgend einer Sache ausmitteln will, was hier das Rathſamſte ſey: der muß, vor allem, dieſe Sachen kennen. Auf Kenntniß gründet ſich das Urtheil; und von Urtheilen ſoll die Entſchloſſenheit geleitet werden. Wer blindlings zugreift, iſt ein Unbeſonnener, er wagt auf gutes Glück. Der Entſchloſſene iſt immer ſeiner

Sache ſo weit gewiß, daß er ſich überzeugt hält, er dürfe keine andre Maßregel ergreifen, als die, welche er wirklich ergreift. Mit Sachen, die man gar nicht kennt, ſoll man ſich nicht bemengen.

Halbe und oberflächliche Kenntniß iſt der Entſchloſſenheit vorzüglich gefährlich. Die unvollſtändig aufgefaßten Merkmale des Gegenſtandes führen oft auf unvereinbare Behandlungsweiſen, unter welchen jede gleich viel für und wider ſich zu haben ſcheint. Iſt man ſich bewußt, eine Sache nicht ganz zu kennen: was iſt dann natürlicher, als die Beſorgniß, daß das, was uns verborgen iſt, unſrer Wahl wohl eine ganz andre Richtung geben möchte? Oft iſt man auch deßwegen ungewiß, weil man wirklich einſieht, daß uns gerade das, worauf es ankommt, noch zu wenig bekannt iſt, als daß wir darüber urtheilen könnten. Es entſteht dann zwar zuweilen ein Gedanke, dieſes oder jenes möge wohl das Rechte ſeyn, aber man wagt nicht zu entſcheiden. Haben ſolche Gedanken einmal Raum gewonnen: dann iſt der Entſchluß noch mehr erſchwert. Die ſpäter erworbene Kenntniß trifft ſchon eine Getheiltheit im Gemüthe an, die der Verſtand nicht ſo bald aufheben wird. Es bleibt nichts übrig,

als, entweder auf alle eigne Entſcheidung Verzicht zu leiſten, oder ſich nicht eher irgend ein Urtheil zu geſtatten, bis man ſich die nöthige Kenntniß verſchafft hat.

In zuſammenhängenden und verwickelten Geſchäften verſteht es ſich von ſelbſt, daß derjenige, der nicht genau unterrichtet iſt, jeden Augenblick in Verlegenheit gerathen muß, während derjenige, der die Sache kennt, bald weiß, was er zu thun hat. Indeß, auch in den täglichen Angelegenheiten des Lebens iſt Kenntniß der Dinge und Verfälle, die hier zu behandeln ſind, nothwendig, wenn man dabei Entſchloſſenheit zeigen ſoll. Aber dieſe Kenntniß ſollte keinem fehlen, der darauf Anſpruch macht, ein vernünftiger Menſch zu ſeyn. Vieles bleibt uns ohnehin verborgen, und in den meiſten Fällen wird ſich der Entſchloſſene mit Vermuthungen behelfen müſſen. Des gelehrten Wiſſens bedarf es zum täglichen Lebensgebrauche wenig. Eine gar zu genaue Kenntniß ſcheint eher unſchlüſſig zu machen, indem ſie zu viel zu bedenken gibt. Offenbar können viele deßwegen nicht zur Entſcheidung kommen, weil ihnen immer etwas einfällt, das ſie noch nicht erwogen haben, und weil ſie am Ende zu keiner Überſicht zu gelangen vermögen.

Dies iſt jedoch nur dann zu beſorgen, wenn nicht mit den Kenntniſſen in gleichem Maße das Urtheil iſt gebildet worden. Wo es nicht an Beurtheilungsvermogen fehlt, da wird man leicht ausſcheiden, was bei der Wahl keine Berückſichtigung verdient, und das Ubrige bald in Ordnung bringen. Die Fahigkeit, Dinge mit einander zu vergleichen, und ihre Verhaltniſſe zu einander einzuſehen, iſt ein ſehr wichtiger Theil der Entſchloſſenheit.

Indeß lernt man doch Menſchen kennen, die hierin trefflich geubt ſind, die uber alles ſcharfſinnig raiſonniren, die alles auf mannichfaltige Weiſe ſondern und ordnen, und doch in die groſte Verlegenheit gerathen, wenn nun endlich entſchieden werden ſoll. Es fehlt ihnen ein andres, nicht weniger wichtiges Talent, nämlich das, ſeine Aufmerkſamkeit auf gewiſſe Puncte zu fixiren.

Nichts iſt der Entſchloſſenheit nachtheiliger, als Zerſtreuung. Wer immer von dem Gegenſtande ſeiner Betrachtung abſchweift, wer ſich durch Eindrucke der Sinne und Bilder der Phantaſie jeden Augenblick unterbrechen läßt, wer, indem ihn jetzt ein Gedanke beſchäftigt, ſich eines andern Gedankens nicht entſchlagen, eine Em-

pfindung, die ſich auf ſeine Lage oder auf ſeinen körperlichen Zuſtand bezieht, nicht unterdrücken kann, wer gewohnt iſt, von dem, was er überlegt, alle Verhältniſſe in Anſchlag zu bringen, wenn ſie auch gar keinen oder nur einen entfernten Einfluß auf ſeine Entſchließung haben, dem muß es äußerſt ſchwer fallen, ein feſtes Reſultat ſeines Nachdenkens zu finden. Er iſt genöthigt, jeden Augenblick den Faden von neuem anzuknüpfen. Der Gewinn der bisherigen Berathſchlagungen geht verloren; die künftigen werden ſchwieriger; die Ideen verwirren ſich immer mehr; die Getheiltheit der Aufmerkſamkeit wird immer größer.

Mehrere Angelegenheiten zugleich überdenken, können nur ausgezeichnete Köpfe; und auch dieſe kommen weiter, wenn ſie jede für ſich vornehmen. Die Beſchränktheit des menſchlichen Geiſtes macht es nöthig, ſeine Thätigkeit bei Einem feſt zu halten, damit dieſe von Erfolg ſey.

Es iſt indeß noch nicht genug, daß man Zerſtreuung unter fremdartige Gedanken vermeide, man muß ſich auch hüthen, daß man ſich nicht unter die Gegenſtände ſeiner Überlegung und die Gründe, welche ſich der Prüfung anbiethen, zerſtreut. Schon da, wo man bloß zwiſchen zweien

Maßregeln die Wahl hat, ist es rathsam, erst die Eine, dann die andre genau ins Auge zu fassen, und nach allen Rücksichten zu erwägen, und darauf die Vergleichung anzustellen. Wie viel mehr denn in solchen Fällen, wo unter sehr vielen gewählt werden soll? Es ist unmöglich, alle in gleicher Klarheit und Bestimmtheit der Seele gegenwärtig zu halten, und bei jeder alles zu bemerken, was auf die Wahl Einfluß hat. Eilt die Aufmerksamkeit hin und zurück von der Einen zur andern: so wird man bald bei der Einen, bald bei der andern Unbequemlichkeiten finden, bald die Eine, bald die andre zu billigen geneigt seyn, sich aber außer Stande finden, einen Überschlag im Ganzen zu machen.

Wer wählen will, muß die Gegenstände seiner Wahl genau kennen. Dazu gelangt man aber allein dadurch, daß man jeden so lange allein ins Auge faßt, bis man sich einen vollständigen Begriff von ihm erworben hat. Jede Untersuchung wird schwer zu Ende gebracht, wobei die Gründe und Zweifel, welche erwogen werden sollen, gleichsam in einander fließen. Die meisten sind bald geschlossen, wenn das Einzelne der Gegenstand einer besondern angelegentlichen Beschäftigung wird.

Bei allen dieſen Vorkehrungen aber würde die Mannichfaltigkeit der Rückſichten, welche die Aufmerkſamkeit anziehen, zu groß ſeyn, als daß ſie nicht eine Zerſtreuung bewirken ſollte, welche die Entſcheidung erſchweren muß: wenn nicht in den zu prüfenden Maßregeln diejenigen Puncte ausgeſondert werden, von welchen die Entſcheidung abhangt.

Jede Sache zeigt uns Eigenſchaften und Verhältniſſe, welche zu beachten ſehr lehrreich ſeyn kann, die aber für das Intereſſe, das wir jetzt an ihr nehmen, von keiner Bedeutung ſind. Wer dasjenige, was gerade hierhin gehört nicht zu unterſcheiden weiß: der macht ſich viel vergebliche Mühe, und kommt doch nicht zurecht; er erfährt genug, was ihm Bedenklichkeiten verurſacht, aber das ſpringt nicht hervor, was dieſe Bedenklichkeiten heben muß; er kann viel Wahres und treffend Aufgefaßtes von der Sache ſagen, aber er bleibt ungewiß, woran er ſich halten ſoll. Iſt es uns um die Tauglichkeit einer Maxime zur Beförderung einer gewiſſen Abſicht zu thun: dann wäre es nicht allein unnütz, ſondern auch nachtheilig, noch überdem auf ihre Leichtigkeit und ihr Angenehmes Rückſicht zu nehmen.

Daher iſt, ehe man einen Entſchluß faßt, auszumitteln, welche Intereſſen man dabei habe, und wie dieſe Intereſſen einander untergeordnet werden muſſen, und dann zu ſehen, was in den verſchiedenen Maßregeln, die man ergreifen könnte, dieſen Intereſſen zuſagt, oder ihnen widerſtreitet. Wer erſt weiß, was er von einer Sache verlangt, der kann auch bald erfahren, was ſie ihm gewähren wird, und wie viel ſie ihm in Vergleichung mit andern gelten muß. Wem es hingegen an einem ſolchen Maßſtabe fehlt, den können die Vortheile und Unbequemlichkeiten, die er auf beiden Seiten wahrnimmt, nur verlegen machen. Jemand ſey, z. B., ungewiß, ob er an einer Geſellſchaft, zu welcher er eingeladen iſt, Theil nehmen, oder eine Arbeit, die ihm glücklich von Statten geht, fortſetzen ſolle. Für jenes ſtimme die Unterhaltung und Belehrung, die er ſich dort verſpricht, für dieſes der Wunſch nützlich zu werden, keine Zeit verloren gehen zu laſſen, und beſonders die Gunſt des Augenblickes zu benutzen. Wird nicht dieſe Ungewißheit anhaltender, peinigender werden, und endlich der Zufall den Ausſchlag geben, wenn er nicht vorher mit ſich darüber einig geworden iſt, was entſcheiden muſſe? Wäre es dagegen bei ihm feſtgeſetzt, das

Vergnügen nur zur Erholung zu genießen, gesellige Belehrung zur Nebensache zu machen, die ernste Verrichtung aber als das Wichtigste zu betrachten: dann würde seine Wahl nicht lange unentschieden bleiben.

Bei solchen Geschäften, die auf einen bestimmten Zweck gerichtet sind, ergibt sich von selbst, wornach sie beurtheilt werden müssen: es ist ihre Thätigkeit zu diesem Zwecke. Aber sehr vielen Handlungen soll erst ihr Zweck angewiesen werden, es ist noch zu bestimmen, welcher unter den Zwecken, auf die sie bezogen werden könnten, die meiste Rücksicht verdiene, und wie man sich zu nehmen habe, wenn, über dem Hinwirken auf Einen Zweck, der andre verletzt wird.

Hier ist nicht anders zu helfen, als durch Grundsätze. Wer in solchen Fällen keine Grundsätze hat, der kann auch keine vernünftige Entschlossenheit zeigen. Wenn nicht irgend ein Gefühl oder eine Leidenschaft mächtiger als andre ihn treibt: was soll ihn dann retten aus der Ungewißheit? Soll er den Eingebungen der Sinnlichkeit folgen? Die Interessen derselben liegen mit einander im Streite; wo auf der Einen Seite Gewinn ist, ist auf der andern Verlust; das Angenehme steht nicht ohne Versagung zu

erlangen; das Reitzendere ist von kürzerer Dauer; von verschiedenen Arten des Genusses, die gleich einladend scheinen, läßt sich nur Eine erlangen, die übrigen müssen verschmäht werden; welcher soll man den Vorzug geben? Menschen, die ganz unter der Gewalt der Sinnlichkeit stehen, sind wenn nicht die Natur Vormundschaft über sie führt, immer unentschlossen, und zwar um so mehr, je näher ihre Sinnlichkeit an Weichlichkeit gränzt. Der Weichling kann sich fast nie entschließen, weil er immer Schmerz oder Unbequemlichkeit fürchtet.

Nicht viel besser sind diejenigen besorgt, welche andre für sich entscheiden lassen. Die getheilten Meinungen der Rathgeber setzen sie in neue Verlegenheiten, um so mehr, je mehr sie mit Gründen unterstützt sind. Wornach sollen sie diese abwägen? Wie sollen sie erfahren, ob man ihnen nicht Gefährliches gerathen habe?

Keinem wird es leichter, sich immer entschlossen zu zeigen, als dem, der alles nach moralischen Grundsätzen beurtheilt. Sie sind unter allen die einfachsten, und ihre Anwendung fordert die wenigste Mühe. Wem nur das gelten soll, was recht ist: der wird selten über seine Maximen in Verlegenheit gerathen. Seine Aufmerk-

ſamkeit iſt, bei jeder zu treffenden Wahl, einzig auf die Zuſammenſtimmung mit jenen Grundſätzen gerichtet; Vielheit und Mannichfaltigkeit der Rückſichten kann ihn nicht irre machen.

Aber die Unentſchloſſenheit zeigt ſich am meiſten in den kleinen Angelegenheiten, Einrichtungen und Beſorgungen des Lebens, in denjenigen Dingen über welche moraliſche Grundſätze gar nicht zu verfügen ſcheinen, und welche daher von vielen für ſittlich gleichgültig gehalten werden. Gäbe es wirklich Dinge, von denen man dies mit Recht behaupten könnte: dann bliebe in der That ein weites Feld offen, auf welchem die Willkühr freies Spiel hätte; und wenn ſich hier Entſchloſſenheit zeigen ſollte, ſo wäre es nur dadurch möglich, daß man ſich beliebige Regeln bildete, und an dieſen hielte.

Sollte aber wohl eine Handlung möglich ſeyn, die gar kein menſchliches Intereſſe berührt? oder ſollte eine Handlung, welche ein menſchliches Intereſſe berührt, wohl für ſittlich gleichgültig können geachtet werden? Gebiethet nicht die Sittlichkeit ſelbſt, die Bedürfniſſe unſrer Natur zu befriedigen, für unſre Intereſſen, ſo weit ſie ihr nicht widerſprechen, mit Weisheit Sorge zu tragen? Und darf die Weisheit das Kleine au-

ser Acht lassen? Ist es nicht Pflicht, seine Geschäfte gehörig zu vertheilen und anzuordnen? Und kann ich, wenn ich dieser nachkomme, in Verlegenheit gerathen über das, was ich früher oder später thun soll? Hat die Sittlichkeit die Wahl meiner Vergnügungen ganz meinem Belieben anheim gestellt? Hat sie nicht, indem sie Erholung und Bildung für den Zweck derselben erklärt, Winke gegeben, nach denen ich bestimmen kann, wo und wie ich sie genießen soll? Ich darf mir nur, in allen meinen Angelegenheiten, ihrer sittlichen Beziehung bewußt werden, um in sehr vielen Fällen dem Schwanken der Unentschlossenheit ein Ende zu machen.

Freilich gibt es auch Fälle, wo wir die Natur der Dinge, die Folgen der Handlungen und die Beziehung beider auf unsre Grundsätze, vermöge unsrer menschlichen Beschränktheit, zu wenig kennen können, als daß wir im Stande wären, darnach zu entscheiden. In solchen Fällen ist freilich nichts andres zu thun, als das Erste, was sich uns anbiethet, zu ergreifen, indem auch eine längere Überlegung schwerlich zu etwas Besserm führen würde.

Wer sich einmal gewöhnt hat, alles, mit Entfernung des Fremdartigen, ruhig und fest ins

Auge zu faſſen, in der Ordnung zu verfolgen, und nach ſichern Prinzipien zu entſcheiden: der wird auch da, wo die richtigen Gründe nicht in die Augen ſpringen, ſich bald zu helfen wiſſen. Wer aber in wichtigen Angelegenheiten nicht einmal weiß, woran er ſich zu halten hat, der wird noch weniger in den kleinern Auswege ſehen.

Bei vielen Menſchen reicht indeß die gewonnene Einſicht, eine gewiſſe Handlungsweiſe ſey die beſte, noch nicht hin, wirkſame Entſchließungen hervor zu bringen. Es fehlt dieſer Einſicht an Feſtigkeit; es bleibt immer noch einiges Mißtrauen übrig; von allen Seiten ſcheinen ſich gegründete Bedenklichkeiten zu erheben; ſie ſind wohl gar ſelbſt geneigt, ihre Urtheile von neuem in Zweifel zu ziehen, und ſolche Umſtände, die ſelbe wankend machen können, aufzuſuchen. Die Urſachen davon ſind: eine unruhige Phantaſie, Hang zum Grübeln, Ängſtlichkeit, Rückſichtnehmen auf die Urtheile andrer und Aufſchieben.

Eine unruhige Phantaſie läßt uns bei keinem gefaßten Gedanken lange ſtehen bleiben; ſie führt ohne Aufhören Eine Vorſtellung nach

der andern herbei, die, mehr oder weniger, mit dem Gedanken, von welchem sie zuerst angeregt wurde, in Verbindung stehen. Dadurch wird jener Gedanke verdunkelt; die Gründe, die ihn unterstützten, werden vergessen; das Gefühl seiner Wichtigkeit verschwindet; die neue Vorstellung, die ihn verdrängt, schwächt ihn zugleich; mit ihr bietet sich eine neue Ansicht der Sache dar, und wenn diese auch weit weniger für sich hat, so ist doch ihre lebhaftere Gegenwart im Gemüthe schon hinreichend, sie mit jenem ins Gleichgewicht zu setzen. So geschieht es oft, daß dasjenige, was in der Prüfung längst schon verworfen war, mit neuem Gewichte hervor tritt, und von der Phantasie empfangt, was es in der Wirklichkeit nicht hat.

Fast immer ist in den Vorstellungen, welche sich dem schon gebildeten Urtheile zugesellen, etwas enthalten, was gegen dasselbe Zweifel erregt, und diese werden bedeutender und schwerer zu lösen, da die rasche Bewegung von Vorstellung zu Vorstellung führt, keiner das gehörige Licht gibt, und dem Verstande weder Zeit noch Ruhe zur nähern Untersuchung läßt.

Je unruhiger die Phantasie ist: desto mehr Möglichkeiten zeigt sie uns, unter denen, da kei-

ne recht erwegen werden kann, die Wahl ſchwer fällt. Menſchen von unruhiger Phantaſie ſehen gewöhnlich Schwierigkeiten, wo keine ſind, und halten jede für größer als ſie iſt. Wer ſich ihrem Zuge überläßt, dem wird es viele Mühe koſten, wenn es ihm ja einmal gelingt, ſich zu entſchließen.

Man muß ſich deßwegen oft erinnern, daß die Beurtheilung deſſen, was man zu thun hat, Sache des Verſtandes iſt, in die ſich die Phantaſie gar nicht miſchen darf, und bei jeder Anwandlung des Bedenkens, ehe man daſſelbe Raum gewinnen läßt, wohl unterſuchen, ob ſie von dieſer oder von jenem herrühre.

Aber der Verſtand ſelbſt kann die getroffene Wahl beunruhigen; er wird es, wenn in ihm die Diſpotion zum Grübeln liegt. Viele Menſchen können ſich offenbar deßwegen nicht entſchließen, weil ſie, wenn ſie bei einer Entſcheidung angekommen ſind, immer wieder zurück müſſen. Es fällt ihnen ein, daß ſie dieſes und jenes noch nicht erwegen haben, worin doch wohl ein Grund liegen könnte, die Wahl zu ändern. Sie ſtoßen ſich an jede Kleinigkeit, und wenn ſich auch nichts darin findet, was wichtig genug wäre, den Entſchluß zum Wanken zu bringen, ſo

wird er doch verzögert, die Aufmerksamkeit gefesselt, und das Gemüth zerstreut. Sie müssen alles auf das genaueste zergliedern, und gegen einander abwägen; und so lange dies nicht geschehen ist, fürchten sie sich zu übereilen. Nichts kann ihnen in den Weg kommen, ohne von ihnen darauf angesehen zu werden, ob sich nicht ihr Benehmen darnach richten müsse.

Weil sie alles mit gleicher Sorgfalt untersuchen: so wissen sie bald zwischen dem Wichtigen und Unwichtigen keinen Unterschied mehr zu machen, und sie verwechseln oft die Mühe, welche ihnen die Untersuchung gekostet hat, mit der Wichtigkeit der Sache selbst.

Spekulative Köpfe sind daher selten entschlossene Menschen. Ihre wissenschaftliche Mikrologie geht gewöhnlich in die Praxis über. Sie können sich nicht daran gewöhnen, etwas leicht abzuthun, und glauben überall wichtige Instanzen zu sehen; wozu dann freilich nicht selten ihre Unbekanntschaft mit den täglichen Angelegenheiten des Lebens viel beiträgt. Wer Entschlossenheit üben will, muß es sich zum unverbrüchlichen Gesetze machen, jede Überlegung, wobei das Nöthige berücksichtigt ist, als geendigt anzusehen, und sich, so oft er eine solche anstellt, gewiß

Gränzen setzen, die er sich auf keinen Fall zu überschreiten erlaubt.

Von gleicher Wirkung mit dem Hange zum Grübeln ist die Ängstlichkeit. Der ängstliche Mensch fürchtet immer — am meisten aber, daß er selbst etwas nicht recht machen möge. Bei jedem Schritte, den er thut, glaubt er etwas zu übersehen, was er nicht übersehen darf; und bei jedem Entschlusse, den er faßt, fürchtet er, daß er ihn nachher gereue, ob er gleich die Sache auf das Beste überlegt hat. Er kann sich kaum da entschließen, wo er gar kein Hinderniß gewahr wird — noch weniger da, wo Dinge mit in Anschlag gebracht werden müssen, die er nicht hinlänglich kennt; seyen es auch solche, deren kein Mensch ganz versichert seyn kann.

Diese Ängstlichkeit ist oft Folge des Temperamentes und der Erziehung; oft rührt sie von der Erfahrung häufiger Fehlschlagungen, die in einem hohen Grade nachtheilig geworden sind, und oft von Überschätzung menschlicher Dinge her. Schwache Menschen sind entweder dummdreist oder ängstlich. Menschen, die frühe verschüchtert wurden, können sich einer peinlichen Stimmung nie entledigen. Auch in solchen Fällen, wo sie ihrer Sache gewiß seyn könnten, stellt sich die

Besorgniß ein, es nicht recht zu machen. Menschen, denen oft mißlungen ist, was sie mit grosser Vorsicht unternommen hatten, und denen noch immer erinnerlich bleibt, was sie dabei verloren haben, fehlt der Muth, etwas Neues zu beginnen. Sie lassen lieber, wenn sie nicht ganz auf dem Reinen sind, alles darauf ankommen, als daß sie sich der Gefahr eines selbstverschuldeten schlimmen Ausganges bloß stellen. Menschen, die von den Interessen, von welchen ihre Entschließungen bestimmt werden sollen, eine zu hohe Meinung hägen, denen zu viel daran liegt, daß ihre Wunsche genau erfüllt werden, die die kleinste Widrigkeit für ein großes Unglück halten: werden gewiß lange zögern, und ihre Berathschlagungen oft wiederhehlen, ehe sie eine Entscheidung wagen.

Dem ist nicht anders zu begegnen, als durch Berichtigung der Begriffe uber die Wichtigkeit der Dinge, durch unbefangene Beurtheilung dessen, was auf dem Spiele steht, und durch Übung im Wagen. Wenn unsre Vorstellungen von der Wichtigkeit der Sache uns fast bei jeder Handlung unentschlossen machen: dann sind diese Vorstellungen gewiß übertrieben. So entscheidend die Summe unsrer Handlungen, der Geist, der

ſie beſeelt, und die Grundſätze, von denen ſie geleitet werden, für unſre höchſten Intereſſen ſind: an dem Ausgange einer einzelnen Handlung liege gewiß ſo viel nicht, daß er unſre Entſcheidung noch aufhalten dürfte, wenn wir ernſtlich geprüft haben.

In Rückſicht der Moralität kommt alles auf den guten Willen, auf die Reinheit der Abſicht an. Wo dieſe iſt: da wird ſie auch die nöthigen Überlegungen über die beſte Einrichtung der That herbei führen. Dabei bleibt Irren menſchlich, und keiner iſt ganz dagegen geſichert. Wer ſich aber auf das Weſen der Sittlichkeit verſteht, wird ſich um ſolcher Irrthümer willen nicht verachten, da er auch bei der fortgeſetzten Prüfung ſie nicht würde vermieden haben. Peinlichkeit des Gewiſſens iſt nur da möglich, wo richtige Begriffe von der Tugend noch nicht in das Leben übergegangen ſind.

Gilt es der Beſorgung irgend eines ſinnlichen Intereſſes: dann hängt freilich von dem Erfolge und der Richtigkeit des Urtheiles mehr ab, aber nie ſo viel, daß wir deßwegen bei gewöhnlichen Verfällen des Lebens ängſtlich werden dürften. Wer ſich auf den wahren Wehrt des einzelnen Intereſſes dieſer Art, und auf den Em-

fluß, den seine Entschließung darauf haben könnte, bestimmt; wer alles davon absondert, was Vorurtheil und Phantasie hinzugethan haben: der wird zwar oft finden, was ihn zu einer ernsten Erwägung nöthigen muß, aber selten oder nie, was ihn darüber hinaus treibt.

Ängstlichkeit führt nicht selten dahin, daß man dem Urtheile andrer zu viel Einfluß gestattet. Häufig rührt dies auch von Mangel an Zutrauen zu sich selbst, von der Gewohnheit, für sich entscheiden zu lassen, und von der Superiorität her, die sich andre über uns zu verschaffen gewußt haben. Immer aber wirkt es nachtheilig auf die Entschlossenheit. Menschen, die mit diesem Fehler behaftet sind, können sich nicht damit beruhigen, daß sie bei der sorgfältigsten Prüfung nicht im Stande waren, anders zu entscheiden. Sie müssen, um ganz sicher zu gehen, auch noch fremde Meinungen darüber einholen. Sie werden in ein neues weites Feld der Untersuchung geführt, wenn diese von dem abweichen, was sie schon für sich ausgemittelt hatten. Oft wird dadurch ein ganz verschiedener Gang verwickelter Erörterungen eingeleitet.

Wenn es der Unentschlossenheit schädlich ist, andre für sich wählen zu lassen, wie oben darge-

than wurde: so ist es noch schlimmer, andre überdas zu vernehmen, was man schon fest gesetzt hat. Fremden Rath soll man allerdings berücksichtigen, wo man nach eignen Grundsätzen das würdige und kluge Benehmen erst auszumitteln sucht. Aber, wo man schon zu einem reifen Resultate gekommen ist, auf viele fremde Einsprüche hören, das dürfen die am wenigsten, die von Natur Disposition zur Unentschlossenheit haben, und denen es schon viel gekostet hat, zu jenem Resultate zu gelangen.

Diejenige Schwäche, welche die Meinung andrer einholt, um sich ihnen gefällig zu beweisen, oder um möglichst zu vermeiden, was ihnen zuwider seyn könnte, ist verächtlich. Es steht in jedes Gewalt sich ihrer zu entledigen; und die Qual ihrer Unentschlossenheit, worin sie nicht weiß, ob sie es andern oder sich selbst recht machen soll, verdient kein Mitleiden. Auf das Bestreben, der Welt angenehm zu seyn, muß man resigniren, wenn man sich nicht von unendlichen Rücksichten will hin und hergezogen sehen.

Endlich ist auch noch das Aufschieben dessen, was man zu thun für rathsam gefunden hat, ein gefährlicher Feind der Entschlossenheit. Wer lange aufschiebt, der darf die Bedenklichkei-

ten nicht erſt ſuchen; ſie werden ihm von ſelbſt zahlreich genug kommen. Faſt jede neue Seite der Gegenſtände zeigt neue Gründe des Zweifels. Alles verändert ſeine Geſtalt. Was man vor geraumer Zeit beſchloſſen hat, macht neue vielfache Überlegungen nöthig, wenn man es jetzt erſt ins Werk richtet, und nicht ſelten ſind die ſpätern Überlegungen verwickelter als die frühern.

Der Entſchloſſene iſt eben ſo ſchnell in der That als im Urtheile. Nichts iſt der Entſchloſſenheit günſtiger, als ein feuriger Trieb zum Handeln, den, wo ihn die Natur nicht hervorgebracht hat, die Selbſtnöthigung zu ungeſäumtem, anhaltendem Wirken, die dieſes bald zum Bedürfniſſe macht, recht gut erſetzt.

Alles Übrige kommt auf den Willen an. Iſt man mit ſich einig geworden, welche Maßregel zu ergreifen iſt, hat man die Bedenklichkeiten dagegen überwunden: worüber könnte man dann noch unentſchloſſen ſeyn, als etwa darüber, ob man der Stimme der Vernunft Gehör geben, oder nicht lieber der Sinnlichkeit oder der Leidenſchaft folgen will? Zwar treten dieſe beiden Mächte nicht immer offenbar gegen einander auf.

Sinnlichkeit und Leidenſchaft ſuchen im Betruge des Herzens oft die Vernunft gegen ſich ſelbſt aufzuwiegeln, indem ſie ſcheinbare moraliſche Zweifel gegen ihre Entſcheidungen erregen. Aber das Gewand iſt zu dünn, als daß die wahre Geſtalt nicht hervor ſcheinen ſollte, wenn man nur recht ſehen will.

Hier iſt nun das Äußerſte des Streites, aus dem die Entſchloſſenheit ſiegend hervor gehen ſoll. Wer ſich hier nicht zu helfen weiß, dem iſt gar nicht zu helfen. Wer keinen Willen hat, der kann nicht entſchloſſen ſeyn, er kann aber auch überhaupt nichts von dem ſeyn, was der Menſch ſeyn ſoll. Er iſt ein verächtliches Geſchöpf. Aber an wem liegt die Schuld, als an ihm ſelbſt?

IX.

Ueber den männlichen Muth.

.....

Soll, m. g. Z., die Entschlossenheit, welche zuletzt der Gegenstand unserer Betrachtung war, sich bei Unternehmungen zeigen, die einen größern Umfang haben, und mit bedeutenden Gefahren verbunden sind; soll sie sich hier den Entscheidungen der Vernunft nicht entziehen, und das Würdige durch sie vollführt werden: dann muß sich Muth zu ihr gesellen, oder sie muß sich vielmehr zum Muthe erheben.

Der Muth ist eben so des Mannes Ehre, wie schuchterne Bescheidenheit die Ehre des Wei-

bes iſt. Wollen wir uns den Mann in einer Situation vorſtellen, in welcher das Weſen der Männlichkeit ſich vorzüglich und kräftig ausdrückt: ſo müſſen wir eine ſolche wählen, die ihn zu einer muthvollen That begeiſtert. Durch ſeinen Muth iſt er noch mehr geachtet und gefürchtet, als durch ſeine Stärke. Von dieſer bleibt es noch ungewiß, ob, und wie ſie ſich äußern werde. Der wahre Muth iſt nie ohne Sinn für das Große; bei ihm kann man nicht bloß auf das Vermögen, ſondern auch auf den Willen vertrauen. Der Stärke fehlt oft der Muth, und dann gereicht ſie wenig zur Verherrlichung; die Schmach der ſittlichen Schwäche wird nur auffallender durch den Kontraſt mit der phyſiſchen Kraft. Dem muthvollen Manne gebricht es ſelten an Kraft. Die Luſt zu wagen erzeugt ſie, wo die Natur verſäumt hatte, und dann iſt ſie deſto ehrwürdiger. Dem Muthe iſt ſein Sieg über die muthloſe Überlegenheit gewiß. Die Kraft iſt angeboren; ſie zeigt meiſtens nur an, was für den Menſchen gethan iſt. Der wahre Muth wird erworben; er reift unter Gefahren und Kämpfen; er zeigt an, was man aus ſich gemacht hat, und welchen innern ſelbſtſtändigen Gehalt man beſitzt. Wäre eben ſo viel Muth in der Welt, als die

Natur Kräfte in derſelben verbreitet hat: wahrlich, die Geſchichte würde von andern Dingen zu erzählen, die Menſchheit andre Beſitzthümer aufzuweiſen haben.

Ungerne vermißt man den Muth im Charakter des Mannes. Da unſre Verfaſſung einmal das Denken und Handeln ſo oft von einander trennt, und jedem ſeine beſondern Individuen anweist; da die männlichen Naturen ſelbſt ſich in zwei verſchiedenen Richtungen, von welchen die Eine die Welt verſtehen, die andre ſie regieren will, entwickeln: ſo hat man mit dem Mangel des Muthes da wohl einige Nachſicht, wo ſich ausgezeichnete Stärke des ſpeculativen Verſtandes und des gelehrten Wiſſens findet; aber wo gewirkt werden muß, da iſt er unentbehrlich. Je mehr man in das Treiben der Welt thätig eingreifen ſoll, deſto dringender wird er gefordert. Darum kann er auch keinem ganz erlaſſen werden: denn jeder ſoll handeln; jeder hat Angelegenheiten zu beſorgen, die nur der recht beſorgen kann, der Muth beſitzt.

Gewöhnlich verlangt man den Muth nur für diejenigen Geſchäfte und Lebensverhältniſſe, die mit Gefahren des Lebensverluſtes, der Verſtümmelung oder andrer großer Schmerzen verbunden

ſind. Aber er iſt überall nöthig, wo Gefahr iſt, ſie betreffe, was ſie wolle, wo etwas leicht verloren geht, wovon man ſich nur mit blutendem Herzen trennen kann, wo man in die Nothwendigkeit verſetzt werden könnte, etwas zu ertragen, was das Gefühl tief verletzt.

Das allgemeinſte Kennzeichen des Muthes iſt Geringſchätzung eines künftigen wahrſcheinlichen Übels. Nun iſt zwar nicht zu läugnen, daß Verluſt des Lebens, Verſtümmelung und körperliche Schmerzen in der Regel die größten phyſiſchen Übel ſind. Aber ſind ſie darum die einzigen? ſind ſie für alle die größten? Iſt nicht etwas dadurch ein Übel für mich, daß es mir bittre Empfindungen verurſacht? Müſſen alſo nicht die ſubjectiven Bedürfniſſe des Menſchen, ſeine Meinungen, ſelbſt ſeine Vorurtheile, ſeine Stimmung und ſeine Leidenſchaften entſcheiden, welche Dinge für ihn Übel ſind, und in welchem Maße ſie es ſind? Sollte es nicht Menſchen geben, welche Armuth und Verachtung mehr fürchten, als den Tod? Iſt nicht faſt jeder Selbſtmörder ein Beweis, daß es Übel gibt, gegen welche vielen der Tod eine Kleinigkeit ſcheint? Und würden uns dieſe Beweiſe nicht noch häufiger gegeben werden, wenn nicht andre Rückſichten davon

abhielten, wenn nicht das Pflichtgefühl manchen emper hielte?

Ein eben so gewöhnlicher Irthum ist es, der die Größe des Muthes nach der scheinbaren Nähe, nach den erschütternden Anzeigen und den schrecklichen Umgebungen der Gefahr bestimmt. Es kommt darauf an, was für Eindrücke das alles auf den Menschen macht. Die Größe des Muthes richtet sich nach der innern Stärke die gegen die Vorstellung des Übels aufgebothen werden muß. Es kann wohl seyn, daß der Arzt, der sich der Gefahr der Ansteckung am Krankenbette aussetzt, mehr Muth beweist, als der Soldat, der, den Tod im Auge, sein Leben in der Schlacht wagt. Die Nähe und das furchtbare Ansehen der Gefahr haben oft etwas Betäubendes — und oft etwas Begeisterndes. Hier werden oft Leidenschaften aufgeregt, die gegen die Gefahr verblenden; der Ehrgeitz kommt oft mächtig zu Hülfe, und viele sind durch Gewohnheit gegen das abgestumpft, was auf andre allerdings erschütternde Eindrücke machen würde.

Kein Mensch kommt durch die Welt, ohne vielfach zum Wagen aufgefordert zu werden. Wer wagt, verliert zuweilen; wer nicht wagt — weit öfter. Jener hat doch sich selbst genug ge-

than, und in vielen Fällen iſt es hinlänglich, gewollt zu haben, wenn bloß unüberwindliche Umſtände Schuld daran wären, daß dem ernſtlichen Wollen nicht das Gelingen folgte. Mit Ehre zu verlieren, was man nicht behalten kann, das iſt der Grundſatz des Mannes. Wo für etwas Würdiges gewagt werden muß: da urtheilt der Weiſe, die Natur habe ihr Recht, über das, was daran zu ſetzen iſt, zu disponiren, zurück gefordert, und, ihrem Willen gehorſam, erwartet er, was ſie verfügen wird. Der feige Thor weigert ſich dieſes Recht heraus zu geben. Sie gönnt ihm vielleicht noch einige Zeit das ergötzliche Spielzeug, aber er büßt das höhere Gut ein; endlich wird ihm auch jenes genommen, und ſein ganzer trauriger Gewinn iſt Selbſtverachtung.

In allen Geſchäften des Lebens ereignen ſich Verfälle, wobei gewagt werden muß, wenn man nicht den Zweck derſelben aufgeben, und ſich bedeutenden Schaden zuziehen will. Die unſcheinbarſten Berufsarten fordern gefährliche Schritte. Nicht häufig ſind die glänzenden Vortheile zu gewinnen, ohne daß man ſich gefaßt macht, auch zu verlieren, woran man ſich ſchwer trennt. Überall gibt es Schwierigkeiten zu überwinden und

Wege einzuschlagen, für welche nur der Muthvolle Herz hat.

Es steht nicht einmal immer bei uns, ob wir wagen wollen oder nicht. Das Schicksal führt uns oft der Gefahr mit Gewalt entgegen. Wehe dann dem, welchem der Muth gebricht! Die Furcht kann ihn mehr verderben, als die Gefahr. Was gleicht der Angst der langen schreckensvollen Erwartung, wenn die Seele ihren Schrecknissen nichts entgegen zu setzen hat!

Der Muthvolle wendet die Gefahr oft ab; er vermindert sie oft durch kluge Maßregeln; er ist immer fähig, Anstalten zu seiner Rettung zu treffen, und jedes Hülfsmittel, das sich ihm anbiethet, zu benutzen; er erbeutet nicht selten von der Gefahr, die ihn schien zu Grunde richten zu wollen, große Vortheile; und wenn er unterliegt, so ist sein Geist doch nicht gebeugt worden. Der Feige ist verloren, wenn sich nicht das Schicksal seiner erbarmt.

Selbst das Geschäft des Denkers, dem Anscheine nach das gefahrloseste, erfordert Muth — zuweilen Heldenmuth. Will er sich seinem hohen Ziele nähern: dann muß er gefaßt seyn auf tausend Entbehrungen und schmerzliche Anstrengungen, die seiner warten; er muß darauf gefaßt

seyn, daß der Weg dahin oft eine Dornenbahn seyn wird. Will er der Wahrheit Recht geben — und was wäre sein Bemühen, wenn er sich dazu nicht entschließen könnte? —: dann muß er den Muth haben, gegen sich selbst zu sprechen, die süßen Täuschungen des Herzens zu zerstören, viele seiner Absichten und Bestrebungen zu verurtheilen. Will er als Lehrer der Wahrheit auftreten — und würde er sich nicht selbst entehren, wenn er die Früchte seines Fleißes geheim halten wollte? —: welche Kämpfe wird er zu bestehen haben mit dem mächtigen Irrthume, mit dem verjährten Vorurtheile, mit dem geheiligten Aberglauben, mit der Heuchelei, die alles daran setzt, nicht entlarvt zu werden, mit den unwürdigen Maximen und den verderbten Sitten des Zeitalters! Wird er sich fürchten dürfen vor schmerzlichen Beleidigungen, vor bitterm Spotte, vor tiefen Demüthigungen und wüthenden Verfolgungen?

Wem es Ernst ist seine moralischen Pflichten zu erfüllen: der muß mit Muth gerüstet seyn. Er begegnet hier überall Aufforderungen, die der Furchtsame nicht hören mag. Es gibt hier häufig Verrichtungen, von welchen Verluste, Kränkungen, Schmerzen und Selbstüberwindungen

unzertrennlich sind. Das Vaterland und die Menschheit können von jedem, der ihnen angehört, Dienste verlangen, wobei alles auf das Spiel gesetzt wird. Welch ein Ehrloser müßte der seyn, der sich hier zurück ziehen wollte — vergessen der heiligen Bande, die ihn an Vaterland und Menschheit binden, vergessen der frühern Dienste, die er von ihnen empfangen hat, vergessen der gerechten Ansprüche, die die Welt durch sie geltend macht! Mit unauslöschlicher Schande vor Zeitgenossen und Nachkommen haben sich diejenigen gebrandmarkt, die, aus engherziger Furcht für sich selbst — oft für das Gemeinste, was am Menschen ist — das Allgemeine aufgaben, oder gar verriethen. Aber mit Achtung und Dank nennt die Geschichte die Namen derer, die als muthvolle Vertheidiger des Rechtes und der Freiheit, als muthvolle Beförderer des Guten und Nützlichen gelebt haben und gestorben sind. Ewiger Heldenruhm umschwebt die Gräber der Gefallenen.

Wo Muth und Liebe des Edeln zusammen traten — und innige Verwandtschaft zieht sie zu einander hin —: da sind unsterbliche Verdienste zum Vorscheine gekommen; da hat sich das Schöne und Vortreffliche in erhabenen Schöp-

fungen hervor gethan; da hat die Menſchheit die Feſte ihrer Verklärung gefeiert.

Muth iſt ein weſentlicher Beſtandtheil aller Tugenden, welche die Größe des Geiſtes ausmachen. Die Tugend verträgt ſich überhaupt nicht mit Mittelmäßigkeit. Man muß wenigſtens den Willen haben, ſie ganz zu faſſen, und ihr ganz zu leben, oder man iſt gar nicht tugendhaft. Sie iſt beſtimmt das Lebensprinzip und die Energie der Seele zu ſeyn. Wie ſoll ſie das aber werden, wenn ſie nicht den Muth zu ſich geſellt?

Nach dem Maße des Muthes, den man in einem Zeitalter antrifft, läßt ſich die ſittliche Stimmung und Kraft deſſelben, der Wehrt ſeiner Kultur, der Geiſt ſeiner Anſtalten und der Erfolg ſeines Treibens mit großer Zuverläßigkeit beſtimmen. Seinen Muth kann man dem Zeitalter nur dadurch nehmen, daß man es entmenſcht, daß man den Sinn für das Gute in ihm abſtumpft, daß man dem Gelüſten der Thierheit alle Nahrung reicht, daß man es durch raffinierte Sinnengenüſſe verweichlicht, und ihm durch allerlei ergötzliche Schauſpiele noch genau ſo viel Reitze gibt, als eben hinreichen, das ſchwächliche Leben zu erhalten. Was ſteht aber von einem ſolchen Zeitalter zu erwarten? Wer

wird so thöricht seyn, bei ihm Selbstverläugnung, moralische Menschenliebe, wahren Patriotismus und echte Religion zu suchen? Das alles gehört nur für Seelen, denen der Muth Gesundheit und Kraft bewahrt — die der Muth gestählt hat.

Der wahre Muth ist nicht blind gegen die Gefahr; er hat sich auch nicht von ihr weggewendet, oder gegen sie betäubt; es ist kein wildes Stürmen, was ihn derselben entgegen führt. Er kennt die Gefahr; er weiß was auf dem Spiele steht; die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit des Übels ist ihm deutlich geworden. Aber eben das setzt ihn in den Stand, sie gering zu schätzen. Er ist, wenigstens Anfangs, nicht ganz frei gewesen von Anwandlungen der Furcht; aber er hat sie durch Nachdenken überwunden. Auch er hat die Eindrücke erfahren, welche die Vorstellung künftiger nicht unwahrscheinlicher Übel auf die menschliche Natur macht. Aber er hat sich zu der Überzeugung emper gearbeitet, daß das Übel doch noch nicht gewiß sey; er kennt die Veränderlichkeit der Umstände — die Macht des Zufalls, der oft den schnell demüthigt, an dessen Siege niemand zweifelte; er hofft durch sein kühn-

nes Entgegentreten zu vertreiben, was ſonſt unvermeidlich geweſen wäre. Er urtheilt auch anders über die menſchlichen Übel, wie die Menge darüber zu urtheilen pflegt. Er hält ſie nicht für ſo groß, als die gemeine Meinung ſie erklärt hat. Sie erſcheinen ihm unbedeutend gegen die Größe des Zweckes, den er verfolgt. Er glaubt daß, wenn er wirklich von ihnen überwältigt würde, es mehr wehrt ſey, auch unter dieſen Umſtänden, das Große gewollt, als ſich, mit Verzichtleiſtung auf daſſelbe, der Gefahr entzogen zu haben.

So hält er die Gefahr immer im Auge, und verachtet ſie mit Beſonnenheit. Für ihn gibt es nichts zu verlieren, aber auf jeden Fall zu gewinnen. Dieſes Bewußtſeyn unterhält in ihm die erhabene Ruhe, wodurch der wahre Muth ſo bewundernswürdig iſt, und die ihn in den Stand ſetzt, ſich in allen gefährlichen Lagen mit Überzeugung und Verſicht zu benehmen. Geiſtesgegenwart iſt vom wahren Muthe unzertrennlich. Dadurch unterſcheidet ſich das Wagen des wahren Muthes vom gedankenloſen, ehrgeitzigen und tollkühnen Wagen.

Der Poltron wagt gedankenlos; er

weiß nicht, was er thut; er kennt die Gefahr und sich selbst nicht. Sein Wagen ist tolles Toben. Man darf nur die Hitze verfliegen lassen; man darf nur den Augenblick abwarten, wo er der Besinnung fähig ist, und ihn da auf die Beschaffenheit seines Treibens aufmerksam machen; um seinen scheinbaren Muth schnell der Feigheit Platz machen zu sehen.

Oft ist das Wagen des Poltrons nichts anders als ein blinder Lerm, wodurch er sich selbst seine Furcht verbergen, oder sich exaltiren will; was denn zuweilen fur Augenblicke gelingt.

Der Tollkuhne bereut gewohnlich nachher, was er gethan hat. Dies kann dem wahrhaft Muthvollen nicht begegnen; da er alles mit Überlegung beginnt, so wird er auch seine Schritte bei kalter Überlegung immer billigen. Selbst, wenn er zu der Einsicht kommt, daß er geirrt habe, wird er sich damit beruhigen, daß ihm, in der damaligen Lage, keine andre Wahl möglich gewesen sey.

Gedankenlos zu handeln, ist unter der Würde eines vernunftigen Wesens; am meisten aber ist es da zu tadeln, wo Dinge auf dem Spiele stehen, die nicht genug geachtet werden durfen, und worunter manche einen sehr hohen Wehrt

haben. Was nur in irgend einer Hinsicht ein Gut des Lebens genannt zu werden verdient, darf nicht anders Preis gegeben werden, als für den würdigen Zweck und nach Grundsätzen.

Der Ehrgeitzige wagt um sich zu zeigen. Für muthvoll gehalten zu werden ist allerdings schmeichelhaft. Dem ersten Eindrucke, der Menge und dem schönen Geschlechte gilt der Muth mehr, als irgend ein andrer Vorzug der Seele. Den Muthvollen hüthet sich jeder zu beleidigen. Zu ihm nimmt die Schwäche ihre Zuflucht. Unter seinem Schutze zu stehen, gewährt ein hohes Gefühl der Sicherheit. An ihm glaubt man die größte Erhabenheit der Seele zu erblicken. Bei vielen hängt auch das Gelingen ihrer Unternehmungen von dem Zutrauen ab, das man zu ihrem Muthe hat. Immer bleibt es indeß ein schlechter Muth, der bloß von dem Streben, Aufsehen zu erregen, gehalten wird. Er wagt nur, wo er bemerkt wird, wo er auf Lob und Auszeichnung rechnen kann. Dies ist aber in den meisten Fällen des Lebens, wo es des Muthes bedarf, nicht der Fall. Zu geräuschvollen Unternehmungen ist der Ehrgeitzige wohl aufgelegt, aber nicht zu den stillern, wo die glorreichsten Siege errungen werden. Auch ist der Muth

kein Prinzip in ſeinem Geiſte; er iſt nur ein aufloderndes Feuer, das ſo bald erlöſcht, als dasjenige aufhört, wodurch es angefacht wurde.

Der ehrgeizige Muth will nicht das Groſſe; er will nur die Bewunderung. Er ſchätzt die Gefahr nicht gering; er ſucht ſich nur gegen ſie zu verhärten, ſo lange es möglich iſt. Er treibt überdem zu vielen unbeſonnenen Wageſtücken. Er ſetzt oft für Kleinigkeiten das Wichtigſte auf das Spiel; es iſt bloſſer Zufall, wenn ſein Wagen mit der Würde des Zweckes in richtigem Verhältniſſe ſteht. Die Ehre iſt nicht ein ſo groſſes Gut, daß man, um derſelben einen unbedeutenden Zuwachs zu verſchaffen, ſich Gefahren des Lebens oder wichtiger Verluſte unterziehen darf.

Der Tollkühne wagt da, wo das Wagen des Vernünftigen aufhört. So wohl das gedankenloſe als das ehrgeizige Wagen kann in tollkühnes übergehen. Das Wort ſchon bezeichnet einen Menſchen der mit Tollheit kühn iſt. Daß man den Menſchen tollkühn nennen müſſe, der ſich in groſſe Gefahren begibt, ohne daß dabei etwas zu gewinnen ſteht, und ohne daß eine Pflicht ihn dazu aufferdert, leidet keinen Zweifel. Aber gewöhnlich nennt man auch den einen Tollkühnen, der da wagt, wo ſeine Kräfte weder dem

Unternehmen, noch dem Widerſtande, der gegen das dabei drohende Übel aufzubiethen iſt, angemeſſen zu ſeyn ſcheinen, wo ſich nichts andres vermuthen läßt, als er werde ſeinen Zweck nicht erreichen, und ſelbſt ſeinen Untergang finden, oder einen ſehr empfindlichen Verluſt erleiden. Iſt der Held tollkühn, der ſich mit einer kleinen Schaar auf den weit überlegenen Feind wirft, wo die Wahrſcheinlichkeit ganz dafür ſpricht, er werde unterliegen? Vorausgeſetzt, daß ihm keine Wahl blieb, als ſich entweder ſchimpflich zu ergeben, und dadurch ſeine Kräfte der Sache zu entziehen, der er verpflichtet iſt, oder jenen Schritt zu thun: ſo handelt er nicht tollkühn, ſondern mit hohem ehrenwehrtem Muthe. Wahrſcheinlichkeit iſt nicht Gewißheit, und die menſchlichen Dinge ſind nie ſo entſchieden, daß ſie nicht einen ganz andern Ausgang nehmen könnten, als jeder mit Zuverſicht erwartete. Es gibt Zwecke, die ſo erhaben ſind, daß man für ſie wagen muß, wenn die Wahrſcheinlichkeit des glücklichen Ausganges die allergeringſte, und faſt für nichts zu achten iſt.

So wird auch niemand, in dem nicht alles Gefühl für das Herrliche erloſchen iſt, den hoch-

gesinnten Mann, der sich in die wilde Fluth stürzt, um die Unglücklichen, die verzweifelnd mit dem Tode ringen, zu retten — einen Tollkühnen nennen; wenn gleich jeder, bei der Größe der Gefahr, nichts für gewisser hält, als seinen Tod. Es gibt Pflichten, die so ehrwürdig sind, daß keine Größe der Gefahr dabei in Anschlag kommt. Wie vertrüge sich auch wohl ein kaltes Berechnen der Umstände mit der erhabenen Stimmung, worin der muthvolle, von Pflichtgefühl durchdrungene Mann sich befindet?

Die heroische That ist keine tollkühne; und wer jene verdammen kann, der muß alles verurtheilen, was unter den Menschen Großes geschehen ist. Was bleibt denn noch wohl Preiswürdiges übrig unter den Menschen, wenn man dasjenige wegnimmt, was im ungleichen Kampfe mit dem furchtbaren Unglücke errungen worden ist? Niemand kann über den heroischen Mann den Stab brechen, als der engherzige Klügler, der in seiner Gemeinheit nicht fähig ist, sich zum Gedanken der großen That zu erheben, und der Egoist, der seinen schlechten Sinn durch alles Edle beschämt sieht.

Das Wagen gegen die weit überwiegende Wahrscheinlichkeit ist erst dann Tollkühnheit,

wenn der Zweck deſſen nicht wehrt iſt. Die Würde des Zweckes kann der geringſten Wahrſcheinlichkeit das Gegengewicht halten. Der Tollkühne hat keines von beiden für ſich. Ihn treiben Unverſtand und Leidenſchaft. Der Stolz der nicht unterliegen, die Rache, die ſich ſättigen will, laſſen ihn ſich und alles vergeſſen. Selbſt bei wirklich würdigen Zwecken, ſind es nicht dieſe, was ihn begeiſtert, ſondern die wilden Stürme der Seele. Der heroiſche Mann iſt auch bewegt, aber von moraliſchem Enthuſiasmus, und an dieſen verliert er ſeine Beſinnung nicht.

Tollkühnheit iſt ſelten eine bleibende Eigenſchaft der Seele — faſt immer ein ſchnell verfliegender Rauſch; Umſtände müſſen dazu entflammen. Der heroiſche Muth iſt in jedem Augenblicke zu großen Thaten aufgelegt: denn er nimmt ſeine Kraft aus ſich ſelbſt.

Es gibt auch einen angebornen Muth, der entweder dem Körper oder dem Temperamente angehört. Menſchen von großer phyſiſcher Kraft ſind aufgelegt zum Wagen. Hier findet ihre Kraft angemeſſene Gegenſtände der Beſchäftigung; in den Augenblicken der Gefahr werden

ſie ſich der Größe ihres Vermögens recht bewußt; ſie dürfen nicht leicht fürchten unterzuliegen. Bei ihnen iſt der Muth nichts weniger als Stärke der Seele. Das Wagen koſtet ſie nichts. Der Gedanke an das Übel kann keine tiefen Eindrücke auf ſie machen. Aber ſie wagen auch oft blindlings, bloß um zu wagen.

Nur dadurch, daß dieſer körperliche Muth ſich mit moraliſch edeln Geſinnungen vereinigt, ſteht zu erlangen, daß er ſich immer an die rechten Zwecke wende, daß er dem Herzen Ehre mache, und daß die Welt von ihm Gewinn habe.

Nicht viel anders iſt es mit dem Temperamentsmuthe. Menſchen von feurigem Temperamente haben ein ſtarkes Bedürfniß thätig zu ſeyn. Was ihrem Wirken in den Weg tritt, dient nur, ſie noch mehr zu entflammen. Das Übel dünkt ſie keins zu ſeyn; ihre Gedanken eilen darüber weg: oder es erwacht gar die Luſt, es mit demſelben aufzunehmen. Was ihnen ein würdiger Zweck ihrer Thätigkeit zu ſeyn ſcheint, das ergreifen ſie mit ſolcher Gewalt, daß ſie der Verluſte, die ſie dabei treffen könnten gar nicht achten.

Die Furcht wird durch nichts mehr befördert, als durch das Grübeln über Dinge und Ereig-

niſſe, die ſie einjagen könnten. So wohlthätig es iſt, ſich von dieſen richtige Begriffe zu bilden: ſo nachtheilig iſt es, ſich auf Unterſuchungen einzulaſſen, die ins Kleinliche gehen; gewöhnlich entdeckt man dann erſt recht vieles, was das Gemüth ängſtigt — und weit mehr als da iſt. Dagegen ſind Menſchen von feurigem Temperamente geſichert. Ihr Feuer reißt ſie von einer Vorſtellung zur andern hin, und läßt ſie bei jeder höchſtens ſo lange verweilen, als es das Intereſſe des Handeln verlangt.

Aber dieſer Temperamentsmuth geht leicht in Tollkühnheit über. Er darf die Zucht der Weisheit nicht verſchmähen, und er wird erſt dann wahrer Muth, wenn die Pflicht ſeine Anwendung beſtimmt. Koſtet es andern Mühe, die Regungen der Furcht zu unterdrücken: ſo koſtet es den feurigen Menſchen nicht weniger Mühe, das Aufbrauſen ihres Temperamentes zurück zu halten, und den Trieb zu mäßigen, der ſich überall gewaltſam hervor drängt.

Indeß iſt nicht zu läugnen, daß phyſiſche Kraft und ein feuriges Temperament den moraliſchen Muth ſehr unterſtützen, und es leicht machen, dieſen auch da zu beweiſen, wo ſich die meiſten von ihm verlaſſen ſehen.

Dieſelben Vortheile gewähren eine Erziehung, die frühe mit der Gefahr vertraut machte, Gewöhnung an den Anblik ſolcher Gegenſtände, welche Furcht einflöſen, Umgang mit muthvollen Menſchen, glüklich überſtandene Gefahren und eine Lage, welche die Antriebe zu einem kühnen Handeln ſehr vervielfältigt. Wer oft muthig gehandelt hat, ſo viel ihn das auch Anfangs koſten mochte: dem wird der Muth ſelbſt bald bleibende Geſinnung.

X.

Ueber den männlichen Muth.

Fortsetzung der neunten Vorlesung.

Unter allen Gefahren des Lebens Muth zu beweisen ist, m. g. Z., allerdings, besonders wenn uns die Natur nicht dabei zu Hülfe kommt, keine leichte Sache. Es ist oft schwerer, einem künftigen, noch ungewissen, Übel beherzt entgegen zu gehen, als ein gegenwärtiges, viel größeres, geduldig zu ertragen. ‚Das gegenwärtige Übel kennt man; man wird bald damit vertraut; so wie

man es genauer betrachtet, wird immer mehr offenbar, daß es so bedeutend nicht sey, als es zu seyn schien; und es zeigen sich manche Mittel der Erleichterung. Das bloß gefurchtete Übel dünkt uns weit schrecklicher. Der Affect der Furcht ist mehr als jeder andre geeignet, sich durch sich selbst zu verstärken. Das Ungewisse, welches er in das Gemuth bringt, scheint die Empfänglichkeit für unangenehme Vorstellungen zu vermehren. Die Phantasie nimmt von der Dunkelheit der Sache Veranlassung, die finstre Erwartung auf das Höchste zu spannen; je mehr man sich mit dem gefurchteten Ereignisse beschäftigt; deste mehr fühlt man sich davon beengt. Was die Besorgnisse vermindern könnte, findet schwer Eingang in das Gemuth.

Dem gegenwärtigen Übel kann man nicht mehr ausweichen; man kann nur auf Erleichterung sinnen. Dies gibt der Seele eine bestimmte Richtung und zugleich eine wohlthätige Zerstreuung. Bei der Gefahr steht es oft bei uns, ob wir uns ihr unterziehen wollen. Dies bringt häufig einen Kampf in der Seele hervor, der den Gedanken des Übels peinlicher macht. Offenbar erfordert es weniger innere Stärke, sich gefallen

zu laſſen, was man nicht ändern kann, als das Verwünſchte ſelbſt auf ſich zu nehmen.

Wo die Gefahr nicht Sache der eignen Wahl iſt: da fehlt es doch nicht an Verſuchen, ſie abzuwenden. Und da dieſe Verſuche, wegen der Unbekanntſchaft mit dem Zukünftigen, ſelten ein ganz beſtimmtes Ziel haben: ſo verurſachen ſie eine unruhige Bewegung, die zu nichts weniger geſchickt iſt, als die Unerſchrockenheit zu befördern. Das Beſtreben Muth zu zeigen, muß die Vorſtellung des Übels einiger Maßen entfernen; und doch fühlt man ſich zu dem Gedanken an künftige wahrſcheinliche Übel mächtig hingezogen.

Je gröſſer indeß die Schwierigkeiten ſind, die dem Muthe im Wege ſtehen: deſto ernſtlicher werden wir darauf müſſen bedacht ſeyn, uns in den Beſitz deſſen zu ſetzen, wovon der Muth abhängt. Das Erſte, worauf es hier ankommt, iſt richtige Beurtheilung des Übels, dem man ſich ausſetzt. Dadurch wird nicht allein die Dunkelheit zerſtreut, von welcher ein groſſer Theil des Beängſtigenden herrührt; ſondern in den meiſten Fällen wird auch offenbar, daß das Übel viel geringer iſt, als wir dachten.

Vor allem muß man bei ſich ausmitteln, ob und in wie fern das Übel wahrſcheinlich ſey —

freilich nicht ängſtlich kalkulirend; wodurch man die Furchtſamkeit eher vermehren, als ſchwächen würde. Der Furchtſame betrachtet das Übel beinahe als gewiß, während es vielleicht nicht einmal wahrſcheinlich iſt. Er würde es mit mehr Ruhe erwarten, wenn er ſich die Bedingungen deutlich machte, unter welchen allein es eintreten kann. Die Beſchäftigung ſelbſt würde der Vorſtellung des Übels ein Beträchtliches von ihrer Stärke nehmen. Oft kommt dieſe ganze Sache gar nicht in Betrachtung; die Wahrſcheinlichkeit des Unfalles bleibt ein dunkles Gefühl, während das Übel ſelbſt deutlich und erſchütternd vor der Seele ſteht. Der Gedanke an das, was dem Übel noch in den Weg treten kann, würde dieſe Gewalt deſſelben vermindern. Wer ſich beſtimmt ſagt: das habe ich zu fürchten, iſt gewiß kühner, als der, dem nur ein trübes Bild davon vorſchwebt.

Der Zuſtand verworrener Ideen begünſtigt nichts mehr als die Furcht. Zu hoffen und zu fürchten iſt das menſchliche Herz faſt in gleichem Maße geneigt. Welchem von beiden es ſich überlaſſen werde, das muß ſich entſcheiden nach ſeiner jedesmaligen Empfänglichkeit und nach der Art, wie es angeregt wird. Bei ruhigem Nachdenken

findet ſich ſo wohl bei dem Einen, als bei dem andern, daß man zu weit gegangen war.

Es kann ſich indeß auch wohl das Gegentheil finden. Man kann bei der nähern Prüfung gewahr werden, daß die Sache noch leichter, als wir erwarteten, einen unglücklichen Ausgang nehmen könne, deßwegen iſt nöthig, daß der, welcher wahren Muth beweiſen will, ſich zu einer weiſen Geringſchätzung derjenigen Güter, die in der Gefahr auf dem Spiele ſtehen, und derjenigen Übel, von welchen man hier getroffen werden kann, gewöhne. Und dazu bedarf es nur der richtigen Beurtheilung derſelben. Leben, Geſundheit, Vermögen, Auskommen, guter Name u. ſ. w. ſind allerdings wahre Güter, die Beeinträchtigung derſelben iſt allerdings wahres Übel; aber beide ſind nicht ſo bedeutend, als wir ſie uns vorſtellen. Wer den Verluſt der erſten und das Eintreffen des andern ängſtlich fürchtet: der beurtheilt ſie mehr nach den Verurtheilen der Welt und nach den ſinnlichen Eindrücken derſelben, als nach ihrem vernünftigen Wehrte und nach ihrem Einfluſſe auf Moralität, auf menſchliche Beſtimmung, und auf menſchliche Glückſeligkeit im Ganzen. Er vergißt, daß der Beſitz

jener Güter ohnehin unsicher ist, daß er, frühe oder spät, unfehlbar aus ihm wird vertrieben werden, daß an einigen Augenblicken nicht viel gelegen seyn kann, und daß er noch etwas seyn — daß er das Beste noch haben wird, wenn auch jenes alles verloren geht.

Wer sich gewöhnt hat, die Dinge nach moralischen Grundsätzen zu würdigen, und auf den höchsten Zweck seines Daseins zu beziehen: der wird selten von ihnen in hohem Grade beunruhigt werden.

Aber wenn man sich auch noch nicht bis dahin erheben hat: kann doch ein kaltblütiges Nachdenken bald überzeugen, daß ihnen [illegible] von dem, wodurch sie uns erschrecken, von [illegible] Phantasie gelieben ist. Man darf sich nur in den gefürchteten Fall ganz hinein denken; man darf sich nur an die ähnlichen Fälle erinnern, in denen man sich schon befunden hat, um einen großen Theil des Beängstigenden verschwinden zu sehen.

Was ist es denn, sagt sich der Weise: was ich hier verlieren kann? ist es mir so nothwendig, als ich glaube? werde ich mich an das Entbehren desselben gar nicht gewöhnen können? gehört es nicht vielleicht gar zu dem Überflüßigen im Leben, das, bei allem Schimmer, dem Men-

schen mehr Noth als Freude macht. Der Weise erfährt zu oft die Wandelbarkeit, das Täuschende und Ungenügende der irdischen Dinge, in welchen die Welt ihr Heil sucht, als daß eine gewisse Geringschätzung derselben nicht bald bei ihm herrschender Grundsatz werden, als daß er nicht mit Ernst dahin streben sollte, sich von ihnen immer unabhängiger zu machen. Er weiß, daß man hier auf Mißgeschick immer gefaßt seyn muß, darum sucht er sich mit dem Gedanken daran vertraut zu machen, ein selbstständiges Leben in sich zu gründen, sich Quellen der Zufriedenheit zu eröffnen, die durch äußerliche Unfälle weder verstopft noch getrübt werden können — vorzüglich aber, sich diejenigen Eigenschaften des Geistes zu erwerben, die der wirksamste Trost im Unglücke sind. Sein Nachdenken weiß auch dem Schmerze interessante Seiten abzugewinnen. In einem solchen Zustande kann man schon vieles wagen.

Schwerer scheint es zu seyn, sich durch philosophische Gründe zu waffnen, wo das Leben selbst gewagt werden soll, wenn uns nicht viele widrige Schicksale oder geheimer Unmuth dasselbe verhaßt gemacht haben. Indeß, vom moralischen Wehrte des Lebens abgesehen, der da nicht mehr in Anschlag kommt, wo die Pflicht befiehlt, das-

ſelbe für einen groſſen Zweck zu wagen, vermag vernünftiges Nachdenken die Schätzung deſſelben ſehr herabzuſtimmen. Über das, was darin Inſtinct oder Furcht vor der Erſcheinung des Sterbens ſelbſt iſt, muß es uns erheben. Was dann noch übrig bleibt, kann nur ſo lange dem Herzen den Muth rauben, als man es noch nicht von der lugenden Hülle entkleidet hat. Genau geprüft, möchten ſich Annehmlichkeiten und Beſchwerden wohl im Allgemeinen gegen einander aufwiegen; viele werden die Schale der letztern ſinken ſehen. Wer das Leben ganz kennt, der kann es eben ſo wenig verachten, als ihm eine Wichtigkeit zugeſtehen, die ihn verzagt machte, wo ein groſſer Schritt zu thun iſt.

Zu einer ſolchen Geringſchätzung des Irdiſchen, wobei dem Muthe nichts mehr im Wege ſtande, wird es indeß niemand bringen, der nicht, auf der andern Seite, von der Sache, für welche er wagen ſoll, ſo ergriffen iſt, daß ihm alles, was dabei zu verlieren oder zu erdulden ſeyn mag, unbedeutend erſcheint. Der Mann, der für einen groſſen Zweck glüht, kann ſogar auf die Güter der Welt hohen Wehrt ſetzen, und doch den Verluſt derſelben nicht achten — er kann für den

Schmerz in hohem Grade empfänglich ſeyn, und doch nicht einmal daran denken, was er wahrſcheinlich werde zu leiden haben, wo es dieſem Zwecke gilt. Wer ſich für nichts lebhaft zu intereſſiren vermag, der wird höchſtens aus Phlegma wagen, warum man ihn eben ſo wenig beneidet als bewundert. Wer ſich aber ſagen kann: das, wofür du lebſt, woran deine Seele hängt, dem deine Arbeit und dein Kummer geweiht iſt, wofür du Nächte durchwacht, und ſo viele Noth ertragen haſt, ſteht auf dem Spiele; ſollte der nicht jede andere Rückſicht kaum der Beherzigung wehrt halten?

Bei den meiſten, die ſich als Helden ausgezeichnet haben, war es Ruhm und Herrſchaft, was ſie begeiſterte. Doch hat es auch nicht an ſolchen gefehlt, denen das Große und Gute, der Gedanke an die Menſchheit, der Wunſch zu helfen und zu verbeſſern das Herz bewegte. Sollte es aber nicht möglich ſeyn, ſich für jeden guten Zweck, wenn er auch eben nicht in einer glänzenden Sphäre liegt, ſo zu begeiſtern, daß die Vorſtellnng der Gefahr verdunkelt wird, und man beherzt auf die herrliche Bahn tritt, auf welcher er errungen werden muß?

Es würde weit mehr gewagt werden, wenn

die Menschen mehr als halb wollten, wenn sie sich nur der tiefen Bedeutung ihrer Unternehmungen recht bewußt wurden. Man fasse daher seinen Zweck fest ins Auge. Man frage sich warum man es für ruhmlich hält, ihm seine Kräfte zu widmen. Man lasse die Gefühle reden, in welchen das Herz ihn empfiehlt. Man überdenke sich seine innere Vortrefflichkeit, seine Übereinstimmung mit den edelsten und unvertilgbarsten Bedürfnissen der Natur, sein Verdienstliches für die Welt, die ausgebreiteten schönen Wirkungen, die aus ihm hervor gehen werden. Und, wenn es nöthig seyn sollte, bringe man auch die Vortheile in Anschlag, die man sich selbst davon versprechen darf. Endlich versäume man nicht, sich das Beispiel derer zu vergegenwärtigen, die mit hohem Muthe und standhafter Verläugnung für ihn thätig gewesen sind.

In solchen Fällen, wo es nicht auf die Erreichung eines entfernten Zweckes, sondern darauf ankommt, daß gethan werde, was recht ist, muß Belebung des religiosen Pflichtgefühles und des Gefühles für wahre Ehre das Meiste leisten. Wer es für nichts hält, sich herabzusetzen, wen das Schändliche nicht durch sein eignes Gefühl niederbeugt, auf wen der Gedanke an den allwis-

fenden und heiligen Zeugen ſeiner Thaten keinen Eindruck macht, wem wenig daran liegt, vor ſich ſelbſt, vor Gott und den Rechtſchaffenen zu beſtehen, wem das Bewußtſein, ſeiner Pflicht genug gethan zu haben, auch wenn er dadurch unglücklich wurde, nicht über alles theuer iſt: dem kann man freilich nur mit ſinnlichen Vortheilen Muth machen; aber dieſen ſtehen mehrentheils ſinnliche Nachtheile gegenüber, die nicht ſelten viel bedeutender ſind.

Groſſe Unterſtützung gewährt auch dem Muthe ein edles Selbſtgefühl. Wen ſollte es nicht befeuern, wenn er zu ſich ſelbſt ſagt: du biſt mehr, als das, was hier gefährdet wird — mehr als die blinde Gewalt, die dich bedroht; du beſitzeſt, als denkendes, fühlendes, wollendes, der Tugend fähiges Geſchöpf, eine Würde, die dich über alles erhebt; nichts kann dich zwingen, dir ungetreu zu werden, wenn du nicht ſelbſt darin willigſt; die Natur kann dich quälen, aber nicht beugen; das Schickſal kann dir alles nehmen, aber nicht dich ſchänden; es kann deinem ſinnlichen Leben ein Ende machen, aber nicht

dich zerstören; du darfst nicht weichen, wo du zu siegen vermagst; solltest du unterliegen, so hast du doch überwunden, wenn du nicht eher nachgibst, als bis du nicht mehr kannst; du verläugnest deine Freiheit, wenn du schuchtern zuruck trittst; halte nur an deiner Würde, dann ist nichts zu verlieren, was nicht ersetzt würde?

Noch mächtiger wirkt dieses Selbstgefühl, wenn es zugleich Gefühl des persönlichen Wehrtes, Bewußtseyn des rechten Wollens und der reinen Absicht ist. Die Schuld macht verlegen und besorgt, das böse Gewissen erblickt in allem seine eignen Schreckniße; wenn nicht das Moralische im Menschen gänzlich zu Grunde gerichtet ist. Stolz, abergläubiges Vertrauen auf sein Glück und die Gewohnheit des Gelingens treten bei dem Verbrecher oft an die Stelle der Zuversicht, die das gute Gewissen gibt, und treiben ihn zur Verwegenheit. Es scheint zu den Launen des Glückes zu gehören, den kühnen Frevler zuweilen anhaltend zu begünstigen. Aber die Ruhe des guten Gewissens, sein stilles, frohliches Hoffen können sie ihm nicht verschaffen. Oft ergreift ihn doch, wo gar keine Gefahr ist, in bangen Schrecken der Gedanke,

daß er ein gewagtes Spiel habe, und nur unruhige Thätigkeit kann ſeinen Muth unterhalten.

In keinem iſt der Muth feſter gegründet und mehr beſeligend, als in dem, den ſein Herz nicht verdammt, der nicht argliſtig das Recht umgeht, ſich nicht durch Zweideutigkeiten und Winkelzüge zu helfen ſucht, der keine andern Zwecke verfolgt, als ſolche, über die er ſich nichts vorzuwerfen braucht, die ihm wahre Ehre bringen, und ſich auch für dieſe keines ſchlechten Mittels bedient.

Solches Selbſtgefühl gibt Vertrauen. In dem Manne, dem es die Bruſt hebt, kämpft es den Zweifel nieder durch den Glauben an das Schickſal. Und dieſer Glaube iſt kein bloßer Wahn; er gilt nicht blinden Mächten. Er iſt religiöſe Zuverſicht, daß das Gute ſiegen muß, wenn auch nicht auf die Weiſe und zu der Stunde, wo der beſchränkte Menſch es wünſcht — er iſt Zuverſicht, daß der, welcher das Rechte will, und dafür arbeitet, unter dem Schutze der Allmacht ſteht, der ſelbſt dann nicht von ihm gewichen iſt, wenn er ihn fallen läßt.

Eine lebendige religiöſe Geſinnung, iſt unter allen Mitteln des wahren Muthes überhaupt das wirkſamſte. Sie erhebt am kräftigſten über die Welt, über ihre Güter und Schmerzen. Sie

reißt das Herz von dem los, wovon es sich sonst nicht ganz trennen kann. Sie stellt auf die glückliche Höhe, wo man tief unter sich sieht, was man verachten muß, um wagen zu können. Sie lehrt männlich erdulden, was sonst immer einen geheimen Stachel im Innern zurück läßt. Sie gibt allen Ideen und Empfindungen eine Erhabenheit, wodurch sie oft von selbst in die Stimmung des Muthes übergehen. Sie macht die Zwecke, für die wir begeistert sind, zu heiligen, und facht dadurch die Wärme, die wir schon für sie fühlen, noch mehr an.

Der religiöse Mensch endlich ist erst ganz fähig, mit derjenigen Gleichgültigkeit den Tod zu betrachten, ohne die man ihm nie unerschrocken entgegen geht. Ihm ist es nicht schrecklich in der Gefahr umzukommen. Ein höherer Wille hat ihn gerufen. Er weiß, daß er unsterblich ist, und sinkt freudig in die Arme der ewigen Liebe.

Zwei besondre Arten des Muthes verdienen, daß wir, ehe wir das Nachdenken über unsern Gegenstand endigen, noch einige Augenblicke bei ihnen verweilen; es sind der Edelmuth und die Großmuth. Gewöhnlich pflegt man sie nicht

hierhin zu rechnen, indem man mehr auf die Gesinnungen sieht, die ihnen zum Grunde liegen, als auf den Muth, der sich in ihnen erweist. Mir scheint der letztere vorzüglich der Aufmerksamkeit wehrt zu seyn; nicht allein, weil er zur Erweisung jener Gesinnungen in hohem Grade nöthig ist, sondern auch, weil sich eben durch ihn das Herrliche jener beiden Tugenden am meisten an den Tag legt.

Edelmüthig nennen wir den, der dem Bedürfnisse, dem Vergnügen oder dem Vortheile andrer die Befriedigung des eignen Bedürfnisses, das eigne Vergnügen und den eignen Vortheil aufopfert, oder wohl gar zum Besten andrer Verluste und Schmerzen willig übernimmt. Er ist um so edelmüthiger: je unverkennbarer darin die sittliche Reinheit und Hoheit der Seele ist, und je mehr die Verzichtleistung kostet. Kann man aber ohne Muth sich entschließen, auf etwas Verzicht zu leisten, was man feurig liebt, oder etwas zu übernehmen, was die Natur verabscheut, da man überdem nicht weiß, welchen Verlegenheiten und Unannehmlichkeiten für die Zukunft man sich dadurch bloß stellt?.

Der Großmüthige hat Schonung gegen die Schwäche die er unterdrücken, Nachsicht mit

dem Fehler, den er bestrafen könnte, ohne sich darum zu bekümmern, daß seine Güte gemißbraucht werden, daß die Schwäche sich in das Recht setzen, daß der Fehler einst gegen ihn auftreten könnte. Er vergibt Beleidigungen, und erweist dem Feinde Wohlthaten, ohne zu sorgen, ob er ihn nicht noch mehr reize, und ihm die Waffen gegen sich in die Hände gebe. Ist das möglich, wenn man nicht Muth — wenn man nicht einen hohen Grad von Muth hat? Und sind die Aufwallungen der Rache nicht oft schwerer zu bezwingen, als das Gefühl, das den künftigen Schmerz flieht, und dem künftigen Verluste auszuweichen sucht?

Die Thaten der Großmuth und des Edelmuthes sind weniger glänzend, als die Thaten des Helden; aber sind sie darum weniger ehrwürdig? erfordern sie weniger Stärke der Seele? Ich denke sie erfordern mehr. Die Opfer, die sie bringen, sind eben so bedeutend, oft noch bedeutender: die Leidenschaft hat hier weniger Einfluß; die freieste Kraft im Menschen muß hier mehr wirken. Und meistens werden jene Thaten im Stillen verrichtet, selten vor so vielen Zeugen, unter so großen Lobpreisungen und so aufmun-

ternden Umſtänden, als die Thaten des Heldenmuthes.

Der Edelmuth iſt Muth, den die Liebe beſeelt. Der Heldenmuth geht auf das Groſſe und Rühmliche, der Edelmuth auf das, was wohlthut. Die Kraft erſcheint hier ungeſchwächt im ſanften Schimmer freundlicher Humanität. Der Edelmuth arbeitet, ohne daß er dafür bezahlt wird. Er gibt hin, was er ſchmerzlich entbehrt, ohne einmal Dank zu verlangen. Er leidet, und achtet es nicht für Schmerz, ohne ſich einen andern Lohn zu wünſchen, als den, zu ſehen, daß andre ſich erleichtert fühlen.

Die Großmuth iſt Muth, in dem die Liebe, die ihn beſeelt, zu einer erhabenen Art zu denken, zu fühlen und zu wollen geworden iſt. Sie läßt ſich herab; ſie leiſtet auf das unbedeutende Recht Verzicht; ſie achtet nicht der bittern Kränkung, und unterdrückt ſchnell das Gefuhl derſelben, wo es erwacht iſt. In ihr iſt der Muth nicht bloß gegen das äußere Übel, ſondern auch gegen die eigne mächtige Leidenſchaft gerichtet. Was der Muth vermag, wenn er, ſelbſt eine ſittliche Eigenſchaft, tief im Leben eines ſittlichen Gemüthes gegründet iſt, und von ſittlicher Kraft

gehalten wird, das zeigt zur Bewunderung die Großmuth.

Der wahre Muth hat auch immer die Tendenz zur Großmuth. Wer des überwundenen Feindes nicht schonen, wer ihn gar zu verspotten und zu mißhandeln vermag: der kann körperliche Bravour beweisen, er kann gedankenlos, ehrgeizig, tollkühn gegen ihn gewagt haben; aber er hat nicht mit echtem Muthe gegen ihn gefochten.

Dem Edeln und dem Großen fühlen alle sich verwandt, die von Muth erfüllt sind.

Edelmuth ist Würde und Schmuck des Menschen; — auch des Weibes. Manchen schönen Zug der uneigennützigen Güte hat die Natur schon in sein Herz gelegt. Der Mann aber hat vorzüglichen Beruf, edelmüthig zu handeln. Muß er gleich mehr gegen seinen Egoismus kämpfen: so besitzt er auch mehr Kraft der freien Selbsterhebung; und das Bild würdevoller Männlichkeit kann nicht vollendet werden, wenn nicht Edelmuth das Herrschende in ihm ist.

Großmuth ist im eigentlichen Sinne eine männliche Tugend. Für das Weib gehört mehr die Sanftmuth. Das Weib soll nicht gereizt werden: Liebe soll den unangenehmen Eindruck mildern, ehe er das Herz erbittert. Der Mann

ſoll ihn unterdrücken, wenn er ihn empört. Das Weib kann nur zürnen und ſich grämen; das ſoll ſein ſtiller guter Sinn verhüthen. Der Mann kann ſtrafen, darauf ſoll er Verzicht leiſten.

Vorzüglich geziemt dem Manne Großmuth gegen das Weib. Er iſt der Stärkere; es wäre niederträchtig, wenn er die Schwäche unterdrücken wollte. Das Weib gibt ſich ihm in Liebe hin, es opfert ihm das Theuerſte: wie könnte er ihm hart werden? wie ſollte er nicht auch ſeine Fehler dulden? Es beglückt ſein Leben: wie ſollte er nicht dankbar ſeyn? Es vertraut auf ſeinen Schutz: wie könnte er ſeine Erwartung täuſchen, oder ihm ohne Delicateſſe begegnen? Es kommt ihm entgegen in der Bluthe der Anmuth und Schönheit: wie ſollte er es ohne Verehrung aufnehmen? wie ſollte er ihm nicht immer aufopferungsvolle Liebe beweiſen?

Im Edelmuthe und in der Großmuth habe ich Ihnen das Höchſte der menſchlichen Tugend genannt. Mögen Sie dieſelben in der Bildung Ihrer ſelbſt ſtäts als das würdigſte Ziel vor Augen halten, und Ihre Fortſchritte nach dem Maße berechnen, in welchem ſie ſich dem Ideale derſelben genähert haben.

XI.

Ueber männliche Festigkeit.

Nicht weniger wesentlich, als Entschlossenheit und Muth, gehört Festigkeit zum Charakter des Mannes. Was kann es helfen, daß man die Fähigkeit besitzt, bald eine Wahl zu treffen: wenn nicht nach derselben consequent gehandelt wird? Was vermag der wohl zu Stande zu bringen, bei dem der kaum gefaßte Entschluß von einem andern verdrängt wird? Wird die Thätigkeit eines solchen wohl etwas andres seyn, als ein unsicheres, sich selbst widersprechendes und sich selbst aufreibendes Treiben? Was für Nutzen bringt

es, für Augenblicke beherzt zu seyn, wenn man gerade da wankt, wo alles entschieden werden soll — die Gefahr aus der Ferne unerschrocken anzusehen, wenn man nicht mehr weiß, was man thun soll, wo sie wirklich hereinbricht? Der Muth muß das Herz fest machen, um seines Sieges gewiß zu seyn.

Durch Festigkeit muß man beweisen, daß man wirklich einen Charakter hat, und das ganze Bestreben, einen Charakter zu gründen, geht darauf aus, Festigkeit in das Leben zu bringen.

Wir werden die Natur und die Bedingungen der Festigkeit am besten kennen lernen, wenn wir die besondern Arten derselben näher ins Auge fassen. Diese sind: Festigkeit in den Überzeugungen, Festigkeit im Wollen, Festigkeit in den Neigungen und Festigkeit in den Zusagen.

Festigkeit geziemt dem Manne also, zuvörderst, in seinen Überzeugungen. Er zeigt sie dann, wenn er von dem, was er, nach reifender Prüfung, als wahr angenommen hat, nicht leicht — nie anders, als wo es nothwendig ist, und auch dann nach Grundsätzen und Maximen, in denen er sich immer gleich bleibt, abgeht.

Er ist allerdings empfänglich für Belehrung. Er weist den Zweifel und die Einwendung nicht hartnäckig zurück, ohne sie gehört zu haben. Er verwirft nicht ohne unbefangene Untersuchung alles, was von dem seinigen abweicht. Er versteht auch, sich aus seinem Gedankenkreise heraus zu versetzen, und jeden von seinem Standpunkte aus zu beurtheilen. Er weigert sich nicht, wo die Macht der Gründe ihn nöthigt, seine Meinung aufzugeben. Wie könnte er anders? Er weiß daß Irren menschlich ist, und daß weder Scharfsinn noch Unbefangenheit, weder Anstrengung noch wiederholte Prüfung ganz gegen den Irrthum sichern.

Dadurch unterscheidet er sich vom Starrsinnigen. Dieser besteht auf seiner Meinung aus Beschränktheit. Er ist nicht im Stande, in die Gedanken andrer einzugehen. Es gibt für ihn nur Eine Art, die Dinge anzusehen, und zu beurtheilen. Was nicht zu dieser gehört, liegt ausser der Sphäre seines Verstandes. Oder er ist so fest eingewurzelt in das Vorurtheil, daß er sich nicht einmal auf Augenblicke davon los machen kann, daß er wirklich die Unmöglichkeit der Wahrheit dessen, was ihm entgegen ist, einzusehen glaubt. Oder er verhärtet sich absichtlich ge-

gen den Widerſpruch, weil es ſeinen Stolz beleidigt, Unrecht zu haben, weil die gefährdete Meinung genau mit dem Intereſſe ſeines Herzens zuſammen hängt.

Der Mann von Feſtigkeit iſt von dem Zuſtande ſeiner Überzeugungen genau unterrichtet. Ihm iſt nicht unbekannt, wie er zu ihnen gekommen iſt, von welcher Seite ſich leicht Irrthümer könnten eingeſchlichen haben, welchen Theilen derſelben es noch an vollkommner Gewißheit fehlt, und über welche am erſten Verſchiedenheit der Meinungen zu vermuthen ſteht. Hier iſt er vorzüglich geneigt, auf Zweifel und Einwendungen Rückſichten zu nehmen. An ſolchen Überzeugungen, die ihm ſicher und von Irrthum frei zu ſeyn ſcheinen, wird er zwar entſchloſſener halten, aber auch gegründete Bedenklichkeiten, die ſich dagegen erheben, nicht ungehört von ſich weiſen. Seine Maxime iſt nicht, den Zweifel zu unterdrücken, ſondern ihn durch Nachdenken zu löſen. Die Wahrheit gilt ihm über alles, und wenn ſie ſich gegen ſeine bisherige Meinung erklärt: ſo gibt er dieſe gerne auf.

Er unterläßt auch nicht, ſeine Überzeugungen von Zeit zu Zeit freiwillig in Anſpruch zu nehmen, damit die Feſtigkeit derſelben eine ver-

nünftige und unerschütterliche werde. Das ist die edle Liberalität des festen Mannes.

Der feste Mann unterscheidet sich gar sehr von dem Wankelsinnigen. Dieser wechselt fast mit jedem Tage seinen Glauben. Maßregeln, die er eben gebilligt hat, scheinen ihm im nächsten Augenblicke verwerflich. Um von Einer Thorheit geheilt zu werden, wirft er sich der neuen in den Arm. Nichts scheint ihm gewisser zu seyn, als seine gegenwärtige Meinung; und bald bedauert er, daß er so kurzsichtig seyn konnte, nicht so gleich das Irrige derselben wahrzunehmen.

Viele sind wankelsinnig, weil es ihnen an aller gründlichen Überzeugung fehlt. Sie wissen kaum, was Überzeugung ist und was dazu gehört. Sie haben nie ernstlich darnach gestrebt. Ihr Glaube ist nie mehr als Meinung gewesen, der sie sich nur hingaben, weil ihnen gerade nichts andres einleuchtete. Er besteht aus bloßen Ansichten, die weder unter sich zusammenhangen, noch unter einem höhern Prinzip stehen. Jede dieser Ansichten ist für sich, und hat keine andre Empfehlung, als ihre sinnreiche Ausstattung — höchstens die Übereinstimmung mit zufälligen Erfahrungen. Bald tritt eine andre auf, die noch sinnreicher ausgestattet ist, die das Gefühl noch

mehr frappirt, und mit der Erfahrung noch beſſer zu ſtimmen ſcheint, während dieſe nun ſchon manches zum Vorſcheine gebracht hat, was der frühern widerſpricht.

Unſer Zeitalter iſt recht eigentlich das Zeitalter der Anſichten. Was ſind die meiſten ſo genannten Syſteme der Philoſophie, mit denen wir ohne Aufhören beregnet werden, als Darſtellungen der Gegenſtände von gewiſſen Seiten, die ſich gerade dem Blicke des Beobachters darbothen, oder die er ſelbſt aufſuchte, weil noch niemand etwas gezimmert hat, wozu ſie allein oder hauptſächlich die Materialien geliefert hätten. Kein Wunder daß man dem Einen nach dem andern zufällt, und nur bei dem etwas länger verweilt, auf deſſen Studium mehr Mühe verwendet werden muß, oder das durch Witz und Schimmer für die Phantaſie mehr anzieht.

Die eigne Anſicht wechſelt wie das Gemüth und die Stelle, auf der man ſteht. Wie ſoll man doch feſt halten, was weder in ſich noch außer ſich ſichere Bewährung hat?

Bei vielen rührt der Wankelſinn von der Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft her. Dieſe ſtellt ihnen ihre Erzeugniſſe ſo ſtark und anſchaulich dar, daß ſie davon unwiderſtehlich fortgeriſſen

werden, und die Stärke des Bildes für Wahrheit des Gedankens nehmen.

Viele werden von glücklichen Einfällen so mächtig ergriffen, daß sie nicht im Stande sind, das Unreife und Einseitige in denselben wahrzunehmen, und schnell das geprüfte Urtheil an dieselben aufgeben. Vielen gibt die Unbestimmtheit ihrer Ideen Empfänglichkeit für alles, was sich an diese anreihen läßt; und was läßt sich an dunkle Ideen nicht anreihen? Bei vielen ist es Unstätigkeit des Gemüthes, das Unvermögen, sich mit einer Sache lange zu beschäftigen, und sich für die Erforschung ihrer Einzelnheiten hinlänglich zu interessiren, der Hang zur Abwechselung, die Verliebe für das Neue oder Blendende, was es ihnen unmöglich macht, bei Einer Meinung zu bleiben.

Viele sind gewohnt ihren jedesmaligen Zustand bestimmen zu lassen, was sie glauben sollen; sind sie ernsthaft oder verstimmt, so scheint ihnen das Trübe oder Strenge — sind sie gutes Muthes, so scheint ihnen das Leichte und Tändelnde das Rechte zu seyn. Nicht wenige gestatten dem Tone des Tages großen Einfluß auf sich, die beliebte — die von Männern, welche in der Mode sind, vorgetragene Meinung ist bald die ihrige

geworden. Und daß auf dieſem Wege keine Feſtigkeit zu erlangen ſey, fällt in die Augen. Endlich weiß man auch, was herrſchende Neigungen auf den Verſtand vermögen, und wie verſchieden, wie abwechſelnd die Eindrücke ſind, welche daher kommen.

Nach dieſen Bemerkungen kann es nicht mehr ſchwer ſeyn, einzuſehen, was man zu thun hat, um ſich zur Feſtigkeit der Überzeugung zu bilden. Man muß ſich vor allem für bewährte Überzeugung intereſſiren; man muß ſich der Würde und des Einfluſſes derſelben auf Weisheit, Kraft und Ruhe des Lebens bewußt werden. Wem es genug iſt, zu meinen und zu träumen, der reſignire nur ganz darauf, je ein feſter Mann zu werden. Man muß nicht eher etwas als Überzeugung aufnehmen, als bis man daſſelbe, von allen Seiten, geprüft, bis man es, nach allen nöthigen Rückſichten erwogen, mit ſeinen andern Überzeugungen verglichen, und möglichſt entfernt hat, was Irrthümer veranlaſſen könnte. Die Meinung kann nicht feſt ſtehen, welche nicht ſchon in ihrer Bildung iſt befeſtigt worden.

Man muß — und dies iſt von vorzüglicher Wichtigkeit — bei ſich ausmitteln, worauf es bei

aller Prüfung ankomme, wornach ſich alle Wahrheit entſcheide; man muß ſich um feſte Prinzipien bemühen, und dieſe müſſen eine ſolche Feſtigkeit haben, daß wir gar nicht fürchten dürfen, dieſelben je erſchüttert zu ſehen. Wem nicht etwas ſchon ganz ausgemacht iſt, der kommt unvermeidlich zum Schwanken, und wird oft ohne Noth von ſeiner Überzeugung abgehen, wenn ſich ihm etwas andres Scheinbares entgegen biethet. Bei wem feſte Prinzipien zum Grunde liegen, der wird ſich zwar nicht in allen ſeinen Überzeugungen behaupten; aber die wichtigſten wird ihm nichts nehmen, und wo er ſeine Meinung ändert, da bleibt er wenigſtens in der Art des Verfahrens ſich ſelbſt getreu.

Nach dieſen Prinzipien muß man nun über all urtheilen, wo ſich Zweifel und Widerſprüche erheben, und, ſo oft man anfängt, wankend zu werden, unpartheiiſch unterſuchen, ob dies wirklich Nöthigung der Einſicht, oder Einfluß des Glänzenden, des Neuen, der herrſchenden Denkart oder der Neigung des Herzens ſey. Man muß von ſich weiſen, was die Prüfung irre leiten kann. Man muß ſeinen Ideen ſolche Beſtimmtheit geben, daß ſich nicht unvermerkt etwas Fremdartiges anſetzt, und ſie allmählich umgeſtal-

tet. Man muß über ſeine Stimmung wachen, daß ſie immer die Ruhe des reinen Intereſſes für Wahrheit bleibe. Man muß endlich der Scrupuloſität entgegen arbeiten, die ſich nie zufrieden zu geben vermag, und jede Überzeugung zu untergraben ſucht.

Die männliche Feſtigkeit iſt, zweitens, Feſtigkeit im Wollen. Der feſte Mann will nicht heute dieſes, Morgen jenes. Er gibt nicht leichtſinnig wieder auf, was er einmal begonnen hat. Das Mißbehagen, das er etwa dabei fühlt, und die Neigung, etwas andres zu treiben, ſind nicht hinlänglich, ihn davon abzubringen; ſelbſt dann, wenn es ſcheint, als ob etwas andres nützlicher wäre, ſteht er doch nicht eher von dem Angefangenen ab, bis es vollendet iſt. Er verläßt nicht leicht ſeine genommenen Maßregeln, möchte auch hier und da etwas an ihnen auszuſetzen ſeyn. Er weiß: das Beſte iſt ſchwer zu finden; überall zeigen ſich hinterher Mängel, die man früher nicht vermuthet hatte; läßt man ſich einmal auf das Wechſeln ein, ſo kommt man damit gar nicht zu Ende, und ſieht ſich doch öfter betrogen, als wohl berathen; es iſt viel vortheilhafter, auf ei-

nes angetretenen Bahn, die etwas langsamer zum Ziele führt, fortzugehen, als die schon zurück gelegte Arbeit verloren zu geben, um auf einem andern Wege schneller zum Ziele zu kommen. Hat er sich einen Zweck gesetzt: so verfolgt er ihn standhaft, wie viel Arbeit es ihn auch koste. Hat er eine Entschließung gefaßt: so führt er sie aus, was auch dabei zu überwinden sey. Hat er Grundsätze gewählt: so handelt er nach ihnen unverbrüchlich.

Freilich muß man das Vernünftige wollen, um in seinem Wollen fest seyn zu können. Wer sich um den Wehrt und Erfolg dessen, was er unternimmt gar nicht bekümmert, oder sie nur nach den ersten Eindrücken, nach Schein und Laune, beurtheilt, der sieht sich sehr oft in die Nothwendigkeit versetzt, seine Beschlüsse gegen andre auszutauschen.

Nur der Weise kann fest seyn in seinem Wollen. Wenn er ein Geschäft unternimmt: so ist er von dessen Nothwendigkeit und Nützlichkeit überzeugt; er ist überzeugt, daß er jetzt nichts Schicklicheres thun könne. Wählt er eine Maßregel: so hält er sie für die rechte. Setzt er sich einen Zweck: so hat er ihn für rühmlich — faßt er Entschließungen, so hat er sie für würdig und

rein erkannt. Seine Grundſätze ſind die Frucht eines ernſten Nachdenkens, ſie ſind an das geknüpft, was dem Menſchen das Höchſte ſeyn ſoll; bei ihnen iſt die Erfahrung zu Rathe gezogen.

Jezt bleibt ihm nichts übrig, als zu handeln. Er wird ſich darin nicht durch weiteres Grübeln ſtören, das zu ſpät käme, und nur verwirren könnte. Zu weſentlichen Abänderungen wird er ſich ſelten veranlaßt finden, und Winke zu kleinen Verbeſſerungen wird er gerne benutzen. Es kommt alſo nur darauf an, daß er ſich das Intereſſe ſeines Wollens immer gegenwärtig erhält, und in einer kräftigen, zuſammenhangenden Thätigkeit, der Verſuchung, ſich ſelbſt ungetreu zu werden, widerſteht.

Es iſt aber heilſam, dieſer Verſuchung auch überdem noch entgegen zu arbeiten. Sie kann bald von einem natürlichen Hange zur Veränderung, bald von der Laune, bald von Weichlichkeit, bald von Trägheit, bald von Leidenſchaft herrühren.

In vielen iſt ein unruhiger Trieb der Geſchäftigkeit, der ſie zwar immer in Bewegung hält, aber ſchnell von dem Einen zum andern treibt; ſie können keine Arbeit vollenden, ſich für keine Sache anhaltend intereſſiren. Gewöhnlich

ſind das Menſchen von glücklichen Anlagen. Sie dürfen ſich nur fixiren, ſich auf ihre Bedürfniſſe verſtehen lernen, die Befriedigung derſelben auch in denjenigen Arbeiten, die einen anhaltenden Fleiß erfordern, wahrnehmen, und ſich einige Male überwinden, um den Genuß eines trefflich zu Stande gebrachten Werkes zu empfinden, was ſich dann auch bald peinigende Unzufriedenheit bei unbeſtändigem Nachlaſſen einfindet, welche nöthigt, den abgeriſſenen Faden wieder aufzunehmen.

Der Launichte fühlt ſich oft verſtimmt zu dem, was er thun ſoll. Wie ſein Gemüthszuſtand ſich verändert, möchte er auch andre Geſchäfte, andre Maßregeln, andre Maximen haben. Was er bei kaltem Blute billigte, das tadelt er im Unmuthe. Was ihm bei ruhiger Überlegung wichtig und nöthig ſchien, das ſcheint ihm im Leichtſinne geringfügig oder überflüßig. Wäre die Abneigung aus ſeinem Gemüthe wegzuſchaffen, oder der Einfluß derſelben auf ſein Urtheil zu verhüthen: dann würde wenigſtens ſein Verſtand dem fruhern Entſchluſſe Recht geben. In der That thut er nur nicht, wozu er keine Luſt hat. Daß aber der Menſch Gewalt beſitzt über ſeine Stimmung; daß er ſie durch die Richtung ſeiner Gedanken auf Gegenſtände, die mit ihr contraſti-

ren, ſchwächen kann; daß ein entſchloſſenes Durchgreifen ihre nachtheilige Wirkſamkeit aufhebt: leidet gar keinen Zweifel.

Gefährlicher noch könnte dem feſten Wollen die Weichlichkeit werden. Der Weichling mag nichts laſſen, was ihm beſchwerlich fällt; er mag nichts entbehren, was ihm angenehm iſt, er mag von nichts abſtehen, woran er ſich gewöhnt hat. Behaglichkeit und Luſt der Sinne gehen ihm über alles. Mit einer ſolchen Beſchaffenheit kommt die Feſtigkeit jeden Augenblick ins Gedränge. Wer ſich gleich bleiben will, muß jeden Augenblick etwas thun, das ihm läſtig wird, Genüſſen entſagen, die mächtigen Reiz haben, auf Dinge reſigniren, die ihm ans Herz gewachſen ſind. Der Weichling behält ſich gewöhnlich, wenn er etwas beſchließt, im Geheimen vor, wo es ihm Unbequemlichkeit verurſacht, Ausnahmen zu machen; und er macht ſie nachher auch in den Fällen, wo er es ſich nicht verbehalten hatte.

Nicht weniger wird die Feſtigkeit des Wollens durch Trägheit verhindert. Den Trägen verdrießt ſchon die Mühe, ſich die Beſchlüſſe, in deren Ausführung er Feſtigkeit zeigen ſoll, oft ins Andenken zurück zu rufen, und ſie mit ihren Motiven der Seele lebhaft genug zu vergegenwärti-

gen. Sind nun vollends Schwierigkeiten zu überwinden, wird die Arbeit verwickelter, müssen groſse Kräfte aufgebothen werden: so ist nichts bei ihm stärker, als die Neigung, sie fahren zu lassen. Das Meiste in der Welt kostet Anstrengung; darum fühlt sich der Träge zu den wenigsten Dingen aufgelegt; und wo er sich nicht aufgelegt fühlt, da wird schwerlich etwas geschehen.

Trägheit und Weichlichkeit lassen sich, wo sie sich einmal der Seele bemächtigt haben, freilich nicht in jedem einzelnen Falle überwinden. Oft fehlen ihr die Gedanken, die Bewegungsgründe und das ungetrübte Selbstbewuſstseyn, die dazu erforderlich sind. Aber nach und nach lassen sie sich durch Abhärtung, durch freiwillige Anstrengungen und durch Anregung groſser Interessen verdrängen.

Häufig tritt endlich auch die Leidenschaft der Festigkeit des Wollens in den Weg. Sie erhebt sich mit groſser Macht gegen den gefaſsten Entschluſs. Sie weiſs Sinne, Phantasie und Verstand gegen ihn aufzuwiegeln. Und oft überfällt sie denselben so schnell und mit solcher Gewalt, daſs er schon besiegt ist, ehe er sich zum Widerstande rüsten konnte. Fest bleibt nur der, der schon vorher gerüstet war. Die Bekämpfung der

Leidenſchaft ſoll das Geſchäft des ganzen Lebens ſeyn. Jede iſt verderblich, wenn ſie Kräfte genug hat, ſich der Leitung der Vernunft zu entziehen. Je früher man ſie zu ſchwächen ſucht, mit je mehr Strenge man ſie behandelt: deſto eher wird man ſie unterjochen. Auch den Weiſen reißt zuweilen ſeine Leidenſchaft dahin. Aber darum geht ſein Wollen nicht verloren. Er merkt es mit Unwillen über ſich ſelbſt; er erneuert ſeine Beſchlüſſe, und iſt nicht eher ruhig, als bis er ihr wieder einen Sieg abgewonnen hat.

Viel iſt es wehrt, ſich in ſolcher Feſtigkeit des Wollens zu behaupten. Wo keine Feſtigkeit iſt, da iſt auch keine Kraft. Feſtigkeit iſt der Triumph der Vernunft. Den Wandelbaren, der bald dieſes, bald jenes will, kann niemand achten. Nichts wird durch ihn zu Stande gebracht. Die meiſten Vereitelungen ſeiner Unternehmungen rühren von ihm ſelbſt her. Er wird ſelten über andre etwas vermögen, und ein fremdes Zutrauen gewinnen. Er iſt ein Spiel der Umſtände, und kann ſelbſt nicht einmal beſtimmen, was er in dem nächſten Augenblicke ſeyn und wollen wird. All' ſein Handeln iſt voll Unluſt — und ſein Gemüth ein Gewebe von Widerſprüchen.

Wer die Preiſe des Lebens gewinnen, und

Harmonie in seinem Innern stiften will, der muß ruhig überlegen, entschlossen ergreifen, muthvoll wagen, und standhaft ausführen.

Die Festigkeit des Mannes ist, drittens, Festigkeit im Geschmacke und in den Neigungen. Die Neigungen beherrschen, auch bei dem freien Manne, einen großen Theil des Lebens. Nicht immer ist der Wille wach; und dann pflegt man zu handeln, wie es die Neigung eingiebt. Daß die Beschlüsse des Willens durch Neigungen sehr erleichtert und erschwert werden, liegt am Tage. Oft muß auch bei der Wahl auf den Geschmack Rücksicht genommen werden. Wie soll jene sich festen Regeln unterwerfen, wenn dieser täglich ein andrer ist? Vieles läßt sich nur dann recht thun, wenn man es nicht bloß billigt und will, sondern auch Neigung dazu hat. Wie soll der die Pflichten der Freundschaft erfüllen, in welchem die Neigung zum Freunde erloschen ist? Wie soll der seiner Familie leben, der den Geschmack für die Beschäftigungen und Freuden der Häuslichkeit verloren hat? Wie soll der seinem Berufe mit Eifer und Treue nachkommen,

der für die Verrichtungen, die ihm derſelbe anweiſt, keine Liebe mehr beſitzt?

Was nicht aus dem Herzen kommt, was gar mit Widerwillen, mit der Unluſt, ſich für die Sache nicht mehr ſo intereſſiren zu können, wie ehemals geſchieht, das geſchieht immer ſchlecht. Jener Widerwillen und dieſe Unluſt werden von Tage zu Tage größer, entfernen uns immer mehr von dem, woran wir doch nun einmal gekettet ſind, und richten die traurigſten Zerrüttungen im Gemüthe an.

Dauerhafte Neigungen ſind die Bedingung der wahren Bildung. Wer ſich bald an dieſes bald an jenes hängt, der wird es weder in dem Einen noch in dem andern zu einiger Vollkommenheit bringen, und die Kräfte ſeiner Seele werden mehr zerſplittert als geübt. Mit bleibendem, ungeſchwächtem Eifer muß man ſich einer Sache widmen, damit man von ihr durchdrungen, und damit jeder Theil des innern Menſchen von ihr angeregt, und durch ſie wohlthätig beſchäftigt werde.

Eben ſo wenig iſt ohne beſtändige Neigungen wahrer Genuß möglich. Wer ſich der einen Freude nach der andern in die Arme wirft, der kann zwar ihren Rauſch aber nicht ihre Wonne

empfinden. Süße Befriedigung, ſtille Seligkeit empfängt das Herz nur von dem, was ihm theuer iſt, was es ſich angeeignet, womit es ſich innigſt befreundet hat, wozu es immer gerne zurück kehrt, wovon es ſich verſichert hält, daß es nie aufhören werde, ihm theuer zu ſeyn. Menſchen von wandelbarer Neigung haben bald alles weg, was die Welt ihnen Frohes anbiethen kann. Sie können den Unwillen darüber, daß etwas ſo bald ſeinen Reitz verliert, nicht unterdrücken. Der immerwährende Zwieſpalt, worin ſie mit ſich ſelbſt leben, verbittert ihnen ihre kärglichen Genüſſe; und dann iſt doch nicht zu verhüthen, daß nicht Augenblicke der Beſinnung und des höhern Bedürfniſſes eintreten, in welchen ſie ſich ſelbſt verachten müſſen.

Sehr oft hängt das Glück andrer von der Dauer unſrer Neigungen ab. Eine kleine Schwächung derſelben kann denen, die an uns gefeſſelt ſind, und die von unſrer Liebe alles erwarten, tiefe Wunden ſchlagen; das Erkalten derſelben kann ſie rettungslos elend machen. Die pünktlichſte Erfüllung der Pflicht gibt ihnen keine Schadloshaltung, wenn das Herz weggewendet iſt; und iſt das Herz weggewendet, wie leicht wird man dann hart! welcher geringfügigen Zufälle be-

darf es dann nur, um empfindliche Spannung und bald anfeindenden Haß zu erzeugen! Veränderlichkeit verletzt andre nicht bloß bei diejenigen Neigungen, welche gegenseitig sind — auch bei denen, die sie bloß mit uns gemein hatten, die das Band unsrer Veränderung waren, auch bei denen, die uns antrieben, ihnen manche Freude zu bereiten, oder durch deren Befriedigung sie uns viele Freude gemacht haben, und noch viele machen können.

Von dem Manne muß um so mehr Festigkeit in den Neigungen verlangt werden, da der Wechsel derselben dem weiblichen Herzen, das sich ihm vertrauensvoll hingibt, und das sein Glück von seiner Art zu denken, zu fühlen und zu wünschen, gar nicht trennen kann, so große Schmerzen bereitet, und oft allen Frieden raubt.

Aber kann dann wohl jemand für die Veränderlichkeit der Neigungen verantwortlich seyn? gehorcht die Neigung dem Gebothe des Willens? oder ist sie nicht vielmehr Sache des Gefühles, das man sich selbst überlassen muß? Man darf nur auf das allmähliche Erkalten einer Neigung aufmerksam seyn, um sich bald zu überzeugen, daß es in den meisten Fällen unsre Schuld ist.

Diese Veränderung kann entweder in der

Neigung ſelbſt vergehen, indem dieſe nach und nach abnimmt, oder ſie kann dadurch bewirkt werden, daß eine andere Neigung ſie von ihrer Stelle verdrängt.

Wenn in dem erſten Falle der Gegenſtand der Neigung ſich nicht gänzlich umgeſtaltet hat: dann werden wir finden; entweder wir haben uns in der Wahl übereilt, wir haben für Neigung gehalten, was bloß flüchtiges Gefallen war; oder die Geſinnungen unſers Willens haben ſich geändert, und die Neigung mit fortgezogen; oder wir ſind anfangs nicht genug darauf bedacht geweſen, die Neigung zu befeſtigen; oder wir haben in der Befriedigung derſelben nicht Maß zu halten gewußt, der Überſättigung iſt Ekel gefolgt; oder wir haben, zu ſehr beſchäftigt mit andern Dingen, zu wenig Aufmerkſamkeit auf die Vorzüge bewieſen, die unſre Neigung nicht bloß hätten lebendig erhalten, ſondern auch immer feſter an ſich ziehen konnen.

In dem zweiten Falle würde die andre Neigung nicht zu der Stärke gelangt ſeyn, wenn wir zeitig genug an uns gehalten, wenn wir uns nicht den ſüßen Spielen der Phantaſie hingegeben hätten, die die Neigung erſt zu der Höhe treiben, wo ſie in Leidenſchaft übergeht. Die

aufkeimende Neigung muß bald erlöſchen, wenn ſie keine Nahrung bekommt, wenn Blick und Gedanke ſich von dem zurück ziehen, was ihr dieſe reicht.

Aus dem Geſagten geht von ſelbſt hervor, wie man es anzufangen habe, ſeinen Neigungen Feſtigkeit zu verſchaffen; und daß nur edle Neigungen dieſe Sorge verdienen, bedarf nicht der Erinnerung.

Die Feſtigkeit des Mannes ſoll ſich endlich auch bei ſeinen Zuſagen beweiſen. Der feſte Mann hält, was er verſprochen hat; er hält es genau; es gereut ihn nicht einmal, dieſes verſprochen zu haben, wenn die Erfüllung auch mit Nachtheilen verbunden wäre, die ſich nicht vorherſehen ließen. Auf ſein Wort iſt gerechnet, darum muß es wahr werden. An dieſer Maxime hängt alles Vertrauen in der Welt.

Was man verſpricht, das hat man doch wohl überdacht — wer nicht überdenkt, der kann kein feſter Mann ſeyn — und was der feſte Mann einmal für das Rechte erkannt hat, was er nicht anders denn für das Rechte erkennen konnte, dabei bleibt es. Was man verſprochen hat, das hat

man doch auch gewollt und beschlossen — und wer es nicht hat, der ist ein schändlicher Heuchler, von einem solchen kann hier nicht die Rede seyn; und was der feste Mann nach Grundsätzen will, das will er immer, das wird er thun, er wird es mit willigem Herzen thun. Auch unbestimmte Erwartungen, die er wissentlich erregte, achtet er für gegebenes Wort, und säumt nicht ihnen zu genügen.

Wort halten ist die Ehre des Mannes. Wortbrüchigkeit schändet noch mehr als Feigheit — ihre Schmach ist unvertilgbar. Da strahlt die Würde der Festigkeit am herrlichsten, wo sie sich als Treue bis in den Tod zeigt, wo sie in Gefahr und in Noth aushält, wo sie das Schwerste leistet, dem Härtesten sich unterwirft, das Liebste verläugnet, weil sie es zugesagt hat, weil sie ihrer selbst würdig bleiben will.

Der edle Mann verabscheut die unredliche Ausflucht; sie kommt ihm nicht einmal in den Sinn; er hält es für unmöglich, sich anders als durch pünktliche Leistung zu helfen. So beweist er, daß man sich auf ihn verlassen kann, und das kein leerer Traum ist der Adel und Gehalt der Menschheit. Wenn jeder Mensch einen Preis hat, für welchen seine Leidenschaft feil ist: so ist

auch jedem eine Stärke des Charakters möglich, die ihn freudig ausschlägt. Ja es hat Treue, unbestechliche Treue auf Erden gegeben, und darum darf der Glaube an die Tugend nicht wanken.

Wo die Neigung fest ist, da wird es nicht schwer, Treue zu üben. Aber auch da, wo keine Neigung sie erleichtert, steht sie in der Gewalt des königlichen Willens, und der Sinn für das Große gibt ihr kräftige Unterstützung.

Männliche Festigkeit hat für sich allein ein rauhes, unfreundliches Ansehen. Sie kann wohl Achtung einflößen, aber nicht Liebe; denn sie scheint nichts schonen zu wollen. Aber sie gewinnt auch das Herz, wenn sich sanfte Humanität zu ihr gesellt. Und diese wird nicht fern bleiben, wenn jene die Eigenschaft eines edeln Gemüthes, wenn sie mehr ist, als wilder Trotz, kaltes Verachten, feuriges Stürmen und Niederreißen. Der feste Mann ist erst dann, wie er seyn soll: wenn er, ruhend auf eigner Kraft, duldet, was er sich nicht zu eigen machen kann, das Gute überall schätzt, auch wo es nicht mit

ſeinen ſtrengen Forderungen übereinſtimmt; wenn er der Schwäche ſchont; wenn er vergütet, wo er nicht umhin konnte, wehe zu thun; wenn er mit Gefälligkeit heilt, wo ſein Ernſt verwunden mußte; und wenn überall das wohlwollende Herz durchſchimmert.

XII.

Ueber den männlichen Ernſt.

.....

Der Ernſt, m. g. Z., iſt diejenige Stimmung der Seele, worin man ſich dann verſetzt fühlt, wenn man ſich wichtiger Angelegenheiten bewußt iſt, wenn man in Dingen, von deren Ausgange viel abhängt, Überlegungen anſtellt, wenn ein folgenreiches Ereigniß die Aufmerkſamkeit anzieht, und die Theilnahme rege macht, wenn man ſorgenvoll in die Zukunft blickt, und beſonders dann, wenn man ſich den flüchtigen Eindrücken der Welt entreißt, um ſich der Betrachtung ſolcher Gegenſtände hinzugeben, die nicht in die Sinne fallen,

oder sich doch mit einer grossen Gewalt des Geistes bemächtigen, der sich zu ihnen erheben kann. Als Zustand des Gemüthes ist er Fähigkeit und Neigung, sich mit dem zu beschäftigen, was wenig Ergötzliches zeigt, aber den denkenden Verstand und das fühlende Herz zu erschüttern vermag.

Er steht entgegen dem Leichtsinne. Dieser lebt ganz in der gegenwärtigen sinnlichen Empfindung, und besonders in den Gefühlen süßer Lust, welcher der Augenblick bringt. Er bewegt sich schnell von Einem Gegenstande zum andern, und kann bei keinem lange genug verweilen, um davon tief getroffen zu werden. Er hat kein andres Interesse, als sich von dem Streme der Zeit bequem forttragen zu lassen.

Die Seele des Leichtsinnigen ist immer zerstreut; indeß der Ernst Sammlung und an sich Halten erfordert. In der Seele des Leichtsinnigen ist beständiger Wechsel der Empfindungen; indeß der Ernst sich durch Gesetzheit und Gleichförmigkeit auszeichnet. Der Leichtsinnige vergißt das Vergangene, und ist unbesorgt um das Zukünftige; während der Ernsthafte fest hält, was jene Lehrreiches oder Schmerzliches gebracht hat, und für diese bedachtsam Anstalten trifft. Der Leich-

sinnige läßt kommen, was ihm unabwendbar scheint; es ist bei ihm Maxime, sich selbst um das nicht zu bekümmern, wovon er weiß, daß es in seiner Gewalt steht. Der Ernsthafte beugt dem vermeidlichen Übel vor, und es gelingt ihm, sich gegen das unvermeidliche einiger Maßen zu decken. Der Leichtsinnige gehört seinen Sinnen an — der Ernsthafte mehr dem Verstande, dem tiefern Gefühle und dem angelegentlichen Streben. Der Leichtsinn tändelt mit allem; der Ernst gewinnt allem große Ansichten, ehrwürdige Beziehungen ab; er weiß alles in das Interesse einer absichtsvollen Thätigkeit zu verflechten. Dem Leichtsinne ist das Leben Spiel; dem Ernsthaften ist es wirksame Kraft, geweiht erhabenen Zwecken.

Es gibt verschiedene Arten des Ernstes, unter welchen man vorzüglich den schwermüthigen, den finstern, den rauhen, den sorgenvollen und den Ernst der Würde zu bemerken hat.

Der schwermüthige Ernst: ist die Stimmung trauriger Gedanken, beengender Betrachtungen und schwärmerischer Gefühle. In ihm ist es nicht das Wichtige, sondern das Niederschlagende, Freuden- und Trostlose, was die Seele anzieht, und ihr alles in einem trüben Lichte

zeigt. Er sieht vom Leben immer die Schattenseite — nie seine großen Verhältnisse, seine erhebenden Momente. Ihm muß man durch Zerstreuung und erheiternde Gedanken aus allen Kräften entgegen arbeiten. Er lähmt den Geist, und erschwert eben so sehr den frohen Genuß, als die weise Thätigkeit. Der wahre Ernst erweitert die Brust, der schwermüthige verengt sie. In eben dem Maße, als sich dieser Ernst unsrer bemächtigt, werden wir für unsre Bestimmung untüchtiger.

Noch schlimmer ist es mit dem finstern Ernste; er ist die Stimmung des Grüblers, des Erbitterten, des Leidenschaftlichen, des Geselligkeitshassers, des Fanatikers. In ihm drückt sich Widerwillen aus; man fühlt sich von allem zurück gestoßen; man entdeckt überall Mängel, und ist erst dann in seinem Elemente, wenn man über dunkele Grillen brüten, oder seinen Murrsinn auslassen kann. Gewöhnlich ist mit diesem Ernste ein hoher Grad von Egoismus verbunden. Eine überspannte Meinung von sich selbst, überspannte Forderungen an die Welt sind mehrentheils die Quellen desselben. Zuweilen erzeugen ihn auch Zerrüttungen des Körpers und bittre Erfahrungen. Der finstre Ernst hat immer zu tadeln; er

prophezeiht immer Unglück, und aus allem zieht er Gift. Er quält unaufhörlich sich selbst, und verbittert andern das Leben. Jeder meidet ihn, weil sich niemand gerne von seinem Stolze drücken, von seinem Unmuthe verstimmen läßt. Neigungen des Hasses, eine Art von Freude über das Schlechte, weil er es schelten kann, finden sich nicht selten in der Seele des Menschen, der von diesem Ernste besessen ist. Er wird immer unfähiger das Gute anzuerkennen; die Liebe vertrocknet in seinem Herzen; und gerade von ihm, dessen strafende Worte sie immer hören muß, hat die Welt am wenigsten für die Heilung ihrer Gebrechen zu erwarten.

Der rauhe Ernst ist Gefühllosigkeit mit Heftigkeit verbunden. Man faßt und behandelt alles allein nach einem, oft falschen, Gefühle der Wichtigkeit, weil man für die feinern Beziehungen keinen Sinn hat, weil man unfähig ist, das Sanfte, Rührende und Frohe zu empfinden. Von dem, was ihn jetzt gerade beschäftigt, ist die Seele ganz erfüllt. Keine anderweitige Rücksicht kann in das ungestüme Treiben einige Milderung bringen. Solche Menschen zeigen immer ein kaltes Gesicht, tasten alles mit harter Hand an, greifen überall despotisch durch; sie verletzen leicht

Augenblick, was sie nicht kennen, und verwundern mit einer Strenge, deren Wirkungen zu berechnen, sie nicht im Stande sind. Es ist mehr Mangel an Humanität und an Bildung, als haltende Kraft des Geistes, was in diesem Ernste hervor sticht.

Der sorgenvolle Ernst hat stats mit Unternehmungen, Planen und Arbeiten zu thun. Die Sorge sitzt auf seiner Stirne, wacht in seinem Blicke, und fesselt ihn ganz an seine Verrichtungen. Nichts als diese und der Zweck derselben ist ihm interessant; hierauf hat er sich mit ungetheilter Kraft geworfen; darum unterbricht nicht leicht eine frohe Empfindung die angestrengte Thätigkeit. Solcher Ernst ist immer eigseitig; nur Ein Interesse bestimmt ihn — gewöhnlich ein eigennütziges. So groß er sich zeigt, wo geliebte Zwecke zu erreichen sind: so klein ist er bei andern Gegenständen, die in noch höherm Grade die Erwägung des Menschen verdienen. Vom Streben zu gewinnen wird er gehalten; darüber mag alles Andre nur zu Grunde gehen. Daß darin wenig Vernunft ist, liegt am Tage. Aber er erniedrigt auch den Menschen; er macht ihn zum Sclaven seiner Zwecke, über welche er mit Freiheit schalten sollte; er ängstigt Gefühle ein, die

nur dann Wehrt haben, wann sie die Frucht ruhiger Überlegung sind; er führt zu verächtlichen Gesinnungen; er verschließt die Brust den Eindrücken des Schönen und Guten, und verschleudert das reiche, vielseitige Leben nicht selten in Mühe und Noth an Kleinigkeiten.

Der Ernst der Würde ist allein der wahre. Er entsteht aus der richtigen Schätzung des Wichtigen und Großen, aus vernünftiger Selbstachtung, aus dem Bewußtsein, etwas zu seyn, etwas leisten und werden zu können, aus der anerkannten Bedeutung des Lebens, aus der Übersicht seiner Bedürfnisse, seiner Zwecke und Pflichten, aus der Erhebung über das Alltägliche, aus dem kräftigen Erfassen derjenigen Beziehungen, welche auf das Höhere deuten, und den Einfluß eines menschlichen Daseins weit über die sinnliche Dauer verlängern, aus dem Leben des Verstandes, aus der Regsamkeit der Gefühle und aus dem Triebe, für etwas Würdiges thätig zu seyn — endlich aus der richtigen Beurtheilung dessen, was von jedem besondern Geschäfte abhängt, und der Einsicht, wie viel daran liege, daß man überall mit Vorsicht und Besonnenheit zu Werke gehe.

Ohne dieſen Ernſt kann die Würde des Mannes nicht behauptet werden. Ernſt iſt der natürliche Ausdruck der Würde. Würde ſoll Achtung einflößen. Achtung aber kann ſich nur das erwerben, was, in der Geſtalt des Ernſtes, als das Ausgezeichnete auftritt.

Ein gewiſſer leichter Sinn, der indeß etwas ganz andres iſt als Leichtſinn, kleidet das Weib wohl: denn in ihm wird ſeine Anmuth ſichtbar; und dem Weibe gelingt es, das Leben mit Weisheit zu behandeln, wenn es ſich freundlich an daſſelbe anſchließt. Was es zu verrichten hat verlangt kein tiefes Eingehen, kein gründliches Erforſchen und kein Verſinken des Gemüthes in ſich ſelbſt. Es geſchieht dann am beſten, wenn dem geübten Blicke bald die ſichre Hand folgt. Selbſt die höhern Gegenſtände des menſchlichen Denkens und Strebens müſſen im Herzen des Weibes mehr ſanfte Rührung als mächtige Bewegung, mehr ſtille liebevolle Eintracht, als Kampf mit ſich ſelbſt hervor bringen. Das ernſthafte Weib ſcheucht alles von ſich zurück; man traut ihm nicht leicht Güte und lebendige Fülle des Gemüthes zu. Will dagegen der Mann ſo erſcheinen, wie er als Mann allein gefallen kann: dann muß der Ernſt ſeiner Beſchlüſſe und Forde-

rungen auf seiner Haltung und auf seinen Bewegungen ruhen. Will er seiner Bestimmung nachkommen: dann müssen in seiner Seele immer Vorstellungen, Überlegungen und Bestrebungen rege seyn, die sich in würdevollem Ernst zu erkennen geben; dann muß er eine Entschiedenheit, eine Freiheit und eine Erhebung des Gemüthes zeigen, worin eben der Ernst sein Wesen hat. Wer sich immer zerstreuenden Eindrücken hingeben kann, der hat gewiß noch nie recht gefühlt, wozu er da ist.

Wo kein Ernst ist, da ist auch kein Sinn für das Große. Es bleibt da nichts übrig als ein Eigennutz, der alles auf den Vortheil berechnet, und die Maxime, alles zur Kleinigkeit zu machen. Beide theilen sich in die Herrschaft über die Gemüther, die für jede künftige Anregung verschlossen bleiben. Das Große wird entweder gar nicht empfunden, oder es läßt das Herz kalt, wenn es nicht dem Ernste begegnet. Durch einen edeln Ernst haben sich auch alle ausgezeichnet, die nicht in den Tag hinein lebten, die die Bedürfnisse der Menschheit zu Herzen nahmen, die sich der Unterdrückung widersetzten, und für das festbare Gut den Streit wagten.

Man muß denkend in sein eignes Wesen

bringen, man muß von mächtigen Gefühlen ergriffen werden, um mehr zu wollen, als der Mensch gewöhnlich will.

In solchen Zeitaltern, wo der Leichtsinn den Ernst verdrängt hat, nennt man diejenigen Schwärmer, die sich für das berufen fühlen, was in der Geschichte den hohen Sinn anspricht, und worauf das Ideal in der eignen Brust deutet. Man fühlt die Last wohl; aber wagt es nicht, sie abzuschütteln. Man trauert um das verlorne Gut; aber man hält es für unmöglich, dasselbe zurück zu bringen, und ein altkluges Kopfschütteln ist die Kritik des schönen Enthusiasmus.

Was ist aber der Mann, wenn sein Leben nicht mehr dem Großen geweiht ist! Was ist sein Leben, wenn die Kräfte desselben in gemeinem Treiben verschleudert werden!

Ernst muß bei jedem Werke seyn, das gelingen soll. Was man nicht mit Ernst treibt, das treibt man lässig und mit Unverstand; man vollendet es kaum zur Hälfte. Das kleine Geschäft fordert Ernst, damit man es nicht um seiner Kleinheit willen versäume — das Große, damit man es in seiner Größe fasse. Wo es an Ernst fehlt, da fehlt es auch an Entschlossenheit, an

Muth und an Ausdauer. Man findet alles beschwerlich, und alle Hinderniſſe unüberſteiglich.

Jede zu erfüllende Pflicht ſetzt Ernſt voraus, damit man ihr Gewicht fühle, ihren Ruf ganz höre, und was ſie aufgibt, in ſeinem ganzen Umfange nehme. Die Kraft der Tugend iſt vernehmlich in dem Ernſte, womit ſie das Gemüth erfüllt.

Zu einer vernünftigen Selbſtbildung iſt nichts nöthiger, als Ernſt. Reife Überzeugung gewinnt man nicht, wenn man nicht mit Ernſt forſcht, mit Ernſt den ſchimmernden Irrthum ins Auge faßt, mit Ernſt alles um ſich ſammelt, was zur Entſcheidung gehört. Gründliche Kenntniſſe ſind nicht zu erwerben, wenn nicht der Ernſt Fleiß und Beharrlichkeit erzeugt. Der geläuterte Geſchmack iſt nicht bei dem Leichtſinne, der nur flüchtige Befriedigung ſucht, und ſeine Grundſätze mit der Mode wechſelt. Soll für ſittliche Vollkommenheit etwas Nachdrückliches geſchehen: welcher Ernſt wird da aufzubiethen ſeyn in der Ergründung des eignen Gemüthes, in der Bekämpfung der Leidenſchaft, in der Vertilgung verkehrter Gewohnheiten, im Widerſtande gegen mächtige Verſuchungen, in der Treue gegen edle Vorſätze!

Der Ernſt beſtimmt endlich beim Manne die

Empfänglichkeit für Religion. Er wird ihrer nie theilhaftig werden, wenn nicht in Stunden des Ernstes die Stimmen in ihm laut werden, die für sie zeugen; wenn sie nicht in Stunden des Ernstes in sein Herz dringt; wenn nicht Stunden des Ernstes ihn zu dem Nachdenken einladen, welches das höhere Bedürfniß aufklärt, und ihm im Glauben und in der Hoffnung seine Befriedigung anweist. Der Leichtsinn ist Gleichgültigkeit gegen das Unsichtbare. Er wird Unglaube, weil es ihm an Kraft zum Glauben und an innerer Haltung gebricht. Je mehr der Ernst verschwindet: deste mehr verliert sich das Heilige aus den Augen und Gemüthern der Menschen; deste mehr regiert das die Herzen, was weder Gehalt noch Wehrt hat.

Es ist nicht genug, daß man zuweilen ernsthaft sey. Wer könnte das wohl vermeiden? Leere und Sattheit verwandeln auch den größten Leichtsinn in Ernst. Immer gibt es größere oder kleinere Ereignisse, bei denen niemand gleichgültig bleiben kann. Der Ernst soll herrschende Stimmung werden. Aber er begehrt nicht, das ganze Leben auszufüllen. Er macht auch oft der Fröh-

lichkeit Platz; er will das Leben veredeln, aber nicht drücken.

Der ernsthafte Mann kann inniger und reiner froh seyn, als der, dem es an Ernst fehlt. Jener ist alles ganz; selbst mit der Freude ist es ihm Ernst. Der Leichtsinnige ist alles nur halb; die Freude berührt nur die Oberfläche seines Herzens. Er will die Fröhlichkeit immer; darum wird sie ihm nie recht zu Theil. Dem Ernsthaften ist sie Abwechselung und Erholung. Sie senkt sich tief in die müde Brust, und gibt ihr himmlische Erquickungen. Er ist zur rechten Zeit fröhlich, darum unterbricht ihn keine Unruhe, kein strafender Gedanke. Was ihn anzustrengen pflegt, das hat er geendigt; dieses Bewußtseyn verdoppelt seine Lust.

Dem Ernsthaften fließen tausend Quellen des Vergnügens, die andern unbekannt sind. Seine Lebensansicht ist freier und schärfer — sein Lebensgefühl feiner und unverfälschter, seine Lebenslust ist nicht durch Unmäßigkeit getrübt worden.

Man fürchte nicht, daß der Ernst den Sinn für Freude zerstöre, oder sich selbst die Freude versage. Er befreudet sich mit allem Menschlichen; er weiß, daß die Freude schön ist; er kennt des Menschen Bedürfen. Aber der Ernst wacht

über der Fröhlichkeit, daß sie sich nicht vergesse. Er verhuthet jede Ausschweifung derselben. Er läßt sie nicht aus den Schranken der Weisheit, der Sittlichkeit und des Anstandes treten. Er sorgt, daß sie nicht das Herz beflecke, und bittre Nachwehen zurück lasse. Sie ist der abgemessene Theil eines schönen Lebensganzen, und verschlingt sich mit dem Gedanken und der That zum freundlichen Bunde.

Der Fröhlichkeit des Leichtsinnes folgt oft der Schmerz und die Reue. Dem Ernste bleibt die Freude immer frisch; er bringt ihr ein unverstimmtes Gemüth entgegen, und verlangt immer weniger, als ihm gewährt wird.

Die Freude der Thorheit und der Ausgelassenheit ist freilich dem Ernsthaften fremd. Sie ist unter seiner Würde. Sie verträgt sich nicht mit den Gedanken und Empfindungen, die seine Seele gefesselt haben. Er kann alles verläugnen; nur sein beßres Selbst nicht. Das Kindliche thut ihm wohl: das Kindische verachtet er an Männern. Er freut sich auch des Kleinen, wenn er in ihm das Schöne und Wohlthuende findet, wenn es das Herz wirklich erweitert; aber nie dann, wann er selbst kleiner werden müßte, um sich zu freuen. So ist ihm die Welt reich genug,

um ihn froh zu machen — aber auch groß genug, um ihn zu erheben, wichtig genug, um ihn für ihre Zwecke zu gewinnen, und bedürftig genug, um ihn immer in einer gesammelten angestrengten Thätigkeit zu erhalten.

Der Ernst der Würde ist sich auch dann, wenn er der Fröhlichkeit nicht weicht, nicht stäts gleich. Er ist größer oder geringer, wie die Umstände und der Gegenstand der Beschäftigung es verlangen. Vorzüglich zeigt er sich da: wo große Veränderungen im Werke sind; wo ungewöhnliche oder erschütternde Ereignisse der Seele vorüber gehen; wo ihr eine dunkle, entscheidungsvolle Zukunft vorschwebt; wo Geschäfte einzurichten sind, die viel Überlegung kosten; wo Gebrechen zum Vorscheine kommen, die gerechte Besorgnisse einflößen; wo es Zwecken gilt, von welchen viel abhängt; wo man bedenkliche Beobachtungen über sich selbst macht; wo man gegen eine gefährliche Leidenschaft Kraft aufbiethen soll — und am meisten da: wo die Schauer einer höhern Welt das Gemüth durchdringen.

Mit gedankenvollem Ernste verweilt der Weise

bei der großen Betrachtung; mit andachtsvollem Ernste schwingt er sich zu Gott empor; mit muthvollem Ernste zeugt er der Wahrheit, und rügt das Unrecht; mit beharrlichem Ernste verfolgt er sein Ziel.

Der Ernst kann Stimmung des Temperamentes, natürliche Richtung der Kraft auf das Große seyn; er kann auch aus einem dunkeln Selbstgefühle entstehen, wo es schwer ist, zu verhüthen, daß er nicht in Stolz und Härte übergehe. Edel ist er nur dann, wenn er aus einem deutlichen Bewußtseyn, aus besonnener Selbstschätzung und aus moralischen Grundsätzen hervorgeht, wenn er die Frucht freier Richtung der Seele und freier Bildung ist.

Dann ist er mit stiller Heiterkeit gepaart. Es können allerdings Umstände eintreten, die den Sinn des vernünftig ernsthaften Mannes verdüstern; aber durch die Gewalt, die der Verstand über seine Empfindungen und Gemüthsbewegungen hat, wird er sich bald fassen, richtige Beurtheilung menschlicher Dinge wird ihm Gleichmuth und Ruhe sichern. Ernst der Überlegung und Eifer des Handelns machen ihn den äußern Stürmen unzugänglich.

Was aber am meiſten dieſe Heiterkeit bewirkt, das iſt die Liebe, die ſeinen Ernſt beſeelt. Was der Ernſt im Herzen erkaltet hat, das erwärmt die Liebe wieder. Was im Ernſte erſtarrt war, das gewinnt von der Liebe wieder kräftiges Leben. Was der Ernſt verdunkelte, das klärt die Liebe wieder auf. Wo der Ernſt verſcheuchen möchte, da zieht die Liebe mit ſanfter Gewalt an. Auch der vernünftige Ernſt wird mit der Zeit andern drückend, wenn ihn die Liebe nicht mildert. Die Liebe erhält die edlern Intereſſen wach; der Ernſt beherrſcht und leitet ſie. Der Ernſt verhüthet die Schwäche der Liebe, und ertheilt ihr den Charakter der Erhabenheit. Die Liebe führt dem Ernſte die Hand, daß er nicht da ſchonungslos durchgreife, wo es der zarten Pflege und der klugen Verhütung bedarf.

Nichts iſt geſchickter, die Menſchen recht zu behandeln, das Gute zu befördern, und von dem Leben reinen Gewinn zu ziehen, als Ernſt in der Liebe. Geſellet ſich dazu die Kraft: dann ſind die Genien vereint, unter deren Einfluſſe das Leben des Mannes in Einfalt, Wahrheit und Würde herrlich gedeiht.

XIII.

Ueber die männliche Kraft.

.....

Am Schluſſe unſerer letzten Betrachtung, m. g. Z., wurde die Kraft als dasjenige genannt, was, mit dem Ernſte der Würde und der Liebe vereint, das Leben des Mannes zu einem großen und ſchönen bilde. Sie verdient noch eine beſondre Erwägung — um ſo mehr; je mehr auf der einen Seite, eine Schwäche, die dem Schweren erliegen würde, wenn ſie den Muth hätte, ſich daran zu wagen, und die dem groſsherzigen Manne, dem wahren Patrioten überall die traurigſten Ausſichten zeigt, ſich von der

Stimmung, den Bestrebungen und den Sitten der Zeit begünstigt sieht; und je mehr es, auf der andern Seite, gewöhlich wird, die Kraft zu verwechseln mit dem Schwindel der Ohnmacht, mit dem Rausche der Phantasie und mit der flüchtigen Wallung des Blutes bei dem tönenden Namen. Wer sein männliches Recht an die Welt geltend machen, wer ihr die Schuld des Mannes abtragen will, der muß Kraft haben.

Lassen Sie uns untersuchen, welche Forderungen darin enthalten sind. Lassen Sie uns das Wesen der Kraft unterscheiden lernen von dem trüglichen Scheine. Lassen Sie uns die Bedingungen wahrer, einflußreicher, wohlthätiger Menschenkraft jetzt erforschen.

Kraft ist da, wo gewirkt, wo viel in Bewegung gesetzt, wo Widerstand überwunden, wo im Wirken ausgedauert, und das Begonnene vollendet wird.

Die Vorstellung der Kraft hat auch für den Schwächling etwas Erhabenes. Er fühlt sich über sich selbst erhoben, wenn er sie in großen Thaten schaut, er wähnt sogar sie zu besitzen. Aber er besteht nicht auf der ersten Probe. Von dem Großen träumt er, und leistet nicht einmal das Kleine. Die Kraft kann sich nicht anders geltend

machen, als dadurch, daß sie die That aufweist. Wer wahre Kraft hat, der wird weniger befeuert durch das Wort und die Idee, als durch die Wirkung, in welcher er sie erblickt, und er zeigt sie mehr in der eignen That, als er sie fühlt, und von ihr befeuert wird. Selten erblickt man ihn in schwelgender Begeisterung, desto mehr in stillem, erfolgreichem Handeln, von dem er nicht anders weiß, als daß es in der Ordnung ist.

Kraft ist darum auch nicht jener unbestimmte jugendliche Drang, der sich allem gewachsen glaubt, und, in rascher, fröhlicher Regsamkeit des ganzen Wesens, die Welt zu enge findet für seine Entwürfe und für seine Thätigkeit. Oft ist dies nichts anders, als das warme Blut, das Emporstreben des frischen Lebens — oft nichts andres, als Spiel der Einbildungskraft mit dunkeln Gefühlen und mit den großen Gestalten, worin uns die Welt erscheint, so lange wir sie nicht kennen, oft nichts andres, als die Gewalt eines Egoismus, der sich noch nicht an Erfahrungen, an richtiger Schätzung des Fremden und an widerstrebenden Kräften gebrochen hat. Man findet diese Erscheinung oft genug bei Menschen, die nie etwas leisten. Oft ist freilich auch das erste Treiben der erwachenden Kraft mit dabei wirk-

ſam. Aber man hat ſich ſehr zu hüthen, daß man nach der Macht deſſelben nicht die Größe der Kraft ſchätze. Es iſt ſehr wichtig, daß man ihr bald feſte Ziele anweiſe, und ſie verzüglich an dem übe, was für Phantaſie und Eitelkeit den wenigſten Reitz hat, damit ſie nicht in ungewiſſem Treiben und in müſſigen Träumen ſich ſelbſt verzehre, und nichts übrig laſſe, als Dünkel, Anſprüche und Erwartungen.

Die wahre Kraft des Mannes iſt ihm eigen; und ob ſie gleich zuweilen den Einfluß der Stimmung erfährt, ſo ſieht er ſich doch nie von ihr verlaſſen. Von ihr zeugen daher noch nicht jene flüchtigen Anwandlungen, worin man ſich zu etwas Ungewöhnlichem aufgelegt fühlt, und ſogar Ungewöhnliches verrichtet. Keinem können die Augenblicke unbekannt ſeyn, wo man mehr leiſtet, als man iſt, und ſich in entſcheidenden Lagen beſſer benimmt, als ſonſt in unbedeutenden. Solche Erweiſungen gehören nicht der Kraft; ſie ward durch Umſtände oder durch die Gluth des Gefühles über ſich hinaus getrieben, um dies bald in trauriger Erſchöpfung zu büßen.

Man muß die Kraft des Menſchen nicht beurtheilen nach der Größe der Veränderungen, die er hervor bringt. Oft läßt der Zufall aus dem

geringen Vermögen das Ausgezeichnete entſtehen, daß es den Stolzen demüthige. Was niedrig iſt vor der Welt, wird oft das Werkzeug eines gewaltigen Schickſales, das übermüthige Groſſe zu ſtürzen. Die Liſt macht oft fremde Kräfte ſich unterthan, und handelt mit ihnen, als wenn es eigne wären. Die Kühnheit und der Trotz der Anmaßung ängſtigen zuſammen, wodurch ſie dasjenige ausrichten, worunter die Erde bebt. Gelegenheiten und Hülfsmitteln haben gewöhnlich mehr gethan, als die Kraft die ſie regierte; wo ſie ſich günſtig zeigen, da wird nicht ſelten wenig erfordert, mit ihnen alles zu Stande zu bringen. Des Menſchen Kraft iſt nur in dem, was er ſelbſt zu der Wirkung beiträgt. Der glänzendſte Erfolg, der, ſich ſelbſt herbei führend, gleichſam nur durch die Hände des Menſchen ging, zeugt weniger von Kraft, als der unſcheinbare, den der ſelbſtſtändige Mann, von allem verlaſſen, dem ungünſtigen Geſchicke abgerungen, in welchem er die Natur in ſeine Gewalt gebracht hat.

Auch lernt man die Kraft nicht kennen aus dem Umfange und der Erhabenheit der Gegenſtände, an die ſie ſich wendet. Der Schwindel ſetzt ſich die höchſten Ziele. In einer glanzvollen Sphäre zu wirken, erfordert weniger Kraft, als

das, worauf niemand achtet, woron ſich niemand etwas Bedeutendes verſpricht, das niemand groſſer Mühe wehrt hält mit Eifer und Beharrlichkeit zu verfolgen.

In der Kraft iſt ſelten Ungeſtüm. Was im wilden Feuer begonnen ward, wird ſelten vollendet. Die Begeiſterung gibt ſich hier für Kraft aus. In der Regel fängt die wahre Kraft mit Ruhe an — in außerordentlichen Fällen wird ſie auch wohl vom Enthuſiasmus getrieben —; ihr Zweck iſt ihr gegenwärtig und deutlich; der Wille ſetzt ſie in Bewegung; der Fortgang gibt ihe raſchere Bewegung; der Streit regt ſie immer mehr an; und gerade da, wo im Ohnmächtigen das Feuer erliſcht, erreicht ſie die Höhe, auf welcher ſie ihr Ziel an ſich reißt.

Man muß einen Unterſchied machen zwiſchen äußerer und innerer Kraft. Die äußere Kraft iſt die Kraft der Natur im Menſchen; die innere iſt ſeine eigenthümliche Kraft, die Kraft ſeines Willens. Jene findet er in ſich; dieſe muß er ſelbſt wecken. Sie entſteht, indem er ſie aufbiethet; aber er iſt ſich bewußt, ſie aufbiethen zu können.

Die äuſsere iſt entweder Kraft des Körpers, oder Kraft des Geiſtes; und die letzte entweder Kraft des theoretiſchen Denkens, oder Kraft des praktiſchen Überlegens, oder Kraft des freien Bildens. Die erſte iſt herrſchend in dem, der die Kultur der Wiſſenſchaften und die Erforſchung der Wahrheit zu ſeinem Zwecke macht; ſie ſetzt ihn in den Stand, ſich uber das Beſondre zu erheben zum Allgemeinen, den Zuſammenhang der Dinge, die Geſetze und die höchſten Beziehungen der Welt zu ergründen, und aus den Reſultaten ſeiner Unterſuchungen Syſteme aufzurichten. Die zweite macht den Geſchäftsmann; durch ſie wird er fähig, die Kenntniſſe, welche er ſich von ſeinem Fache erworben hat, anzuwenden, Beſchlüſſe zu faſſen, Mittel zu erfinden, und Hinderniſſen zu begegnen. Die dritte iſt die Kraft des Künſtlers, die im Geiſte die Idee erzeugt, und ſie, ihrem Charakter und den Forderungen der Schönheit gemäß, im Stoffe ausdruckt.

Jede dieſer Kräfte hat ihren eigenthümlichen Wehrt, der mit dem Wehrte der andern nicht verglichen werden kann, ſo wie jede eine von den beſondern Sphären beſtimmt, in welche das Ganze der menſchlichen Thätigkeit eingeſchloſſen iſt.

Man kann nicht verlangen, daß Einer ſie alle in vorzüglichem Grade beſitze. Selten vertragen ſie ſich in einem ſolchen mit einander. Die Natur hat ſie verſchieden ausgetheilt, und gewöhnlich für den Mangel der einen durch den reichern Beſitz der andern ſchadlos gehalten. Aber auch hierin hat ſie keine Gleichförmigkeit beobachtet. Sie durfte es nicht, wenn ſie nicht die wohlthätige Verſchiedenheit der Naturen, Bedürfniſſe und Beſtrebungen, und damit die meiſten ihrer Zwecke und das bildende Reiben der Kräfte aufgeben wollte. Indeß iſt doch keiner leer ausgegangen. Wenn man Menſchen antrifft, die in jeder Hinſicht kraftlos ſind: ſo iſt das entweder die Schuld ihrer Erziehung oder ihre eigne.

Von dem Manne muß man fordern, daß er ſich durch Eine Kraft wenigſtens über das Weib erhebe; ſonſt verdient er nicht Mann zu ſeyn, die Natur wird in ihm zum Spotte. Darauf iſt es auch in jedem angelegt. Schon durch körperliche Stärke ſollte jeder ſich auszeichnen. Aber dazu iſt nicht jeder organiſirt. Wer mit jener weniger begabt, oder in den Übungen, die ſich nicht mehr nachholen laſſen, verſäumt iſt, der muß es ſich ſelbſt verwerfen, wenn er das nicht durch höhere Kraft des Geiſtes erſetzt. Hier ver-

mag die Übung weit mehr. Sie kann der unfreundlichsten Natur Großes abzwingen. Darum wird der Mann verächtlich, der sich von Weibern regieren läßt; was dem nicht begegnen kann, in dem eine Kraft wahrhaft lebt, und am wenigsten dem, der mit der äußern Kraft Selbstständigkeit des Wollens vereinigt.

Die äußere Kraft, wenn sie auch noch so ausgezeichnet wäre, wenn auch eigne Bildung noch so viel zu ihr gethan hätte, selbst die herrliche Kraft des Geistes gibt noch keine Geistesgröße, wenn nicht Kraft des Willens hinzu tritt. Doch muß man auch jene haben, wenn man etwas ausrichten will. Der entschiedenste und beharrlichste Wille vermag nichts, wenn er nicht von jener unterstützt wird. Ohne sie leistet der Mann nie seinem Berufe Genüge, und er bleibt immer unter denen, die bloß geduldet werden müssen. Auf der andern Seite hat die Stärke der äußerlichen Kraft auch großen Einfluß auf die innere. In jener sind die ersten Anfänge von dieser, und eine lebendige Thätigkeit, von welcher Art sie auch seyn mag, durchdringt das ganze Wesen des Menschen bis in den Mittelpunkt seines geistigen Daseyns.

Darum ist die äußere Kraft ein wichtiger

Gegenſtand der männlichen, und beſonders der jugendlichen Sorge. Dieſe ſoll darauf gerichtet ſeyn, daß ſie erhalten, daß ſie geübt werde, und daß ſie eine würdige Richtung bekomme.

Wem es alſo darum zu thun iſt, ſich in männlicher Kraft zu zeigen, der ſuche, vor allem, was von Kraft in ihm iſt, zu bewahren. Verwüſtete Kraft iſt es allenthalben, was uns die eben ſo verächtlichen als traurigen Erſcheinungen der Ohnmacht darſtellt. Nicht immer iſt es mit denen, die jetzt nichts vermögen, ſo geweſen. Auch in ihnen glomm einſt das mächtige Feuer, das durch alle lebendige Naturen verbreitet iſt; aber ſie haben es ausgelöſcht. Auch ſie waren einſt von dem Triebe und der Fähigkeit zu wirken beſeelt, aber beide ſind geſchwächt, oder gar vernichtet worden.

Verzärtelung, Ausſchweifungen und Überſpannung verzehren im Manne die Kraft. Wie ſollten diejenigen etwas vermögen, die man immer geſchont, die man von jedem mühſamen Gebrauche der Kraft zurück gehalten, von denen man immer das Unbequeme und Läſtige entfernt, in denen man das peinliche Gefühl dafür geſchärft, in denen man das Verlangen nach ſinnlicher Luſt

auf alle mögliche Weise gepflegt hat? Hätte eine gesunde Natur den Verderbnissen der Kunst Trotz gebothen, wären Reste von Kraft in ihnen übrig geblieben: würde das wohl für etwas zu achten seyn, da sie sich derselben kaum bewußt werden? Und hängt nicht die Kraft fest an dem Gefühle derselben, so daß mit diesem bald auch jene verschwindet? Muß nicht die immer stärker hervor tretende Passivität alles Treibende und Thätige mit der Zeit gänzlich verschlingen? Kann die Kraft fortdauern, wenn sie nicht geübt wird? Ist es nicht eben das, was der Weichling am meisten vermeidet? Er sieht Anfangs vielleicht nur, was große Anstrengungen kostet; und doch müßte er eben dieses aufsuchen, um die Frische und das Leben der Kraft zu bewahren. Nach und nach findet er alles beschwerlich. Indolenz und Ohnmacht nehmen in gleichem Maße Überhand.

Wer ein Mann seyn will, darf sich nicht schonen. Ihn darf Unlust nimmer abhalten, zu thun, wozu er aufgefordert ist. Und fände sich, daß auch ihm Verzärtelung schon geschadet habe: dann eile er, durch ein festes entschlossenes Aufbiethen des Vermögens, das er noch besitzt, un-

terſtützt von einem edeln Selbſtgefühle, den Schaden wieder gut zu machen.

Vielleicht iſt in unſrer Zeit noch größer die Zahl der Elenden, die durch ſinnliche Ausſchweifungen ſich ſelbſt entkräftet haben. Reitze und Beiſpiele locken in tauſend Geſtalten dahin. Glänzende Verſprechungen fordern das Gut deſſen Wehrt man nicht kennt, deſſen Verluſt man nicht fürchtet. Allenthalben werden ſie läſtig, allenthalben richten ſie Verwirrungen und Elend an — die Verächtlichen, denen die Spuren der Sünde auf den bleichen Geſichtern ſtehen. Wie kann man verlangen, daß noch irgend etwas Rechtes geleiſtet werde: wenn man ſchon die zarte Jugend in die Laſter einweiht, die, allem Groſſen und Kräftigen feind, nicht allein auf das tiefſte erniedrigen, ſondern auch im Keime zerſtören, woraus die That herrlich und freudig hervor geht? Jedes Übermaß im Genuſſe leitet in trüben Gängen den Quell des Lebens ab. Jede Ausſchweifung, vorzüglich aber die der Wolluſt, iſt Gift für Körper und Geiſt — jede verdüſtert den Sinn, und macht unfähiger zum Denken und Handeln — jede mordet mit dem Frieden den Wehrt des Lebens.

Gilt es Ihnen noch etwas, mit unumwölk-

ter Seele, mit freudigem Blicke und mit reger Kraft unter den Menschen aufzutreten; ist es Ihnen nicht gleichgültig, durch Thaten das Köstliche zu gewinnen, und einst, mit reichen Verdiensten geschmückt, eine Welt zu verlassen, die Sie segnet, die Ihrer lange nicht vergessen, die an Ihr Muster das künftige Geschlecht verweisen wird: dann fliehen Sie den gefährlichen Reitz; dann helfen Sie sich vor dem Betruge schwacher Stunden; dann seyen Mäßigkeit und Keuschheit, und was über beides ist, Reinigkeit die Schutzgeister Ihres Lebens; dann wagen Sie es, an der Hand der Weisheit, den Spott der Thoren zu ertragen, und, im Hinblicke auf eine große Zukunft, die Lust des Augenblickes, die nicht einmal wahre Freude ist, zu verscherzen. Sich freiwillig dem Verderben hinzugeben, freiwillig das Würdige zu opfern dem Allerunwürdigsten, freiwillig die kurze Lust mit einer langen Qual und mit einem verscherzten Leben zu erkaufen, das werden Sie nicht vermögen.

Gehört es gleich zu den seltenern Fällen, daß die Kraft durch Überspannung geschwächt wird: so muß doch auch dafür gewarnt werden. Oft reißen Liebe und Begeisterung zu einer Thätigkeit hin, die sich keine Gränzen zu setzen weiß.

Das Höchste will man erreichen, man will sich nicht eher ruhen, als bis es wirklich erreicht, als bis der Durst ganz gestillt ist. Aber man bedenkt nicht, daß ein weise geleitetes, auf das Maß der Kraft berechnetes Streben sicher zum Ziele führen, die Kraft selbst vermehren, und sie der spätern Zeit ungeschwächt überliefern würde, während das wilde Stürmen und die übertriebene Anstrengung sie schnell verzehren. Wer viel leisten will, der muß auf die Dauer seines Vermögens bedacht seyn. Die Zeit läßt sich gewinnen, aber sie läßt sich nichts abtrotzen. Daß er möglichst lange für die Zwecke der Menschheit thätig seyn möge, das ist das Verlangen des weisen Mannes. Die Vernunft lehrt ihn seine Kraft schonen. Aber die Leidenschaft verachtet ihre Zurechtweisung, sie erzeugt den Ungestüm, sie ist unersättlich, und findet immer dafür ihre Strafe.

Die Kraft muß, zweitens, geübt werden, damit sie immer mehr Stärke und Brauchbarkeit erlange. Große Kräfte bringt die Natur selten hervor. Fast überall, wo sie sich finden, da haben sie sich, freilich bei günstigen Anlagen, selbst gebildet. Die echte Größe derselben erscheint auch nur in dem, was Produkt der

eignen Bildung ist. Darin tragen sie das Gepräge der Menschlichkeit, und sind am meisten fähig, für würdige Zwecke glücklich zu wirken. Die kleine Kraft strebt über die große hinaus, wenn jene geübt wird, indeß diese ungenutzt bleibt.

Es kommt aber darauf an, daß die Übung anhaltend, und daß sie fortschreitend sey. Wer jetzt dieses, und bald wieder etwas andres treibt, ohne daß Erschöpfung ihm das zum Bedürfniß machte, der wird weder in dem Einem noch in dem andern vollkommen werden. Gewöhnlich hört er da auf, wo die Schwierigkeiten sich mehren, und für die Kraft am meisten zu gewinnen ist. Man kehrt schwer zu dem zurück, was einmal verleidet wurde, und kehrt man ja wieder zurück, so ist der Nutzen der frühern Übung schon verloren. Die Kraft des Geistes wird mehr verwirrt und zersplittert als gestärkt, wenn in der Übung derselben keine Beständigkeit ist. Alle Übung ist mit Anstrengungen verbunden; und je mehr man diese aufbiethen muß, desto mehr wird man geübt. Darum muß es mit der Übung Ernst seyn. Wer mit der Kraft nur ein ergötzliches Spiel treibt, oder sie an müßige Träume verschwendet, der kommt nie weit.

Doch muß die Anstrengung immer dem Grade der Kraft angemessen bleiben. Sie beginne mit dem Leichten, und wie sie sich desselben ermächtigt hat, gehe sie nach und nach zum Schwerern über. Wer sich immer an das Kleine und in dem engen Kreise halten wollte: der würde sich hier bald von Gleichgültigkeit und Eckel vertrieben sehen. Wer sich gleich an das Große wendet, dem er nicht gewachsen ist, wer gleich in die weite Sphäre tritt, die er nicht ausfüllen kann: dem wird die Unlust bald erdrücken. Doch treibt dahin oft der feurige Sinn und das kühne Verlangen der Jugend. Mäßigung dieser Gluth, Züglung der Phantasie und Geduld mit sich selbst sind unentbehrlich, wo männliche Kraft mit Vortheil geübt werden soll.

Endlich bedarf auch die Kraft des Mannes der Leitung und würdigen Richtung. Ohne diese kann sie nicht anders, als entweder dem eignen Drange folgen, oder der Stimmung und der sinnlichen Begierde dienstbar werden. Folgt sie dem eignen Drange: dann ist ihr Wirken gewöhnlich ein unbestimmtes, zweckloses gegen sich selbst kämpfendes und sich selbst zerstörendes; es wird vielerlei begonnen, aber wenig zu Stande gebracht. Zuweilen ergreift sie das

wilde Feuer eines heftigen Temperamentes oder eines zufälligen und regelloſen Enthuſiasmus. Selten iſt dann das Ziel des großen Aufwandes wehrt, oft ein ſolches das man, wenn es vom Schimmer der Phantaſie entkleidet wird, verwunſchen muß. Faſt immer wird großes Verderben angerichtet. Thorheit, Widerſprüche und Reue ſind hier unvermeidlich. Gehorcht die Kraft der Stimmung: dann kann man ſie nur brauchen, wie man aufgelegt iſt. Nach dem jedesmaligen Zuſtande richtet ſich, was man treibt. Davon empfängt es Zweck, Geſtalt und Beſchaffenheit. Die Unluſt und die Verdroſſenheit machen die größte Kraft unnütz. Steht ſie im Dienſte der Begierde: dann hängt ihre Anwendung von dieſer ab. Sie iſt wandelbar und ſelbſtſüchtig wie dieſe; ſie wendet ſich zum Zerſtören, wenn dieſe es verlangt; ſie ſetzt ſich allein dann für das Edle in Bewegung, wenn dieſe dahin leitet. Sie tritt nie aus den Schranken derſelben hinaus. Das Freie, echt Menſchliche wird man immer an ihr vermiſſen.

Soll die Kraft dem Würdigen und Nützlichen ſtäts geweiht bleiben; ſoll in ihrer Bildung und Thätigkeit Weisheit gefunden werden: dann muß die Vernunft ihr verbündet ſeyn; Grundſä-

ze müſſen ihre Anwendung beſtimmen; Beſonnenheit muß ihr immer zur Seite gehen; man muß ſich gewöhnt haben, ſie nie anders aufzubiethen, als mit dem Bewußtſeyn deſſen was man thut, und mit der Überzeugung, daß das Intereſſe der Menſchheit dadurch gefördert werde.

Die rohe Kraft rüſtet ſich gewöhnlich am meiſten gegen das Gute; ſie will nichts als ſich ſelbſt geltend machen, was ſonſt noch hervor ragt, ſoll gedemüthigt oder geſtürzt werden. Der Egoismus gibt ihr Stärke, und ihre Erhöhung wirkt verſtärkend auf dieſen zurück. Sie will alles an ſich reißen, alles unter ſich ſehen. Die Regungen der Humanität ſind ihr fremd. Aber die gebildete Kraft iſt der Segen der Welt.

Nichts erleichtert mehr die Leitung und würdige Richtung der äußern Kraft als die Stärke der innern. Durch ſie erſt wird man fähig, jene ganz zu regieren, und ſie zur echten Menſchenkraft zu erheben. Wo bloß die äußere Kraft gewaltig wirkt: da erſtaunen wir wohl über das Wunder der Natur, aber der Menſch gewinnt unſre Achtung nicht. Der Wille iſt der eigentliche Menſch. Dieſem gehört, was nicht bloß an

ihm, sondern in ihm groß ist, was ihn selbst groß macht. Menschen von großer Naturkraft ohne Kraft des Willens sind nur Werkzeuge einer gewaltigen Nothwendigkeit. Sie sind nichts mehr, wenn ihre Kraft verbraucht — wenn das geschehen ist, was durch sie geschehen sollte. Wer innere Kraft hat, kann der Veränderung der Welt Trotz biethen; sie wird nicht geschwächt, wenn die äußere dem Alter und der Krankheit erliegt.

Selbst die Kraft des Verstandes adelt wenig, wenn sie sich nicht zur echten Menschenkraft erhoben hat. Der ausgezeichnete Denker ist um so verächtlicher, wenn Laune, Sinnenlust und Leidenschaft ihn beherrschen. Was man an äußerer Kraft besitzt, das hat man empfangen; zu der Bildung, die man ihr gab, haben Umstände und unwillkührliche Antriebe mitgewirkt; man kann nicht darauf stolz seyn. Die innere Kraft hat man sich selbst gegeben. Ob sie gleich durch eine stärkere Anlage zur Selbstthätigkeit zuweilen begünstigt wird: so muß man doch das Wichtigste dabei selbst thun. Man muß sich ihrer ermächtigen, was nur in ernster Anstrengung geschehen kann; man muß sich in ihr behaupten gegen Anfälle, denen man jeden Augenblick ausgesetzt ist.

Menschen die diese innere Kraft besitzen, ha-

ben sich im Kerne ihres Wesens erfaßt. Ihnen kann mißlingen, was sie unternehmen, weil die Umstände gegen sie sind, oder weil die äußere Kraft sie verläßt. Sie ruhen doch fest und herrlich auf ihrem Willen, und der Untergang einer Welt wird diesen nicht zerstören. Menschen, die bloß durch ihre Naturkraft sich auszeichnen, erregen unsre Bewundrung nur so lange, als sie von dieser unterstützt werden. So groß sie im Glücke sind: so klein sind sie im Unglücke. Den Schmerz ertragen sie vielleicht aus Interesse für ihren Zweck. Aber wo ihre Unternehmungen selbst fehl schlagen, da ist alles verloren. Nichts hält sie mehr aufrecht. Selbst die Hoffnung flieht sie; denn sie gründet sich auf Selbstvertrauen. Die innere Kraft erliegt dem härtesten Drucke nicht. Mag er verzehren, was er kann; sie wird er nicht antasten. Im Unglücke eben zeigt sich erst recht ihre Erhabenheit, so wie überhaupt dann, wenn ein Mensch nichts mehr hat, offenbar wird, was er ist. Die innere Kraft ist Kraft der Selbstverläugnung und der Selbstüberwindung; sie ist es vornehmlich, was die Größe der Seele ausmacht.

Kraftvoller Männer hat die Menschheit immer bedurft — zur Rechtfertigung ihrer Ehre, zur Erleichterung ihrer Noth und zur Erreichung ihrer Zwecke. Sie sind das Salz der Erde, und von ihnen muß kommen, was auf ihr beglücken und verherrlichen soll. Unser Zeitalter bedarf ihrer vorzüglich. Es ist zum Gefühle solcher Bedürfnisse erwacht, die nur die Kraft befriedigen kann. Es erfährt Erniedrigungen, aus welchen nur die Kraft erhebt. Es blutet an Wunden, die nur die Kraft heilen kann. Das Geschlecht der Menschen ist verloren, wenn nicht Männer von Kraft aufstehen, die seine Verwirrungen schlichten, die es aus seiner Entartung zurecht führen, die seinem Jammer abhelfen.

Doch bleibt die Menschheit groß. Wer das fühlt, wer sich freut ihr anzugehören: der arbeite für sie; der strebe, daß er immer mehr Kraft erlange für sie zu arbeiten. Jede leichtsinnige Verschleuderung, jede üppige Schwächung einer Kraft ist frevelhafter Raub an der Menschheit heiligem Gute. Wer Kraft hat, der pflege sie, und übe sie an würdigen Gegenständen, und wende sie an das Beste. Keinem genüge das Mittelmäßige. Auf das Vollkommne richte jeder seine Blicke. Es kommt nicht darauf an, daß die Kraft in ei-

ner weiten Sphäre glänze. Wenn sie nur da ist; wird sie überall Bedeutendes leisten. Auch an das Kleine treu gewendet, bringt sie grossen Segen. Mit Kraft muß geschehen, was recht geschehen soll. Das Kleine ist oft am meisten verwahrlost, und verlangt die meiste gebildete Kraft. Wer Kraft hat fühle sich zu groß für die Eitelkeit, und denke, daß die innere Ehre mehr sey, als die feile, welche die Welt gibt. Wer allem aber werde erhöht und gebildet die Kraft eines männlichen Willens. Sie gibt dem Leben die Freiheit, der Beschließung das Gewicht, dem Kampfe den Sieg.

XIV.

Die Gewalt des Mannes über sich selbst.

.....

Wir haben, m. g. Z., in unsrer letzten Betrachtung Naturkraft und Selbstkraft im Menschen von einander unterschieden. Die erste wird durch Gefühle und Triebe bestimmt, die andre durch Begriffe. Dadurch geschieht es, daß sie oft mit einander in Streit gerathen. Nach etwas anderm strebt das blinde Verlangen, und etwas andres fordert der vernünftige Gedanke. Wer nun in solchen Fällen dem letztern immer das Übergewicht zu verschaffen weiß, wer sich nie anders äußert als er will, wer nicht, seiner Ein-

ſicht des Nothwendigen oder Beſſern zuwider, feſtgehalten oder fortgezogen wird, der hat Gewalt über ſich ſelbſt.

Die Gewalt über ſich ſelbſt iſt nicht immer eine durchaus freie; ſie kann auch die Gewalt einer Idee in uns ſeyn. Aber zu dieſer Idee müſſen wir uns ſelbſtthätig erheben, in ihr müſſen wir uns losgeriſſen haben von jeder Gewalt, die von außen, oder als blinder Trieb auf uns eindringt, ſie muß unſer Wille ſeyn. Am herrlichſten zeigt ſie ſich indeß, wenn ſie eine durchaus freie iſt, dann iſt ſie die höchſte, welche der Menſch üben kann. Dann gehorcht ſie allein der Sittlichkeit, und dieſer Gehorſam verbürgt ihr ihre Unabhängigkeit und Würde.

Über andre Gewalt zu bekommen koſtet oft wenig. Kenntniß ihrer Schwächen kann ſchon dazu verhelfen. Das Intereſſe, das wir dabei haben, gibt unſern Bemühungen den nöthigen Ernſt. Sich ſelbſt in der Gewalt zu haben iſt ſehr ſchwer. Man muß da gegen die mächtigſten Triebe kämpfen; man muß ſehr mühſame Anſtrengungen aufbiethen; und von niemand wird man leichter betrogen, als von ſich ſelbſt.

Wer nicht Gewalt über ſich hat, der fällt unvermeidlich unter fremde Gewalt. Eindrücke,

Launen, Vorurtheile und Leidenschaften regieren ihn, und durch sie äußre Gegenstände und die Künste menschlicher Arglist. Man kann ihn überall fassen, um aus ihm zu machen, was man will. Er ist ein unglücklicher Mensch — zahllosen Angriffen bloß gestellt, deren er sich nicht erwehren kann, das Spiel eines oft grausamen Schicksales. Seine Freuden und Leiden werden ihm zugezählt — jene meist kärglich, diese zahlreich. Seine Beschlüsse und Thaten bleiben den Umständen preis gegeben. Selten wird er thun, was er will, und noch seltener ausführen, was er begonnen hat. Die Fähigkeit an sich zu halten, zu unterdrücken, was hervor zu brechen strebt, sich zu dem zu nöthigen, was man ungerne thut, wird fast allenthalben erfordert, wo etwas ausgerichtet werden soll. Man übereilt sich, man verräth sich, man handelt sich selbst entgegen, man wird ein trauriges Opfer der Leidenschaft; wenn man nicht Gewalt über sich selbst hat. Und welche Demüthigungen wird man erfahren! wie vieles wird man sich bitter vorwerfen müssen!

Gewalt über sich selbst ist die Bedingung jeder andern. Die Dinge, welche außer uns sind treten nicht anders mit uns in Gemeinschaft, als

durch die Eindrücke, die ſie auf uns machen. Wenn wir dieſe beherrſchen können: dann vermögen jene nichts mehr über uns; ſie gelten uns nur, was wir ſelbſt wollen. Etwas von ihnen zu verlieren macht uns nicht unglücklich, weil das Gefühl dieſes Verluſtes durch ſolche Begriffe beſtimmt iſt, die ihm ſeinen Stachel nehmen. Deſſen, was uns unmöglich iſt, enthalten wir uns freiwillig. Hier können wir alſo nicht abgewieſen werden. Was uns nicht zu Theil wird, das haben wir nicht gewollt. Was uns das Schickſal abfordert, das geben wir aus eigner Entſchließung zurück. Und wo wir uns an etwas Erreichbares wenden: da fehlt es uns nie an Umſicht und Reſignation, um zu unſerm Zwecke zu gelangen.

Die Kunſt des Lebens beruht hauptſächlich auf weiſer Mäßigung. Dieſe kann aber nur derjenige ganz üben, der Gewalt über ſich ſelbſt hat. Gewalt über ſich ſelbſt muß jeder Tugend den Weg bahnen, und ſchützend über ihr wachen. Menſchen, denen es hieran gebricht, werden es höchſtens zu einigen moraliſchen Aufwallungen — nie zu einem kräftigen moraliſchen Leben bringen. Beſonders iſt ſie zu derjenigen Tugend unentbehrlich, in welcher ſich die Größe des Man-

nes zeigt, im Edelmuthe, in der Großmuth und in der Treue. Darum muß sie vom Manne vorzüglich gefordert werden. Aber auch deßwegen weil die Heftigkeit seiner Gefühle und Triebe ihn am meisten zu Verirrungen führt, weil sein Leben in der Welt ihn vielfacher bestürmt, weil die Gegenstände seines Verlangens zahlreicher, und die seines Wirkens größer sind.

Bei dem stillern Weibe schlichtet sich das Leben mehr von selbst. Die schwächere und regelmäßigere Naturkraft bedarf weniger des Gegengewichtes. Auch sind in ihm Naturkraft und Selbstkraft weniger geschieden. Weiber, die viel Gewalt über sich selbst haben, üben sie vorzüglich an den Äußerungen ihrer Gefühle, und es ist sehr zu besorgen, daß dies in Arglist und Heuchelei ausarte. Zwar bedarf auch das Weib einiger Maßen der Gewalt über seine Gefühle, damit es nicht durch sie unglücklich, und seiner Pflicht ungetreu werde; aber diese Gewalt muß mehr vom Herzen, als vom Verstande kommen.

Um die Gewalt über sich selbst ganz kennen zu lernen, müssen wir auf die verschiedenen Arten derselben insbesondre unsre Aufmerksamkeit

richten. Sie nimmt von dem, woran sie geübt wird, immer Eigenthümlichkeiten an, und fordert nach der Beschaffenheit desselben eigenthümliche Mittel. Wir unterscheiden hier: Gewalt über die Eindrücke der Sinne und die Phantasie, Gewalt über die Begriffe des Verstandes, Gewalt über die Gefühle, Affecte und Stimmungen, Gewalt über die Antriebe des Handelns und Gewalt über die Bewegungen des Körpers.

Die Eindrücke der Sinne können dem Geiste vielfach hinderlich werden. Sie folgen oft so schnell und in solcher Verwirrung auf einander, daß sie nichts deutlich wahrnehmen lassen, und es beinahe unmöglich wird, sie in Ordnung zu bringen, zu einem bestimmten Bilde zu vereinigen, und den trüglichen Schein von ihnen abzusondern. Oft ziehen sie die Aufmerksamkeit so sehr an, daß sie jede andre Beschäftigung unterbrechen, und stören. Oft besitzen sie eine solche Stärke, daß sie alles, was sonst noch im Geiste rege ist, überwältigen. Wer Gewalt über sich selbst besitzt, der hat sich zu einem freien und ruhigen Hinsehen gewöhnt. Er verweilt so lange bei jedem Eindrucke, bis er ihm eine deutliche Vorstellung abgewonnen hat. Begriffe leiten sei-

ne Beobachtung, und ſetzen ihn in den Stand, dasjenige auszuſcheiden, worauf es ankommt. Er kann ſeine Aufmerkſamkeit richten, wohin es ihm gefällt. Er iſt ſo ganz von dem, was er thut erfüllt, daß ihm dieſes auch bei den heftigſten Erſchütterungen von außen gegenwärtig bleibt. Erfahrung und Vernunft haben ihn gegen das Ungewöhnliche gewaffnet. Energie des Verſtandes hält dieſen gegen jeden Anfall des Sinnes aufrecht. Je größer die Reitzbarkeit des Organs und das Bedürfniß, in ſich aufzunehmen iſt: deſto ſchwerer wird es, hier Gewalt über ſich ſelbſt zu üben; deſto mehr bedarf es der ſtäten Beſonnenheit und des entſchloſſenen Losreißens vom Äußern.

Die Phantaſie wird dem Intereſſe des Geiſtes nachtheilig, theils durch die Unruhe, womit ſie von einem Bilde zum andern eilt, und jeden Augenblick von dem entfernt, womit man ſich eben beſchäftigen wollte, theils durch die zu große Lebhaftigkeit in ihren Darſtellungen, wodurch ſie den Geiſt oft an das feſſelt, was flüchtig übergangen werden ſollte, und ihm dasjenige gegenwärtig hält, was ihn jetzt nur verwirren kann. Sie beherrſcht uns, indem ſie uns zerſtreut, und indem ſie uns täuſcht. Wer ſeiner Phantaſie nicht mächtig iſt, dem vereitelt ſie das Beginnen,

dem verwirrt ſie die Gedanken, den führt ſie zu Irrthümern und mancherlei Thorheiten. Hat man Gewalt über ſie: dann darf ſie nicht anders thätig ſeyn, als wo es der Zweck verlangt; ſie darf ſich nicht in dasjenige miſchen, was für die Entſcheidung des Verſtandes gehört: man kann ihr Einhalt thun, wann man will. Auch der ſüſſe Traum wird zurück gewieſen, wo es der ernſten Erforſchung gilt. Die Richtung der Seele auf das Intereſſe der Wahrheit benimmt ihren Bildern die glänzende Farbe, und verdunkelt die Züge, die zu ſtark hervor ſpringen. Wo Gewalt über die Phantaſie iſt, da gehorcht ſie dem Begriffe.

Aber auch über die Begriffe muß man Gewalt haben. Dieſe äußert ſich darin, daß wir die Verhältniſſe unſrer Begriffe deutlich einſehen, daß wir fähig ſind, ſie in beliebige Verbindungen mit einander zu bringen, und ſie auf die rechte Art anzuwenden; durch ſie bleibt uns die Empfänglichkeit für die Berichtigung, Erweiterung und nähere Beſtimmung derſelben. Wer über ſeine Begriffe Gewalt hat, der findet jeden an ſeinem Orte, und trägt jede neue Erfahrung da ein, wo ſie das meiſte Licht empfängt, und den

natürlichſten Zuſammenhang bildet. Seine Begriffe ſind nicht Vorurtheile — nicht eingewurzelte Denkweiſen. Er kann ſich ganz aus ihnen heraus verſetzen, um ſie auf die Probe zu nehmen, und um fremde zu würdigen. Er merkt bald, wo es ihnen fehlt. Er wird nicht verlegen in ſchwierigern Fällen. Es derangirt ſeinen Kopf nicht, wenn er mit ihnen Veränderungen treffen muß.

Dieſe Gewalt über die Begriffe iſt die Bedingung alles freien Lebens des Geiſtes. Sie iſt zum wiſſenſchaftlichen Denken und zum vorſichtigen Handeln in der Welt gleich unentbehrlich. Ohne ſie bleibt man einſeitig und unbehelfen. Fertigkeit und Gewandtheit in der Handhabung der Begriffe iſt das Weſentliche der Klugheit. Durch ſie orientirt man ſich; durch ſie macht man leicht neue Entdeckungen; durch ſie entwirft man weiſe berechnete Plane. Eine geſunde Bildung, ein tiefer und heller Blick ſind nur durch ſie zu erlangen.

Die Gewalt über unſre Begriffe hängt davon ab, daß wir ſie ſelbſt erwerben, daß wir ſie zur vollkommnen Deutlichkeit gebracht, und daß wir uns auch außer ihrem Kreiſe umgeſehen haben. Über erlernte Begriffe bekommt man nie

Gewalt, sie passen nicht in die Formen unsers Geistes; wir stoßen überall an, wo wir uns in ihnen bewegen wollen. Man kann nur das nach Gefallen gebrauchen, was man ganz — und bis auf seine feinsten Beziehungen kennt. Mit dem Dunkeln läßt sich nichts erleuchten. Wer sich nie über seine Begriffe hinaus gebildet hat, der bleibt auch mit seinem Leben in ihnen eingeschlossen. Sie führen über ihn die Herrschaft, und durch sie, wer Lust und Vermögen besitzt. Das ist die Würde des Menschen, daß er alles, was an ihm ist, seiner Selbstthätigkeit unterwerfen kann. Die edlern Kräfte dürfen am wenigsten dem Triebe der Natur oder des Zufalles folgen.

Die Gewalt über Gefühle, Affecte und Stimmungen soll verhüthen, daß sie nicht zu große Bewegungen in der Seele hervor bringen, und sich nicht auf die unrechte Art äußern. Es ist bekannt, wie die Lust den Menschen oft aus sich selbst versetzt, wie sie seine Gedanken und Empfindungen an sich reißt, und ihn zu allem vernünftigen Beginnen unfähig macht. Dem soll die Gewalt des Mannes über sich selbst vorbeugen; sie soll sie in die Schranken der Weisheit zurück drängen; sie soll sie durch ernsthafte Gedanken mäßigen; sie soll es nie zu dem Raue

sehe kommen lassen, wobei man den gegenwärtigen Zustand und seine Angelegenheiten vergißt. Auch ist bekannt wie der Schmerz den Menschen oft herunter bringt, wie er das Leben austrocknet, die Kräfte lähmt, das Bewußtsein verdunkelt, und sich in ungestüme Klagen ergießt. Zu dieser Höhe darf er bei dem nicht steigen, der Gewalt über sich selbst hat. Er behauptet sich, wenn gleich nicht in der Zufriedenheit, doch in einer gewissen Ruhe. Er ist durch Gründe der Vernunft und Stille des Gemüthes gegen die heftigern Angriffe des Schmerzes gewaffnet. Er weiß durch Beschäftigung des Verstandes und durch Richtung der Aufmerksamkeit auf erfreulichere Dinge ihm einen großen Theil seines Herben zu benehmen. Schon das Bloße nicht klagen und nicht unterliegen Wollen bewirkt vieles.

Selbst die mäßige Lust und der mäßige Schmerz äußern sich oft unwillkührlich, wo es unanständig, schädlich und andern mißfällig ist. Das begegnet dem nicht leicht, der sich in der Gewalt hat. Er bewacht sich unaufhörlich. Er bedenkt immer, was die Humanität und die Klugheit fordern. Er wird zwar nie Gefühle heucheln, die er nicht hat; aber er wird auch nicht überall sichtbar werden lassen, was ihm das Herz

bewegt. Er wird seine Lust zurück halten unter Traurigen, unter Menschen, die für sie keinen Sinn haben, die ihn ihretwegen verkennen dürften, und unter Umständen, die jedem einigen Ernst einflößen müssen. Er wird seinen Schmerz verbergen, um nicht fremde Freude zu stören, um nicht theilnehmende Seelen tief zu verwunden, um nicht wichtige Dinge zu verzögern, um sich nicht der Mißdeutung bloß zu stellen. In der Überwindung des Schmerzes zeigt sich vorzüglich die königliche Gewalt des Willens und die Erhabenheit des Menschen über das, was an ihm angegriffen und verletzt werden kann.

Das länger und heftiger gereizte Gefühl ist Affect. Es gibt stille und stürmische Affecte. Die ersten sind anhaltender, und setzen dem Gemüthe nicht weniger zu als die zweiten; aber man kann ihnen besser beikommen, weil bei ihnen die Sammlung und das Nachdenken leichter ist. Um stürmische Affecte zu überwinden, muß man auf die Fälle vorbereitet seyn, wo sie erregt werden, man muß von den Gegenständen, die sie erregen könnten, vernünftige Vorstellungen haben: dann ist das Machtgebeth des Willens, das strenge an sich Halten, das Unterdrücken derjenigen Gedanken und Thätigkeiten, die ihn vermehren würden,

hinlänglich, die wilden Ausbrüche deſſelben zu verhindern und der Seele, ſelbſt im Aufruhr, ihre Würde zu bewahren. Wer ſich in der Gewalt hat, wird zwar die erſten Aufwallungen des Affectes kaum vermeiden; aber er wird ſich ſchnell beſinnen, und bald das Gleichgewicht wieder hergeſtellt haben.

Die Stimmung iſt im Gemüthe herrſchend gewordenes Gefühl. Gewöhnlich flieſſen in ihr mehrere Gefühle in einander. Sie theilt allem ihre Farbe mit, und woiß ſich auf das Denken, Wünſchen und Beſtreben des Menſchen, wie auf ſein Betragen gegen andre groſſen Einfluß zu verſchaffen. Es iſt aber leicht einzuſehen, daß dieſer Einfluß ein nachtheiliger iſt, daß er den Einfluß der Vernunft bald verfälſcht, bald erſchwert, und bald gänzlich aufhebt. Wer ſich ſeiner Stimmung hingibt, unterläßt oft, was er thun ſollte, und oft thut er anders, als er ſollte. Dem muß die Gewalt über uns ſelbſt vorbeugen, indem ſie entweder die Stimmung ſelbſt aufhebt, oder das Beginnen von ihr befreit. Wer über ſich Gewalt hat, wird durch die fröhliche Stimmung weder abgehalten noch unfähig gemacht, ein ernſthaftes Geſchäft zu treiben. Er kann auch das thun, wozu er gerade nicht aufgelegt iſt.

Der Unmuth in ſeiner Seele trübt ſeine Anſichten, verändert ſeine Maßregeln beſtimmt ſeinen Gedankenlauf nicht. Um es dahin zu bringen, muß man theils ſich über die Beſchaffenheit und die Urſachen ſeiner gegenwärtigen Stimmung aufklären, theils das Intereſſe der gegenwärtigen Beſchäftigung erhöhen, ſich mit aller Kraft, die nur aufzutreiben iſt, an das wenden, was man vor hat, theils überhaupt dahin trachten, daß man mehr in ſeiner Thätigkeit als in ſeiner Stimmung lebe, und ſich dieſer nur dann überlaſſe, wenn ſie das Product von jener iſt.

Der Mann muß ferner Gewalt haben über die gewöhnlichen Antriebe des Handelns und vorzüglich über die Leidenſchaft. Nicht ohne Zwang kann man von dem abgehen, woran man ſich gewöhnt hat. Die Natur hat dahin ihre Richtung genommen, und ſich in derſelben befeſtigt. Wer Gewalt über ſich ſelbſt beſitzt, der beweist ſie eben durch jenen Zwang. Er kann entbehren, was ihm lieb geworden iſt, ſo bald er es für nothwendig hält. Er verrichtet alles, wie es ihm am zweckmäßigſten ſcheint; ſo ſehr es auch von der bisherigen Weiſe abweicht. Er kennt keine andere Bedürfniſſe, als die, welche aus der Einrichtung des menſchlichen Weſens ſelbſt

hervor gehen. Seine Thätigkeit folgt seiner Einsicht, ohne sich an eine Bedingung zu binden, die nicht in der Sache selbst liegt.

Eben so schwer, als dem zu entsagen, woran man sich gewöhnt hat, ist es, eine lebhaft gewordene Idee zu unterdrücken, eine Gedankenreihe abzubrechen, einer Beschäftigung, die in einem raschen und fröhlichen Fortgange begriffen ist, Gränzen zu setzen, sich von einem Vergnügen, in dem Augenblicke, wo man von seiner Lust erfüllt ist, loszureißen. Das vermag aber der, welcher Gewalt über sich selbst hat. Er ist sich der Gründe, die seinen Willen bestimmen sollen, in ihrer ganzen Stärke bewußt. Wo er will, muß alles weichen. Kein Gedanke ist so stark, daß er ihn nicht vergessen, keine Arbeit so interessant, daß er damit nicht so gleich aufhören, keine Freude so reizend, daß er sich nicht schnell von ihr trennen könnte, wenn die Pflicht zu etwas anderm ruft.

Fühlt er Widerwillen gegen etwas, das gethan werden soll: so läßt er der Phantasie nicht Zeit, ihn mit Unannehmlichkeiten und Hindernissen zu ängstigen; er sagt sich, warum es nöthig ist, und eilt nun, die Sache schleunigst ins Werk zu richten. Stellen sich späterhin Beschwerden ein, ermudet die Länge der Arbeit: so weiß er sein

Intereſſe ſo zu erhöhen und ſich in ſeine Thätigkeit ſo zu vertiefen, daß ihm das kaum bemerkbar wird. Erwacht in ihm eine mächtige Begierde: ſo geht ihr auch die Überlegung zur Seite. Er weist ſie entſchloſſen ab; er vermeidet, was an ſie erinnert; er lenkt ſeine Gedanken auf andere intereſſante Gegenſtände; und ſo hat er ſich auf lange Zeit Ruhe vor ihr verſchaft.

Wer Gewalt über ſich ſelbſt hat, iſt vielleicht nicht von aller Leidenſchaft frey. Es iſt das Ziel der weiſen Selbſtbildung, keine Leidenſchaft zu haben, indem jede Begierde, der Vernunft unterworfen, ſich nicht anders, als den Geſetzen derſelben gemäß äußert. Das muß aber erſt durch die Gewalt über ſich ſelbſt bewirkt werden. Dieſe muß die Leidenſchaft mäßigen, theils durch Nachdenken und Grundſätze, theils aber auch dadurch, daß ſie den einzelnen Ausbrüchen derſelben wehrt. Haben wir Gewalt über uns ſelbſt: dann iſt keine ſo mächtig, daß ſie uns zu pflichtvergeſſenen Beſtrebungen bringen, oder durch ihre Nichtbefriedigung unglücklich machen könnte. In jedem Augenblicke, wo die Leidenſchaft uns zur unrechten That bewegen, unſer Gemüth verwirren, uns durch ein niedriges Ereigniß zu Boden drücken möchte, werden wir uns auf den wahren Wehrt des leidenſchaft-

ſich begehrten oder betrauerten Gutes, und auf das höhere Intereſſe beſinnen, das wir ihr entgegen ſetzen müſſen. Wer Gewalt über ſich ſelbſt hat, der vermag auch auf dasjenige Verzicht zu leiſten, wornach alle ſeine Kräfte ſtreben, worum alle Träume ſeiner Jugend ſpielten, wofür die Kräfte ſeiner beſten Jahre aufgeopfert ſind — nur auf das nicht, was ihm heilig iſt. Denn hiervon eben empfängt ſeine Gewalt ihre Stärke.

Nur in ſeltenen Menſchen iſt die Gewalt über ſich ſelbſt das reine Product ſittlicher Willenskraft, und auch in dieſer findet ſie ſich gewöhnlich durch Schwäche des Affectes und der Leidenſchaft, oder durch überwiegende Anlage zur Selbſtſtändigkeit unterſtützt. Bei den meiſten muß religiöſer Glaube, religiöſe Liebe und religiöſe Hoffnung hinzu kommen, oder ihre vermeinte Gewalt über ſich ſelbſt iſt nichts andres, als Gewalt der einen Leidenſchaft über die andre. Vorzüglich iſt es dem Ehrgeize eigen, das Gemüth ſo zu entflammen und abzuhärten, daß es ſich zu den meiſten Verſagungen und Beſchwerden willig verſteht. Dann wird zwar des Großen viel vollführt werden, aber weniger des Guten. Wo der Ehrgeiz ſelbſt bezwungen oder Beeinträchtigung deſſelben erduldet werden ſoll: da zeigt ſich eine

Reizbarkeit und Schwäche, die allen Glanz des anderweitigen Muthes und der anderweitigen Verläugnung verdunkelt. Religion gibt dem sittlichen Wollen freudiges Leben; sie erhebt die Seele über sich selbst; sie knüpft den leicht wankenden Entschluß an das, was ewig fest steht; sie unterhält ein schönes Feuer für den Zweck des Daseyns; sie verheißt dem Dulden Ersatz, der Mühe Belohnung. Durch sie wird die Gewalt über uns selbst Triumph des Göttlichen über das Irdische.

Auch findet sich die Gewalt über sich selbst durch innern Reichthum und Bewußtseyn des wahren Wehrtes beträchtlich erleichtert. Je mehr der Geist mit Gedanken angefüllt ist: desto mehr kann er der äußern Kraft entgegen biethen. Je mehr edle Gefühle sich in uns regen: desto weniger wird es bedürfen, den gemeinen Trieb niederzuschlagen. Je weiter das Feld ist, über welches sich unsre Thätigkeit verbreiten, je würdiger die Gegenstände sind, an die sie sich wenden kann: desto weniger werden wir unsern Willen von Eindrücken, Stimmungen und Leidenschaften angehalten finden. Wer weiß, daß er etwas wehrt ist: der wird auch darüber wachen, daß er sich nicht erniedrige. Wie könnte der freie Mensch

aber mehr erniedrigt werden, als wenn er zum Sclaven einer fremden Gewalt herabsinkt, die tief unter ihm ist?

Endlich gehört eine gewisse Kaltblütigkeit, worin man nie sich selbst entfremdet wird, worin man sich immer seines Zustandes und seiner Bedürfnisse bewußt bleibt, und es gleich gewahr wird, wo irgend eine Gewalt Anschläge auf uns macht, dazu, wenn man strenge Gewalt über sich selbst üben will. Diese Kaltblütigkeit erzeugt die Besonnenheit, ohne welche man oft hingerissen wird, ehe man es merkt. Sie ist nothwendig, um sich gegen seine eigne Schwäche zu decken, um die Hulfsmittel herbei zu schaffen, und um vor gefährlicher Überraschung sicher zu seyn. Wer sich in der stäten Aufmerksamkeit auf sich selbst zu erhalten versteht, dem darf man, bei den übrigen Erfordernissen, den Sieg über sich selbst freudig versprechen.

Besitzt die Seele Gewalt über sich selbst: dann hat die Gewalt über die Bewegungen des Körpers wenig Schwierigkeiten. Diese hängen, außer dem, was in ihnen bewußtles ist — Besonnenheit aber soll verhüthen, daß darin etwas bewußtles sey — von den Gefühlen und Antrieben der Seele ab. Der Körper wird den Schmerz

und die Freude der Seele nicht verrathen, wenn sie in ihr selbst gemäßigt sind. Das Talent aber, Empfindungen, die das Innere mit großer Heftigkeit ergriffen haben, auch dann zu verbergen, wenn der Sturm dort noch fortdauert, wäre das traurige Talent, sich mit sich selbst in Widerspruch zu setzen. Der an sich haltende Zorn wird auch kaum in einer krampfhaften Bewegung sichtbar werden. Die Fähigkeit, dem Drange der Gewohnheit zu widerstehen, wird auch den Körper dem trägen Mechanismus entreißen. Was noch weiter erforderlich ist, um die Bewegungen des Körpers dem Willen ganz dienstbar zu machen, beschränkt sich auf Gewandtheit und Geschicklichkeiten, die durch Übung erworben werden müssen.

XV.

Enthuſiasmus und Weisheit.

Ueber den Enthuſiasmus, m. g. Z., ſind immer ſehr verſchiedene Urtheile ergangen. Man hat ihn unmäßig geprieſen, und unmäßig getadelt. Ihn hat man angeklagt, wo jugendliche Unbeſonnenheit und ſtürmiſcher Drang Verwirrungen anrichteten, wo regelloſe Kräfte, von guter Abſicht geleitet, zerſtörend um ſich her wirkten, und ſich ſelbſt ſchnell aufrieben. Man hat es als ein Uibel angeſehen, das von ihm unzertrennlich ſey, wenn die Uibereilungen eines wilden Ungeſtumes den Zweck, der durch bedächtige Thätig-

keit zu erreichen war, nicht bloß verfehlten, sondern auch für die Zukunft unerreichbar machten. Ihn hat man vermißt, den Mangel deſſelben hat man als ein Zeichen der verderbten Zeit dargeſtellt, wo für das Große nichts mehr gethan wurde, wo das Schwierige nicht mehr durchgeſetzt werden konnte, und ſich niemand für das intereſſiren wollte, was die Uneigennützigkeit in Anſpruch nahm.

Beſonders ſcheint es ſchwer zu ſeyn, den Enthuſiasmus mit der Weisheit auszugleichen. Beide, wie ſie gewöhnlich gefunden werden, liegen unaufhörlich mit einander im Streite. Es iſt der alte Krieg zwiſchen Kopf und Herz, der in ihnen zur äuſerſten Heftigkeit getrieben wird. Die Enthuſiaſten wollen ſich von der Vernunft nichts ſagen laſſen; ſie glauben, um ſie zu hören, ſich ihres Weſens ganz entäußern zu müſſen. Die Vernünftigen wollen ſich in ihrer Kälte behaupten, und in der Überlegung die ganze Kraft haben, welche das Gute glücklich und wohlthätig zu Stande bringt. Es iſt der Muhe wehrt, daß wir uns bemühen, hierüber zu einer richtigen Entſcheidung zu kommen — es iſt nothwendig, um das Bild des männlichen Charakters zu vollenden.

Die meiſten, bei denen wir die echte Männlichkeit antreffen, zeichnen ſich durch hehen Enthuſiasmus aus. Enthuſiasmus erhebt ihr Weſen, und beſeelt ihre Kraft. Ihr Enthuſiasmus hat ſie geſchieden von der Gemeinheit. Andre, denen man männlichen Charakter nicht abſprechen kann, ſind von ihm frei geblieben, und haben doch dem Genuge gethan, wozu ſie berufen waren. Laſſen Sie uns deßwegen die Natur des Enthuſiasmus in ihren verſchiedenen Äußerungen näher unterſuchen, und dabei auf ihr Verhältniß zur Weisheit einige Blicke werfen.

Der Enthuſiasmus iſt höhere Wärme des Gefühles, an welchem das Groſſe hervor ſpringenden Antheil hat, der den Enthuſiasmus charakteriſirt. Er iſt eine Begeiſterung, die ſich von der gewöhnlich ſo genannten dadurch unterſcheidet, daß ſich dieſe bloß in Gedanken und Empfindungen ergießt, während jene, wo nicht zu Thaten treibt, doch die thätigen Kräfte mächtig erregt. Im Enthuſiasmus fließen eigentlich mehrere Ideen und Gefühle in einander, die aber meiſt dunkel bleiben, und eben in dieſer Dunkelheit den größten Effect beweiſen.

Allem Enthuſiasmus liegt ein beſtimmtes, oft auch deutlich erkanntes, Intereſſe

zum Grunde. Von dieſem Intereſſe geht der Enthuſiasmus aus; es muß ihm ſeine Wahrheit und Würde ſichern. Aber auch bei der gröſten Stärke, iſt es ſelbſt noch nicht Enthuſiasmus. Dies wird es erſt dadurch, daß die Phantaſie ſolche Ideen und Gefühle daran knüpft, welche die Seele befeuern, und worin der Gegenſtand deſſelben als ein Gut von unendlichem Wehrte erſcheint. Was der Begeiſterte von dieſem Gegenſtande weiß, gereicht demſelben zur bedeutenden Empfehlung; aber der Sturm ſeiner Seele, ihr Selbſtvergeſſen, ihre Aufopferungsluſt, ihr Leben in dieſem Gegenſtande würde ſich daraus noch nicht erklären laſſen. Sie ſind das Werk jenes groſſen Totalgefühles, worin ſich alle Anregungen aufgelöst haben.

Das Intereſſe, welches dem Enthuſiasmus zum Grunde liegt, iſt entweder ein ſinnliches, oder ein vernünftiges. Daher unterſcheiden wir den ſinnlichen und den vernünftigen Enthuſiasmus.

Der ſinnliche Enthuſiasmus wird zunächſt von Luſtgefühlen in Bewegung geſetzt. Aber nicht alle Gegenſtände, die ſolche Luſtgefühle erwecken, ſind im Stande, Enthuſiasmus

hervor zu bringen. Es muß in ihnen etwas ſeyn, was die Phantaſie veranlaßt, erhebende Ideen zu produzieren. Was bloß Sache des ſinnlichen Genuſſes iſt, oder, durch die Befriedigung, die es dem ſinnlichen Triebe gewährt, die Seele ſo ſtark anzieht, daß jede andre Thätigkeit derſelben unterdrückt wird, oder, ſobald als es begehrenswehrt erſcheint, auch die beſonnene, klügelnde Sorge nach ſich zieht, das kann nicht zum Enthuſiasmus ſtimmen. Daher gibt es wohl einen Enthuſiasmus für die Ehre, aber keinen für das Geld — wohl einen für die Liebe, aber keinen für die Wohlluſt.

Das iſt es, was den Enthuſiasmus von der Begierde abſondert. Die Begierde iſt ganz ſinnlich; ſie verlangt nicht mehr von ihrem Gegenſtande, als er gewähren kann. In dem Enthuſiasmus iſt immer etwas, das der Vernunft angehört, oder worin doch die Vernunft thätig geweſen iſt. Nichts Wirkliches reicht an die Größe ſeiner Vorſtellung. Die Begierde iſt in ſo fern unendlich, als ſie nie ganz geſtillt wird; aber das Unendliche ſchwebt ihr nicht vor, wie dem Enthuſiasmus; ſie ſtrebt immer nach etwas Beſchränktem, und, wenn dieſes erreicht iſt, wieder nach einem neuen Beſchränkten.

Der Enthuſiasmus iſt nie reines Werk der Vernunft. Die Vernunft vermag nicht mehr, als Billigung zu erzeugen, und den Willen zu beſtimmen. Darum kann da, wo die Vernunft allein thätig iſt, z. B., beim wiſſenſchaftlichen Denken, und bei denjenigen Gegenſtänden, welche die Vernunft ganz in Anſpruch nehmen, kein Enthuſiasmus Statt finden. In allem Enthuſiasmus iſt etwas Sinnliches. Der vernünftige hat nur das voraus, daß er auf eine Sache gerichtet iſt, welche die Vernunft für ein Gut erklärt hat, z. B., Wahrheit, Menſchenwohl, das Heil des Vaterlandes. Aber ſchon in die Schätzung dieſes Gutes miſchen ſich oft ſinnliche Gefühle. Die Phantaſie zeigt überdem das Würdige auch als das Ruhmvolle, Weltbeglückende, Einflußreiche, Schöne, Umfaſſende, Erhebende; und darin iſt immer Sinnliches — mehr oder weniger, feinerer oder gröberer Art. Selbſt der Egoismus kann am Enthuſiasmus Theil haben. Viele Enthuſiaſten empfinden in dem, was ſie befeuert, vor allem die Selbſtverherrlichung, ob gleich andre Triebfedern nicht ausgeſchloſſen ſind.

In gewiſſer Hinſicht mag ſich wohl der Enthuſiasmus für das Große am meiſten von

der ſinnlichen Beimiſchung frei halten. Das Groſſe iſt ſelten das Ergötzliche; von der eigentlichen Sinnenluſt liegt es immer fern. Wenn es auch zuweilen Vortheile verheißt, oder mit Annehmlichkeiten gepaart iſt: ſo iſt doch der Eindruck, den es in ſeiner Größe macht, zu mächtig, als daß er nicht jedes andre Gefühl größten Theils überwältigen ſollte. Selbſt in den Enthuſiasmus für das Gute miſchen ſich häufiger eigennützige Rückſichten; aber man kann ihn leichter als jene von allem Selbſtſüchtigen reinigen. Auf der andern Seite hat auch wieder ein dunkles Gefühl, welches uns an die Stelle des Groſſen ſetzt, oder uns das Groſſe als eine Eigenſchaft von uns ſelbſt betrachten läßt, auf den Enthuſiasmus für das Groſſe mehr Einfluß als auf jeden andern.

Der Enthuſiasmus kann in Leidenſchaft übergehen; dann hört er aber auf Enthuſiasmus zu ſeyn, und nimmt ganz die Natur der letzten an. Dies iſt um ſo mehr zu beſorgen, je mehr das Intereſſe, das ihm zum Grunde liegt, der Sinnlichkeit angehört, oder je mehr das, was die Phantaſie hinzu thut, auf die Sinnlichkeit berechnet iſt. In dieſem Falle läßt ſich freilich wenig Gutes von ihm ſagen; er verengt, wie jede

Leidenſchaft, das Herz, das der ſechte Enthuſiasmus erweitert. Er iſt, wie jede Leidenſchaft, zu bekämpfen, und nach Grundſätzen der Vernunft einzuſchränken.

Der eigentliche Enthuſiasmus iſt heftig und vorübergehend — ein flüchtiges Feuer, das ſchnell auflodert, aber ſich auch ſchnell verzehrt. Nicht immer erſcheinen uns die Gegenſtände in dem Lichte, in welchem ſie die Phantaſie erblicken muß, wenn ſie das Gemüth dafür entflammen ſoll. Nicht immer iſt die Phantaſie aufgelegt zu denjenigen Verrichtungen, welche dies bewirken. Nicht immer iſt das Herz geſtimmt, ſich erheben zu laſſen. Die wärmſten Enthuſiaſten ſind oft genug kalt gegen das, was ſie zu einer andern Zeit aus ſich ſelbſt verſetzt. Sie bedürfen einer beſondern Veranlaſſung, um ſich erheben zu fühlen. Wie dieſe Veranlaſſung verſchwindet, wie die ermattete Phantaſie die Flügel ſenkt: treten ſie wieder in den gewöhnlichen Zuſtand zurück.

Erwartungen, die ſich auf nichts andres als auf den Enthuſiasmus der Menſchen gründen, werden eben ſo oft betrogen als erfüllt. Nicht

selten kommt er da, wo er gar nicht an seiner Stelle ist, und bleibt da zurück, wo es seiner am meisten bedürfte. Wenn die Weisheit nicht auch etwas über den Menschen vermöchte: dann würde selbst von den Besten wohl mehr Verderbliches als Gutes geschehen.

Es gibt indeß einen stillen Enthusiasmus, der sich fortdauernd erhält, und in Ansehung der Lebhaftigkeit wenig Unterschiede zeigt. Er ist das, was man vernünftige Wärme nennt. Ihn kann man nur für das hägen, was die Vernunft für ein Gut erkennt. Dunkle Gefühle haben an ihm wenig Antheil — deste mehr die ruhige Überlegung. Man hat alles erwogen, was für den Wehrt der Sache entscheidet; man hat in ihr das Wahre, Nothwendige, Heilsame und Treffliche erblickt. Daraus hat sich ein Gefühl gebildet, das nie ganz erlischt, das uns stäts für sie in Bewegung hält, und das Leben für sie zur Gewohnheit macht, deren immer zunehmende Stärke das ersetzt, was das Gefühl etwa auf die Dauer verlieren möchte.

Je größer bey diesem Enthusiasmus der Einfluß des religiösen Sinnes und der sittlichen Würde ist, deste kräftiger wird er sich zeigen; deste besser wird er gesichert seyn gegen die Anfälle der

Laune und äußerer Ereigniſſe. Er gibt der Seele des Tugendhaften diejenige Erhebung, wodurch ſie ewig geſchieden bleibt von aller Gemeinheit, und ihre Zwecke ſtandhaft und ſiegreich verfolgt. Von ihm muß jeder erfüllt ſeyn, der etwas Bedeutendes leiſten, und unter der ſchweren Arbeit nicht erliegen will.

Daß dieſer ſtille Enthuſiasmus nicht mit der Weisheit in Widerſpruch ſtehe, leuchtet von ſelbſt ein. Er iſt ihr Werk. Das Licht hat die Wärme gegeben. Er kennt kein unruhiges Streben. In ihm iſt eben ſo viel Beſonnenheit als Trieb.

Deſto mehr Bedenklichkeiten ſcheinen ſich gegen den feurigen Enthuſiasmus zu erheben. Er ſtellt uns allen Täuſchungen der Sinne und der Phantaſie bloß, ohne ein Verwahrungsmittel gegen dieſelben übrig zu laſſen. Er iſt eben ſo empfänglich für den Schein als für die Wahrheit, eben ſo empfänglich für das ſinnliche als für das vernünftige Gut — und an dieſem oft mehr für das Blendende als für den echten Gehalt eingenommen. Die Begierde kann jeden Augenblick in ihn eindringen, und ſich endlich ſeiner ganz ermächtigen. War er Anfangs noch ſo lauter: nichts ſteht im Wege, daß er nicht nach und nach ein durchaus unreiner werde. Häufig ſteht er mit dem

Egoismus im Bunde, und treibt ihn zu einer fürchterlichen Höhe. Gränzenloser Eigendünkel iſt bey groſſen Enthuſiaſten eine nur gar zu gewöhnliche Erſcheinung, und hat an der Intoleranz, die man ſo oft bey ihnen antrifft, nicht geringen Antheil.

Nicht immer führt der Enthuſiasmus zur That. Oft läßt es ſein Ungeſtüm nicht dazu kommen; er verzehrt ſich in feurigen Gefühlen und unbeſtimmtem innerlichen Trachten. Der Enthuſiasmus muß ſich einiger Maßen gelegt haben, ehe man zum Handeln fähig iſt; aber gemeiniglich iſt dann auch ſein Feuer verraucht.

Zweckmäſſigkeit des Handelns, Verſicht, kluge Beſeitigung der Schwierigkeiten, glückliche Benuhung der Umſtände, und Gegenwart des Geiſtes ſind von denen nicht zu erwarten, die der Enthuſiasmus regiert. Es iſt günſtiger Zufall, wenn ſie das Rechte treffen. Weit häufiger greifen ſie fehl, vereiteln ihre Anſchläge, und ſchaden, wo ſie nutzen wollen. In der Hitze des Enthuſiasmus weiß man oft ſelbſt nicht was man thut. Man glaubt plötzlich den Weg zum Ziele gefunden zu haben, und es iſt gerade der, welcher am weiteſten davon abführt. Im Enthuſiasmus nimmt man nicht leicht Rath an; weil man lebhafter fühlt, glaubt man beſſer zu wiſſen — und iſt mit

offenen Augen blind. Man hält diejenigen für unfähig zu urtheilen, die nicht von gleichem Feuer glühen — und diejenigen für Unsinnig, die ihr Feuer in einer andern Richtung forttreibt.

Der Enthusiasmus endet gewöhnlich mit Unmuth und Menschenhaß. Er findet alles unter seiner Erwartung; er ärgert sich über die Kälte der Welt; es verdrießt ihn, keine beßere Aufnahme zu finden, und so vieles mißlingen zu sehen, was mit großem Eifer begonnen war; es beugt ihn tief, überall diese Gewalt des Kleinen zu erblicken, da sein Geist immer auf das Große gerichtet ist — die enge Schranke nicht zerbrechen zu können, die sich mit mehr Ruhe hätte übersteigen lassen.

Endlich scheint auch die reine Uneigennützigkeit der Pflichttreue mit dem Enthusiasmus, der stäts die Sinnlichkeit in das Spiel bringt, nicht bestehen zu können.

Auf der andern Seite gibt es auch wieder Verrichtungen, die nur dem feurigen Enthusiasmus möglich sind. Das Große muß in einem gewissen Enthusiasmus ergriffen werden, damit man sich nur überhaupt daran wage. Der Bedächtige bebt vor den Schwierigkeiten zurück, die den Enthusiasmus nur noch mehr entflammen. Der En-

thuſiasmus beflügelt den Muth. Zu einer ſolchen Stärke des vernünftigen Willens, die ſich zu allem entſchließen, und bei allem ausdauern könnte, bringen es wenige. Die Tugenden des Patrioten hangen genau mit dem Enthuſiasmus zuſammen. Die Vaterlandsliebe iſt ſelbſt eine edlere Art des Enthuſiasmus. Wer der Wahrheit leben will, den muß ſie oft in Enthuſiasmus ſetzen. Auch der ſtille Enthuſiasmus reicht nicht immer hin; er muß ſich zuweilen zum feurigen erheben, um zu leiſten, was der Augenblick Entſcheidendes fordert.

Doch, es iſt gar nicht nöthig, den Enthuſiasmus zu unterdrücken. Seine Verirrungen und Nachtheile laſſen ſich vermeiden; er läßt ſich mit der Weisheit in Übereinſtimmung bringen. Nur dann iſt er verderblich, wenn er das Gemüth ungetheilt beherrſchen, und alles für ſich ins Werk richten will. Auch die Weisheit kommt nicht zurecht, wenn ſie den Enthuſiasmus nie will gelten laſſen. Enthuſiasmus ohne Weisheit ſtiftet überall Unordnungen; und Weisheit ohne Enthuſiasmus bleibt in ſehr vielen Fällen ohne Wurkung.

Der Weisheit gebührt die Wahl und der Entschluß. Die Weisheit muß jedem Gute seinen Wehrt bestimmen, und dadurch die Überschätzung und die Täuschungen des Enthusiasmus verhüthen. Man muß diesen in seiner Gewalt haben, daß er sich an nichts wende, dem nicht die Vernunft den Preis der Vortrefflichkeit zuerkennt. Dann mag er zur That befeuern, und der Seele in dem Würdigen das Große und Ruhmvolle zeigen. Aber auch hier ist Gewalt über ihn nöthig; man muß ihn zu dämpfen oder zurück zu drängen verstehen, wo neue Plane zu entwerfen sind, wo Umsicht, und Überlegung gefordert wird. Das Herz glühe für die Sache; der Verstand wache für die Umstände und für die Mittel, die zu jener verhelfen sollen.

Der Enthusiasmus läßt sich durch Nachdenken unterbrechen, ohne daß er dadurch aufgehoben würde. Er fügt sich, wie alles im Menschen, der Entscheidung eines kräftigen Willens. Er läßt sich auch, wo die Disvotion geblieben ist, wieder hervor rufen. Die Phantasie weckt von selbst die Ideen, die ihn erzeugen; man darf ihr nur freien Spielraum geben. Und thäte sie es nicht: so kann man sie willkührlich dahin richten. Freilich, wo kein Interesse für die Sache ist, wo

ſie nie in dieſer Glorie erſchien: da würde man vergebens ſtreben, Enthuſiasmus zu erkünſteln.

Man laſſe ihn dann wirken: wenn es der ungewöhnlichen Aufmunterung bedarf, wenn groſſe Opfer gebracht, wenn gefährliche Schritte gewagt werden ſollen, wenn nur in einem ſchönen Selbſtvergeſſen die Würde behauptet werden kann — und vorzüglich dann, wenn es auf die raſche That ankemmt. Bei Verrichtungen, die nur langſam vollendet werden können, iſt früher Enthuſiasmus ſchädlich. Er verleitet zur Überſpannung der Kraft, worauf Erſchlaffung folgt, und wie er ſelbſt verraucht, verſchwindet auch die Luſt.

Innerhalb dieſer Gränzen wird er mit der Weisheit im ſchönen Bunde gehen. Hier hat es denn auch mit ſeinem Einfluſſe auf die ſittliche Beſchaffenheit der Handlungen wenig zu bedeuten. Die Reinheit der Abſicht, die edle Uneigennützigkeit gehört dem Entſchluſſe, welcher die Seele der That iſt, und dieſer hält ſich von den Einwirkungen des Enthuſiasmus frei. In der Ausführung haben die Würdigſten nicht immer der fremden Unterſtützung entbehrt. Welche Tonte aber weniger tadelhaft ſeyn, als die, welche vom Enthuſiasmus herrührt?

Zum Enthuſiasmus iſt vorzüglich die Jugend geſtimmt. Die Wärme des jugendlichen Herzens, die Regſamkeit aller Kräfte, das Feuer der Phantaſie, die Unbekanntſchaft mit der Welt, das Helldunkel der Gedanken und Gefühle begünſtigen ihn. Man erblickt die Gegenſtände in einer Ferne, in einer Größe und in einem Glanze, wovon das Gemüth heftig entzündet wird. So kann es nicht bleiben. Der Rauch mag auch verfliegen, wenn nur die Flamme ſelbſt nicht verzehrt wird. Der Ungeſtüm beſänftige ſich; das Unreine und Verkehrte ſcheide ſich aus; der aufgeklärte Verſtand ſichere vor Verirrung und Thorheit; ſittliche Grundſätze bewahren dem Strebenden Lauterkeit und Würde; gereifte Erfahrung lehre die rechten Mittel wählen; aber der ſtille Enthuſiasmus für das Große und Vortreffliche daure in der Seele fort — und mit ihm die Empfänglichkeit, vom Ungewöhnlichen mächtiger bewegt zu werden.

Nicht alle ſind des Enthuſiasmus fähig. Es gibt kalte Naturen, welche beſtimmt zu ſeyn ſcheinen, allein dem Verſtande zu folgen. Sie muß man dulden, wenn der Mangel des Enthuſiasmus nicht Fehler des Herzens iſt. Einige haben auch ohne Enthuſiasmus dem Großen gelebt, und

mit Ernſt und Erfolg dafür gewirkt. Doch haben ſie nicht immer darauf geſehen, daß das Große zugleich das Gute ſey. Unbemerkt hat oft die Leidenſchaft bei ihnen die Stelle des Enthuſiasmus vertreten. Immer aber ſind diejenigen ſelten geweſen, die ſich in weiten und glänzenden Sphären ohne Enthuſiasmus behauptet hatten. Es ſollen indeß auch nicht alle in weiten und glänzenden Sphären wirken. Eine Welt voll Enthuſiaſten würde ſehr übel berathen ſeyn. Viele Verrichtungen des Lebens ſind mit dem Enthuſiasmus ganz unverträglich. Viele Geſchäfte und Berufsarten erfordern durchaus kalten Verſtand, Überlegung im Kleinen, kluge Sorgfalt. Wir müſſen es der Natur Dank wiſſen, daß ſie in der Vertheilung der Anlagen darauf Rückſicht genommen hat. Wenn nur jeder ſich immer an ſeiner Stelle hielte, und keiner ſich da aufzudringen ſuchte, wo er nicht anders als Unordnungen ſtiften, und ſelbſt unglücklich ſeyn kann!

Wo Enthuſiasmus iſt, da ſoll er erhalten werden. Denn auf jeden Fall iſt er ein bedeutender Vorzug. Es iſt leichter ihn einzuſchränken und zu mäßigen, wenn er ſchädlich ſeyn würde, als ihn durch etwas andres zu erſetzen, wenn es ſeiner bedarf. Er wird erſtickt durch jede

Schwächung der körperlichen und der geiſtigen Kraft, durch bittre Erfahrungen, durch herrſchende Sinnlichkeit, durch Eigennutz und durch Stolz. Zwar iſt der Enthuſiasmus nicht die wahre Kraft des Menſchen; aber er ſetzt doch Kraft voraus — die Kraft der Erhebung, die Kraft, dasjenige zu erfaſſen, bei demjenigen zu verweilen, was nicht in die Sinne fällt, die Kraft mit Gedanken und Gefühlen in einer höhern Region zu leben. Er iſt um ſo freudiger und rüſtiger; je mehr ſich der Geiſt in der Fülle ſeines Vermögens und in dem Triebe der Thätigkeit fühlt. Der gelähmte Geiſt kann ihn nicht empfinden. Der Körper wirkt auf den Geiſt. Sein Mißbehagen und ſeine Schwäche ſtimmen auch dieſen herab. Die Friſche und Regſamkeit ſeines Lebens befördern den Aufſchwung der Phantaſie. Menſchen, deren Natur durch Ausſchweifungen zerrüttet worden iſt, haben die Empfänglichkeit für den Enthuſiasmus verloren. Ihre Phantaſie kann ſich mit nichts beſchäftigen, als mit dem Nachgefühle ehemaliger Genüſſe, die nun unmöglich geworden ſind. Das üppige Treiben der Kraft iſt es vorzüglich, was den Enthuſiasmus der Jugend intereſſant macht.

Leicht verliert ſich der Enthuſiasmus, wenn man oft geſehen hat: wie in der Welt das Kleine über das Groſſe ſiegt; wie alles ſich in engen Formen bewegt; wie ſchwer das Treffliche in den Köpfen und Herzen Eingang findet; mit welchen Vorurtheilen, mit welchen Leidenſchaften es zu kämpfen hat; wie ſich ihm der klügelnde Verſtand, der Mechanismus des Hergebrachten und die Beſchränktheit des Eigennutzes entgegen ſtellen. Die Phantaſie verliert ihre Schwungkraft, wo der ſchneidende Contraſt der Wirklichkeit ſich ſo fühlbar macht. Groſſe Ideen erwecken nur Widerwillen, wo man an ihrer Einführung in das Leben verzweifeln muß. Die Gluth des Herzens wird Unmuth und Bitterkeit, wo der Sinn der Menſchen ſich ſo ganz davon abgewendet zeigt.

Solche Erfahrungen ſind gar nicht zu vermeiden. Jedem begegnen ſie, der mit Hoffnungen und Arbeitsluſt in die Welt tritt. Aber in jedes Gewalt ſteht es, den Eindruck derſelben durch vernünftiges Nachdenken zu mildern, und ihren Einfluß auf die Phantaſie und das Herz zu verhüthen. Der Enthuſiasmus ſoll, im Geiſte geboren, vom Gedanken des Höhern gehalten und genährt, frei über der Wirklichkeit ſchweben; er ſoll ſich in der Welt der Ideen ſo befeſtigen, daß

keine Erſcheinung der Sinnenwelt ihn truben kann. Wo er ſich in ſeiner ganzen Stärke und Reinheit offenbart: da iſt er Glaube an das Göttliche, der mit ungöttlichem Weſen nichts gemein hat, und den kein Widerſpruch irre macht, weil er weiß, daß er in der Überwindung des Widerſpruches ſich ſelbſt bewähren muß.

Hieraus ergiebt ſich, wie wenig diejenigen des Enthuſiasmus fähig ſind, die unter der Herrſchaft der Sinnlichkeit ſtehen. Der ſinnliche Menſch ſieht an allen Dingen nur das, was ſeine Begierde ſtillt — ſelten das, was die Phantaſie befeuert. Wenn dieſe beſchäftigt wird, ſo iſt es nur für den Genuß. Der ſinnliche Genuß iſt aber das Entgegengeſetzte des Enthuſiasmus; er beſchränkt das Gemüth, das der Enthuſiasmus erweitern will. Die Blicke des ſinnlichen Menſchen ſind immer nach der Erde gerichtet; der Enthuſiasmus ſieht gen Himmel. Der ſinnliche Menſch will ſich ſelbſt gewinnen, und ſich zuſammenhalten in der Luft; der Enthuſiasmus will ſich verlieren an das Große. Wenn der ſinnliche Menſch auch den Eindrücken des Großen nicht ganz verſchloſſen bleibt: ſo nimmt dieſes bei ihm doch gleich die Geſtalt ſeiner Ne-

tur an. Er zieht es hinab, ſtatt ſich zu demſelben zu erheben. Sinnliche Menſchen ſind gewöhnlich auch Weichlinge, und Weichlichkeit iſt die geſchworne Feindinn des Enthuſiasmus.

Eben ſo ſehr iſt ihm der Eigennutz zuwider. So bald dieſer im Herzen Platz genommen hat, iſt es fur alle edlern Regungen erſtorben. Durch nichts beſitzt die Welt mehr Macht, das Große aus den Gemüthern der Menſchen zu vertilgen, als durch den Eigennutz. Der recht Eigennützige hat kaum einen Begriff fur das Große; und wenn er ihn Anfangs hat, ſo muß er ihn ſelbſt verdunkeln, damit die Schaam über ſeine eigne Kleinheit ihn nicht vernichte. Die Stimmung, worin er ſich gewöhnlich befindet, iſt auch ſchon dem Enthuſiasmus ungünſtig. Es iſt die Stimmung des ruhigen Überlegens, des kaufmänniſchen Rechnens, während der Enthuſiasmus Freiheit und Weite des Herzens verlangt. Die große Gewalt, womit das Leben alles in den engen Kreis eigennütziger Beſtrebungen hinein zieht, die allgemeine Noth des Broderwerbes, die beſchränkende Sorge des Fortkommens, der Wetteifer, über einander Vortheile zu erlangen, und das Lob, das der gewinnenden Klugheit überall zu Theil wird, ſind die häufigſten Urſachen da-

ven, daß der jugendliche Enthuſiasmus ſo ſchnell verraucht. Darum fürchten Menſchen, die die Welt kennen, wenig von ihm. Sie wiſſen, es wird ſich alles in die gehörige Ordnung fügen, und der Brauſekopf wird bald ein guter Geſchäftsmann ſeyn.

Auch der Stolz kann ein Hinderniß des Enthuſiasmus werden. Er macht gewöhnlich das Herz kalt; das Prinzip des Enthuſiasmus aber iſt Wärme. Stolze Menſchen haben gewöhnlich wenig Phantaſie; und doch muß von dieſer der Enthuſiasmus in Bewegung geſetzt werden. Je höher die Begriffe ſind, die der Stolze von ſich ſelbſt hat; deſto weniger findet er etwas außer ſich bedeutend. Es iſt ſeine Maxime, nichts zu bewundern, weil er ſelbſt dabei verlieren müßte. Das Verachten iſt ihm ſo geläufig geworden, daß er ſich immer dazu verſucht fühlt. Oft affectirt er Gleichgültigkeit, wo andre erwärmt ſind, um ungemein zu ſeyn. Dem Stolze muß man frühe entgegen arbeiten, um die Empfänglichkeit für den Enthuſiasmus zu bewahren.

Laſſen Sie mich über einige der gewöhnlichſten Arten des Enthuſiasmus noch weniges hinzu-

ſetzen. Sie ſind: der Enthuſiasmus der Bewunderung, der politiſche Enthuſiasmus, der Enthuſiasmus der Freundſchaft und der Liebe, der Enthuſiasmus für Wahrheit, der Enthuſiasmus für die Zwecke der Pflicht und der religiöſe Enthuſiasmus.

Der Enthuſiasmus der Bewunderung gilt allem, was auf irgend eine Weiſe hervor ragt. Er lebt vorzüglich in dunkeln Gefühlen und unbeſtimmten Ideen. Der erſte Eindruck erſchüttert das Gefühl und ſetzt die Phantaſie in Thätigkeit. In ihm iſt wenig Beſonnenheit; darum iſt es leicht, von ihm betrogen zu werden. Der Gegenſtand deſſelben iſt eben ſo oft das Neue, Blendende, vom Alltäglichen Abweichende, als das wahrhaft Groſſe, und ſelbſt, wo er dieſes im Auge hat, unterſcheidet er ſelten, was daran trefflich und was tadelnswehrt iſt. Dazu wird ruhige Würdigung erfordert; dieſe aber läßt es ſelten zum Enthuſiasmus kommen, ſie bringt höchſtens lebhafte Schätzung, Verehrung und Anhänglichkeit hervor.

Der Enthuſiasmus in der Bewunderung zeugt von Mangel an Erfahrung und an Sicherheit des Blickes. Wer ſich in der Welt um

geſehen hat, wer das Alte in der neuen Form wieder erkennt, und an allem das Gebrechliche wahrnimmt: der wird ſelten erſtaunen, und noch ſeltener im Erſtaunen zum Enthuſiasmus hingeriſſen werden. Dieſer Enthuſiasmus iſt ein paſſiver Zuſtand. Er pflegt das Beſtreben mehr niederzuſchlagen, als zu befeuern, und wo dieſes Letzte geſchieht, da bringt er, in gedankenloſer Nacheiferung, mehr Thörigtes als Weiſes zu Tage. Von dem Enthuſiasmus der Bewunderung muß ſich der Mann immer mehr zum ruhigen Urtheile herabzuſtimmen ſuchen; denn das Vollendete wird in der Wirklichkeit nicht gefunden.

Der politiſche Enthuſiasmus hat es mit den Parteien, Planen und Maßregeln der Politik zu thun. Er iſt gewöhnlich das Product der ſich ſelbſt erhitzenden Kannengießerei. Wo das Vermögen iſt, ſich zu großen Ideen zu erheben, wird man ihn ſelten finden. Die meiſten die ihn haben, ſind von andern angeſteckt worden; leicht greift er da um ſich, wo ein beſchränkter Gedankenvorrath, ein beſchränkter Verſtand und eine beſchränkte Phantaſie, die ſich doch beſchäftigen will, zuſammentreffen. Er iſt immer leidenſchaftlich und ſelbſtſüchtig; Dünkel und Eigennutz haben an ihm großen Antheil; er macht ſich

unaufhörlich lächerlich, und wird oft verderblich. Nützen kann er zu nichts; aber vielen verwirrt er die Köpfe, viele hindert er an beſſern Beſchäftigungen, und nicht ſelten hat er öffentliche Unruhen angerichtet. Der Krämergeiſt und dieſer Enthuſiasmus ſind von Einer Familie; darum ſind ſie auch faſt immer in Geſellſchaft. Menſchen, die für jede andre Art des Enthuſiasmus zu kalt und zu träge ſind, ſind oft groſſe politiſche Enthuſiaſten.

Etwas ganz andres iſt der Enthuſiasmus der Vaterlandsliebe. Seiner ſind nur groſſe Seelen fähig. In dem Gedanken des Vaterlandes vereinigt ſich vieles, was ein edles Gemüth begeiſtern kann. Eine immer wirkſame aufopferungsvolle Liebe zum Vaterlande läßt ſich ohne einen gewiſſen Enthuſiasmus nicht denken. Des Vaterlandes Ehre und Wohlfahrt erſcheinen ihm als Güter von unſchätzbarem Werthe; zu dem Gedanken an ſie geſellen ſich die ſchönſten und lebhafteſten Gefühle. Zum Beſten der Geſellſchaft, welcher er angehört, kann jeder etwas thun, und wird es um ſo mehr, je mehr er mit Enthuſiasmus erfüllt iſt.

Der Enthuſiasmus der Freundſchaft wird faſt nur in der Jugend empfunden, wo die

ſimpathetiſchen Neigungen noch ein mächtiger aber unbeſtimmter Drang ſind, wo man noch an ein Unendliches des menſchlichen Wehrtes glaubt, wo das Ideal und die Wirklichkeit ſich noch nicht von einander geſchieden haben. Wer auch da dieſen Enthuſiasmus nicht hatte, iſt entweder ein ſehr kalter Menſch, oder ein ſehr großer Egoiſt. Späterhin bemerkt man ihn zuweilen in denjenigen Freundſchaften, die das Zuſammentreffen befreundeter Seelen im Streben nach Einem großen Zwecke oder im Intereſſe für Eine große Sache erzeugt. Da gehört er aber mehr dem großen Zwecke und der großen Sache als der Freundſchaft an.

Diejenige Freundſchaft, welche Übereinſtimmung der Gemüther oder gegenſeitige Achtung begründet, kennt ſelten den Enthuſiasmus. Sie iſt ein feſtes, aber ruhiges Bündniß. Jeder findet im andern, was ihm dieſen unausſprechlich theuer macht; aber er findet es im täglichen Umgange, bei Veranlaſſungen, die für die Phantaſie wenig Reitzendes haben, und behaftet mit den Gebrechen aller Wirklichkeit. Je dauerhafter und bewährter die Anhänglichkeit iſt: deſto weniger Feuer wird man in derſelben wahrnehmen. Indeß iſt doch auch dieſe Freundſchaft geeignet, an-

derweitigen Enthuſiasmus zu nähren und zu unterſtützen. In der Mittheilung der Gedanken und Empfindungen entzündet ſich Ein Geiſt am andern. Der Wetteifer, der Wunſch, des andern Achtung immer mehr zu verdienen, und das gleichſam verdoppelte Gefühl für das Würdige verſtarken die eigne Begeiſterung.

Der edeln Geſchlechtsliebe iſt der Enthuſiasmus fremd. Sie iſt ſtilles, ſeliges, gegenſeitiges Dahingeben der Herzen und des ganzen Daſeyns, ſtilles, ſeliges Verlangen, ſich immermehr an einander zu verlieren, ſtilles, ſeliges Beſtreben, einander zu beglücken, ſtilles, ſeliges Genießen der gegenſeitigen Trefflichkeit. Wo die Liebe Enthuſiasmus zu haben ſcheint: da gehört er in der That den ſüßen Jugendträumen, dem erſten unbeſtimmten Verlangen, oder der gereiften feinern Sinnlichkeit an. Liebe, die in Enthuſiasmus erglüht, iſt von kurzer Dauer, ein flüchtiger Rauſch, der nicht einmal den Namen der Liebe verdient. Der Enthuſiasmus wird immer von der Phantaſie unterhalten. Wehe aber der Liebe, wenn das ihr Bedürfniß iſt! Dagegen kann die Liebe, eben ſo wie die Freundſchaft, den Enthuſiasmus befördern. Selten fehlt es da an Begeiſterung wo etwas für den Geliebten ge-

ſchieht, und der Beifall des Geliebten die Belohnung wird.

Dem Enthuſiasmus für Wahrheit erſcheint dieſe in ihrem Ernſte und in ihrer Majeſtät, als ewig dieſelbe, ewig ſiegreich, als überall wohlthätig wirkend, und feſt zuſammen hangend mit des Menſchen höchſten Bedürfniſſen und Gütern. Er beſeelt zum angelegentlichen Forſchen, und iſt immer wünſchenswehrt, wenn er ſich nur nicht in dieſes Forſchen ſelbſt miſcht, und die Trugbilder der Phantaſie an die Stelle des richtigen Gedankens ſetzt. Die geiſtvollen Freunde der Wahrheit ſind nie ohne Enthuſiasmus — die, denen er fehlte, ſelten mehr als trockne Grübler, oft nur elende Sophiſten geweſen. Immer ſey das Herz warm, wenn der Kopf frei bleibt.

Hiermit iſt nicht zu verwechſeln der Enthuſiasmus für beſondre Meinungen. Dieſer iſt ſtäts unrein. Der echten Überzeugung geziemt Ruhe, Fähigkeit der weitern Prüfung und Geneigtheit, auf Einwendungen zu hören. Der Enthuſiasmus für beſondre Meinungen entſteht entweder aus Eigendünkel, oder aus irgend einem eigennützigen Intereſſe an einer ſolchen Meinung; deßwegen iſt er heftig und intolerant. Dem Freunde der Wahrheit iſt das, was er als Wahr-

heit erkannt hat, wehrt; aber daran hat die Phantaſie keinen Theil, ſeine Wärme gilt der Sache. Nie verläßt ihn weiſes Mißtrauen in ſich ſelbſt und ſchonungsvolle Achtung gegen fremde Überzeugungen.

Für die Tugend im Ganzen kann man keinen Enthuſiasmus haben; ſie iſt ein Abſtractum, und ſtellt ſich nicht, wie die Wahrheit, gleich Anfangs in ſpeciellen Beziehungen dar. Das ſittliche Leben in ſeinem Zuſammenhange rührt mehr durch ſeine ſtille Harmonie, durch ſeine Vollendung und durch ſeinen Frieden, als es die Phantaſie in Bewegung ſetzt. Aber für einzelne Zwecke der Pflicht kann man allerdings Enthuſiasmus haben. Für ſie muß man ſich begeiſtern, um alles an ſie zu wenden. Dieſer Enthuſiasmus mag der moraliſche heißen. Er iſt um ſo edler, je mehr das reine Pflichtgefühl und das Gefühl der Vortrefflichkeit des Zweckes in ihm lebendig iſt.

Verſteht man unter religiöſem Enthuſiasmus die Erwärmung des Gemüthes durch religiöſe Ideen, den Zuſtand, wo die Gedanken der Gottheit und Ewigkeit den Geiſt erheben haben, und in ihm eine mächtige Kraft des heiligen, für das Gute alles hingebenden, Lebens geworden ſind, wo dieſer Geiſt, in frommen Be-

trachtungen verloren, ſein höheres Daſeyn feiert, und ſich dadurch geſtärkt fühlt zur Verachtung alles Schlechten, zur Vollbringung alles Guten, zum Siege über die Welt: dann iſt er ſehr achtungswehrt; die Helden des Glaubens und der Liebe verdienen vor allen die Verehrung der Welt. Sind es aber Dogmen des Aberglaubens, zufällige Formen des Kultus, was dieſen Enthuſiasmus erweckt; tritt er mit unreinen Begierden des Herzens in Gemeinſchaft; iſt es Sinnlichkeit oder Stolz, was das ſchwache religiöſe Gefühl zur hehen Gluth anfacht: dann wird er gefährlich, und geht bei rohen Leidenſchaften und einem heftigen Temperamente in wüthenden Fanatismus über. Der echte religiöſe Enthuſiasmus, weiht ſich, von Religion begeiſtert, dem Wohl ſeiner Brüder. Der Fanatismus will unter dem Scheine der Religion der Welt ſein ſchlechtes Weſen aufdringen. Jener trägt die Religion im Herzen, und zeigt ſie in Thaten. Dieſer trägt die Religion vor ſich her, er eifert für ſie, aber ſie iſt dem Herzen fremd.

XVI.

Das edle Selbſtgefühl des Mannes.

.....

Edles Selbſtgefühl, m. g. Z., iſt die Stimmung, worin man ſich eines ſelbſtſtändigen Daſeyns, mit der Überzeugung, man ſey etwas wehrt, man dürfe ſich achten und auf achtungsvolle Begegnung Anſpruch machen, bewußt iſt. Daraus entſpringt dann das kräftige Ruhen des Mannes auf ſich ſelbſt.

Das edle Selbſtgefühl ſteht zunächſt entgegen dem ſich Fühlen in andern Dingen, die nicht zu dieſem Selbſte gehören, ſondern es nur anregen. Offenbar bringen es unzählige Men-

ſchen nicht weiter. Das Bewußtſeyn, das ſie von ſich haben, iſt ganz das Product äußerer Einwirkungen; es iſt ihnen gleichſam aufgedrungen. Sie empfangen Bilder der Gegenſtände, welche ſie umgeben, der Ereigniſſe, welche an ihnen vorübergehen, ſie empfangen Luſt und Schmerz; und daran haftet ihr Leben. Sie beſitzen ihr Daſeyn nur in der flüchtigen Erſcheinung; mit ihr geht es verloren, und wird wieder gewonnen. Oft werden ſie freilich auch angeſtrengt; aber ſie ſtrengen ſich ſelbſt nicht an. Die Welt braucht ſie wie Maſchinen; ſie thun, wozu ſie getrieben werden, was die Gelegenheit mit ſich bringt, was unter dieſen Umſtänden unvermeidlich iſt, wenn nichts Feſtes Widerſtand leiſtet. Man darf ſie eben ſo wenig anklagen, wenn durch ſie Schaden angerichtet wird, als ſie Lob verdienen, wenn ſie Gutes zum Vorſcheine bringen. Beides kommt auf die Rechnung der Natur. Für ſich ſind ſie nichts. Der Charakter der Menſchheit iſt an ihnen noch nicht ſichtbar geworden. Man muß ſie bemitleiden, oder verachten; je nachdem es entweder Verſäumung des Schickſales, oder eigne Trägheit iſt, was ſie in dieſer traurigen Verfaſſung gefangen hält.

Man würde indeß ſehr irren, wenn man

dieſe von aller Selbſtſucht frei glaubte. Ob ſie gleich ihr Selbſt noch nicht gefaſt haben: ſo kündigt es ſich doch ſchon als Verlangen und drükkendes Verwiſſen an. Ihr Treiben iſt im eigentlichen Sinne ein Suchen des Selbſtes, um ſeiner gewiß zu werden, und es zu befeſtigen; und dies ſpricht ſich entweder als Eitelkeit oder als Streben nach ſinnlichen Genüſſen aus.

In dem, was ihnen widerfährt, oder durch ſie gethan wird, iſt immer einiges, was ihnen Auszeichnung verſchafft, wodurch Gröſſeres zu Stande kommt, was ſie andern wichtig macht, damit iſt ein lebhafteres Gefuhl ihres Ichs gepaart, die Ausſicht etwas für ſich zu ſeyn. Dies wird nun leidenſchaftlich begehrt. Man begnügt ſich auch wohl mit der Wirkung, wenn man die Sache ſelbſt nicht haben kann. Iſt aber nicht das der Charakter des Eiteln — das Beſtreben, ſich durch kleine und fremde Dinge Gewicht zu geben, um doch auch etwas zu gelten, da es an groſſen und eignen fehlt?

Die Gefühle der Luſt und des Schmerzes beleben unmittelbar das Bewuſtſeyn. Aber die letztern werden, als unangenehm, und am Ende auf die Zerſtörung des Selbſtes gerichtet, geſto-

hen. Deſto eifriger trachtet man nach den erſten in ſinnlichen Genüſſen. Der Menſch iſt immer um ſo mehr grober Egoiſt; je weniger ihm noch das wahre Selbſt aufgegangen iſt.

Das edle Selbſtgefühl ſteht zweitens entgegen dem ſich Fühlen in ſolchen Dingen, die zwar zu dem Selbſte des Menſchen gehören, aber nicht ſein Eigenthum ſind, nicht aus demſelben hervor gehen, und ihm daher auch keinen moraliſchen Werth geben. So kann jemand ſich fühlen in ſeinen natürlichen Vermögen, in ſeinen Beſitzthümern, in ſeinem Anſehen und in ſeinen äuſſern Verhältniſſen. Was einem ſolchen ſein Selbſt offenbart, iſt allerdings tiefer begründet und weniger wandelbar. Aber es reicht doch nicht an das freie; ſelbſtſtändige Daſeyn, es gewährt nicht das Gefühl der Unverlierbarkeit, und bleibt dem Wechſel unterworfen. Je weniger man nun hierin noch zum Beſitze des wahren Selbſtes gelangt iſt; deſto ſorgfältiger ſucht man ſich in dem engen Kreiſe zu behaupten, und von ihm aus zu erweitern. Die Selbſtſucht äußert ſich hier wieder auf zweifache Weiſe, nämlich, als falſcher Stolz und als Eigennutz.

Der falſche Stolz beredet ſich, durch das

was an ſeiner Perſon haftet, oder mit ihr in Verbindung ſteht, durch Talente, Reichthümer, Stand, Ehre u. ſ. w. etwas zu ſeyn, mehr zu ſeyn als andre, und hält ſich für berechtigt, zu drücken und zu verachten. Je höher er die Meinung von ſich treiben kann: deſto mehr iſt er ſeiner ſelbſt gewiß, und deſto unabhängiger glaubt er zu ſeyn, ob ſich gleich eben in demjenigen, woher ihm dieſe Meinung kommt, ſeine Abhängigkeit am meiſten offenbart.

Der Eigennutz ſucht immer mehr von dem in ſeine Gewalt zu bekommen, woran das Gefühl ſeines Selbſtes haftet, damit dieſes ſtärker und ſicherer werde, da es in ſich ſelbſt keine Bewährung hat. Er kann ſich nie verbergen, daß er noch nicht zu dem Ziele ſeiner Sehnſucht vorgedrungen iſt; darum iſt ſein Verlangen nach ſolchen Dingen, die ihn demſelben näher bringen ſollen unerſättlich. Aber er täuſcht ſich, wenn er jenes Ziel auf dieſem Wege zu erreichen hofft. So viel er auch erlangt; er wird nimmer ſich ſelbſt finden.

Das echte Selbſtgefühl kann nicht am Fremden, Zufälligen, bloß uns Angehörigen erwachen. Es muß ſich aus den innerſten Tiefen des Gemuthes erheben. Es iſt nicht in dem, was von

äußen angeregt wird; es iſt nur in dem, was ſich ſelbſt anregt, und worin man ſich ſelbſt beſitzt. Es iſt Bewußtſeyn der freien, über ſich ſelbſt gebiethenden Kraft. Es fehlt jedem, der ſich treiben läßt, und jedem, der ſich auf das etwas dünkt, was er hat. Man wird deſſelben nicht eher theilhaftig, als man in ſich wirklich etwas iſt, als man dieſes weiß, und überdem weiß, daß man noch etwas andres ſeyn, und durch dieſes Seyn auch etwas leiſten kann. Das Selbſtgefühl gründet ſich auf den thätig gewordenen Willen. Je mehr freie Kraft, je ſtärker das Vermögen ſich ſelbſt zu beſtimmen: deſto lebhafter iſt das Selbſtgefühl.

Das bloße Gefühl der freien Kraft verdient indeß noch nicht den Namen des edeln, den wir dem echten Selbſtgefühle gegeben haben. Es zeugt allerdings von einer hervor ragenden Natur. Es ſichert uns ein gewiſſes Beſtehen in einer Lage, wo man überall bedroht und angegriffen wird, und wo es das gewöhnliche Loos des Schwachen iſt, überwunden zu werden. Das Selbſtgefühl ſoll der Seele eine beßre Stimmung geben; es ſoll edle Geſinnungen erzeugen, und die Beſtrebungen auf das Würdigſte richten. Das

Gefuhl der Kraft treibt höchſtens zur Thätigkeit, und es bleibt dem Zufalle überlaſſen, von welcher Art dieſe Thatigkeit ſeyn werde. Gewöhnlich wird derjenigen den Verzug gegeben, worin jene Kraft ſich am ſtärkſten und auffallendſten zu erkennen gibt. Es bringt dann Übermuth, Menſchenverachtung und Zerſtörungsluſt hervor.

Soll es edles Selbſtgefuhl werden: dann muß ſich mit ihm die Überzeugung des Wehrtes, und zwar eines im Weſen ſelbſt begründeten, von äußerer Begünſtigung unabhängigen Wehrtes vereinigen. Man muß wiſſen, nicht bleß daß man an ſich etwas iſt, ſondern auch, daß man durch das, was man iſt, auf Achtung Anſpruch hat. Der Wehrt, deſſen man ſich bewußt iſt, muß Würde ſeyn. Dieſe findet ſich zum Theile ſchon bei der freien Kraft des Menſchen. Die Bedingung der freien Kraft iſt die Vernunft, ohne dieſe würde jene gar nicht ſeyn; aber ſie ſucht ſich oft von derſelben los zu machen, und dann kehrt ſie zum baaren Egoismus zuruck. In der Vernunft iſt die Fähigkeit der Moralität, das Vermögen der Selbſtbeſtimmung durch das Geſetz der Pflicht, das Vermögen ſich über alle äußern Antriebe zu erheben, und in

der Beſiegung des Egoismus ſein wahres Selbſt geltend zu machen.

Durch die Vernunft tritt der Menſch erſt aus der Reihe der Erſcheinungen, die ihn immer gefeſſelt hielten, heraus, um für ſich ſelbſt zu ſeyn. In dem Maße, worin ſie bei ihm herrſcht verſchwindet die Selbſtſucht. Das vernünftige Daſeyn wird nur behauptet in der Gemeinſchaft mit allen Vernünftigen. Es will ſich auch nicht weiter behaupten als in dieſer, und gibt deßwegen alle Anſprüche auf, die mit ihr nicht beſtehen können. Es widerſetzt ſich nur da, wo es dem ſinnlichen Intereſſe aufgeopfert werden ſoll.

Das edle Selbſtgefühl iſt alſo zunächſt Gefühl der Würde, die man als vernünftiges Weſen beſitzt. Vollkommen wird es indeß erſt dann, wenn dieſe Würde in Geſinnungen und Thaten übergegangen iſt. Der Schlechte kann kein edles Selbſtgefühl haben. Denn wenn ihn auf der einen Seite das Bewußtſeyn, was er als Menſch iſt, erheben möchte: ſo drückt ihn auf der andern Seite das Bewußtſeyn, was er als dieſer beſondre Menſch durch ſeinen Willen iſt, das Bewußtſeyn ſeines Widerſpruches mit der Vernunft deſto tiefer nieder. Das edle Selbſtgefühl iſt darum auch, zweitens, das Gefühl

des perſönlichen Wehrtes, das Gefühl der an ſich mit Freiheit dargeſtellten, erhöhten und ausgebildeten Würde. Es iſt das Bewuſtſeyn der Freiheit von niedrigen Geſinnungen, der Verachtung des Schlechten, des Strebens nach dem Großen — das Bewußtſeyn des treuen Haltens an ſich ſelbſt — das Bewußtſeyn, mit Weisheit gelebt, und ſich wichtige Verdienſte erworben zu haben.

Daher kommt es nun vornehmlich auf richtige Selbſtbeurtheilung an. Die nicht ganz beſiegte Selbſtſucht hält hier immerfort Wache, und benutzt die kleinſte Blöße des Gegners, ſich ſeiner wieder zu bemächtigen, oder doch wenigſtens in ſeinen Angelegenheiten das Wort zu führen, ohne daß er es weiß. Das Selbſtgefühl, wenn man ſeinen Wehrt zu hoch anſchlägt, hat dieſen Einfluß ſchon erfahren; man kann es nicht anders als moraliſchen Stolz nennen.

Keine menſchliche Tugend iſt ohne Mängel, faſt von allen Vorzügen und Verdienſten, deren wir uns rühmen, muß ein beträchtlicher Theil abgezogen werden, der auf die Rechnung äußerer Unterſtützungen und Begünſtigungen kommt. Jene darf man nicht verkennen, dieſes muß man ſorgfältig unterſcheiden, wenn man der Gefahr der

Überschätzung seines Selbstes entgehen will. Der Verdacht solcher Überschätzung entsteht überall, wo man sich einen vorzüglich hohen Grad von Vollkommenheit beimißt. Gewöhnlich ist das Selbstgefühl das Product dunkler Vorstellungen von unserm Wehrte, woran nicht selten der Schein und die Neigung mehr Antheil hat als die Wahrheit. Diese dunkeln Vorstellungen müssen in strenger Prüfung zu deutlichen und richtigen Begriffen erhoben werden, und nichts ist dabei nöthiger als Unpartheilichkeit.

Wer sich seine Schwäche redlich eingesteht, wer es verschmäht, in erborgtem Glanze zu prangen, und nur auf das vertraut, was in ihm selbst unläugbar Treffliches ist, bei dem wird das Selbstgefühl nie ohne Demuth erscheinen. Er wird sich immer bewußt seyn, daß er etwas wehrt ist — aber auch eben so sehr, daß ihm noch viel fehlt; und dieses Letzte wird ihn in den Stunden der stillen Überlegung mit einer Wehmuth erfüllen, die alle Vermessenheit, Härte und sorglose Sicherheit von ihm entfernt hält, und ihm mit der Empfänglichkeit auch den Trieb bewahrt, immer besser zu werden.

Das edle Selbstgefühl gibt der Seele Erhebung. Aber diese Erhebung ist nicht, wie die des Stolzes, anmaßend, verachtend und drückend. Der Mann von edelm Selbstgefühle kennt seinen Wehrt nicht aus Vergleichung mit andern — es wäre noch gar nichts Besondres, sich vorzüglicher zu finden, als tausend andre — sondern aus Vergleichung mit seinem Ideale und aus dem Bewußtseyn dessen, was er an sich gethan hat. Die Frage nach seinem sittlichen Zustande ist allein an ihn selbst gerichtet gewesen. Es kommt ihm gar nicht in den Sinn, zu sehen, wie es in dieser Hinsicht mit andern stehen möge. Er weiß auch zu gut, daß keiner im Stande ist, den andern richtig zu beurtheilen. Er würde sich nicht mehr fühlen, wenn überall nichts als Gemeinheit wäre — und nicht weniger, wenn er von allen übertroffen würde. Die Achtung, die er vor sich selbst hat, verleitet ihn nie, jemand gering zu schätzen, hindert ihn nie, auch andern Achtung zu beweisen. Nur da, wo sich ihm die Niederträchtigkeit unverhohlen und in ihrer ganzen Schande vor die Augen stellt, kann er seinen Abscheu und den Gedanken, daß er dessen nicht fähig wäre, nicht unterdrücken; da wird er zu

ſtolz ſeyn, ſich auf irgend eine Gemeinſchaft ein zulaſſen.

Überhaupt iſt es ja nicht das ſinnliche Selbſt mit ſeinen beſondern Intereſſen, worauf jenes Gefühl ſich bezieht, ſondern entweder der Adel der menſchlichen Natur oder der Wehrt des Guten, was man an ſich findet. Es iſt dasjenige, worin das Selbſt mit der Menſchheit zuſammenhängt; und ſich gleichſam in ſie verliert. Je mehr Selbſtgefühl jemand hat: deſto williger wird er überall das Gute anerkennen und ehren; deſto lebhaftern Antheil wird er an allem nehmen, was menſchlich iſt; deſto mehr wird er aufgelegt ſeyn zum Wohlwollen, zur Großmuth, zur ſanften Schonung zur freundlichen Mittheilung.

Das Selbſtgefühl ſchließt keinesweges das Mitgefühl aus. Es befreit uns nur von der Gewalt des Todten und Bewußtloſen, um uns deſto feſter mit allem Vernünftigen zu verknüpfen.

Die Erhebung des edeln Selbſtgefühles wirkt vielmehr dahin, daß man alles vermeidet, was mit der Vorſtellung, die man von ſeinem Wehrte hat, nicht übereinſtimmt, was uns in unſern eignen Augen erniedrigen würde.

Wer edles Selbſtgefühl hat, der gibt ſich nicht blinden Antrieben hin, er iſt nicht das

Werkzeug fremder Kräfte, er thut nichts, was er nicht gebilligt und gewollt hat. Überlegung leitet seine Schritte. Wo er genöthigt ist, da hat er sich selbst genöthigt. Wo er der überlegenen Macht des Schicksales weichen muß, da geschieht es mit Bedacht und nach selbstgewählten Prinzipien. Er gibt eher alles auf, als den Vorzug, mit Vernunft und eigner Verantwortlichkeit zu handeln. Er ist aus der Vormundschaft der Natur heraus getreten, und muß sich nun behaupten in seiner Freiheit.

Das edle Selbstgefühl gestattet es nicht, daß man der sinnlichen Lust lebe. Das ist der Charakter der Thierheit. Der Mensch wird entehrt durch jeden Genuß, der nicht geistige Bildung, schöne Gefühle und der vernünftige Zweck veredeln. Das Selbstgefühl duldet nicht, daß das Bessre Mittel des Schlechtern werde. Unmäßigkeit im Genusse, Ausschweifungen jeder Art lehrt das Selbstgefühl als wahre Brutalität fliehen.

Wer Selbstgefühl besitzt, der kann nicht Sclave einer Leidenschaft seyn, die sich auf äußere Dinge bezieht. Er wird Geld und Ehre nicht verachten; aber auch nicht sein Herz daran hangen; er wird ihrer ohne Murren entbehren; er wird für sie nicht thun, was er nicht auch aus hö-

seyn Interesse gethan hätte; er wird nicht unglücklich seyn, wenn sie ihm verloren gehen. Kein Besitz auf Erden, der nicht in seiner Gewalt ist, wird so viel über ihn vermögen, daß er sich nicht ohne grossen Kummer von ihm trennen könnte, so bald er es für nöthig erachtet. Sich selbst darf er nie aufgeben, wenn er nicht muß, das Wichtigste wird ihm also nie gefährdet.

Der Mann von Selbstgefühl läßt sich durch kein Ansehen blenden; er läßt sich keine Meinung aufdringen, keine Maxime verschreiben. Er will selbst sehen, prüfen und wählen. Er widerspricht der Lüge, er tadelt das Unrecht, wenn es auch noch so mächtige Vertheidiger haben. Vor allem verschmäht er Halbheit, Versteckheit und Achselträgerei. Was er ist, das ist er ganz, offenbar, ohne Winkelzug; er schämt sich nicht und fürchtet sich nicht, das zu seyn. Er erklärt seine Überzeugung, wo es verlangt wird, ohne Zweideutigkeit und ohne Besorgniß, daß die Köpfe über ihn geschüttelt werden. Er beugt sich vor keiner Gunst. Er will lieber klein, und sich selbst getreu seyn, als groß auf Kosten seiner Selbstachtung. Zur Schmeichelei kann sich das Selbstgefühl nicht erniedrigen, zu Gefälligkeiten, die das Gewissen

nicht billigt, nimmer verſtehen. Über die Thorheiten des Zeitalters wird es ſtäts erhaben ſeyn.

Wohl verträgt es das edle Selbſtgefühl, Menſchen, die ihr Stand, ſelbſt wider ihr Verdienſt, auszeichnet, mit der äußern Achtung zu begegnen, welche dieſem Stande zuerkannt iſt — nie aber, deßwegen geringer von ſich als von ihnen zu denken, nie, kriechend um ihre Gewogenheit zu buhlen. Wohl erträgt das edle Selbſtgefühl, andern eine gewiſſe Diſpoſition über ſeine Kräfte zu geſtatten; nur, daß man dabei nicht bloß Mittel ſey, ſondern auch die Zwecke ſeiner Perſönlichkeit gefördert ſehe; nur daß man dabei ſeiner moraliſchen Freiheit nicht verluſtig werde.

Wer edles Selbſtgefühl hat, der läßt ſich nicht von unwürdigen Menſchen Gefälligkeiten erzeigen; er hat nichts von ihnen zu erflehen, und entbehrt lieber alles, ſo ſchmerzlich es ihm werden mag. Er ſucht dem Verkehr mit ihnen, am meiſten aber jeder Art von Vertraulichkeit, auszuweichen. Er macht ſich mit nichts gemein, was einen Schein der Verächtlichkeit auf ihn werfen könnte. Er ſtellt ſich in allem ſo dar, wie es die Würde, deren er ſich bewußt iſt, verlangt. Ob er gleich den Beifall der Menge gering hält: ſo ſucht er doch durch ſein ganzes Betragen Achtung

einzuflößen. Seine Handlungen, sein Anstand, seine Kleidung, seine Sitten sind nie niedrig. Dem Edeln im Herzen vertraut, durch alle Gefühle und Neigungen mit ihm verbunden, ist er immer bemüht, dasselbe an sich auszudrücken.

Dieses edle Selbstgefühl ist dem Manne unentbehrlich. Es gehört mit zu den wesentlichen Eigenthümlichkeiten seines Charakters. Es läßt sich von derjenigen Würde, die ihn vor dem Weibe auszeichnen soll, nicht trennen. Es ist die Quelle der meisten Eigenschaften, die ihn von diesem unterscheiden. Selbstgefuhl muß ihn bewahren, daß er weder zu weibischer Weichlichkeit herabsinke, noch des Weibes Tirann werde.

Vorzüglich wird das edle Selbstgefühl zur männlichen Tugend erfordert. Diese Tugend ist das Werk freier Entschließung und unermüdeter Selbstbearbeitung. Wie soll es dazu kommen, wenn man sich nicht seiner freien Kraft bewußt wird? Ohne Selbstgefühl bleibt man der Herrschaft sinnlicher Triebe unterworfen; von Tugend kann da gar nicht Rede seyn. Die Tugend gründet sich auf Achtung gegen das Gesetz, und diese hängt mit dem edeln Selbstgefühle

auf das genaueste zusammen. Edles Selbstgefühl ist immer Gefühl für das Würdige und Treffliche, und gehet leicht in das Bestreben über, in dem Würdigen und Trefflichen immer mehr gebildet zu werden. Die Tugend ist Selbstbeherrschung, und in dieser das edle Selbstgefühl die wirkende und zwingende Kraft.

Man muß sich für das Laster zu groß fühlen, um es mit Ernst zu meiden. Das edle Selbstgefühl gibt einen hohen Sinn, den die meisten Versuchungen zum Schlechten nicht berühren können. Den vorzüglichsten Tugenden ist das edle Selbstgefühl verwandt. Es kommt darauf an, dieses recht lebendig zu machen, wenn man jene hervor bringen will. In dem Maße, als man Selbstgefühl hat, ist man zum Edelmuth, zum Vergeben, zum Aufopfern und zur Mäßigung geschickt.

Diejenigen, welche zur Vollendung der Tugend verlangen, man solle die Individualität ganz aufgeben an das Allgemeine, haben wahrlich sich selbst nicht verstanden. Wo sollen denn solcher Entschluß und solche That entstehen, wenn nicht in der Individualität? wo sollen sie ihr Wesen haben, wenn nicht in ihr? wo sollen sie gefühlt werden, wenn nicht in einem individuellen Selbst-

gefühle? Die Individualität erweitert ſich zur Menſchheit. Nur dasjenige iſt zu vertilgen, wodurch ſie ſich von ihr abſondert, und ihr entgegenſetzt, und was eigentlich nur der Schein des wahren Selbſtes, in der That aber der Neſter der Welt und des Triebs iſt. Hier hat der Egoismus ſeinen Sitz; im wahren Selbſtgefühle verherrlicht ſich die Kraft der Menſchheit. Wer dieſe zu vernichten begehrt, mag zuſehen, was ihm noch übrig bleibt, und ob nicht unvermerkt die Phantaſie das ſinnliche Gelüſten an die Stelle der aufgehobenen Sittlichkeit ſetzt. Im Allgemeinen kann man ſich nicht anders finden, als eben durch das Selbſtgefühl.

Edles Selbſtgefühl iſt, zweitens, erforderlich zur männlichen Thätigkeit. Es gibt zu dieſer Thätigkeit wirkſamen Antrieb. Wer das Große in ſich hat, der iſt auch berufen für das Große zu wirken. Wer an das Würdige etwas ſetzen ſoll, der muß in ſeiner Bruſt etwas finden, das jenem verwandt iſt. Wo Ehre und Wortheil belohnen, da mögen wohl viele zur Arbeit bereit ſeyn. Aber es ſind meiſt feile Seelen, durch die nie etwas Beträchtliches zu Stande kam. Wo nichts zu gewinnen iſt: da muß edles Selbſtgefühl das reine Pflichtgefühl aufregen,

wenn etwas geschehen soll — und das ist gewöhnlich da der Fall, wo die herrlichsten Verdienste erworben werden.

Selbstgefühl setzt sich der Weichlichkeit entgegen, die so oft von dem zurück scheucht, wozu man Beruf hat. Bei einem edeln Selbstgefühle schämt man sich vor sich selbst, dies nicht zu leisten. Edles Selbstgefühl gibt Muth und Vertrauen. Je mehr man an sich selbst glaubt; desto weniger glaubt man an die Gefahr. Je mehr man von seinem Wehrte überzeugt ist; desto weniger zweifelt man an dem Gelingen, desto mehr verachtet man, wovor andre sich fürchten. Je fester man an sich selbst hält; desto weniger wird man gewahr, was Besorgnisse einflößen könnte, desto mehr erwartet man von der Kraft, die man in sich hat.

Endlich ist das edle Selbstgefühl noch ein wohlthätiges Mittel der Geduld. Für den, der davon beseelt ist, sind viele Dinge keine Übel, die von andern dafür gehalten werden, und viele bei weitem nicht so bedeutende, als sie zu seyn scheinen. Er ist gewohnt, alles nach dem Einflusse zu beurtheilen, den es auf seinen Wehrt hat, und durch dieses Urtheil seine Empfindungen zu bestimmen.

Die Glückſeligkeit des Menſchen beſteht in dem vollſtändigen und ungeſtörten Beſitze deſſen, was er zu ſeinem Ich rechnet. Hierin iſt unſtreitig der meraliſche Wehrt das Wichtigſte. Menſchen, denen es daran fehlt, ſind genöthigt, in dem, was nur an ihnen haftet, was zufällig entſteht und vergeht, was äußerlich mit ihnen verbunden iſt, in angenehmen Körpergefühlen, in Reichthümern und verzüglich in der günſtigen Meinung andrer Erſatz zu ſuchen. Dieſe Dinge ſind aber ungewiß und veränderlich. Störungen und Beraubungen, die ſie in Anſehung derſelben erfahren, verurſachen ihnen häufige und empfindliche Leiden. Sie treffen das, worin ſie ganz leben, worin ſie allein ihr Selbſt fuhlen. Wo hingegen edles Selbſtgefühl iſt, da iſt man zwar nicht gleichgültig gegen den Schmerz der Krankheit, gegen die Entbehrungen der Armuth und gegen die Verkennung der Welt. Aber da dieſe Verletzungen noch weit von dem entfernt ſind, worin man ſein wahres Selbſt findet: ſo wird man durch ſie nicht ganz elend. Es gewährt vielmehr im Sturme des Unglückes eine wohlthuende Erhebung, daß alle Gewalt deſſelben nicht im Stande iſt, uns uns ſelbſt zu entreißen, und dasjenige wankend zu machen, worauf unſer Ver-

trauen ruht. Je mehr wir verlieren; deſto ſicherer fühlen wir uns in dem unantaſtbaren Beſitze.

Das edle Selbſtgefühl iſt Gefühl unſers ewigen Daſeyns — voll gläubiger Hoffnung; und wenn hier nichts mehr zu hoffen iſt, dann ſchwingt es ſich freudig zu den Sternen empor. Wer edles Selbſtgefühl hat, ſetzt dieſes dem Schmerze entgegen. Er darf nicht unterliegen; er weiß, daß er widerſtehen kann; er hält es unter ſeiner Würde, zu klagen; und oft iſt ſein bloßes Wollen hinlänglich, den Schmerz zu unterdrücken.

Möge ſolches Selbſtgefühl Ihnen in dem unentweihten Adel des Lebens, in der ungeſchwächten Stärke des ſittlichen Gefühls und in der nie unterjochten Freiheit des Willens bewahrt bleiben. Möge es ſtäts Ihre Sorge ſeyn, daſſelbe durch unermüdbaren Fleiß der Selbſtveredlung, durch unermüdetes Streben nach allem, was die Würde der menſchlichen Natur verherrlicht zu erhohen, damit Sie uberall ſeine Stärkungen und ſeinen Frieden erfahren.

XVII.

Der Wirkungskreis und die Thätigkeit des Mannes.

Thätig zu seyn, m. g. Z., ist die Bestimmung des Menschen überhaupt, und des Mannes insbesondre. Damit er in einem höhern Maße und in einem weitern Umfange thätig sey, hat die Natur ihm größere Kräfte verliehen, einen mächtigern Trieb in ihm geweckt, und mehr Hülfsmittel in seine Gewalt gebracht. Durch Thätigkeit muß er beweisen, daß er das Recht hat, da zu seyn, und die Vortheile des Lebens zu genießen. Wer nichts thut, ist ein Unwürdiger, die Natur

hat ſich in ihm verrechnet, und er ſollte gar nicht exiſtiren.

Die Welt kann von jedem verlangen, daß er etwas für ſie thue. Sie hat für alle viel gethan. Alles entſpricht ſeinem Zwecke, nur der Menſch nicht, der ſich weigert, thätig zu ſeyn.

In der Thätigkeit erſcheint der Adel des Menſchen. Er muß etwas thun, damit offenbar werde, was er iſt. Alle herrlichen Anlagen, die ihm verliehen ſind, können ſich nicht anders erweiſen, als durch ſeine Thätigkeit. Sie verlangen ſeine Thätigkeit, damit ſie ſich ganz entwickeln, und aller Vortrefflichkeit theilhaftig werden, deren ſie fähig ſind. Das Übergewicht des Thätigen über das Leidende iſt der Vorzug des Menſchen vor den Thieren. Dieſes Vorzuges begibt ſich, wer in Unthätigkeit ſein Leben verbringt. Er ſinkt unter das Thier herab; weil nur die verachtlichſten Eigenſchaften den Trieb thätig zu ſeyn, der allen eingeboren iſt, erſticken können. Der Menſch der ſich ſelbſt fühlt, iſt ſich unerträglich, wenn er nichts thut — nicht allein durch die Leere, die damit in ihm entſteht, ſondern auch durch das Bewußtſeyn der nicht erfüllten Pflicht. Immer hat auch Schande an der Unthätigkeit gehaftet.

Allenthalben ist noch Großes und Gutes zu bewirken. Alle Mängel, worüber wir klagen, erwarten ihre Abstellung von der menschlichen Kraft und dem menschlichen Fleiße. Wer kann aber verlangen, daß sich andre für ihn bemühen, wenn er sich für niemand bemüht?

Ich weiß nicht, ob sich jemand noch mehr beschimpfen könne, als durch die Maxime, für sich sorgen zu lassen, indeß er das Vermögen hat, selbst zu sorgen, und ob irgend etwas niederträchtiger sey, als sich von der allgemeinen Thätigkeit aus dem Grunde auszuschließen, weil man doch zu leben habe. Als ob nur etwas geschehen solle, damit etwas verdient werde, als ob das der höchste Zweck der menschlichen Kräfte sey, daß jeder seinen Unterhalt finde, und als ob daran insbesondre viel liege, daß ein unnützer Mensch zu leben hat.

Es ist indeß nicht genug, daß nur überhaupt gewirkt — selbst noch nicht genug, daß etwas Wohlthätiges gethan werde. Es gibt Menschen die immer in Bewegung sind, und die man doch nicht thätig nennen kann. Es fehlt ihrem Treiben an fester Richtung, an Ziel und Zusammenhang. Es ist kein würdiger Zweck in ihrem Thun, wenn ihnen nicht der Zufall dann und wann einen unterschiebt, dessen Wehrt sie nicht

einmal beurtheilen können. Sie wiſſen ſelbſt nicht, was ſie wollen, weil ſie in der That gewöhnlich theils nichts wollen. Sie folgen der Luſt und Neigung. Darum iſt ihre Beſchäftigung nicht anders denn Spiel. Es iſt nicht viel beſſer, als ob ſie gar nichts thäten.

Wollen Sie Ihrer Beſtimmung nachleben, ſich wahre Ehre und bleibende Verdienſte erwerben: dann ſey Ihre Thätigkeit eine vernünftige; dann werde ſie geleitet von dem Beſtreben, Ihren Wirkungskreis ganz auszufüllen. Was damit gefordert ſey, laſſen Sie uns jetzt ausführlicher erwägen.

Der Wirkungskreis des Mannes iſt im allgemeinen die Welt, indeß dem Weibe die Sorge für das Haus und die nächſten Umgebungen anvertraut ward. Aber wie ſoll er ſich orientieren in dieſem weiten Gebiethe? Wie viele Forderungen ergehen hier an ihn von allen Seiten! Wie viele Gegenſtände der nützlichen Beſchäftigung zeigen ſich hier allenthalben! Wie mancherlei Zwecke kann er ſich verſetzen! Wie mancherlei Richtungen ſeinen Bemühungen geben!

Er lerne vor allem die Welt verſtehen, er faſſe vor allem ihren letzten Zweck ins Auge. Dieſer kann nur in denjenigen Weſen liegen, in

denen sie sich ihrer selbst bewußt — denen sie immer dienstbar ist, und durch welche sie sich am meisten bildet und regiert. Er kann kein andrer seyn, als die Würde, die Freiheit, die Selbstständigkeit und das davon abhangende Heil der Menschheit.

Dieser Zweck ist durch eine Menge andrer, ihm untergeordneter, bedingt. Mit ihm offenbaren sich zahllose Bedürfnisse, die durch die menschlichen Kräfte befriedigt werden sollen. Es ist zu vermehren der geistige Gehalt, die geistige Kraft und die innere Freiheit durch Kultur der Wissenschaften, durch sittlich religiöse Veredlung und durch die Bildungen der Kunst. Es ist herbey zu schaffen und zu verarbeiten, was zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit, zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen dient. Es sind zu leisten vielerley kleinere Verrichtungen, in welchen das Leben von seiner täglich wieder kehrenden Noth befreyt wird. Es ist zu bewirken ein rechtliches Bestehen, ein sicherer Zusammenhang und ein gedeihliches Verhältniß des gegenseitigen Empfangens und Gebens.

Soll allen Aufgaben, die sich, in zahllosen Verzweigungen, an die menschliche Thätigkei thieraus ergeben, Genüge geschehen: dann müssen sich

einzelne Gesellschaften zusammen bilden, deren Mitglieder sich in das Ganze der gemeinschaftlichen Arbeit theilen, so daß jeder sich seine besondre Sphäre wählt, und seinen besondern Beitrag liefert zur Befriedigung aller Bedürfnisse. Wenn Einer für alles sorgen soll, kann er für nichts recht sorgen. Wo aber jeder sein eigenthümliches Geschäft hat; da kann er sich diesem widmen mit aller seiner Kraft; da kann er für dasselbe thätig seyn ohne Unterbrechung und anderweitige Sorge; da kann er sich in diesem ganz ausbilden, und Beträchtliches leisten. Er wirkt für das Ganze, und alle sind wieder für ihn geschäftig. Leistet er was er soll: so wird *es ihm an Keinem fehlen, dessen er bedarf.* So finden wir die gesellschaftliche Ordnung wirklich bestimmt; freilich nicht ohne Mängel — was wäre wohl auf Erden ohne Mängel? Wird nur in ihr mit Weisheit und Mäßigung gewirkt; dann wird es auch gewiß besser werden.

Um auf eine vernünftige Art thätig zu seyn, muß man sich zunächst einen besondern Wirkungskreis wählen, in welchem man einen besondern Theil der Arbeit übernimmt. Wer sich vorbehält, zu thun, was ihm gelegen oder annehmlich seyn möchte, zu wechseln mit seinen Geschäften, wie die Neigung ihn an-

wandelt, wer bald hier bald da Einfluß gewinnen möchte, nirgends aber mit seiner Thätigkeit ausdauren, und für nichts sich ganz verwenden will, dem ist es mit dieser auch noch nicht Ernst. Er wird wenig leisten, und viel Verwirrung anrichten. Er wird sich einmischen wo man seiner nicht bedarf, und da fehlen, wo er nöthig wäre.

Der Wirkungskreis, den man sich wählt, muß mit dem höchsten Zwecke der Menschheit zusammen hangen; es muß ein wesentliches Bedürfniß darin befriedigt werden. Im übrigen hat man zu sehen auf Talent und Neigung. Wozu man kein Talent hat, das wird nimmer gelingen. In den wenigsten Fällen können Übung und Fleiß die mangelnde Anlage dürftig ersetzen. Des Vernünftigen Bestreben ist, das vollkommenste hervor zu bringen, was er vermag. Dies ist nur möglich in der Sphäre, für welche ihn die Natur bestimmt und ausgestattet hat:

Wo das Talent entschieden ist, und mit ihm die übrige Thätigkeit: da verdient die Neigung keine Rücksicht; sie wird sich schon von selbst finden. Ist jenes aber nicht ganz der Fall: dann muß allerdings die Neigung mit befragt werden. Oft ist der Anschein des Talentes da, und die nähere Untersuchung der Neigung kann darüber

Aufklärung geben, ob es mehr als bloßer Anschein sey. Nicht selten liegt in dem Temperamente, in der Stimmung, in den übrigen Dispositionen und Trieben der Seele der Grund zu einem beinahe unüberwindlichen Widerwillen gegen ein Geschäft, wozu es nicht an Fähigkeiten fehlt. Ist nun gleich dieser Widerwille in der That selten ganz unüberwindlich; kann gleich Stärke der Seele in strengem Selbstzwange ihn mit der Zeit vertreiben: so wird er doch nicht allein Anfangs hinderlich seyn, sondern es auch späterhin nicht zu dem freien und fröhlichen Wirken kommen lassen, das bei wahrer Lust zur Sache Statt gefunden hätte.

Mit Ernst aber sind zurück zu weisen die Ansprüche der Eitelkeit. Nicht der Glanz, nicht die vermeinte gröſsere Würde oder Wichtigkeit eines Geschäftes soll uns bestimmen, uns demselben, wider den Willen der Natur, zu widmen. Alle Geschäfte, die den Zweck der Menschheit auf irgend eine Weise befördern, sind wichtig. Jedes fordert in seiner Art groſse Kraft. Das Geschäft ehret den Mann nicht; wohl aber kann der Mann durch Thätigkeit und Eifer das Geschäft ehren. Nicht, was man zum Wohl des Ganzen beiträgt, sondern das Maß, in welchem, die Lie-

Be und Treue, mit welchem man beiträgt, bestimmen das Verdienst. Wer sich zu Ämtern drängt, denen er nicht gewachsen ist, deren Pflichten er nie erfüllen wird, wer dasjenige, wozu er wenig Fähigkeit hat dem verzieht, wozu er mehr Tüchtigkeit besitzt, ist ein Niederträchtiger, der seinem mißverstandenen Interesse, seinem Eigennutze oder gar einem elenden Vorurtheile das Allgemeine aufopfert. Er ist der Schande ganz wehrt, mit welcher er bestehen muß. Das Amt ist nicht da, daß es seinen Mann nähre, oder Schimmer um ihn her verbreite; es ist da, um ihn zum Werkzeuge des gemeinsamen Wohles zu machen.

Für den gewählten Wirkungskreis soll man sich, zweitens, bilden. Das will mehr sagen, als man gewöhnlich darunter versteht. Die meisten begnügen sich, die Handgriffe erlernt zu haben, mit denen sie nothdürftig zu Stande bringen, was zu verrichten ist. Das gilt nicht bloß von denen, deren Geschäfte der Hauptsache nach mechanisch sind, es gilt auch von vielen, die mit dem Geiste wirken sollen, und deren Arbeiten nur dann ihrer Natur getreu bleiben, wenn sie das Werk freier Überlegung — wenn sie dem Geiste selbst entsprungen sind. Darum findet sich in allen Theilen der menschlichen Betriebsamkeit

ſo viel Stümperey, ſo vieles, das den Stempel der Noth an ſich trägt, ſo vieles, das kaum mittelmäßig heißen kann.

Für ſeinen Beruf gebildet iſt man erſt dann, wenn man ihn ganz kennt; wenn man nicht bloß die Einſichten beſitzt, welche ſchlechterdings erfordert werden, um ihm Genüge zu leiſten, ſondern auch diejenigen, die ſich entfernter auf ihn beziehen, die ihm Hulfsmittel und Vortheile verſchaffen, die in den Stand ſetzen, ihn mit Beſonnenheit, mit Beherzigung aller ſeiner Forderungen und ſeines Zuſammenhanges mit dem Ganzen der menſchlichen Thätigkeit zu führen, und über ihn als über die Angelegenheit eines vernünftigen Menſchen zu urtheilen; wenn man ſich durch fleißige Übung die Fertigkeiten erworben hat, ohne welche alles Wiſſen unnütz bleibt; wenn endlich dem Charakter diejenigen Eigenſchaften geworden ſind, welche die Geſchafte erleichtern, und Luſt zu denſelben erwecken.

Wahrhaft gebildet für ſeinen Beruf kann man nicht ſeyn, wenn man nicht ſonſt gebildet iſt. Die beſondre Bildung für den Beruf kann nur als ein Theil der allgemeinen Bildung des ganzen Menſchen beſtehen. Wo dieſe fehlt: da bleibt jene mangelhaft, und führt zur Einſeitigkeit und man-

cherlei Thorheit. In jedem Wirkungskreiſe ſind ein aufgeklärter Verſtand, ein feines Gefühl, ein edles und feſtes Herz, ein reger Sinn für das Wahre, Schöne und Gute nicht allein große Zierden, ſondern auch ſehr förderlich.

Für den gewählten Wirkungskreis ſoll man, drittens, in ſich hohes Intereſſe erwecken. Dies iſt um ſo nöthiger; je ſchwieriger und mühſamer die Geſchäfte ſind, je eher ſie die Geduld ermüden können, und je mehr nachtheiligen Einfluß der veränderliche Sinn, den man bei ſich antrifft, beſorgen läßt. Daß ſtäts mit Liebe, Eifer und Standhaftigkeit gehandelt werde, dafür muß man ſchon frühe Anſtalten treffen; und dies kann nicht beſſer geſchehen, als dadurch, daß man ſich die Sache recht wichtig zu machen, und ſolche Gefühle für ſie zu erwecken ſucht, die immer wirkſam bleiben.

Man vertraue nicht auf die jugendliche Luſt, womit man der künftigen Wirkſamkeit entgegen ſieht, und in ihrem Kreiſe erſt recht in ſeinem Weſen zu ſeyn glaubt. Dieſe Luſt iſt ein Kind der Phantaſie und der Eitelkeit. Sie verliert ſich, wenn der Ernſt kommt, und die Wirklichkeit die Träume verdrängt.

Nicht für jeden Wirkungskreis iſt eigentlicher

Enthuſiasmus möglich. Viele verlieren ſich ſo tief in die untern Gegenden des menſchlichen Lebens, und halten ſich ſo genau an das Beſondre und Kleine, daß die Einbildungskraft vom Sinne und der Sorge immer feſtgehalten wird. Aber auch da, wo er möglich iſt, iſt er nicht die rechte Vorbereitung auf die künftige Thätigkeit. Er iſt nur dann an ſeiner Stelle, wenn raſch und feurig gewirkt, wenn plötzlich eintretenden Hinderniſſen entgegen gearbeitet werden ſoll — nicht dann, wenn kalte, überlegſame, lange anhaltende und ſich immer gleich bleibende Anſtrengung erfordert wird.

Deſto mehr iſt hier jene ſtille Wärme nöthig, worin man ſich fortdauernd für das Geſchäft, das man beſorgen ſoll intereſſirt. Sie gründet ſich auf deutliche und feſte Überzeugung von der Wichtigkeit deſſelben, und auf die Verbindung, in welche man es mit den Zwecken ſeines Lebens bringt. Wie man durch ſeine Thätigkeit ſeine Beſtimmung erfüllt, ſich der Achtung der Welt verſichert, ſeine Bildung beſorgt, und dem Ganzen nützt: das muß man ſich in Beziehung auf ſeinen Wirkungskreis, und in allen beſondern Momenten und Verhältniſſen deſſelben, klar machen; dieſen Wirkungskreis muß man als

die einzig würdige und genügende Art seines Daseins betrachten lernen, und darauf den festen Entschluß bauen, ihm ganz und immer zu leben.

Was nun die männliche Thätigkeit selbst angeht: so soll sie sich, zuvörderst, auszeichnen durch ihren Ernst. Man soll an dem, was man thut vollen Antheil nehmen; man soll seine ganze Aufmerksamkeit darauf richten; man soll mit seiner ganzen Kraft wirken. Ohne das wird man weder sich selbst befriedigen, noch auch etwas Bedeutendes zu Stande bringen. Der Mangel an Ernst verursacht, daß, bei allem geschäftigen Treiben in der Welt, doch so wenig geschieht. Es ist Zwang und Noth, was Tausende fest hält bei einer Thätigkeit, gegen die sie den größten Widerwillen hägen, und der sie sich zu entziehen suchen, so oft es ihnen nur einiger Maßen gestattet wird. Die sich freier fühlen, überlassen sich der Laune; diese verfügt darüber, wann, mit welcher Wärme und auf welche Weise sie thätig seyn werden. Derer sind immer wenige, denen ihr Geschäft so am Herzen liegt, daß es sie durch sich selbst in Bewegung hält, und jede Stimmung, die ihm entgegen ist, überwindet.

Zu diesem Ernste gehört, daß man immer nur Eins treibe, und dieses mit Liebe, daß man was jetzt zu thun ist, fest ins Auge fasse, und sich alles andern enthalte. An solchem Ernste gebricht es den Vielgeschäftigen, die immer die Hände voll — bald hier bald da etwas zu schaffen haben, und das Rechte entweder versäumen oder nur halb thun. Die menschliche Kraft reicht nicht hin, sich über ein weites Feld zu verbreiten; und wenn sie hinreichte, so wäre es doch besser, sie zusammenzuhalten, damit sie sich in desto größerer Stärke erweisen könne. Wem es mit seiner Thätigkeit Ernst ist, der beschränkt sich auf seinen Wirkungskreis; er meidet verzüglich, was ihn hierin stören, und seine Bemühungen weniger nützlich machen würde; selbst in diesem Wirkungskreise thut er nicht mancherlei zugleich, sondern jedes für sich, wann es nöthig ist.

An Ernst gebricht es auch den Zerstreuten, die sich während ihrer Arbeiten des Zuflusses fremdartiger Vorstellungen nicht erwehren, von körperlichen Empfindungen und Eindrücken ihre Aufmerksamkeit nicht abziehen, und der Stimmung, die den Gedanken eine andre Richtung gibt, nicht widerstehen können. Hier leuchtet

wieder ein, wie viel es wehrt sey, Gewalt über sich selbst zu haben.

Die männliche Thätigkeit muß, zweitens, eine planmäßige — alles muß darin mit Nothwendigkeit bestimmt seyn, so daß man sich immer überzeugt hält, was geschah, sey eben das was geschehen sollte. Unordnung in den Geschäften hebt oft den ganzen Erfolg derselben auf, und vermindert ihn immer beträchtlich. Mit ihr stellt sich die Unlust ein, und gewöhnlich wird bei ihr mehr geschadet, als genützt.

Der planmäßigen Thätigkeit steht entgegen das blinde Zugreifen, das Handeln nach Einfällen und dem ersten Scheine. Wer planmäßig thätig ist, der überdenkt jede zu besorgende Angelegenheit in ihrem Zusammenhange; ihm genügt das nicht, was vielleicht auf der Stelle helfen, oder das Nöthigste herbeischaffen möchte; er will für das Ganze sicher seyn, und sich nicht um der kleinern Unterstützung willen größern Nachtheil zuziehen. Darum sucht er die Natur der Sache kennen zu lernen, prüft jede Maßregel nach ihren nähern und entferntern Wirkungen, und bestimmt vorher, wie sie auf einander folgen sollen.

So hält er es nicht allein mit dem Einzel-

nen; er bringt auch die verschiedenen Angelegenheiten, die er zu besorgen hat, in ein festes und richtiges Verhältniß. Das weniger wichtige Geschäft ist dem wichtigern untergeordnet, und die Wichtigkeit eines jeden entscheidet über das Maß der Kraft, die daran gewendet werden soll. Jedes besondre Geschäft hat seine Zeit, die auf dasselbe berechnet ist; und jede Zeit hat ihr Geschäft, wofür sie sich am meisten eignet. So entgeht er, von zahlreichen und vielfachen Geschäften umringt, der Verlegenheit, was zuerst vorzunehmen sey, und was wohl aufgeschoben werden könne. So gewinnt er ein Bedeutendes an Zeit und Kraft, was andern verloren geht. So dient das Eine dem andern zur Vorbereitung und Unterstützung. So kömmt Harmonie in die Thätigkeit. Der Erfolg wird gewisser und reicher.

Fleiß und Festigkeit ist das Dritte, was in der männlichen Thätigkeit seyn muß. Wer seiner Bestimmung entsprechen will, darf nie müßig seyn. Die Stunden, die er der Ruhe und der Freude widmet, gehören mit zu seiner Thätigkeit; sie dienen ihm zur Erholung und zur Sammlung neuer Kräfte. Jede andre Stunde hat ihr angewiesenes Geschäft; und das wird nie versäumt; es wird mit allem dem Ver-

mögen gethan, was dazu zu Gebothe steht. Die weise Eintheilung der Zeit macht es möglich, noch manche Stunde auszugewinnen, und selbst von Augenblicken, die sonst wenig beachtet werden, groſsen Nutzen zu ziehen.

Der Fleiſs ist eine glückliche Gewohnheit; und wo diese sich befestigt hat, da gibt sie Fröhlichkeit und Muth. Man kann das bei jedem Geschäfte bemerken, das man mit Unlust begann. Hat man sich erst hinein gearbeitet: dann wird es leicht, und mit Freude fortgesetzt.

So ist es auch mit der Festigkeit. Von dem, was man angefangen hat, nicht abzulassen, bis es geendigt ist, das fällt allerdings den meisten schwer; besonders dann, wenn das Geschäft durch Hindernisse abschreckt, durch Verwickelung oder Einförmigkeit ermüdet. Immer etwas Neues zu treiben, in sein Thun, wie in sein Leben, die gröſste Mannigfaltigkeit zu bringen, dahin ist der Sinn des Menschen gestellt, und in vielen ist die Neigung zur Abwechselung noch besonders mächtig. Nur eine Zeit lang können sie sich für etwas interessiren; bald vergeht ihnen die Lust, und nichts ist vermögend, sie länger festzuhalten. Solche müssen sich selbst festhalten. Nur die Ge-

Harrlichkeit trägt den Preis davon. Nur des Vollendeten freut sich die Welt; und nur vom Vollendeten hat man selbst Genuß. Ist man erst durch Erfahrung mit diesem bekannt geworden; hat man sich erst durch die That überzeugt, daß der Mensch alles über sich erlangen kann, was er ernstlich will: dann wird es uns selbst zum Bedürfnisse, nichts unvollendet zu lassen.

Gewissenhaftigkeit muß, viertens, aller männlichen Thätigkeit zur Seite gehen, und ihre Absichten, wie ihre Maßregeln bewachen, daß sich nichts Unlauteres oder Verkehrtes einmische. Die gewissenhafte Thätigkeit allein ist seine wahrhaft vernünftige; sie allein kann wahre Ehre geben. Der Gewissenlose ist nur auf seinen Vortheil bedacht. Wenn durch seine Bemühungen Nützliches zu Stande kommt: so ist dies zufällig, oder für den Augenblick. Das immer und im Ganzen Nützliche ist kein Andres als das Rechte.

Wer mit Gewissenhaftigkeit thätig ist, der wird keine Rechte verletzen, niemand hintergehen, niemand bloß als Mittel für seine Zwecke behandeln. Er wird das Veraltete nicht eher zerstören, als bis das Beßre an seiner Stelle steht. Er wird mit Schonung behandeln, was Menschen

heilig ist, woran ihre Ruhe hängt. Sein Eifer wird ihn nie verleiten, da mit Heftigkeit zuzugreifen, wo weise Lenkung sicherer zum Ziele führt. Indem er das größere Gut zu bewirken sucht, wird er auch darauf bedacht seyn, wo möglich, zugleich das kleine zu erhalten. Die Sucht, Aufsehen zu erregen wird ihn nicht vermögen, anders zu handeln, als die Pflicht es verlangt. Daß all sein Thun mit den leisesten Forderungen derselben übereinstimmen, daß es nicht bloß den Schein, sondern auch die Wahrheit des Guten habe, ist seine meiste Sorge. Seine Absichten sind rein; sie waren ihm gebothen. Ihnen entspricht die Würde der Mittel. Er erlaubt sich nicht Schlechtes, damit das Beste daraus keime. In allem seinem Thun will er vor sich selbst und dem Herzenskündiger bestehen.

Diese Gewissenhaftigkeit wird um so leichter bewahrt werden: je mehr man es sich angelegen seyn läßt, seinen Wirkungskreis aus dem höhern Standpuncte zu betrachten, und seine Thätigkeit durch Patriotismus und Weltbürgersinn zu veredeln. Die meisten können sich nicht von der Ansicht befreien, die ihnen in ihrem Berufe bloß eine Anstalt, sie zu ernähren und zu bereichern zeigt,

Wenn sich auch wohl ihr Verstand zuweilen zu dem Gedanken erhebt, daß jeder der Welt nützen soll, und daß man darnach seinen Wehrt berechnen muß: so rechnen sie doch im Leben immer anders. Die Frage: was trägt das ein? dringt sich ihnen mit unwiderstehlicher Gewalt auf, und bestimmt ihre Bestrebungen, ohne daß sie es selbst merken.

Da nun einmal die Bedingungen der menschlichen Existenz in der Regel an die Thätigkeit geknüpft sind: so wird es allerdings auch dem Uneigennützigen schwer, von den Bezug, den seine Arbeiten auf ihn selbst haben, hinweg zu sehen. Je mehr der Gewinn unmittelbar mit der Thätigkeit verbunden ist, und durch das Maß der letzten die Größe des ersten bestimmt wird: deste fester associirt sich die Vorstellung des Gewinnes der Thätigkeit, deste beschränkter wird der Sinn, der diese regiert. Der Kaufmannsgeist pflegt alles als Mittel des Erwerbes anzusehen. Aber auch diejenigen, bei deren Geschäfte der Einfluß auf das Ganze mehr in die Augen fällt, als der Vortheil dessen, der es führt, und wo dieser Vortheil weniger von dem abhängt, was man leistet, wie Gelehrte und Künstler, erheben sich nicht oft über jene beschränkte Ansicht. Der

Hang sich zum Mittelpuncte des Ganzen, und zum nächsten Ziele seiner Handlungen zu machen, ist dem Menschen eingeboren. Es gehört Stärke der Seele dazu, sich sein Verhältniß zum Ganzen so gegenwärtig zu halten, daß man durch das Bewußtseyn desselben vorzüglich bestimmt wird. Die Fertigkeit, die man darin erlangt hat, ist der richtige Maßstab für die Kraft der praktischen Vernunft.

Es wird nicht gefordert, daß man auf den Vortheil seiner Thätigkeit gar keine Rücksicht nehmen soll. Die Sorge für das Bestehen und die fernere Wirksamkeit macht diese Rücksicht zur Pflicht. Aber es wird gefordert, daß sie nicht das herrschende Prinzip der Thätigkeit werde, daß sie sich nicht die Leitung derselben anmaße, daß sie nicht Illiberalität und Engherzigkeit erzeuge. Nie soll man vergessen, daß man Glied und Werkzeug des Ganzen ist. Man soll bereit seyn, demselben auch unentgeldlich zu dienen. Man soll seinen eignen Nutzen aufgeben, wo der weit größere Nutzen des Ganzen das verlangt. Man soll die Überzeugung haben, daß man, wenn die Noth des Lebens auch nicht triebe, dasselbe thun würde aus Gehorsam gegen die Pflicht.

Vaterland und Menschheit das sind die gro-

ken Ideen die dem edeln Menschen die Seele bewegen, die alle seine Kräfte aufregen, und ihm die Uneigennützigkeit seiner Bemühungen sichern. Diese Ideen sind um so lebendiger in seiner Seele, je mehr wahre Religiosität in ihr ist.

Wer mit dem Sinne des Weltbürgers und des Patrioten handelt, der wird schon dadurch gegen die sittlichen Gefahren, die mit dem unablässigen Umhertreiben in Weltgeschäften verbunden sind, geschützt seyn. Sein Herz kann nicht hart werden. Die Prinzipien, die seine Thätigkeit regieren, halten es den sanften Gefühlen der Menschlichkeit offen. Eigennützigkeit wird nicht leicht seine Seele beflecken; er ist gewohnt, von sich selbst zu abstrahieren. Das Gelingen seiner Unternehmungen wird ihn nicht leicht stolz machen; der Nutzen für das Allgemeine ist ihm mehr als alles andre gegenwärtig, und diesem anzugehören ist sein höchster Stolz.

Wohl aber könnte unablässige Thätigkeit Einseitigkeit, Beschränktheit der Ideen, Verstimmung des Gemüthes bewirken, den Sinn für das, was nicht Sache des Geschäftes ist, abstumpfen, die Anlagen, die nicht zu diesem Geschäfte erforderlich sind, ungenutzt lassen, und den Mechanis-

mus desselben nicht allein allem Denken und Thun, sondern auch den Charakter aufdrücken. Dies ist um so mehr zu besorgen: je enger und abgesonderter der Wirkungskreis ist; je weniger Berührungspuncte er mit dem öffentlichen Leben hat; je leichter er die Eitelkeit, sich durch ihn unterscheiden zu wollen aufregt; in je festern Formen er steht; und je mehr es der Anstrengung bedarf, um in ihm etwas zu leisten. Nichts ist gewöhnlicher, als daß die Menschen das Gepräge ihres Standes tragen; und es begreift sich leicht, warum dies bei Gelehrten und Geschäftsmännern am häufigsten der Fall ist.

Dies soll verhüthet werden durch fortdauernde vielseitige Ausbildung. Der gebildetste Mensch wird ein trockener widerlicher Pedant, wenn er nicht weitern Fleiß auf sich verwendet. Man hört in eben dem Maße auf, Mensch zu seyn, in welchem man Sclave des Geschäftes wird. Die allgemeine Bildung des Geistes und Herzens darf nie über dem Geschäft versäumt werden. Niemand soll so viele Geschäfte haben, daß sie ihm diese unmöglich machten. Selbst diejenigen, welche die Noth am härtesten drängt, werden, bei einer weisen Eintheilung der Zeit, einiges dafür erübrigen. Derje-

nige aber ist im höchsten Grade verächtlich, der, um einige Thaler mehr zu gewinnen, die er leicht entbehren konnte, das Edelste an sich vernachläßigt.

Des geschäftigen Mannes Erholung sey gewählter, belehrender, verfeinernder Umgang, Lektüre, Nachdenken und Unterhaltung mit den schönen Künsten. Der Umgang mit gebildeten Frauen ist vorzüglich geeignet, die erstorbene Empfindung wieder aufregen, die heitern Spiele der Phantasie hervor zu locken, die sanftern Bewegungen des Herzens zu veranlassen, die Befreundung mit dem Leben zu erneuern, und das Gleichgewicht der Kräfte wieder herzustellen.

Durch diese Bildung wird man dann auch in den Stand gesetzt, sein Geschäft mit Geist zu verbreiten, und dasselbe weiter zu führen. Dazu soll sich jeder berufen fühlen. Es ist nicht genug, daß man der Welt dient. Der erst hat seine Schuldigkeit gethan, der zugleich für die Nachwelt, und dafür sorgt, daß der Welt immer mehr gedient werden könne.

Alle menschlichen Verrichtungen sind der unaufhörlichen Vervollkommung fähig. Allenthalben sind noch Einsichten zu vermehren, Entdeckungen zu machen, und Mittel herbei zu schaffen. So

lange noch Noth auf Erden iſt — und wann wird die wohl verſchwinden? — fehlt es auch an der menſchlichen Thätigkeit. Wer in ſeinem Fache etwas verbeſſert, trägt zum Wohl der ganzen Menſchheit bei. Der Eigennutz findet es gewöhnlich zuträglicher, alles zu treiben wie es die Väter mit Vortheil getrieben haben, als ſich an Verſuche zu wagen, bei denen immer etwas auf das Spiel geſetzt werden muß. Die Trägheit läßt auch lieber alles beim Alten. Aber wer ſich nicht über Eigennutz und Trägheit erheben kann: der thut auch auf männliche Thätigkeit Verzicht.

Endlich ſoll man nicht verſäumen, ſich an ſeinem eigentlichen Wirkungskreiſe ſo nützlich zu machen, als man kann. Freilich geht der Beruf vor. Hier iſt man an ſeiner Stelle; hier beſitzt man die meiſte gebildete Kraft; hier kann man am wenigſten durch andre vertreten werden. Wer die Geſchäfte ſeines Berufes vernachläßigt, um auf andere Weiſe der Welt wirkſamer zu dienen, der iſt immer ein Betrogener; aber gewöhnlich hat er ſich ſelbſt betrogen; er zieht das vor, was ſeiner Gemächlichkeit oder ſeiner Eitelkeit am meiſten zuſagt.

Indeß findet ſich Zeit und Gelegenheit ge-

nug; sonst noch Gutes zu stiften, ohne daß deßwegen im nächsten Wirkungskreise etwas ungeschehen bleiben darf. Dieser umschließt nie alle Pflichten des Menschen. Wer ein reines sittliches Gefühl, echten Gemeingeist, und einen lebendigen Trieb zur Thätigkeit besitzt, der kann sich nicht auf das beschränken, was schon der eigne Vortheil von ihm verlangt. Er hat sich nie genug gethan; er wird jeden Ruf des Herzens verstehen und ehren; er wird überall Spuren seines Daseyns zurück lassen. Man hat nur so viel gelebt, als man gethan hat; und nur so viel Würde ist im Leben als im Thun Kraft, Weisheit, Ernst und Liebe ist. Alles vergeht; dies bleibt ewig.

Bayerische Staatsbibliothek München

elengemählde

von

Friedrich Ehrenberg.

Erſter Theil.

Berlin,
bey Carl Friedrich Amelang.
1812.

Der

Frau K. v. D.., geb. v. H.

auf Fr...,

und der

Frau J. v. d. S..., geb. v. R.

ſeinen verehrten Freundinnen

widmet dieſe Blätter

Der Verfaſſer.

Die Zuſchrift dieſes Buches will nur das Andenken der glücklichen Stunden, der ſeltnen ungetrübt heitern, feyern, die ich jüngſt bey Ihnen zubrachte. Mein Geiſt lebt noch ſo ganz in dem ſchönen Kreiſe, wo das Edelſte der Bildung in der Einfalt und Wahrheit der Natur, inniges Einverſtändniß und herzliches Wohlwollen die Gemüther der Mutter, der Töchter und der Freun-

dinn unwandelbar verbunden halten, und jedes neu ſich entwickelnde Treffliche ein neues Band der Gemüther wird, daß er alles, was ihm lieb iſt, was ihn menſchlich berührt, und was aus dem Beſten ſeines Lebens hervorgeht in dieſen Kreis hereinverſetzen möchte. Sechs Tage iſt mir wohl — unausſprechlich wohl geweſen; da habe ich gelebt im höhern Sinne des Wor-

tes. Dieſes Gefühl, das meinem Herzen nie vergehen, und ſeine Wärme durch den Froſt künftiger Tage mild verbreiten wird, wünſchte ich an ein äußeres Zeichen zu befeſtigen, damit es auch ſein Beſtehen und ſein Recht habe in dem, was man gewöhnlich Leben nennt. Zugleich wünſchte ich, daß, wie vieles aus Ihrem Innern das Meinige ward, etwas von mir,

das aus dem Innern genommen, mit Beſtand und Recht im Leben als das Ihrige betrachtet werden könne.

Das der Sinn und Zweck der Zuſchrift.

Ich weiß, es iſt Ihnen zuwider, das vor die Augen der Welt gezogen zu ſehen, was in der Stille aufgeblüht, hier am beſten ſeines Lebens und ſeiner Liebe ſich freut. Darum ſind Ihre

Nahmen nur angedeutet — für die Einverſtandenen. So kann es weder Ihre Anſpruchsloſigkeit noch Ihre Delicateſſe verletzen.

Was das Buch ſelbſt angeht: ſo überſehen Sie das Mißfällige, tragen Sie mit Geduld das Schwache — Sie tragen ja ſo gern — nehmen Sie das Uebrige mit der Freundlichkeit auf, womit Sie ſchon ſo manches von dem

Verf. aufnahmen. Was darin das Beste seyn dürfte ist verunglückt, wenn es Ihnen nicht Wohlbekanntes darstellt. Erhalten Sie dem Verf. die Gesinnungen, die einen sehr großen Theil sein Glückseligkeit ausmachen.

Berlin, den 26. September. 1811.

Fr. Ehrenberg.

Die Güte, womit man einige kleine Gemählde in des Verf. Schrift: weiblicher Sinn und weibliches Leben, aufgenommen, hat ihn zu einer eignen Sammlung solcher Gemählde ermuntert, die man in dem vorliegenden Buche findet. Er hat die Charaktere sich, in Betrachtungen, Lebensansichten, Gefühlen, Wünschen und

Bestrebungen, selbst darstellen lassen. Die Züge sind zum Theil aus der Wirklichkeit, zum Theil aus der Phantasie genommen, doch im ersten Falle mit Freyheit zu Einem Ganzen gebildet, daß man vergebens in irgend Einem der Gemählde ein bestimmtes Individuum suchen würde — im andern aber aus etwas in der Wirklichkeit, als Disposition, Anlage, dunkler Trieb, Vorhandenem entwickelt, daß sie immer einigen Anspruch auf Wahrheit machen.

Zu unterhalten und zu nützen wünscht diese Schrift, darum hat sie zwar nicht bloß Musterbilder gewählt, doch meist

ſolche, an denen etwas zu lieben, und von denen etwas zu lernen iſt. Auch die Bilder 3, 4 und 7 des erſten Bandes ſind wohl nicht in jeder Hinſicht ungefällig.

Dieſer erſte Band enthält bloß weibliche Charaktere in ihren Morgengedanken. Es befinden ſich einige darunter, denen man kaum Morgengedanken zutrauen ſollte. Der Verf. hat nur ſagen wollen, wie dieſelben ſeyn würden, wenn ſie welche hätten; und Morgengedanken dieſer Art kommen wohl ohne menſchliches Zuthun — nur nicht ſo dicht beyſammen.

Der zweyte wird auch einige Charakterzeichnungen aus der Männerwelt enthalten.

Inhalt des erſten Theils.

I.

Morgengedanken.

1.	Agathe.	Seite	3.
2.	Philippine.	—	22.
3.	Wilhelmine.	—	36.
4.	Die Tante Brigitte.	—	49.
5.	Eliſe.	—	63.
6.	Idone.	—	84.
7.	Margaretha.	—	107.
8.	Serena.	—	122.
9.	Jucunde	—	142.
10.	Thereſe.	—	165.
11.	Natalie.	—	184.
12.	Julie.	—	201.
13.	Henriette.	—	219.
14.	Mariane.	—	242.
15.	Emilie.	—	262.
16.	Alwina.	—	281.

I.

Morgengedanken.

1.

Agathe.

Da ſcheinſt du ja wieder, freundlicher Tag, und ſpielſt mit deinen Schimmern auf den Blumen, und weckeſt leiſe das Schlafende aus ſeinen ſüßen Träumen zum ſüßen Leben in deinem Lichte, und lächelſt hold mir ins Herz, daß mir unausſprechlich wohl wird.

Langſam ziehſt du herauf, damit du nicht ſtöreſt, was noch Luſt hat fortzuträumen, und miſcheſt wohl ſelbſt deine erſten matten Beleuchtungen und zweifelhaften Scheine in die Täuſchung, daß ſie noch reitzender werde. So führt uns das gütige Weſen, das dich uns ſendet, allmählig und unvermerkt der Wahrheit zu, daß wir

noch verweilen unter den heitern Träumen der Kindheit, wann ihre Zeit ſchon vorbey iſt, und die aufdämmernden Bilder der Erkenntniß ſich verſchönernd mit den Bildern des Wahnes verweben.

Was hat denn mancher Menſch, wenn man ihm ſeine Träume — was manches Menſchenleben, wenn man ihm dieſe anmuthigen Geſpielen ſeiner Jugend, dieſe Zauberbluthen aus ſeinem Paradiſe nimmt?

Freylich muß des Menſchen Traum doch einmal verſchwinden vom brennenden Glanze des Tages: aber er hat ſich des Traumes gefreut — lange gefreut, träumend hat er ſich an den Glanz gewöhnt, tief in den Glanz hinein träumt er wachend fort, und kühlung wehend umflattern ihn die lieblichen Geſtalten und werden ihm himmliſche Bothen von dem Lande, wo die Träume der Nacht und die Wahrheit des Tages den heiligen, ewigen Bund ſchließen.

Wohl liegt die Nacht ſchwer und dunkel auf der Welt — ſchwer und dunkel auf mancher ſeufzenden Menſchenbruſt. Aber ſie umfängt auch ſanft die Welt und das leidende Herz, und deckt ſchirmend und weich alles zu, was der Tag verletzte, breitet erquickenden Schlummer über alles, was der Tag müde gemacht hat, träufelt kühlenden Balſam in die heiße Wunde, und heilet des Tages ſtechende Schmerzen.

In der Nacht leuchten dem Menſchen die ewigen Sterne, daß er ihnen ſeine Klage und ſeine Sehnſucht vertraue, und die Schrift der Verheißung ſchimmert vom Himmel herab, in die trüben, wankenden Gebilde des Lebens; da öffnet ſich das Herz dem Troſte und der Hoffnung, da zergehet der Schmerz in den Gefühlen des Glaubens.

Die Stille der Nacht ſchmiegt ſich mild dem Gemüthe an, zu beſänftigen, und in ſich aufzunehmen, was ſich da unruhig bewegte! Unter dem allgemeinen Verſtummen wird es

wie ſtill in der Seele; ich fühle mich ſo einig mit mir ſelbſt und dem Leben, ſo nahe dem Hüther der Welt, der nicht ſchläfet noch ſchlummert, und von dem leiſe Worte der Offenbarung im tiefſten Schweigen — hier am vernehmlichſten — zu mir herüber wehen, und empfänglich für jede ſeiner Mittheilungen an mein Herz.

O, ihr ſtillen nächtlichen Stunden, wie oft habt ihr mich, im Traume und im Wachen, gelabt und erfriſcht, nach der Schwüle des Tages! Wie oft bin ich durch euch ſelig geworden, wenn am Tage kein Friede in mein Gemüth kam!

Der dunkeln Nachtſtille folgt die heitre Morgenſtille. Still, feierlich ſtill iſt es auch jetzt um mich her und in mir. In der Natur zwar iſt alles wach: aber die Menſchen ſchlafen noch, die den Tumult und die Noth überall hinbringen. Still blühet das Leben in das Licht herauf, ſtill zieht es in mein Gemüth, und mit ſtillen kindlichen Gefühlen erhebt es ſich in mir himmelwärts.

Könnte ich doch dieſe Stille mit hinüber nehmen in den lauten Tag, und ſie unter allen ſeinen Eindrücken bewahren! Ihr verdanke ich, daß mir jetzt ſo wohl iſt; in der Stille, das weiß ich gewiß, in der Stille allein finde ich meinen Frieden. Je mehr ich mein äußeres Leben in die Stille retten kann, und je mehr es mir gelingt, Stille in meinem Gemüthe zu bewirken: deſto beſſer werde ich ſeyn, deſto glücklicher wird mein Daſeyn hinfließen den ſtillen Gefilden der ewigen Heimath zu.

Für die Stille iſt mein Gemüth ganz gebildet; was mich ſtill beſchäftigt, das nur erfreut mich innig; in der Stille verſtehe und beſitze ich mich ſelbſt, hier entwickeln ſich meine Gefühle, und äußern ſich meine Kräfte harmoniſch; ſie geſtattet mir, dem, was ich liebe ganz zu leben, und ſchützt mich gegen die Dinge, die, wie leiſe ſie mich auch berühren, mich immer empfindlich antaſten, und etwas in mir aufregen, das mich mit

mir ſelbſt entwent, ich möchte ſagen, das mich mir ſelbſt entreißt.

Ich begreife, daß ſich andre mit Wohlbehagen und ohne Nachtheil für ihr Herz in dem Getöſe der Welt umtreiben können; eben ſo deutlich iſt mir aber auch, daß und warum ich es nicht kann. Lebhafte Zerſtreuungen und rauſchende Luſtbarkeiten thun meinem Körper und meiner Seele eine Gewalt an, die mir empfindlich wird, die mich verletzt und ängſtlich beklemmt, und bleiben, wie unſchuldig, ſelbſt wie unſchädlich ſie auch an ſich ſeyen, nie ohne peinliche Nachgefühle. Ich muß allem ausweichen, was ſtark reizt, und ſich dem ruhigen Ablaufe des Lebens entgegen ſtellt.

Das habe ich vorgeſtern bey D - s von neuem erfahren. Die große glänzende Geſellſchaft war gut gewählt, die Unterhaltung abwechſelnd, reich, angenehm, hinhaltend genug, Geiſt und Geſchmack blieben nicht ohne Befriedigung, niemand hatte Langeweile, niemand fühlte Zwang, jeder war

froh, viele wurden beynahe ausgelaſſen luſtig. Ich bemühte mich Theil zu nehmen, und es gelang über Erwarten; doch war nichts für mein Herz; eine Spannung, ein Widerſtreben, ein Mißbehagen, das, auf Augenblicke unterdrückt, ſich immer von neuen einſtellte, wollte nicht weichen; oft fand ich mich ſchmerzlich angegriffen. Verwirrt, betäubt, einer Ohnmacht nahe, war ich endlich genöthigt, die Geſellſchaft frühe zu verlaſſen. Und wie habe ich geſtern gekämpft mit den übeln Eindrücken, die ſie in mir zurückgelaſſen, wie habe ich arbeiten müſſen, die Ordnung in meinem Innern wieder herzuſtellen!

Aber warum meide ich nicht die Plätze, wohin ich nicht gehöre? Warum trete ich aus dem Kreiſe, der ſich ſo freundlich um mich zieht, der ſo viel Liebes und Holdes in ſich ſchließt, wo mein Herz ſo ſanft und doch zugleich ſo froh gerührt wird, wo ſich alles ſo bekannt an mich ſchmiegt?

Nicht bloß die Nacht und der Morgen ſind ſtill; auch der Tag hat ſeine Stille für den, der ſie zu finden weiß; ſie verweilt unter Blumen und Bäumen in ſchattenreichen Lauben, auf dem einſamen Spaziergange, bey dem häuslichen Geſchäft; ſie beſucht uns im Zimmer bey der Lectüre und bey der Betrachtung; ſie lagert ſich um uns indem wir ein ſchönes Talent der Kunſt üben; ſie umſchwebt uns im trauten Geſpräch mit den Einverſtandenen.

Still nährt der Tag ſeine Pfleglinge, die Kinder der Erde, an ſeinem Herzen; ſtill ergießt ſich durch ſie ſein Leben und ſeine Freude. In die Stille verſammelt er alle Schönheit und Pracht, die er dem Auge enthüllt. Stille des Friedens lockt er aus dem Geräuſche und Streite hervor. Still ſteht es da neben einander, treibend, blühend, reifend, fließt es in einander über, bewegt es ſich mit einander fort.

Indem ich mich dieſen Eindrücken überlaſſe bin ich froh, unausſprechlich froh.

Reich und reitzend geſchmückt kommt der Tag herauf; doch würde er mich nicht ſo entzücken, wenn er nicht in dieſer Milde und Anmuth erglänzte, und ſo ſanft zu meinem Herzen ſpräche.

Gott, es iſt deine Stimme, die ſanft zu mir ſpricht, daß auch mein Herz ſanft werde. Ja ſanft muß mein Herz werden, wenn ich mich deiner und deines Tages recht freuen will.

Dankbar erkenne ich, wie die Verhältniſſe, worein mein Leben gewieſen iſt, es mir erleichtern, eine ruhig-heitre Stimmung des Gemüths zu bewahren. Lebhafte Wünſche, mit den ſie begleitenden Beſtrebungen, geſpannten Erwartungen und bangen Befürchtungen regen ſich ſelten in mir. Die trügeriſchen Geſtalten, die ſie zu erzeugen pflegen, und dadurch ſo oft die Bruſt des Menſchen in Aufruhr ſetzen, das Gleichgewicht der Empfindungen aufheben, umgaukeln mich in meiner Abgeſchiedenheit nicht; und was

mir etwa in dieſer Hinſicht noch nachtheilig werden könnte, dem haben die frühen Belehrungen, die mir über Schein und Weſen, Wahrheit und Täuſchung im Leben geworden ſind, noch einen bedeutenden Theil ſeines Einfluſſes genommen. Im Beſitze der Schätze, mit welchen die Güte des Himmels meine Tage geſegnet, darf ich nicht ängſtlich nach fremden Dingen ſchauen, die ohnehin meinem Herzen wenig gewähren würden. Von Jugend auf gewöhnt, das Beſte von mir ſelbſt und der treuen Liebe der guten Menſchen, die mir zugethan ſind, zu empfangen, gerathe ich kaum in Verſuchung aus mir herauszutreten. Meine einfachen Umgebungen geben mir, was ich bedarf. Ich vermiſſe in der Gegenwart nichts, weſwegen ich die Zukunft anſprechen, und in Anſehung deſſen ich ihrer Entſcheidung verlegen entgegen ſehen dürfte. Der gleichförmige Gang unſers Lebens wird ſelten durch ſtörende Veränderungen unterbrochen, die meine Gedanken

verwirren, und mich mit dem in Verbindung bringen könnten, was mir fern bleiben muß. Von dieſer Seite wäre ich einiger Maßen geſichert. Doch will ich über mich wachen, daß ſich nicht unvermerkt etwas bey mir einſchleiche, wodurch die Eintracht meines Gemüthes bedroht würde.

Meine Reitzbarkeit macht mir deſto mehr zu ſchaffen. Es wird mir ſchwer, bey dem, was unangenehm auf mich einwirkt, ruhig zu bleiben. Ich werde leicht aufgebracht, ich erwiedere oft mit Heftigkeit was mir nicht anſteht, oder wodurch ich mich beleidigt glaube, und äußere mich zuweilen ungeſtüm gegen Menſchen, die nichts an mir verſchulden, wo mir etwas zur ungelegenen Zeit kommt, oder ſich meiner gegenwärtigen Stimmung nicht fügen will. Ein herbes Wort, eine unfreundliche Begegnung kann mich oft ſo kränken, daß ich unfähig bin, zu überlegen, ob es denn auch ſo gemeynt war; da habe ich

denn wohl ſchon manchem Unrecht und wehe gethan. Ein kleines Verſehen entrüſtet mich, Fehler und Schwachheiten, die doch ſehr menſchlich ſind, erregen oft bey mir einen Widerwillen, deſſen Ausbrüche ich nicht ganz zu verhindern vermag. Ich erkläre mich oft mit einer Härte und Bitterkeit, die ich ſelbſt nicht begreife.

Mein Herz iſt gewiß nicht ſo. Ich wäre gern immer gelaſſen, jedes Mißverhältniß zwiſchen andern und mir peinigt mich, ich bereue es tief und lange, wenn ich mich wieder übereilt habe. Es iſt mir Bedürfniß, mich überall in gutem Vernehmen zu finden, ſanft zu berühren und ſanft berührt zu werden.

Was habe ich nicht bey der Spannung mit Julien gelitten! von beyden Seiten war wohl gefehlt; aber weniger Empfindlichkeit von meiner Seite, und die Sache, wäre gleich beendigt geweſen, die jetzt eine ganze Woche gefüllt, und in meinem Herzen ſehr unordentliche und gewaltſame

Zuſtände hervorgebracht hat. Wie leicht und frey wurde mir wieder ums Herz, als es endlich geſtern zur Erklärung kam! wie ſüß ſchlummerte ich ein, nach ſo mancher halb ſchlafloſen Nacht, nun dieſer Druck von mir weg war! Ich liebe die gute Julie ſo innig — und doch konnte ich ihr ſo fern ſeyn. Sieben ſchöne Tage mit allen frohen Erinnerungen, die ſie zurückgelaſſen haben würden, ſind aus meinem Leben verloren; an ihrer Stelle ſteht ein trübes, ſchmerzliches Andenken. Ich werde das zu vertilgen ſuchen aus meiner Seele. Doch nein, ganz vergeſſen darf ich es nicht, damit es mich künftig warne, und mir ſo etwas nicht wieder begegne.

Ich muß meine Empfindlichkeit beſſer beherrſchen. Ich habe mir zwar auch bisher Mühe damit gegeben, und es iſt nicht ganz umſonſt geweſen; aber ich kann doch noch mehr thun. Heute ſoll gewiß niemand über mich zu klagen

haben. Der ſanfte ſtille Geiſt ſoll heute nicht von mir weichen; er ſoll mir die Worte eingeben, die ich reden, die Handlungen, die ich ausüben, in die Gedanken, die ich denken werde. Mit ſanftem, ſtillen Geiſt will ich meine Pflichten umfaſſen, meine Werke ausrichten, und unter den Menſchen einhergehen. Mit ſanftem, ſtillen Geiſt will ich es ertragen, wenn jemand etwas gegen mich verbricht. Dieſer Geiſt iſt köſtlich vor Gott.

An Vorfällen, die mein Gemüth reitzen, wird es wahrſcheinlich auch heute nicht fehlen: ich will darauf gefaßt ſeyn: ich will mich ganz in die ſanfte Stimmung hineinleben, von der ich wünſche, daß ſie mir den ganzen Tag eigen bleiben möge; ich will mir immer dieſe ruhige Beſtimmung erhalten; ich will dafür ſorgen, daß ich durch das, was mich aufreitzen könnte, geübt werde in der Gelindigkeit und Schonung, im Nachſehen und Vergeben, in der Fähigkeit, mit

Milde

Milde alles aufzunehmen, mit Milde alles zu erwiedern, mit Milde alles zu behandeln. Ich will mir, wo ich andre fehlen ſehe, meine eignen Fehler vorhalten. O, ich fehle ſo oft! ich bedarf ſo oft, daß man Nachſicht mit mir hat und mir vergiebt! viel, viel haben auch gute Menſchen mir ſchon nachgeſehn und vergeben. Immer demüthiger will ich werden; das recht demüthige Herz iſt auch ein ſanftes Herz.

Der Edelſte unter den Menſchen ſoll meinem Gemüthe ſtäts gegenwärtig ſeyn. Mild, ſanft und gut, wie er war, blieb Jeſus Chriſtus unter den grauſamſten Mißhandlungen, unter den heftigſten Schmerzen bis in den Tod. Sanft brach ihm das viel gequälte Herz. Ich will mir die ſchönen Züge dieſes herrlichen Bildes tief einprägen. Lebendig fühle ich: wie wahr das ſey, was er geſagt hat: ſelig ſind die Sanftmüthigen. Wenn man auf Erden ſelig ſeyn kann, ſo iſt man es gewiß durch ein ſanftes Herz.

Auch dich, meine treffliche Mutter, will ich mir immer mehr zum Muſter nehmen; wie mild iſt dein Gemüth, wie ſanft dein Wort und deine That, wie ſecundlich deine Begegnung! wie viel Geduld haſt du ſelbſt mit meinem ſtürmiſchen Weſen! Du biſt ſelig in deinem Sanftſein. Dieſe himmliſche Ruhe, die deine Tage umſchwebt — daß ich ſie mir erringen könnte!

Auch von dir, meine theure Eliſe, will ich lernen. Gott prüft dich ſo ſchwer — und du leidſt ſo ſchön! Was müßte aus einem ſo reizbaren Gemüthe, wie das meinige, in deinen Verhältniſſen werden! Aber ich weiß, wie du gekämpft haſt, und wie es dir gelungen iſt; nicht immer war dein Herz wie jetzt, und das ſagt mir Muth ein. Ja, es wird mit mir noch gut werden, wenn ich unausgeſetzt an mir arbeite, und über mir wache.

Viele Menſchen haben Liebe für mich, und

beweiſen mir das täglich. Auch von mir ſoll jeder, der mir nahe kommt, Gutes erfahren. Wie du, holdes Licht des Tages, mild erleuchteſt, mild erwärmſt: ſo ſoll meine Liebe, mild leuchtend und wärmend, ſich über die Menſchen verbreiten. Keine Gelegenheit, Menſchen zu dienen ſoll von mir unbemerkt und unbenutzt bleiben. Das ſoll mein Streben ſeyn, daß vielen durch mich wohl werde, daß alle in meiner Nähe gern verweilen, und daß beſonders die ſich meiner erfreuen, von denen mir unaufhörlich Freuden werden.

Klar, heiter und ſchön ſteht das Bild eines ſanften, hülfreichen Lebens vor meiner Seele, meine Empfindungen ſind davon erwärmt. Wäre ich doch im Stande, es ſo in mich herüber zu nehmen!

Du, Beſtes der Weſen, haſt mich immer ſo ſanft geleitet, ſo ſanft gewarnt, geweckt, ermuntert, ſo ſanft meinen Schmerz geheilt, und wendeſt dich noch immer ſo ſanft an mein Herz. Sanft deckte mich dein Schutz

in dieſer Nacht. Deine Milde hat mir dieſen Tag wieder geſchenkt mit allen ſeinen Reihen und Freuden. Das ſey mein Dank, daß ich mich eifrigſt bemühe, ſanft und gut zu werden. Du kennſt mein Inneres; du weißt, es iſt nicht von dir abgewendet; es fühlt deine Liebe, es möchte dir ſo gern wohlgefallen: Dir will ich mich immer mehr ergeben: dann werde ich gewiß beſſer ſeyn. An dich will ich denken, ſo oft es unruhig in mir wird. Jede ſanfte Regung, welche die Schönheit deiner Welt in mein Herz bringt, will ich bewahren. Und wenn ich heute einen Schmerzlichen leiden ſoll: ſo will ich mich erinnern, daß du es auflegſt, daß du auch im Schmerze ſegneſt. Du wirſt mir Stärke verleihen, und mir helfen das widerſtrebende Gefühl überwinden.

Getroſt beginne ich nun das Werk des Tages. O, daß ich auch recht getroſt darauf zurückſchauen könnte, wann es vollbracht iſt, und daß,

wann die Stille der Nacht wiederkehrt, mit ihr die selige Friedensstille des guten Bewußtseyns sich in meine Seele senkte!

2.

Philippine.

Es muß wohl ſchon lange Tag geweſen ſeyn; die Sonne ſcheint ſo hell und freundlich ins Zimmerchen: alles draußen lebendig. Und doch kann ich noch die Augen nicht recht aufthun: es iſt noch ſo wirre und ſchwer im Kopf, es ſpukt noch etwas drin herum, das nicht fort will.

Ich habe den Schlaf recht lieb; er verdient es auch um mich, daß ich ihn ein wenig lobe. Wie ſinkt man ſo ſtill und weich herein, wenn man müde iſt, und das bin ich jeden Abend — was verſchläft man nicht alles! und welche ſchöne Dinge erlebt man im Schlaf! die Herrlichkeiten dauern nur nicht lange. Wer doch recht viel ſchlafen könnte — und ſüß, ſüß träumen! Am Tage iſt es auch gut; da ſieht und hört man

immer etwas, worüber man ſich freut — ich freue mich alle Tage.

Köſtlich, wenn man ſich ſo ſatt geſchlafen, ſo ganz ausgeſchlafen hat — und die häßliche Dunkelheit fort, das freundliche Licht wieder da iſt! alles kommt einem ſo friſch und jung vor. Ein junges Blut bin ich auch noch, ich ſoll aber mit der Zeit wohl älter werden — jeden Tag ein wenig!

Wäre ich doch erſt ſo alt wie Jettchen! ſtill, ſtill, das möchte mir wohl nicht lieb ſeyn. Jettchen nennt ſich drey Jahre jünger, als ſie iſt. Warum ſie das wohl thun mag? Ich kann es nicht herausbringen; aber ſie muß doch ihre Urſachen dazu haben. Zwanzig Jahre, das möchte ich; man kann beſſer mitſprechen, und wird mehr gefragt. Jetzt darf ich nicht einmal immer ſagen, was ich denke.

Aber wacker Pinchen! die Aeuglein gerieben! heraus! in die Kleider! Du wirſt ſchon in allen

Ecken nöthig ſeyn. Man hört wohl nicht viel auf dich, du biſt auch noch ein einfältiges Ding. Indeß fehlt überall etwas wo Pinchen nicht dabey iſt. Es wäre zuweilen doch gut geweſen, mir mehr zu folgen. Ob man das nachher eingeſehen hat? Man beſſert ſich gewiß noch. Freylich ſchickt es ſich für mich, nachzugeben, Acht zu haben und zu lernen. Das will ich denn auch fleißig thun.

Ein Paar Augenblicke kann ich abmüſſigen, meine Gedanken abzuhören. Man hat in der Welt mancherley zu überlegen, beſonders, wenn man geſchlafen hat, und es wieder Tag iſt.

Genug wird es heute zu beſchicken geben. Dieſen Abend die große Geſellſchaft! Mütterchens Sinne werden etwas kraus ſeyn. Sie iſt ſonſt ſo gut — ſo herzensgut, und hat auch mit mir Geduld; da muß ich denn wieder Geduld haben. Wenig plaudern, Pinchen; das merke dir — eine

ſchwere Arbeit! Wir wollen unſer Beſtes verſuchen.

Geſtern Geſellſchaft bey O — s, heute bey uns, Morgen bey R — s. Wird's nicht zu viel für dich, Pinchen? Ich denke nicht. Mütterchen wird wohl für mich ſorgen, daß ich nicht eitel werde und zerſtreuungsſüchtig, was ich hoffentlich noch nicht geworden bin.

Laß einmal hören, liebes Herz, wir ſind ganz unter uns.

Eitel? Das iſt garſtig, wer wollte wohl eitel ſeyn? Ich armes Kind, worauf könnte ich eitel ſeyn? Schöner Kleider möchte ich viel haben, und ſie oft anziehen: iſt man dann eitel? Daß die Leute gern mit Pinchen reden, finde ich nicht übel; Pinchen redet wieder gern mit den Leuten, wenn ſie hübſch und artig ſind; darum iſt man auch noch nicht eitel.

Zerſtreuungsſüchtig? manchmal gefällt es mir in den großen Geſellſchaften gar nicht — manch-

mal sehr. Auf diesen Abend freue ich mich. Wenn nichts daraus würde, wollte ich mich auch darein finden; aber es wird wohl etwas daraus werden. Man soll, wenn man noch so jung ist, viel zu Hause bleiben. Muß ich das nicht oft? Das thut mir dann zwar Anfangs ein wenig leid, doch werde ich nicht verdrießlich darüber; ich habe keine lange Weile zu Hause, und mißgönne es den andern nicht, wenn sie mitgehen können. Die Reihe kommt auch wieder an mich. Man soll oft allein seyn, und über ernsthafte Dinge nachdenken. Ich bin ja jetzt ganz allein, und denke auch nach. Wäre denn das so schwer — allein seyn? Ganz allein ist man nie. Man hat sich selbst, allerley Einfälle, nützliche Gedanken, ein schönes Buch, Arbeiten, die Guitare, alles, was um uns herum ist, mit den Bilderchen, die sich die Phantasie darauf mahlt — den Spiegel auch — und die Leute mit den langen und kurzen Nasen, die

über die Straße gehen. Gute Gesellschaft! Beynahe hätte ich dich vergessen, mein allerliebstes Hänschen! Es soll nicht wieder geschehen.

Wie fange ich es denn nun diesen Abend an, daß ich nicht gescholten werde? Ich machte es gern recht geschickt; aber ich zweifle ob's gehen wird.

Verständig, verständig, Linchen, sagt der Vater immer, du bist nun fünfzehn Jahre alt; da redet man nicht mehr so in den Tag hinein, und thut nicht mehr alles, was einen anwandelt.

Verständig? da mag der Vater wohl Recht haben; ich bin zuweilen ein wenig unbesonnen, und spreche, was nicht ganz klug ist, worüber man mich für ein Gänschen halten könnte; ich sage oft etwas, das ich nachher gern wieder zurück hätte, das ich nicht sagen sollte; oft verplappere ich mich ganz und gar; oft verwickle

ich mich so in meine Worte, daß ich nicht heraus kann; oft sind die Worte schon da, ehe ich noch etwas gedacht habe; es wird doch meinen Theils etwas daraus, was so aussieht, als wenn es jemand gedacht hätte: oft menge ich mich herein, wo es sich für mich noch nicht schickt; oft achte ich nicht darauf, wovon die Rede — oder wer dabey ist. Wie es kommt weiß ich nicht: es kommt so, daß ich es nicht gut ändern kann. Wie viele Male habe ich mir nicht schon vorgenommen, alles besser zu überlegen, und die Wörter schöner zu setzen; aber es hilft nicht sonderlich. Schaden genug und Verdruß dazu habe ich davon gehabt.

Mit der Zeit werde ich wohl klüger werden: aber so verständig wie Ernestine werde ich nie. Was die für Reden führt! Wie die alles so hübsch einrichtet! Und vollends die Geheimeräthinn S.! das ist die pure Verständigkeit. Immer gute Lehren — immer wie aus dem Buche,

ſo zirkelrund, ſo kugelglatt alles! Ich wollte nicht, daß ich ſo verſtändig würde. Ob's damit wohl Noth hat? Ich kann ſie nicht gut leiden — dieſe Geheimeräthin, und bin herzlich froh, wenn ich ſie nicht mehr im Geſichte habe. Sie macht's mir armen Kinde auch mitunter herzlich ſauer; da iſt des Kritiſirens, Anmerkens und Zuwinkens kein Ende; meyne ich hier ſey es gut, ſo wird's dort deſto ſchlimmer. Gottlob daß ſie für heute ſchon verſagt war!

Ich ſoll nicht alles thun, was mich anwandelt? Wenn's nun etwas Unſchuldiges oder gar etwas Schönes iſt? Das Schlechte freylich darf man nicht thun. Aber erſt bedenken, wie die Leute es aufnehmen, ob man nicht damit anſtößt, kindiſch, einfältig, albern erſcheint, ob Tanten nicht den Kopf ſchütteln, ob es auch geſcheut, manierlich, fein iſt, und wohl ſteht. Wie viel iſt das zu bedenken! Das geht nicht immer an: da dürfte man oft nicht, wie es

einem um das Herz iſt: da hätte man ohne Ende an ſich zu drehen, zu glätten, zu ſitzen, zu falten, zu ſchnüren; da könnte man ſich ſelten recht freuen: da thäte es wohl gar Noth, ſich zu verſtellen. Pfui, ſich verſtellen! wer wollte das? Das kann man nicht, ohne ſich vor ſich ſelbſt und vor Gott zu ſchämen. Sich verſtellen, das heißt ja lügen. Etwas thun um der Menſchen willen, das man ſonſt nicht thäte, etwas laſſen, das gut iſt, und woran man Gefallen hat, wovon man glaubt, man müſſe es, wieder um der Menſchen willen, lerne ich nie: ich brauche es auch wohl nicht. Die Menſchen gehen mich doch nicht ſo viel an, als mein Herz; und wenn dieſes mit mir zufrieden iſt, dann will ich lieber daß ſie mich tadeln, als daß ich mir ſagen müßte, was ich da mache ſey nicht ſo gemeynt. Ich habe ſchon oft ſchöne Dinge tadeln und ſchlechte rühmen hören. Mich ein wenig mehr genieren, ein wenig mehr auf mich Acht haben,

und mich hier und da in unſchuldigen Dingen anbequemen, könnte ich wohl; das iſt freundlich; man iſt ohne das übel unter den Menſchen gelitten, und hat manches auszuſtehen.

Die Frau von K. hatte geſtern wieder viel Böſes von andern zu erzählen, und vieles zum Böſen auszulegen, was mir nie ſo ſchlimm vorgekommen war. Madame B. und das alte Fräulein H. hörten mit ſichtbarem Wohlgefallen zu, und wußten ſie immer auf etwas Neues zu bringen, etwas hinzuzuſetzen, anzumerken, zu benicken und zu beblinzeln.

Ich begreife nicht, wie jemand daran Freude haben kann. Sollten die Menſchen wirklich ſo böſe ſeyn! Das glaube ich nicht. Ich kenne viele Menſchen, die gut ſind, und die ich recht lieb habe. Böſes wüßte ich eben auch von den andern nicht zu ſagen, außer, daß jeder Menſch fehlen kann: und wenn ich einmal etwas weiß, ſo will ich mich nicht weiter darum bekümmern —

warum davon ſprechen? und wenn jemand Gutes thut, will ich denken er hat es gut gemeynt; das iſt beſſer, und man iſt froher dabey. Es müßte doch die F. recht kränken, wenn ſie erfahre, wie ſie geſtern mitgenommen wurde; die verdient es gewiß nicht, daß man übel von ihr redet, und zieht ſich ſo leicht etwas zu Gemüthe. Die Frau von X. ſoll einmal ihre vertraute Freundinn geweſen ſeyn, und wenn das auch nicht wäre, es bliebe doch unrecht. Ich will mich hüthen, daß ich niemand kränke, und damit es nicht aus Unvorſichtigkeit geſchehe, will ich meine Worte wohl erwägen. Hoffentlich werden mir die Menſchen dann auch nicht wehe thun, und nicht ſchlecht von mir ſprechen, was mich ſehr ſchmerzen würde. Sonſt mögen ſie mich tractiren wie ſie wollen, allenfalls auch ein wenig ſchelten.

Ich muß mich aber in Acht nehmen, daß ſie keine Urſache haben, ſchlecht von mir zu reden.

Wäre ich wohl ſchon ſchlecht geweſen? eigenſinnig, ſtörrig, heftig, leichtfertig, ungehorſam? Man kann das ſo genau nicht wiſſen. Die Mutter, darum will ich ſie bitten, ſoll es mir immer ſagen, wo ſie etwas Unartiges an mir bemerkt hat, und dann will ich nicht widerſprechen, ſondern mich beſſern.

Launen hat Pinchen; die haben andere Leute auch. Aber es iſt doch nicht gut Launen haben; ich werde mich beſtreben ſie abzulegen, wenn ich es nur nicht vergeſſe.

Geſtern Morgen war ich ein wenig wunderlich; ich habe Hannchen gewiß Unrecht gethan. Ich werde ſuchen ihr dafür heute eine Freude zu machen; dann wirſt du es mir vergeben, liebes Hannchen; ich habe es nicht ſo gewollt. Warum war ich denn ſo verdrießlich? Das kann ich nicht herausbringen; wie man nun zuweilen iſt. Des Morgens bin ich oft ſo. Wenn es mir wieder begegnet, will ich gleich an etwas

Schönes denken, oder etwas recht Schönes thun, so wird es wohl vorübergehen.

Immer kann man nicht fröhlich seyn. Ich bin auch zuweilen traurig — sehr traurig, besonders wenn ich vorher sehr lustig gewesen bin. Mütterchen sagt dann, man solle mich gehen lassen, es sey mir nützlich, die Leichtfertigkeit nähme sonst bey mir Ueberhand, in der Traurigkeit komme man oft auf gute Gedanken. Ich will mir das ein ander Mal genauer überlegen. Leichtfertigkeit? Ueberhand? — sonderbar. Sollte wohl etwas Wahres daran seyn? Gute Gedanken möchte ich haben, die können zu vielem führen. Ein gutes Herz ist noch besser.

Heute will ich einmal versuchen, ob man nicht zugleich von Herzen froh und von Herzen gut seyn kann; ich will fleißig an Gott denken; der verlangt von uns daß wir immer gut seyen, und ist darum so gut gegen uns, und erzeigt uns noch viel mehr Gutes, wenn wir gut sind.

Der Morgen iſt ſo ſchön, es ſchimmert ſo herrlich durch den Garten, es duftet ſo ſüß zu mir herauf, es weht ſo erquickend mich an; welche Roſenpracht dort unten! wie friſch, wie heiter, wie lebendig alles! wie luſtig ſingt und ſchwirrt es in den Lüften! wie freundlich lacht alles mir entgegen! Ja heute muß ich recht freundlich und froh — recht von Herzen gut ſeyn, viel Nützliches lernen, viel Schönes vollbringen. Nun herunter zu den andern! heute ſollt ihr alle an Pinchen Freude erleben.

Da bin ich aber wieder ganz in einander gekrochen, wie ein altes Mütterchen. Gerade halten, hübſch gerade, Pinchen, das gehört auch dazu, und iſt ſehr nöthig. Wenn ich ſo krumm wüchſe!

3.

Wilhelmine.

Da bin ich ja — frisch, munter. Das war ein fester, süßer Schlaf. Nichts geträumt; ich mag auch das Träumen nicht. Man träumt wohl oft allerliebst, aber auch oft recht graulich. Als neulich die alte X. mit dem Eulengesicht mich anglotzte: die Haare standen mir zu Berge! hätte ich nur schreyen und laufen können!

Das Schreyen ist eine schöne Erfindung; ich ängstige mich eigentlich gar nicht mehr, ob ich gleich noch am ganzen Leibe zittere, sobald ich schreye. Wie mag das seyn? Ich komme aus der Angst in den Jubel durch das Schreyen, daß alles davon lustig wird. Die Leute glauben darum oft, ich thue es nur aus Muthwillen; da denken die Leute falsch. Ich wollte daß ich mich oft ängstigen müßte, damit ich oft nach Herzens-

luſt ſchreyen könnte. Aber ich ſoll mich zuweilen ängſtigen, wo mir nicht ſo iſt, wo ich lieber lachen möchte; das macht mir kein Vergnügen, und ich lerne es nimmermehr. Sonſt hilft das Schreyen noch zu mancherley.

Die Mutter ſchilt über das Schreyen, und ſagt es wäre eine Unart; das kann ich nun nicht finden. Es giebt einige Dinge, worüber Mutter und ich nicht einerley Meynung haben — ſonderbar! Mama behält immer Recht — und Töchterchen ſeinen Willen.

Ich laufe auch für mein Leben gern, wenn etwas hinter mir her iſt. Schlimm, daß es ſich nicht immer ſchickt! wie ich es überhaupt garſtig finde, daß ſich ſo vieles nicht ſchickt; das wird mir noch manche Freude verderben.

Aber ich wollte, ich träumte gar nicht mehr — um der Alten willen mit dem Eulengeſicht. Das will mir nicht aus den Augen; eiskalt überläuft es mich noch oft, wenn ich des Abends

allein bin, und wenn ich zu Bette gehe. Linchen und Malchen und Julchen haben oft ihr Gespötte über die Alte; hätten sie gesehen, was ich gesehen habe, sie könnten es gewiß nicht mehr: mir ist es ganz vergangen.

Heller Tag schon! doch wohl noch früh: ich höre nichts, als die Tante husten. Der böse Husten! gewiß kommt es von dem Husten allein her, daß Tante so geizig ist, immer zu leisen hat, und nichts Lustiges leiden kann.

Aber die arme Tante, sie muß doch viel ausstehen; ich zwar auch — aber ich will still seyn, und sie freundlich ansehen, wenn sie mürrisch ist: sie ist auch zuweilen gut gegen mich. Die vorige Woche hat sie noch gemacht, daß ich auf den Ball gehen durfte, was der Vater lange nicht erlauben wollte.

Ich freue mich, daß ich aus dem Nestchen bin. Es wird mir oft sauer, mich von dir zu trennen, mein liebes Herz; nimm es mir nur

nicht übel, daß ich dies Mal ſo wenig Umſtände gemacht. Ein Paar ſüße Stündchen hätte ich wohl noch ſchlummern können; aber Morgenſtund' hat Gold im Mund'. Ich will nun der Mutter alles zurecht legen, in die Küche gehen, und meine Andacht halten, daß ich fromm und tugendhaft werde und häuslich; dann wird es mir wohl erlaubt ſeyn, ein wenig im Wilhelm Meiſter zu leſen. Mama hat es zwar verboten, aber ich ſchlage alles über, was mir ſchädlich iſt, wie das Bienchen das Gift in den Blumen läßt, und nur den Honig ſaugt. Das weiß Mama nicht, ſonſt hätte ſie es gewiß nicht verboten.

Ein hübſcher Mann der Wilhelm! ſo einen möchte ich wohl haben; indeß wenn's auch ein andrer iſt.

Ich muß doch auch einmal in den Spiegel ſehen; daß ich daran noch nicht gedacht! wie man oft das Nöthigſte vergeſſen kann!

Guten Morgen, ſchönes Minchen, rothe Bäckchen geſchlafen! ſollſt heute recht geputzt werden — nicht leichtfertig, „hübſch anſtändig und ſittig,“ ſagt Mama. Das verſteht ſich, liebe Mutter! Aber ſo genau muß man auch nicht alles nehmen. Die Leute ſagen oft, Minchen würde noch einmal ſo ſchön ſeyn, wenn ſie das Tuch ein wenig anders ſteckte, und ſonſt ein wenig luftiger wäre. Haſt du es nicht gern, daß die Leute Minchen zuerſt anſehen, und dann, wenn Zeit dazu übrig bleibt, Julchen und Linchen und Malchen, wie es auch recht iſt? Könnte ich doch von Julchen lernen, wie ſie den Shawl trägt! damit wird ſie mir noch oft das Spiel verderben. Ich habe den Spiegel ſehr lieb, und das Minchen drin noch mehr. Adieu Minchen!

Wie Mama heute wohl ſeyn mag? Geſtern hatte ich es zuweilen ſchlimm mit ihr — Aprilwetter! Ich kann's ihr ſchon gleich nach dem

Aufſtehen anmerken, ob warm oder kalt, Winter oder Frühling, naß oder trocken. Beſtändigen May habe ich bey ihr noch nicht erlebt. Man muß ſich ſchicken, und Minchen kann ſchmeicheln und zureden.

Nun den ſchönſten Gruß meinem lieben Fenſterchen! Wenn ich das nicht hätte, ich wüßte nicht was ich anfinge. All' die hübſchen Leute, die da vorbeygehen, und hinaufgrüßen nach Minchen und von Minchen wieder gegrüßt werden! und alles, was da unten auf der Straße vorfällt, was ſich da begegnet, durcheinander läuft, und tanzt und ſpringt — immer etwas Neues! Möchte nur nicht der häßliche Leichenwagen ſo oft daher fahren! Sonſt iſt es ein luſtiges Leben.

Geſtern hatte ſich Mama auf meinen Platz geſetzt; das war fatal! Wir müſſen nur ſorgen, daß es nicht heute wieder geſchieht. M. kam zweymal vorbey, und konnte mich nicht ſehen

weil ich die Seite hatte, wo er her kam. Er grüßte Mama, und glaubte wohl ich ſey es, worüber er noch beynahe gefallen wäre; und die merkte nichts, und dankte nicht. Wenn er nur nicht denkt, ich hätte etwas gegen ihn! ich habe doch gewiß nichts. Aber daß er auch gar nicht näher kommt! Will er oder will er nicht? Ich bin ganz confus; oft iſt es mir deutlich: er will; und dann wieder, wo er die ſchönſte Gelegenheit hat - - - ich weiß nicht, was ich dazu ſagen ſoll. Warum thut er denn nichts, was ſo viel heißt als: ich will, damit man einmal ſeiner Sache gewiß würde, und nicht nöthig hätte auch nach andern auszuſehen. Es macht einem oft viel Mühe und Verdrießlichkeiten, wenn man mehr als Einen am Schnürchen halten ſoll. Hat man es dieſem nur halb zu Sinne gethan, ſo hat man es mit jenem ſchon verdorben. Verliebt iſt er; allein was kann mir das helfen? Ich bin nun bald ſiebzehn Jahre

alt — verſtändig auch; alſo ꝛc. Freylich warten würden wir noch etwas müſſen; das könnten wir ja!

N. hat ſeit einiger Zeit auch viel um mich zu thun, was ich ihm gar nicht verdenke; und Sie meine Herren, S., F., H., P., ſcheinen nicht abgeneigt zu ſeyn. Vor der Hand, Minchen, wollen wir uns das einmal gefallen laſſen. Aber vorſichtig, vorſichtig, daß M. nicht eiferſüchtig wird. Ein wenig kann nicht ſchaden; das treibt. Doch neulich wäre es beynahe zu weit gegangen; drey Wochen wich er mir aus, und um ein Härchen, ſo hätte Julie ihn gehabt. Die? ſachte, mein Fräulein, da ſind wir mit bey, ſo war es nicht gemeynt, hier ſcheidet ſich die Freundſchaft. Ich merke, daß bey dieſer Sache große Klugheit nöthig iſt.

M. iſt mir gewiß der liebſte, die andern ſollen etwas lockre Burſchen ſeyn, die jeder Schürze nachlaufen; aber es iſt doch ein Unter-

ſchied zwiſchen den Schürzen. Mit M. könnte es zu lange dauern bis er Brot hat, und dann ſind heut zu Tage die jungen Herren gar zu flatterhaft; es ſind ungewiſſe Zeiten, man muß ſich reichlich verſorgen, um nur ein wenig ſicher zu haben. Das kommt beynahe heraus, wie die Tante ſpricht. Etwas denke ich doch feſtzuhalten von Euch, Ihr flatterhaften jungen Herren!

Das Heirathen muß eine luſtige Sache ſeyn; wenn es nur bald geſchehen könnte!

Die Mutter hat immer ihre Anmerkungen darüber, daß ich ſo oft zum Fenſter herausſehe; darum ſoll ich nähen, wenn ich da ſitze. Ich weiß nicht was Mama damit will; ſie iſt doch zuweilen wunderlich. Warum nicht ſtricken? Nähen will ich dafür Morgens früh und an Regentagen. Sich umſehen muß man auch beym Nähen wohl einmal — und wo dann hin? Die Tante Brigitte ſehe ich oft genug, und ihre

guten Lehren höre ich immer ganz deutlich, ohne ſie anzuſehen.

Wunderſchönes Wetter! einzig! Wollte doch der Couſin ſo gut ſeyn, mich ein wenig unter die Linden an die Luft zu führen! Es wird dort heute recht brillant werden. Allein, und ſelbſt mit Julchen, Linchen und Malchen, darf ich nicht auf der Promenade gehen, ſondern muß an den Häuſern bleiben. Da iſt es auch wohl gut; aber die Füße leiden zu viel auf den ſpitzen Steinen. Mama und die Tante ſind nicht von der Stelle zu bringen; ſollte ich auf die warten, ſo käme ich alle halbe Jahr Ein Mal unter die Linden. Dabey muß ich mich in ihrer Begleitung ſo viel in Acht nehmen, und ſo anſtändig ſeyn, daß ich glaube, man lacht über mich, und alle Freude verliere. Kaum iſt es mir erlaubt, wieder zu grüßen, wo ich noch ſo ſchön gegrüßt werde. Die Augen ſollen gar nicht auf die Weide gehen, was ſie doch in

der grünen Jahreszeit so gern thäten. Es wäre beynahe nöthig, daß man sie zu Hause ließe. Der Cousin ist da mehr zu loben — ein guter Junge! der es leiden kann, daß die Herren N., C., F., H., P. sich mit uns unterhalten.

Sonst wird's heute wohl nichts werden. Mutter und Tante gehen nach Majors zum Thee; das ist nichts für mich. Ich werde Malchen bitten lassen zu einem Plauderstündchen. Mit der kann ich es am besten, den andern plappre ich zu viel.

Nun, was ist's denn? wozu kann man sprechen? Auch Mama meynt: viel denken, wenig reden. Gut, Mama, alles hat seine Zeit. Bey der Arbeit denken, mit Malchen und den Herren plaudern: so ist es recht, ich bin ja weit mehr allein, als mit andern zusammen. Das Sprechen ist, glaube ich, auch gesunder als das Denken. Beym Sprechen kann man noch dazu sich zeigen,

und den Leuten gefallen; beym Denken gar nicht; wer hat etwas davon?

Aber Uebermorgen, wenn ich noch zweymal geschlafen habe, die Landpartie! Das wird ein Fest seyn! Komm doch heute recht früh, liebes Malchen, es ist noch viel zu überlegen.

Wenn M. es wüßte, ich glaube, er setzte seine Füße ein wenig in Bewegung. Fehlen darf er nicht, sonst wäre mir einiges verdorben. Wie stecken wir es ihm zu? Da muß der Cousin wieder einmal gebraucht werden.

Aber geschickt, mein Bester, nicht mit der Thür ins Haus gefallen! wir sind zuweilen ein wenig unbeholfen. Daß Sie sich nur nicht merken lassen, wer hinter Ihnen hält. So wie von ohngefähr und ganz aus Ihrem Eignen. Das schöne Wetter, können Sie meynen, verspreche viel für Uebermorgen, sie freuen sich Ihrer guten Cousine wegen. Das Weitere wird man Sie dann schon fragen.

Ich mache Ihnen freylich einige Mühe. Laſſen Sie ſich aber das nicht verdrießen. Dafür haben Sie auch eine ſchöne Couſine, und werden von Minchen gebildet, und bekommen Tournüren, was Ihnen noch etwas Noth thut. Wenn ich einmal einen Mann habe, und Sie ſich in einer ähnlichen Verlegenheit befinden, rechnen Sie wieder auf mich.

Ob ſonſt noch viele Herren dabey ſeyn werden? es würde mir lieb ſeyn. Aber es giebt jetzt auch ſo viele Bären unter den jungen Herren! Tante Brigitte verſichert, in ihrer Jugend ſey das nicht ſo geweſen. Das iſt lange her. Nun, man wird doch mit ihnen fertig.

Da iſt Mama! Wie viele Gedanken habe ich ſchon gehabt, ehe ſie aufgeſtanden! Ich denke gewiß mehr als ich ſage! Jetzt muß ich meine Gedanken verabſchieden — bis auf Wiederſehen, am Fenſter!

4.

Die Tante Brigitte.

Schon wieder wach! nun werde ich wohl für dies Mal kein Auge mehr ſchlieſen! Vielleicht ſchliefe ich noch wieder ein, wenn es nicht ſchon ſo helle wäre.

Die kurzen Nächte ſind doch eine wahre Plage für den Menſchen! Das Bischen Schlaf, das Einzige was man noch vom Leben hat, wie wird einem das verkümmert! Jede Stunde vom Huſten geweckt — und die Sorgen, die ſchweren Sorgen! Iſt es denn nicht genug, daß ſie mit uns zu Bette gehen, und wieder mit uns aufſtehen? müſſen ſie uns auch noch im Schlafe ſtören? Aber wer ſorgte wohl im Hauſe, wenn ich es nicht thäte? Das lebt in den Tag hinein — Alt und Jung!

Welche ängſtliche Träume waren das wieder!

Neuer Krieg im Lande — ein Kapital von fünfhundert Thalern mit allen aufgelaufenen Zinsen verloren — Plünderung — Feuer — München in Gefahr — entführt — im Walde verirrt — oben auf der Spitze des Nikolaithurms — Gott, da fällt sie ja gewiß herunter! — am Scharlachfieber krank — Zemire todt, alle viere von sich gestreckt, wie das arme Thier sich quälte! wie es zappelte! — Diebe im Hause — die Schatulle, alle Spinden erbrochen — ein Galgengerippe über meinem Bette! Das alles durcheinander in Einer Nacht!

Man glaubt an keine Träume mehr; woran glaubt denn die ungläubige Welt noch? was wäre nicht darüber zu denken und zu sagen! es wird alle Tage ärger; das drückt und nagt mir auch am Herzen.

Träume ich denn nicht fast alles? Sage ich es nicht fast immer vorher, wie es kommen wird? und doch kann man leugnen, widersprechen?

Iſt nicht geſtern wirklich die Terrine zerbrochen, wie ich es gerade vierzehn Tage vorher geträumt? Sind nicht vorigen Herbſt die drey Löffel geſtohlen worden, die ich gerade drey Jahre vorher am erſten Sonntage nach Trinitatis im Traume vermißt? Und hatte ich nicht von weiſſen Kirſchen geträumt, als noch in demſelben Jahre der Blitz in den Kirſchbaum gleich linker Hand auf dem Spargelbeet ſchlug? Hatte ich nicht Nachts von Fiſchen geträumt, als unſer betrunkener Kutſcher noch mit Noth lebendig aus der Spree gefiſcht wurde? Habe ich nicht den ſchwarzen Kater im Traume freyiren ſehen, wie vier Wochen ſpäter geſchah?

Spottet nur über meinen Aberglauben; wollte Gott Ihr hättet Recht — und ich könnte mitſpotten! aber was ich weiß, das weiß ich. Mir iſt entſetzlich bange.

Nein, dieſe Nacht werde ich nicht vergeſſen; wenn die nichts bedeutet, ſo ſage

ich nichts mehr. Wäre nur erſt das Unglück geſchehen!

Alles iſt mir unbequem — Stiche in der Bruſt: ſo matt, ſo enge und beklommen — das Wetter ſo hart — ich habe gewiß Fieber! Hätte ich doch meine Tropfen! Nichts an der rechten Stelle! Wieder ſchönes Wetter — mir zum Verdruß! Wie viel Aerger werde ich heute noch haben? Wird man nicht alles verkehrt machen? Da hilft kein Reden! Es iſt mit dem Geſinde länger nichts anzufangen — ungeſchickt, langſam, nachläſſig, vergeſſen, gedankenlos, hochmüthig, trotzig, widerſpänſtig! alle halbe Jahre etwas zerbrochen — täglich etwas umgekommen, was zu vermuthen geweſen wäre, als ob es nichts gekoſtet hätte — ſchlechte Sachen gebracht — viel Geld ausgegeben — nirgends zu finden, als wo man nicht ſeyn ſollte — aus dem Hauſe traben — ſich über die Herrſchaft aufhalten! Allenthalben Jammer und Elend!

Geſtern der Kaffe zwey Groſchen aufgeſchlagen! zwey Groſchen — iſt es nicht eine Sünde!

Wo iſt denn meine Zemire? Ach, da liegt das arme Thier — nichts unter ſich, nichts über ſich! es wird ſich erkältet haben — wie ſchwer ihm der Athem geht! Komm mein liebes Möpschen, ich muß dich ein wenig ins Bette nehmen, daß du wieder warm wirſt. Du haſt auch dein Kreuz in der Welt. Alles im Hauſe hat ſich gegen dich verſchworen. Stöße und Schläge ſind dein tägliches Brod. Kaum, daß ich meine Augen von dir wende, ſo hat man dir etwas verſetzt. Keinen guten Biſſen gönnt man dir. Ueberall ärgert, zerrt, quält und jagt man dich. Von jedem Stuhl mußt du dich vertreiben laſſen. Wenn Minchen ihre böſe Laune hat, ſo mußt du es entgelten, und ihre Mutter giebt ihr ein ſchlechtes Exempel. Ueber mich ſollſt du wenigſtens nicht ſeufzen, meine Alte. Wenn es nur nicht wahr wird, was ich von dir geträumt habe.

Das wäre mir eine ſchwere Prüfung! Ich würde es kaum überleben.

Da rumort das leichtfertige Kind auch ſchon über mir! Wie der Tag anbricht iſt das unruhige Blut in Bewegung, da trippelt, da hüpft, da tanzt es herum, als ob der Tag nur Eine Stunde dauerte. Minchen, Minchen, das geht nicht gut, du thuſt dir am Schlaf Abbruch, du wirſt gewiß krank; wie bleich ſiehſt du nicht ſeit einiger Zeit aus! das kommt vom wenigen Eſſen und Schlafen. Wenn du doch einmal auf deine Tante hören wollteſt! Die Morgenluft kannſt du gar nicht vertragen.

Was mir das Kind Sorge macht! Voll Tand und unnützer Anſchläge das Köpfchen, voll eitler Dinge das thörigte Herz. Eben vor dem Spiegel, nun am Fenſter, dann auf der Straße! des Aufſchmückens nie ein Ende, hier eine Nadel anders zu ſtecken, dort eine Schleife anders zu befeſtigen, da eine Falte anders zu legen — jetzt

dies, jetzt das nicht recht; jetzt hat sie hier, jetzt da etwas gesehen, das nachgemacht werden muß. Da geht niemand vorbey, dem nicht etwas abgemerkt wird. Der kostbare Shawl, den sie zum Geburtstage bekommen, wird vollends ihr Verderben seyn. Das ist ein Manoeuvriren, ein Gesticuliren, ein Ziehen, ein Schieben, ein Werfen hin und her! Stundenlang triebe man das, wenn's nicht verhindert würde. Die edle Zeit! Es thäte Noth, daß jeden Tag etwas Neues gekauft würde. Hätte man es nur so; wir würden sehen! „Sparen, sparen", predige ich alle Tage hundertmal, „man braucht so viel in der Welt, und hat so wenig, die Zeiten sind so schlecht" — immer taube Ohren! Kaum ist ein Thälerchen in der Börse — fort damit in die Galanteriehandlung, alles an Flittern gehangen — nichts Solides angeschafft, nichts zurückgelegt, nichts zu Rathe gehalten! München, München, du wirst noch einmal an deine Tante

denken! Ein hübſches blankes Sümmchen müßte ſchon dein ſeyn, wenn du mit dem gut gewirthſchaftet hätteſt, was du mir abgeſchmeichelt. Da wirft man das liebe Geld hin, als ob es nichts werth wäre. Ich wußte in deinen Jahren ſchon anders damit umzugehen; wie ſollte es ſonſt jetzt werden!

Die Kleidung — wie Spinnewebe! Wenn ich nicht ſo oft ermahnte und nachhülfe, ich glaube halb nackt liefe ſie dahin.

Eitelkeit, Leichtſinn das ganze Weſen!

Keinen Augenblick können die Gedanken ſtill ſtehen, allenthalben flattern ſie herum, und der Sinn ihnen nach. Es iſt gar nicht möglich, ſie bey etwas Ernſthaftem feſtzuhalten; und doch giebt es ſo viel zu bedenken — was erfährt man nicht! was hat man nicht zu thun! was nicht zu verhüten! was muß man nicht fürchten! Immer aufgeräumt, immer luſtig, immer etwas Neues zu beſprechen, zu belachen, zu beſpötteln.

anzuzetteln! Das geht vom Einen zum andern; alles vergißt man; alles ſchlägt man in den Wind; „unnöthige Sorge, Weinen alter Leute, mürriſche Quälerey, das macht ſich von ſelbſt, es geht beſſer als man denkt,“ mit ſolchen Worten werde ich abgefertigt. Hätte ich doch nur Ein Mal ein Fältchen auf der glatten Stirn geſehen! Wie das noch enden wird? Mir iſt angſt und bange; ich mag es mir nicht vorſtellen. Wenn du wüßteſt Minchen, wie viel Thränen die Tante ſchon um dich vergoſſen hat! Auch an Erinnerungen habe ich es nicht fehlen laſſen. Kaufet in der Zeit, ſo habt ihr's in der Noth. Daß du doch gar keine Lehren annehmen willſt!

Könnte ich ſie nur dahin bringen, mich ein Viertelſtündchen aufmerkſam anzuhören, und ſich ein vernünftiges Wort ſagen zu laſſen! Aber da wird mit dem Stuhl gerückt, auf dem Tiſche herumgefahren, Zemiren auf den Fuß getreten, nach der Thüre geſehen, da iſt eine Mücke zu

verfolgen, etwas zu ſuchen, etwas draußen zu beſtellen, da hat man bald ſo bald ſo darein zu reden, daß ich jeden Augenblick aus den Concerten komme, und gar nicht ſagen kann, was ich ſagen will, und was ihr ſo nützlich wäre. Habe ich ſie einmal gefaßt — nun ſo ſitzt ſie einſylbig und verdrießlich da, als wenn ſie beregnet würde. „Ja, nein, gut, ganz recht, Sie ſind eine himmliſche Tante, ſo will ich es auch machen“, weiter preſſe ich mit aller Mühe nichts aus ihr heraus; und auf der Stelle macht ſie's anders.

Aber mit Linchen, Julchen und Malchen das iſt ein Geſchnatter, daß einem Hören und Sehen vergeht — an Einem fort — nichtsſagende Dinge, thörigte Einfälle, alberne Schwänke, Neuigkeiten von der Straße und von den Bällen, ſpöttelnde Anmerkungen, Moden, Luſtbarkeiten — Gelächter — über und über ſtrömt es — unerſchöpflich. Wo ſie die Worte doch hernehmen?

kein ernſthaftes darunter; alles luftig, alles nichts, alles von Heute, Geſtern, und Morgen.

Und was hat man ſich nicht heimlich zu ſtecken! Ich fürchte, ich fürchte, in dem jungen Herzchen geht ſchon allerley vor, was noch nicht darin vorgehen ſollte. Mit Malchen hat ſie es beſonders angelegentlich — Briefchen hin und her — das bedeutet etwas; ich muß ſehen, daß ich einmal Eins auffange.

Solte das Kind wohl gar ſchon Gedanken und Anſchläge haben? Ich will nicht hoffen, Minchen, das wäre viel zu frühe. Aber die Mädchen ſind iezt ſo, zu meiner Zeit waren ſie anders. Das frühe Tanzen, die frühen Geſellſchaften, die ſchönen Manieren, das Schauſpiel, die Bücher — das iſt das Leiden.

Die Blicke und Grüße zum Fenſter hinaus ſind mir lange verdächtig geweſen. Ey, Ey! ich komme auf Spuren. Der D. ſchleicht ſo oft um

das Haus herum — und die Spaziergänge mit dem Couſin? um der friſchen Luft und der lieben Natur willen allein iſt das nicht. Der Junge iſt gut, ein wenig einfältig, und merkt wohl ſelbſt nicht, wozu die Mädchen ihn brauchen, die könnten ihn mit verderben. Ich werde ihn heute noch in's Examen nehmen, und dann der Schwägerinn berichten. Die ſieht nie etwas!

Und doch, thue ich nicht ſelbſt allen Thorheiten des Kindes Vorſchub? helfe ich ihm nicht überall durch? kann ich ihm etwas abſchlagen? kann ich ihm ein hartes Wort ſagen? bohrt's mir nicht das Herz durch, wenn ich es weinen ſehe, wenn es zu Hauſe bleiben ſoll, während die andern zum Vergnügen gehen, wenn der Bruder es in ſeinem rauhen Tone anfährt? Ich weiß nicht, wie es mich berückt, und mir das Herz geſtohlen hat. Fühlteſt du nur, Minchen, wie deine Tante dich liebt; du thäteſt ihr mehr

zu Gefallen, und achteteſt mehr auf ihre gute Lehren, und wäreſt freundlicher gegen ſie.

Heute ſollſt du mir einmal den Morgenſegen vorleſen, und dann mit in die Wochenpredigt gehen. Der Diakonus U. predigt weit erbaulicher, als der Hauptpaſtor. Das iſt eine Salbung! eine Andacht in den Mienen! das erquickt bis ins innerſte Herz. Sonſt beſuchte er mich alle acht Tage, jetzt iſt er wohl in vier Wochen nicht hier geweſen. Ich muß doch hinſchicken.

Du gehſt mir zu wenig in die Kirche, und ich beſorge, der Sturm, den ich dir neulich geſchenkt, wird auch nicht ſo oft gebraucht, als die eiteln Bücher vom Verleiher. Daran habe ich großen Aerger. Wäre ich deine Mutter, du ſollteſt mir auch die nicht in die Hände nehmen, die ſie ſelbſt ausgewählt. Die Romane taugen alle nichts: ſie vergiften das Herz, davon wirſt du ſo leichtfertig, davon kommen die zu frühen Gedanken.

Sollte das Kapital in K—s Handlung wohl noch ſicher ſtehen? Die Leute machen großen Aufwand, und die Zinſen waren ſchon vorgeſtern fällig. Wieder Stiche in der Bruſt! Gott, die Sorgen! — — — das war eine ängſtliche Beklemmung. Nichts als Noth und Elend in der Welt. Ehrlichkeit, Treue und Glauben — das fehlt. Pracht, Verſchwendung, Laſter, Sittenverderben — nicht bezahlen! Wie leicht iſt man um das liebe Seinige! Wenn es wieder Krieg würde! Das Kapital bey O. wäre auch vortheilhafter unterzubringen. Sechs Procent iſt jetzt ganz chriſtlich. Man ſoll zwar ſein Herz nicht an das Irdiſche hangen; aber man will doch mit Ehren durch die Welt; und das wird einem ſo ſauer gemacht. Das Wenige, was man hat, muß man zu Rathe halten, dafür hat es der Himmel gegeben. Es iſt all' für dich Minchen, wann ich ſterbe. Gott wird mich wohl noch ein Paar Jährchen leben laſſen.

5.

Eliſa.

Ich freue mich, daß ich ſchon hier unten bin. Von allen Stunden des Tages ſind doch die erſten Morgenſtunden die ſchönſten — wenigſtens mir die liebſten. Wenn ich die verſchlafen habe, koſtet es Mühe, daß ich nicht den ganzen Tag verſtimmt bleibe.

Dieſes ſtille und doch lebendige Leben, dieſe ruhige Fröhlichkeit, dieſes jugendlich Unſchuldige des Morgens — wie mich das anzieht, wie ich mich damit vertraut fühle! Darein vergehen möchte ich.

Am frühen Morgen ſcheint mir jedes Weſen mehr in der Lauterkeit ſeiner Natur zu beſtehen, ſein Daſeyn ungetrübter, ſeliger zu empfinden, und ſich in demſelben freyer zu bewegen, ein ſorgenlos-luſtiges Spiel damit treibend, ohne

etwas von ſich einzubüßen, ja ohne daß ihm etwas unſicher, ſchwankend würde oder aus ſeiner Einheit wiche.

Eine Einfalt und Wahrheit glaube ich hier wahrzunehmen, als ob die Welt wieder ein Kind geworden wäre, das mit den Strahlen kindlicher Liebe im Angeſicht am Herzen der Mutter läge.

Die reine Luft, das reine Licht, das reine Hervortreten der Geſtalten, die liebliche Reinheit aller Farben — das iſt's was ich meyne, warum ich wünſche, daß mein Leben ſeyn möchte wie der Morgen.

Den Abend liebe ich auch, aber nicht, wie den Morgen, mit friſcher, heitrer, ſondern mit wehmüthig trauernder Liebe. Am Abend iſt alles ſo müde, und in ſeinem Dunkel verfließen die herrlich ſtrahlenden Geſtalten des Morgens.

Der Morgen hält zuſammen in ſtiller Vereinigung; der Tag treibt auseinander; der Abend löſet

löſet auf und bringet zur Ruhe. Möge es allem eine ſanfte, ſanfte Ruhe ſeyn!

Dieſe Roſe, ſo friſch blühend in ſanfter Röthe, ſo ſüß duftend, ſo an ſich haltend in holder Verſchämtheit, ſo in ſich zurückkehrend indem ſie ihre Reitze enthüllt; vielleicht nur wenige Stunden, ſo hat die Sonne ſie gebleicht, ihren Duft verſchlungen, erſchloſſen, was in beſcheidener Verborgenheit entzückte, bis ins Innerſte geöffnet und zur Schau geſtellt, was ſie ſelbſt dem Blicke der Welt ſcheint entziehen zu wollen, und dem Spiel aller Lüfte Preis gegeben — der Wind die Blätter zerwühlt, die edel geformte Geſtalt verſtümmelt! Wenn nicht gar ein nagender Wurm ſich ihr ins Herz ſchleicht! Wird man dann noch die Roſe in ihr erkennen?

Leben des Menſchen, wie gleichſt du der Roſe! Auch du blühest ſo friſch am Morgen, auch dich bleicht und zerwühlet der heiße Mittag, am Abend

weckst du dahin. Daß es dich dann nur leicht und kühl umfange, mild überschatte!

Unglückliches Leben, das in seinem Innern der verblichenen, zerwühlten, zerstochenen, welkenden Rose gleicht! Schönes Leben, das, was sich ihm Fremdartiges, entstellend, verderbend, aufdringen oder zugesellen will, von sich abwehrend, in seiner bescheidenen Stille vor giftigem Insektenstich verwahrt, in seiner Eingezogenheit gegen den brennenden Sonnenstrahl geschirmt, wo der Glanz es beleuchtet, in seine Demuth sich hüllend, klar, einfaltig, sich selbst getreu, in dem Frieden der Jugend fortblüht, und das Reine, Heitre des Morgens mit sich hinüber nimmt in den späten Abend! Das sey das meinige!

Strebe nicht hinaus Herz in das Weite, und verstreue dich nicht: bleibe bey dir, anspruchslos unbefangen, selig in der kleinen Welt, die sich enge, aber freundlich und reich um dich lagert.

Ist nicht auch der Mensch am Morgen empfänglicher für das Reine, fähiger, rein in sich aufzunehmen und auszubilden, bedürftiger, alles an und um sich rein zu haben — reiner sogar in seinem Innern?

Wer, wenn er es sonst könnte, kann am Morgen etwas Unreines bey sich dulden — Schmutz am Kleide, einen Fleck an der Hand, Staub auf dem Tische, einen Gedanken, dessen man sich zu schämen hätte in der Seele!

Ein weißes Gewand am Morgen — wie gesund, wie frisch, wie wohl fühlt man sich darin! wie paßt es zu dem Lichte, zu den Blumen, zu dem Grün des Morgens! man fürchtet es zu beschmutzen, wenn nicht alles schneeweiß ist, was die Seele, sey es noch so leise, berührt.

Wie empfindlich sind wir am Morgen für die kleinste Selbstverletzung! wer da Sträfliches denken könnte ---! wie frey bewegt sich dagegen in uns der schöne Gedanke, wie leicht umflattert

uns das ſchöne Bild, wie rein empfangen unſre Sinne jeden Eindruck, wie rein entwickelt prägt ſich jedes in der Seele ab! Wie deutlich das alles, was am Morgen ſich uns darſtellt — das Meiſte am meiſten —! Wie geſondert von allem, was nicht zu ihr gehört lebt die Empfindung im Gemüthe, und wie rein fließen die geſonderten in einander über!

Dieſe Stille, dieſer Friede in der Bruſt am Morgen — rühren ſie nicht her von der größern Reinheit der Neigungen, von dem Maß, das ſie halten, von ihrem Anſchmiegen an den Sinn des Reinen und an das Reine, das uns umgibt, von dem Wachſeyn der reinſten unter ihnen, von dem Entfernteſeyn aller Begier, Schuld und Reue, von dem reinen Zuſammenklang unſers Weſens — nicht davon her, daß noch nichts Fremdes in uns eingedrungen iſt?

Wann fühlt man ſich dem Ewig Reinen ſo nahe, wann liebt man ihn ſo ganz, ſo ohne

Beymiſchung unlautrer Regungen, wann dankt man ſo innig, wann vertraut man ſo kindlich, wann gibt man ihm ſo ungetheilt ſich hin, wann ſpürt man ihn ſo in ſich, vernimmt ihn ſo außer ſich!

Wann iſt uns alles Wahre, Gute, Schöne ſo deutlich, ſo um ſeiner ſelbſt willen werth, wann geſellt es ſich ſo befreundet dem Gemüthe zu, und ſchmiegt ſich ſo wohlthuend ihm an! wann erſcheint uns das Häßliche, Schlechte, Falſche, Zweydeutige, Heimliche ſo unnatürlich, widrig, gewaltthätig, ſo geſchieden von echt menſchlichem Weſen!

Auch die Menſchen, die uns theuer ſind, lieben wir am Morgen anders, wenn nicht ſtärker und zärtlicher, doch froher, himmliſcher, mehr im vielgeſtaltigen Leben mit uns, mehr in der reinen, ſchönen Fülle ihres Daſeyns und Wirkens, im ſüßen Bewußtſeyn alles deſſen, was ſie uns jetzt ſind, in der ſüßen Zuverſicht, daß wir

sie nie verlieren werden. Mit dem Tage ist unsre Liebe wieder jung geworden, sie sind für uns, wir sind für sie neu geboren — sie und wir sind erwacht in das Licht, in die Freude, in den allgemeinen Jubel der Welt, mit denen die Liebe triumphirend in das Herz zieht, und in jeder Empfindung des Herzens aufjauchzt, und von jedem Reitze, womit der Morgen sich geschmückt hat, Nahrung empfängt.

Sollte man nicht überhaupt sagen können, der Mensch schlafe sich wieder rein? Mich dünkt, der Schlaf erfrischt und belebt nicht nur unsre Kräfte, unsre Gefühle, sondern er nimmt auch etwas von uns weg — das, was nicht lautre Menschennatur, nicht unsre individuelle Natur ist, er stellt wieder her, was der Tag getrübt, verdunkelt oder zerrüttet hatte.

Der Glanz des Tages blendet das Auge, daß wir vieles nicht wahrnehmen, was das gestärkte am Morgen mit Entzücken betrachtet. Die Ein-

drücke des Tages vermengen ſich, und verwirren Einer den andern; von jedem bleibt etwas zurück, was in die nachfolgenden überfließt, daß, während uns einiges ins Unbeſtimmte verſchwimmt, ſich uns andres im trügenden Scheine mittheilt. Am Tage hängt ſich uns vieles an, was uns ſtört, vertheilt und irre führt — von den Vorurtheilen der Welt, von dem Gemeinen im Leben, von der Noth, der Mühe, den Sorgen darin, von zahlloſen kleinen Verdrießlichkeiten, von unruhigen Wünſchen und Beſtrebungen, von geſellſchaftlicher Uebereinkunft, von Manier, gutem Tone, dem Einerley der häuslichen Gewöhnung, von der mechaniſchen Beſchäftigung mit Dingen, die keine Liebe im Herzen finden — nicht ſelten auch von dem Sittlich-Unlautern, das unſre Sinne oder unſre Gedanken berührt hat. Selten, daß wir nicht am Abend Verdrehtes, Entſtelltes, Beſchmutztes in uns antreffen; oft iſt es ein wahrer Wuſt im Kopfe, wie im

herzen. Aber schon das Milde und Stille des Abends tilgt vieles fort und gleicht vieles aus; doch erst der Morgen gibt uns ganz an uns selbst zurück. Wegzuschlafen will das Meiste seyn — oder weggeblickt von dem verjüngten Licht, von dem heitern Angesicht der neu gebornen Pflanzen- und Blumenwelt.

Dieses Morgen-Reine in mir, an mir, macht, daß mir am Morgen so wohl ist, ich muß es mir für immer zu erhalten suchen. Nicht genug, daß ich, was jedes menschliche Gemüth beflecken würde, von mir entferne; ich muß auch mit dem außer Berührung bleiben, was sonst meiner Natur nicht zusagt, und wobey solche Gefühle in mir erwachen, wie bey dem Sittlich-Unreinen. Ist das nicht wirklich unrein für mich, was meine Art zu denken und zu empfinden, so weit der Tadel des Gewissens diese nicht trifft, von sich zurückweist? Ist die Reinheit etwas anders,

als das Bestehen in dem Eigenthümlichen einer unverderbten Natur? und wird nicht auch die sittliche Reinheit gefährdet, wo man sich bemüht etwas zu seyn, was man nicht seyn kann, nicht seyn sollte, oder wo man etwas in sich herübernimmt, was nie das Unsrige zu werden vermag?

Manche Menschen, an denen ich in moralischer Rücksicht nichts auszusetzen weiß, haben etwas entschieden Zurückstossendes für mich, ehe ich sie eigentlich kenne, auf den ersten Blick hin, und das vermehrt sich in dem Maße, als ich mit ihnen näher bekannt werde; ich darf mich darauf verlassen, sie sind nicht für mich. Charakter- und Gesichtszüge wirken unangenehm auf mich, die andern nicht zuwider sind, und die man nicht berechtigt ist, für häßlich zu erklären. Ansichten, Urtheile, Aeußerungen von Empfindungen, ich möchte sagen, zerreißen mein Wesen, wenn ich es versuche, sie zu den meinigen zu machen, mein ganzes Gemüth wendet sich davon

ab. Es gibt Töne, Worte, Manieren, bey denen mir wird, als ob ich aus einem reinen Zimmer mit seidenen Schuhen in den Koth träte, als ob ich mich über und über besorgte. So gar von gewissen Pflanzen- und Thiergestalten bin ich nicht im Stande, den Eindruck lange zu ertragen, ich fühle mich feindlich davon angegriffen.

Zuweilen bemerke ich wohl hintennach, daß es etwas Unbestimmtes, Wankendes oder etwas Schielendes, oder etwas Verzogenes, der Form, die hier zum Grunde liegen sollte, Entgegenstrebendes, etwas in weiter Verirrung Abschweifendes ist, wovon ich diesen Einfluß erfahre. In den meisten Fällen aber kann ich mir die Sache nicht erklären; ich fühle nur, daß dieses eben meine Art zu sein verletzt. Mein Genius warnt mich, und nie habe ich ungestraft seinen Warnungen zuwider gehandelt — nie ohne peinliche Zersplitterung meines Wesens. Ich werde daher

wohl immer ein wenig außer der Mode seyn — etwas für mich haben, in der Lectüre, im Urtheile, im Anzuge, in der Weise mich darzustellen.

Man hält mich für kalt und unfreundlich, weil ich auch da, wo ich mich nicht widrig afficirt finde, mich nicht immer gleich anschließen kann, weil ich unter Menschen, die mir nicht genau bekannt sind, in einiger Ferne bleibe, als ob ich es vermiede Theil zu nehmen, und auf irgend eine Art angetastet zu werden; Stolz und Eigensinn hat man schon darin finden wollen. Vielleicht sollte ich mehr entgegen kommen und mich anbequemen, wenn nicht aus Neigung, doch aus Gefälligkeit; vielleicht sollte ich mit manchen Dingen versuchen, ob ihnen nicht Befreundung abzugewinnen, und in Ansehung derselben meine Empfänglichkeit zu erweitern sey, oder wenigstens mein Abgewendetseyn nicht so merklich werden lassen. Aber im Wesentlichen

kann ich nichts ändern, mit allem sofort vertraulich zu leben wird mir nie gelingen. Kalt bin ich gewiß nicht; was mir einmal befreundet iſt, das beſitzt meine wärmſte Liebe; vielen Dingen öffnet ſich gleich mein Herz, um ſie ganz in ſich zu ſchließen, und allen ſeinen Gefühlen zu vermählen; viele Menſchen haben mich auf den erſten Blick, und denen gehört dann mein Gemüth ungetheilt, ich kann nicht von ihnen laſſen, ob ich gleich nicht immer im Stande bin, zu bezeichnen, was ich für ſie empfinde.

Manche Arten Liebe auszudrücken kommen mir ſo vor, als ob man Flecken davon bekäme. Dieſes ſich Anhangen, dieſes Zärtlichthun, dieſes Küſſen — es ekelt mir, wie wenn ich etwas Schmutziges anfaſſen ſollte. Was das Herz lehrt, worin unwillkührlich die Empfindung ſich ausdrückt, das mag ich wohl.

Es iſt weder Affectation noch Störrigkeit des Gemüthes, daß ich mich von gewiſſen Vergnü-

gungen zurückziehe, eben ſo wenig will ich ſie damit verurtheilen; aber warum ſoll ich mir eine ſchmerzliche Gewalt anthun, wo nichts mich drängt? Wie kann ich mich dagegen auch wieder verlieren an die Luſt, wie mit hineinjauchzen in die Freude, die für mich Freude iſt, wie mich vergeſſen, wo das Herz ſich getroffen findet!

Höchſt unglücklich müßte ich werden, wenn ich mich ſelbſt verlöre, das Beſte, was ich dagegen gewönne würde mir keinen Erſatz leiſten. Unvermerkt gewinnt uns oft das, was wir täglich ſehen und hören, Trotz der Anfangs widerſtrebenden Natur, und nicht immer warnt der Genius; habe ich doch jede Nacht etwas wegzuſchlafen. Darum will ich fleißig auf mich Acht haben, daß nicht irgend etwas, in lügender Geſtalt oder heimlich beſchleichend, mein Leben verfälſche.

Am ſorgfältigſten aber will ich mir die ſittliche Reinheit des Herzens bewahren, ohne welche

es nicht möglich iſt, in irgend einer andern Hinſicht rein zu bleiben.

Befleckтheit des Herzens iſt Empfänglichkeit, ja Anziehungskraft für jeden Schmutz, der ſich uns von aufſen her mittheilen möchte. Das Reinliche in den Umgebungen und in der Lebensweiſe kann da nicht mehr Bedürfniß ſeyn, wo man das Unreine am Gedanken, in der Empfindung, in der Sitte erträglich findet. Der Menſch mit dem beſudelten Gemüthe gewöhnt ſich leicht an das beſudelte Kleid, es hüllt ihn ſo weich zu, er fühlt ſich ſo bequem und warm darin, und zieht es feſt um ſich.

Sittliche Reinheit iſt die wahre Natur des Menſchen, das Sittlich-Unreine Abweichung von der Natur, Entſtellung des urſprünglichen Menſchenweſens, Krankheit, Verderbniß; geſund, friſch, kräftig trägt der reine Menſch das Haupt in die Höhe, gleich der Blume am Morgen. In dem Reinen bewegt ſich die Seele, wie in

ihrem Elemente; das Unreine, ſo lange es ſich ihrer noch nicht bemächtigt hat, wirkt auf ſie wie angeſteckte Luft auf zarte Geruchswerkzeuge, wie ſchneidende Kälte auf empfindliche Nerven; ſie widerſtrebt ihm, denn ſie fühlt ſich unnatürlich davon angegriffen.

Menſchen, die ein verunreinigtes Herz haben, müſſen, dünkt mich, lange ſchlafen, damit ihnen das reine Licht des Morgens nicht in die Augen ſcheine, der reine Duft ſie nicht anwehe; ſie thun's auch wohl alle! Wo könnte es ihnen behaglicher, ich möchte ſagen, gemüthlicher werden, als unter einem dicken Federbette?

Mit einem verunreinigten Herzen würde ich mich nicht mehr über den Morgen freuen; was mich jetzt ſo froh macht, würde mich tief beſchämen; ich würde erröthen bey jedem Blick in das Freye, verlegen und bange werden bey jedem Blick gen Himmel. Nein, an Gott könnte ich nicht anders als in großer Unruhe und Ver-

wirrung denken; ich glaube, ich würde gar nicht mehr an ihn denken.

Wird es mir aber leicht werden, immer das reine Herz und damit die reine Eigenthümlichkeit meines Lebens zu bewahren? Ich will mir das nicht einbilden; ich will mir lieber vorstellen, es sey recht schwer, daß ich es nie an Aufmerksamkeit und Fleiß fehlen lasse.

Es gibt Stunden, in denen das Herz schwach, sehr schwach ist, die Lust der Sinne wacht, und das bessre Gefühl schläft; da dringt sich uns oft etwas auf, was wir sonst verabscheuen. Damit mir das nicht begegne, will ich allem ausweichen, und in mir alles schnell unterdrücken, was ich nicht für unzweideutig rein erkenne; ich will mich den Dingen, an denen absichtlich etwas halb in das Dunkel des Geheimnisses gestellt zu seyn scheint, nicht aufhalten; ich will den Verkehr mit Menschen, die Unreines an sich haben,

ver-

verhüthen, und mich den Reinen feſter anſchlieſſen; ich will die Eindrücke von mir entfernen, die den Gefühlen, welche das Unreine hervorzubringen pflegt, ähnlich ſind.

Nicht wenige Gegenſtände faſſen mich an, wie eine ſchmutzige Hand, von dieſen will ich ſo viel als möglich wegſehen.

Ich will mich in meinem Aeuſſern ſtäts der ſtrengſten Reinlichkeit befleiſſigen. Man darf zwar nicht immer von äuſſerer Unſauberkeit auf die innere ſchlieſſen; aber es iſt mir doch oft vorgekommen, wenn ich nicht ganz rein gekleidet war, als brauche ich es nun mit meinen Gedanken auch nicht ſo genau zu nehmen.

Von allem, was mich in ſeiner Reinheit erfreut hat, will ich mir die Bilder tief einprägen, beſonders von euch, ihr holden Kinder der Natur, die ihr ſo unſchuldig-rein erblühet.

Aus dem Reinen lockt die Natur das Schöne hervor, mit keinem Reitze hat ſie ſich geſchmückt,

dem nicht Reinheit zum Grunde läge; rein ſind ihre Geſtalten geformt, rein drückt jede ihr Weſen aus, rein bewahrt ſie ſich vor trübender Beymiſchung; Sinnbilder des Reinen hat ſie rings um mich her aufgeſtellt. Ich werde gewiß rein bleiben, ſo lange ich mit ihr in inniger Befreundung lebe. Was ich nicht mit zu ihr hinnehmen kann, ſoll mir wenigſtens verdächtig ſeyn. Was ſich ſtörend, beunruhigend zwiſchen meine Empfindungen drängt, ſoll mein ernſtliches Nachdenken erregen, und ſtrenge Selbſtprüfungen veranlaſſen.

Das Urtheil reiner Menſchen ſoll nie von mir unberückſichtigt bleiben.

Der Gedanke an das heilige Weſen, das mir überall nahe iſt, ſoll mich allenthalben hinbegleiten.

So vergehe mir denn auch dieſer Tag, wie ſein Morgen; alles rein aufzufaſſen, rein zu berühren, rein zu bilden, rein darzuſtellen, den

Schmerz rein zu erdulden, die Freude rein zu genießen, und beyde im Gemüthe rein zu verarbeiten, rein zu ſehen, rein zu benutzen, was die Erfahrung mich lehren wird, und jede Pflicht rein zu erfüllen, das ſey mein Beſtreben.

6.

Idone.

So liebe ich es — trübe der Tag, der Himmel umzogen mit grauem Gewölk, das die Strahlen des Lichtes in sich auffängt, und sie matt zu uns sendet. Halb trauernd, halb lächelnd blickt er herab auf die leidende, blühende, vergehende Welt — hinein in unser stilles Weh, in unsre kurze Lust, in unsre umdämmerten Freuden.

Dem milden Scheine öffnet alles willig die Brust, entfaltet es sich sanft, hebt es sich gelinde entgegen, wie er hinwiederum weich umfängt und sich anschmiegt. In der gemäßigten Beleuchtung steht es ruhig versammen — das Verletzbare geschirmt, das Kranke fühlt sich besser, wie von heilender Hand. Und was wäre nicht verletzbar und krank auf Erden? wo wäre nicht der Todeskeim eingeboren? wo wären

nicht, bis auf Einen Moment, ſelbſt an der Blüthe bemerkbar die Spuren entweder der mühſamen Entwickelung, oder des beginnenden Verwelkens? und dieſer Eine Moment — iſt nicht in ihm etwas gewaltſames, das die irdiſche Natur ihren Schranken entrückt?

Der Menſch kränkelt an ſeinem Schmerz und an ſeiner Freude; in den Ueberſchattungen des trüben Tages erholt er ſich von beyden; der Schmerz brennt, die Freude jauchzt nicht mehr, beydes legt ſich zur Stille.

Das hell ſchimmernde Licht thut mir ſelten wohl, meiſt greift es mich an, im ſchneidenden Contraſte mit meinem Zuſtande; das nächtliche Dunkel drückt und ängſtigt mich, es ſinkt ſo tief mit meinen Empfindungen hinab. Der trübe Tag ſtimmt zu der Verfaſſung des Gemüthes, in der ich am liebſten bin, weil ſich mein Geiſt bequem und frey darin bewegen, und leicht nach allen Seiten ausdehnen kann. Stimmt er nicht

auch zum Leben des Menſchen, wie zu den Bedürfniſſen ſeines Geiſtes und Herzens?

Kein feindſeliger Kampf des Hellen und Dunkeln am trüben Tage: mit dem Dunkeln miſcht ſich erleuchtend das Helle, durch das Helle verſöhnet ſich mildernd das Dunkle: Morgen- und Abenddämmerung reichen einander die Hand; heitre Trauer iſt ſeine Geſtalt. Alſo unſer Leben. aus der Nacht iſt es herauf gekommen, in die Nacht ſinkt es hinab, das Licht vermählt ſich ihm in leiſer Berührung. die Nebel verjagt es nicht. Das Heilige ſehnt ſich nach dem Abend, neigt ſich dem Abend zu; auf die Dämmerungen der Kindheit ſchauet es zurück, auf die Dämmerungen des Alters ſchaut es hin; ſeinen heiterſten Geſtalten ſind die Züge der trauernden Erinnerung, des trauernden Ahnens und Verlangens auf das Geſicht gezeichnet.

Läßt denn das Weh ſich trennen vom Le-

den, oder wurzelt es nicht vielmehr tief in des Lebens Innerſtem, mehr oder weniger mit allen Empfindungen, in denen das Leben ſich ankündigt, verſchlungen, über alle Erſcheinungen deſſelben ſich verbreitend, an ihnen bildend, in ſich einfließend, bald härter, bald ſchwächer ſich in ihnen ausdrückend?

Jeden ereilet ſein Ungemach — den früher, den ſpäter, hier länger verweilend, dort ſchneller vorübergehend — immer wiederkehrend, bis es den Quell des Lebens ausgetrocknet hat — in Verſagungen, in Beraubungen, in mannichfachen Kränkungen und empfindlichen Verletzungen.

Allenthalben drängt ſich der Schmerz der Freude vor; bey vielen überdeckt er ſie mit ſeinen dunkeln Schatten; bey manchen verläßt er nie ſeine Stelle.

Selbſt dem Troſte weichet der Schmerz nicht, er wird nur davon beſänftigt; der Troſt im Schmerze iſt Sonnenblick, der in den trüben

Tag fällt. Es gibt Schmerzen, die das Gemüth nimmer überwindet, die man mit ſich ins Grab nimmt, an denen das Leben langſam, ſich vertrauernd, hinſiecht.

Wie ſoll man nicht fühlen, wo das Herz blutet? wie nicht nachfühlen, wo die empfindlichſte Stelle getroffen wurde, wo der Stachel wohl gar zurückbleibt? Und wenn es Ein Mal nach dem andern kommt, immer angreifender, immer ſchwerer heilend — das Leben verödet ſieht, wie ſoll man da verhüten, daß der innere Tag ſich verdüſtre?

Geſetzt jemand erführe in ſeinem eignen Leben wenig von der Herrſchaft des Schmerzes; kann er denn dem Elende, das um ihn her ſtill duldet, laut jammert, und ſchwer der Verzweiflung ſich erwehrt, Auge und Herz verſchließen, ohne daß er aufhöre Menſch zu ſeyn? O, nur Einen Blick auf die bleichen, wankenden Geſtalten, die der Jammer verzehrt, in die engen

Hütten, wo das Elend ſchmachtet, in die finſtern Kerker, wo es an ſeinen Ketten liegt, Eine Erinnerung nur an all' die Seufzer, die vielleicht in dieſem Augenblicke gen Himmel ſteigen: und wem bricht nicht das Herz?

Soll man etwa dieſe Gedanken von ſich entfernen, um ſich die heitere Stimmung zu erhalten? Das hieſe doch wohl ſich über die wahre Beſchaffenheit des Lebens ſelbſt täuſchen. Darf ich ſagen: ſo iſt das Leben, weil es bey mir ſo iſt, unbekümmert darum, daß es ſich bey andern ganz anders findet? Alles Menſchliche iſt auch das Meinige; was andern begegnet kann mir auch begegnen, und daran muß ich mich erinnern, damit ich darauf gefaßt ſey. Das Herz läßt ſich nicht ſo abwenden von dem, was ſich ihm fortdauernd aufdrängt; es wird immer weicher in dem Maaße als wir ſelbſt leiden; und das Mitgefühl gehört zu den ſchönen Anlagen unſers Weſens, die nicht verletzt werden dürfen.

Welch ein ſüßer Troſt für den Leidenden in dem menſchlichen Mitgefühle! und wird die Hülfe da wachen, wo das Gefühl ſchläft?

Man rühmt ſo viel davon, daß die Freuden auf Erden die Leiden weit überwiegen, und nennt es ſträflichen Undank, dieſes zu verkennen. Ich habe mir Mühe gegeben, es ſo zu finden; aber ich finde es nicht, und ich glaube auch nicht, daß es ſo hat ſeyn ſollen, denn der Menſch bedarf in größerm Maße der Bildung durch den Schmerz als der Bildung durch die Freude. Und hätte man denn etwa nur für dieſe zu danken? O, hüllte der Schmerz mein ganzes Daſeyn in ſeine finſtern Wolken ein: ich durfte doch nicht murren, ich mußte die ewige Güte verehren, die im Schmerze mein wahres Wohl bereitet. Nein, in der Freude zeigt ſich die Liebe des Himmels nicht mehr — obwohl dem empfindungsvollen Menſchen vernehmbarer — als im Schmerze; allenthalben iſt der Herr gnädig, uns gebührt es nicht zu be-

ſtimmen, wie er das zeigen ſoll. Auch in der trübſten Stimmung widerſtrebt mein Herz Gott nicht, klagt es ihn nicht an; hier erſt erfährt es ihn ganz innig, in den wohlthuendſten Erweiſungen ſeiner Huld, in den ſüßeſten Mittheilungen.

Ich verkenne es nicht, daß das Leben ſeine Freuden hat.

Der trübe Tag iſt nicht völlige Nacht; das Licht iſt mit dem Dunkel gemiſcht, und oft bricht ein freundlicher Schimmer durch die dunkeln Wolken.

Gemiſchtes Licht, ein freundlicher Schimmer, der durch die Wolken bricht, ſind des Lebens Freuden. Nie läßt der Schmerz ganz von ihnen ab; jeder hängt ſich etwas an, das nicht Freude iſt, und dem freudigen der Freude, wenn nicht wirkliches Mißvergnügen, doch eine leiſe Trauer, ſinnendes Wehgefühl, denkenden Ernſt, zugeſellt.

Bald liegt es an der Freude ſelbſt, bald an unſerer Stimmung, daß wir jene nicht ganz und rein in uns herüber nehmen können; bald ſtellt ſich etwas anders hindernd, abwehrend zwiſchen uns und die Freude. Welche Freude gewährte uns den vollen Genuß, daß wir nichts vermißten, nichts zu bedauern, zu beklagen, wegzuwünſchen hätten! Jetzt fehlt noch etwas, dann iſt eine Unannehmlichkeit daher, ein ander Mal hat ſie um einen theuern Preis erkauft werden müſſen. Was uns auf der Einen Seite begünſtigt, pflegt uns auf der andern unfreundlich anzufaſſen.

Wenn ich auch das Andenken an das Erlittene, die Sorge um das noch zu Erleidende zweifeln auf eine kurze Zeit in meiner Seele unterdrücken kann: ſo vermag ich doch das, was jenes Andenken in mir gewirkt und zurückgelaſſen — eine dunkle Bewegung denen — wie das, woraus ſich jene Sorge entwickelt — etwas

Schmerz und Bangen — in mir nicht wegzuſchaffen, und das Gefühl der Vergänglichkeit dringt ſich jeden Augenblick wieder herauf.

In einem Nebelduft, der nur ein verſchwebendes Licht von ihr durchleuchten läßt, erſcheint uns die Freude. Vielleicht iſt unſer Auge nicht geſchaffen, ſie in ihrem Glanze zu ſchauen.

Gibt es, wie am trüben Tage, hellere Stunden im Leben, wo der Strahl der Sonne durch das zerriſſene Gewölk auf einzelne blüthenreiche Plätze fällt: ſie ſind bald vorüber, und das Gewölk hüllt ſich dichter und dunkler in einander. Sollen ſich da nicht die verſchiedenartigen Eindrücke, ſich gegenſeitig beſchränkend, an einander verlieren zu einem gemiſchten Bilde der Wehmuth, das der bleibenden Geſtalt des trüben Tages gleicht? oder ſollen ſie, jeder in eigenthümlicher Stärke, wechſelnd das Gemüth ergreifen und zerreißen?

Auf die erste Weise geschieht es bey mir; was heiter in meinem Leben erglänzt, und was nächtlich sich schwärzt flicht in einander zur matten Beleuchtung, in der ich ruhig und mit Wohlgefallen wandle.

Wären im Leben auch ganze sonnentrunkene Tage, wie in der Natur, anzutreffen — ich finde sie nicht —; doch würde ich die trüben vorziehen. Der sonnentrunkene Sommertag brennt treibend und verzehrend auf die Blüthen und Freuden, daß sie schnell zur höchsten Schönheit sich erschließen, aber auch schnell dahin welken; der graue Tag fordert weniger, entfaltet nicht zu dieser Pracht, aber er erhält alles desto länger frisch.

Der süß heure Frühlingstag! Er gehört in die Reiche der Kindheit, da hat er auch mir geschienen. Die Schatten der Vergangenheit sen-

den ihn, noch immer lieblich, aber ein Schattenbild, der Seele hinauf, die traurig lächelnd bey ihm verweilt.

Und der mild-heitre Herbſttag? Umfließet ihn nicht ſchon dunkelndes Abendlicht? deutet er nicht auf nahes Vergehen? hat er nicht Züge der Trauer im Geſichte? Ihn ruft meine Sehnſucht aus der Ferne, wo ich ihn ſchwanken ſehe, herüber.

Ja auch dieſes, das Vergehen allenthalben, die verdämmerte Kindheit, das herbey eilende Alter, alles, was aus unſrer Nähe wich, von unſerm Herzen abfiel, was noch weichen, noch abfallen wird — das Entflohene, das Entfliehende, das Geſtorbene, das täglich Sterbende — gehört in unſer Leben, zu dem, was darin am ſtärkſten hervortritt. Der Wechſel iſt das einzig Bleibende.

Was kann der Menſch lieben, das er nicht bald beweinen müßte! da geht das Eine langſam hin, da wird das Andre plötzlich und gewaltſam fortgeriſſen, da ſinket ein Drittes aufgelöſt in den Staub! Wir ſelbſt ſterben jeden Augenblick mit in dem allgemeinen Sterben, bis uns die tiefe Nacht gänzlich einhüllt, und für immer bedeckt.

Mein Auge ſucht euch, ihr holden Geſtalten, die ihr einſt meine Tage erheitertet — wie habt ihr euch verändert! die meiſten kenne ich nicht mehr, viele ſind nicht mehr — weggezogen in das ferne, ferne Land, das der Blick nicht erreicht, woher keiner wiederkehrt. Kehrte wohl etwas wieder von dem, das einmal fort iſt?

Ueberall leere, verödete Stellen — leer, verödet für mich, denn was ſie anfüllt, bleibt meinem Herzen fremd; und wird es nicht auch bald verdrängt werden?

Kann ich es mir denn verbergen, ſo oft

etwas

etwas ſich fröhlich vor mir entwickelt, ſich verwandt an mich ſchmiegt, ſich liebend an mein Herz knüpft, daß ſein Daſeyn nur ein Traum, ein verflatternder Traum iſt?

Schon manches Jahr pflanze ich Blumen auf das Grab der beſten Mutter, der Trefflichen, die meine Jugend mit ſanfter Hand pflegte, in dem zarten Herzen die Empfindungen weckte, welche die Würde und Glückſeligkeit des Lebens begründen, die mit ſo viel zärtlicher Sorgfalt über mich wachte, mit ſo viel Güte und Freundlichkeit mich leitete, die mich ſo liebreich zurechtwies und warnte, wo ich gefehlt, wo ich leicht fehlen konnte, die mein Herz kannte und mir die Gefahren des Lebens zeigte, die, wie ſie früher meine Lehrerinn geweſen, ſpäter die vertraute Freundinn meines Herzens wurde, immer mein Vorbild bleiben wird, der ich nichts verhehlte, nichts verhehlen durfte, in deren Bruſt ſich das volle Herz ſo oft ergoß, in deren Nähe

ich mich so glücklich fühlte, die mit froher Bewunderung zu sehen, und zu beobachten, wie sie dachte, wie sie wirkte, wie sie duldete, mir eine so süße Gewohnheit geworden, die mir war, was kein Mensch mir seyn konnte, was fortan kein Mensch mir seyn wird.

Seit sie unter den Todten schlummert, und ihr holdes Wort nicht mehr zu mir herüber tönt, hat sich, was früher nur als schwacher Hang sich äußerte, zur entschiedenen Stimmung gebildet, zieht eine stille unbekannte Gewalt mich hin zu den Schmerzen und zu der Vergänglichkeit des Lebens, ist mir der Gedanke des Grabes, selbst mit seinem nächtlichen Grauen, ein lieber Gedanke, der mit unnennbaren Empfindungen meine Seele erfüllt.

Wie viel theures ist sonst noch von mir abgeschieden, wie viele Gestalten sind verbleicht, wie viele Laute verstummt, wie viele Begegnisse

geendigt, wie viele Erwartungen mit ihrer Erfüllung und Nichterfüllung vorüber gegangen!

Von dem allen lebt ein Bild in meinem Gemüthe, das mich zuweilen innig froh beschäftigt — bis zum Vergessen, daß ich verloren, unwiederbringlich verloren habe für diese Welt; doch ganz kann ich dies selten vergessen, und auch über der innig frohen Beschäftigung schwebt eine leise Wehmuth.

Tage meiner ersten, meiner einzigen Liebe, selige, selige Träume des bangen, des wonnereichen, des erwartungsvollen Herzens! So bald, so schmerzlich aus diesen Träumen erwacht! so bitter die Täuschung des Lebens gefühlt! so furchtbar den Wahn des Lebens erkannt! Nein, davon lebt kein heitres Bild im Gemüthe, davon liegt etwas schwer auf dem Herzen, bewegt sich etwas düster vor den Augen, das meine Sinne verwirrt, und auf alles, was mich umgibt, dunkle Schatten fallen läßt. Hier muß

ich mich abwenden, damit die Wunde nicht immer forthlute.

So erſcheint mir das Leben gleich dem trüben Tage: eine hellere Anſicht kann ich ihm nicht abgewinnen, und könnte ich, ſo möchte ich es nicht. Dieſe iſt für mein Gemüth, für mein Bedürfen, wie ſie mir auch durch das Eigenthümliche meines Weſens und meiner Schickſale aufgedrungen wurde. In ihr bleibe ich mit mir ſelbſt und mit allem was mein iſt beyſammen. So oft ich es verſuche, mich in Gedanken in eine andre zu verſetzen, finde ich mich mir entfremdet, unfügſam auseinander gehend die Stoffe meines geiſtigen Daſeyns.

Ich begehre nicht, ſie jemand anzuſtreiten, wünſche aber auch, daß niemand ſich die undankbare Mühe gebe, ſie mir wegzuſtreiten. Wie ließe ſich in dergleichen Dingen, wo alles auf

die beſondere Empfänglichkeit des Gemüthes ankommt, etwas an- oder regſtreiten!

Gewiß meynen es die Menſchen gut, die mich zur Heiterkeit immerfort aufmuntern; aber ſie kennen, ſie verſtehen mein Herz nicht.

O, glaubet mir, ich gönne Euch Eure Fröhlichkeit, und kann ich nicht laut in ſie einſtimmen, ſo kann ich ihr doch mit Rührung zuſehen, ich würde viel verlieren, wenn ſie nicht wäre. Denket nicht, daß die Thräne, die Ihr bey Eurer lebhaften Freude in meinem Auge ſehet, dem Schmerze angehöre; nein, ſie gehört dem Schönen und dem Flüchtigen, was in aller menſchlichen Freude iſt. Denket auch nicht, daß Ihr Euch zurückhalten — manches verbergen müßtet in meiner Gegenwart um mich zu ſchonen, und kein Gefühl des Entbehrens, keine traurige Erinnerung in mir anzuregen. Der Anblick fremder ungetrübter Freuden gewährt mir Erſatz für das, was mir ſelbſt verſagt bleibt: im ſanftern

Mitgefühle eigne ich mir das an, dem in der unmittelbaren Berührung mein Gemüth widerſtrebt.

Bin ich denn überhaupt traurig, mißmüthig, unzufrieden? Ich klage ja nicht, ich fühle mich nicht einmal verſucht zu klagen, mir fehlt nichts; mir iſt wohl, ſehr wohl in meinem Zuſtande, es könnte mir gar nicht beſſer ſeyn; daß mir ſo, und nicht anders iſt, dafür weiß ich dem gütigen Weſen, welches unſer Leben anordnet, nicht genug zu danken.

Verwechſelt mich doch nicht mit den Unglücklichen, die etwas zu erdulden haben; ruhig-ſtill wohnt es in meinem Gemüthe, ruhig-ſtill fließt mir das Leben ab, ruhig-ſtill bewegen ſich in mir ſeine Eindrücke. Selbſt die Beſchäftigung mit den traurigſten Vorfällen meiner Tage verſenkt mich nicht ganz in Schmerz.

Ich genieße des Schönen und Guten wohl nicht weniger als Ihr, aber auf andre Weiſe.

Ich kann innig-froh ſeyn, und was in dieſes Frohſeyn von Trauer ſich miſcht verändert ſeine Geſtalt, ohne ſeinem Werthe für das Herz etwas zu nehmen; es hat ſelbſt wieder etwas Wohlthuendes. Auch an dieſem Morgen bin ich froh, alles deſſen froh, was wieder ins Leben erwacht iſt, ob ich es gleich nicht mit Euern Empfindungen betrachte.

Wenn ich oft und gern die Grabſtätten der Menſchen beſuche, und mich ſehne unter ihnen zu ſchlafen: ſo wähnet nicht, daß ich das Leben haſſe, oder des Lebens müde ſey. Ich liebe das holde Leben, aber ich liebe auch das Sterben; die Reiche der Verweſung umſchlieſſen ſo viel mir Werthes, wecken in mir ſo viele ſüße Erinnerungen, ſo viele dem Gemüthe befreundete Gedanken, ſie heben meinen Geiſt ſo ſanft hinauf zu höherm Lichte, zu höherm Frieden, daß mir hier das Sterben mit meinem lebendigſten

Leben zu einem theuern Bilde zerfließt, worum freylich eine milde Dämmerung ſchwebt.

Jenſeits des Grabes ertönen mir holde Stimmen des Grußes, und nennen mich mit Nahmen.

Jenſeits der Dunkelheit ſchimmert es neu herüber — noch durch Nebel; aber ich fühle es, ein Sonnentag bricht da an, und neugeboren werde ich einſt ihn ertragen können, und mit Wonne eintauchen in ſeine Strahlen.

Dorthin mochte ich bald, bald, weil es dort ſo ſchön iſt, weil ich dort alles Vermißte wiederfinde.

Umhüllt nicht Dämmerung hienieden des Menſchen Geiſt! verlieren ſich nicht in Dämmerung — zuletzt in Nacht — alle ſeine Erkenntniſſe, dahin nicht all' ſein Forſchen? Geheimniſſe der Ewigkeit ſind es, bey denen wir endigen; und dieſe Geheimniſſe, wie tröſtend ſprechen ſie aus ihrem Dunkel zum Herzen!

Iſt nicht das Dunkel-Helle eben die Sprache und die Kraft des Troſtes — die erweckende, ermuthigende, belebende Sprache und Kraft?

Wohnt nicht der Ewige über den Wolken? geht er nicht in Nächten an uns vorüber? und doch fühlt das Herz ſich ihm ſo nahe und vertraut — nie näher, nie vertrauter, als im Dämmerlichte des Lebens — doch iſt es ſeiner hier ſo gewiß, und fügt ſich ihm ſo kindlich.

O, eben dieſe Stimmung, die Ihr mir ausreden möchtet, weil Ihr ſie meinem Frieden und meiner Thätigkeit für nachtheilig haltet, bewahrt Ihm mein Herz, ſichert mich vor heftigen Beunruhigungen, erleichtert mir die Erfüllung jeder Pflicht, unterſtützt mich in der Läuterung meines Weſens, und macht, daß ich mich ſelbſt an die Menſchen mehr anſchmiege, als ich es ohne ſie vermöchte.

Dafür will ich ſorgen, daß ſie dieſe Wirkung immer bey mir habe, und mich losreißen, und

heitre Bilder um mich ſammeln, wenn ſie ſich irgendwo zu tief einwurzelt, ſich zu feſt an eine düſtre Vorſtellung hängt, und in Trübſinn oder düſtern Unmuth überſchlagen könnte, wovon ich allerdings einſehe, wie ſie mein Gemüth und Leben zerrütten würden.

7.

Margaretha.

Was denke ich denn nun zuerſt? Denken ſoll man doch des Morgens beym Aufſtehen; und das thue ich auch täglich. Oft überfallen mich die Gedanken noch halb im Schlafe — zwey, drey auf Ein Mal, und gehen mir ſo kreuz und queer im Kopfe herum, daß ich darüber ganz confus werden könnte, ich wundre mich, daß ich es nicht zuweilen geworden bin. Oft will es aber gar nicht, zum Beyſpiel heute. Wenn ich nur den Anfang hätte, das andre ſollte ſchon folgen.

Fällt mir denn nichts ein?

Gutes Wetter, denke ich, iſt es heute. Dagegen kann niemand etwas einwenden; aber ich komme auch nicht weit damit, dergleichen ſagt man wohl, aber man denkt es nicht. Ich muß

mich einmal auf gestern besinnen; vielleicht geht's da besser.

Schöne Kirschen waren auf den neuen Markt; ich hätte gern gekauft, und begreife noch nicht, wie ich der Lust habe widerstehen können, Kirschen sind mein Liebstes. Es hat mir auch Ueberwindung gekostet; indeß freue ich mich, daß das Geld gespart ist: es wäre verschluckt, und was könnte mir das nun nützen? Gar nichts — eine kurze Freude!

Sonst war ich noch weit ärger auf Näschereyen, nicht leicht ging ich an einen Conditorladen vorüber, ohne einzukehren, die Obstweiber haben viel Geld an mir verdient, mit den meisten war ich ganz bekannt geworden, sie grüßten freundlich. Wenn all' das Geld noch mein wäre — in der Sparbüchse! Jetzt weiß ich besser zu wirthschaften, was auch Noth thut, seit mir der Vater monatlich Einen Thaler am Nadelgelde abzieht. Man muß sich nach

der Decke ſtrecken — freylich nicht gut, daß es ſo iſt.

Sechszehn Thaler habe ich nun zu dem neuen Kleide. Dafür giebt's noch nichts Rares. Etwas Extra's möchte ich — ſo eine Pracht — wie Madame B. Im Hauſe verſchlägt's mir nichts, auf der Straße kann ich mich auch behelfen; dunkler Kattun, was nicht ſchmutzt ---. Aber alle vier Wochen einmal in großer Geſellſchaft, wo man ſich zeigen kann, daß man alle Augen auf ſich zieht, daß man alles ausſticht, daß alle Weiber ſich ärgern, daß acht Tage davon geſprochen wird ---. Manches Gute von Kleidern habe ich wohl — einiges Hübſche auch — etwas Beſondres nicht. Ueber mich hat ſich, glaube ich, noch niemand geärgert. Betrübt! Es würde mich gar nicht verdrießen, wenn man etwas mehr auf mich ſ[illegible]ven und von mir ſprechen wollte, möchte es auch zuweilen nicht ganz zum Beſten ſeyn, man nimmt für lieb.

Warum mich der Vater das Schneidern nicht lernen läßt? da wäre viel zu erſparen; und was das in einer großen Haushaltung für Vortheil bringt, wenn man ſich und den Kindern alles ſelbſt machen kann! Die habe ich nun zwar noch nicht; aber man muß an die Zukunft denken, da kommen die Sorgen.

Bey L—s gings geſtern hoch her. Geſprochen wurde genug — wenig Neues; nicht einmal die Kriegesräthinn E. hatte etwas, die ſonſt ſo viel hat, es muß jetzt nicht viel Neues in der Stadt paſſiren, ſie wüßte es gewiß. Alle Tage etwas Neues — das wäre ein Leben! warum geſchieht es denn nicht? Das Alte iſt nichts — immer einerley, man hat entſetzliche Langeweile, und dann die weitläuftigen gelehrten Diſcurſe darüber, da merne ich nun vollends zu vergehen. Eine Heirath oder Abſichten — Ehezwiſt — nahe Scheidung — Zank mit den Domeſtiken — eine Perſon zu Falle gekommen — bedenkliche Ver-

muthungen — ſchlechte Umſtände — was in Geſellſchaften vorgefallen — etwas von der berüchtigten A. — das lautet anders.

Das gelehrte Geſchwätz iſt mir in der Seele zuwider, darein menge ich mich nie; lieber noch die Zeitung. Vom Theater das laß' ich gelten, wenn neue Stücke gegeben ſind, und etwas Rechtes zu ſehen war, wie in der Jungfrau.

Die Kriegesräthinn E. mag ich leiden, mit der unterhalte ich mich verſtändig und gut. Die andern geſtern bey L—s waren meine Leute nicht! Die O., iſt eine Katze. Der N. bin ich ein Dorn im Auge; ich weiß wohl woher es kommt, aber es ſoll ihr nichts helfen. Die Q. meynt ſie hätte den Verſtand allein. Mit der T. — was das ein Geziere iſt! ein Zart- und Vornehmthun! immer Ach! und O! allerliebſt! meine Beſte — meine Himmliſche! wie das Püppchen ſich dreht und zirpt und lispelt und

wimmert! Die F. läßt an keinem Menſchen ein *gutes* Haar. Die W. voll Büchergrillen, und ſo weich, ſo empfindſam, und ſo verliebte Augen — die bildet ſich wohl ein, alle Männer ſeyen in ſie vernarrt; ſie ſollte mit dem ihrigen zufrieden ſeyn, und an andere denken, die noch nichts haben. Die St. — der pure Hochmuth. Die B. — der leibhaftige Satan!

Warum denn nicht geſpielt wurde? Das Spielen wird noch ganz ablommen, beſonders unter uns jungen Mädchen. Niemand will; und bey den Alten wird man nicht zugelaſſen, wenn nicht gerade jemand zur Parthie fehlt. Da haben ſie allerley Kunſtſtücke, Verſe, Räthſel, Charaden und dergleichen. Nicht nach meinem Geſchmack — ſo einförmig! man muß ſeinen Verſtand anſtrengen, was zu Hauſe genug geſpielt, und bringt doch mein nichts heraus. Ueber die Leute ſoll man auch nicht mehr ſprechen, da giebt's Stichelreyen. Womit denn die

Zeit

Zeit vertreiben? zuletzt bleibt nichts mehr, als ſich zu zeigen und — was ich nicht mag.

Spielen macht mir viel Vergnügen, das kann ich nicht läugnen; beſonders mit X., O., P., Q., das ſind ſcharmante Herren, die laſſen mich immer gewinnen, daß mein Beutelchen oft ganz dick und rund wird, was ihm in dieſen knappen Zeiten, wo ſonſt ſo wenig herein fällt, wohl bekommt. Wie ſchmächtig das arme Ding nicht zuweilen ausſieht!

Da iſt aber nun wieder der fatale Sommer vor der Thür — der Spielverderber! Alle Blätter auf den Bäumen gebe ich für zwey und fünfzig Kartenblätter hin — das Abendroth, den ſchönen Mondſchein und den Vogelſang dazu. Was damit manche Menſchen für ein Weſen treiben können! Wird nicht im Schauſpiel, in der Oper, in der Kirche geſungen?

In die Kirche gehe ich nicht oft. Meine Mutter meynt, es wäre nicht nöthig — alle

Festtage einmal, weil es herkömmlich. Der Meynung bin ich beynahe auch. Ich weiß da nichts anzufangen, unſre Loge iſt zu hoch gebaut, als daß ich mich recht umſehen könnte. Karoline und Eliſe laufen jeden Sonntag herein, und kommen oft mit ganz verweinten Augen zurück. Das begegnet mir nie; ich begreife auch nicht, wie man in der Kirche weinen kann. Gibt es nicht ohnehin genug zu verweinen? Wenn man im Spiel verliert, wenn man geärgert wird, wenn man will — und nicht kann, nicht darf; dann iſt Zeit zu weinen, ſonſt nicht. Es wird jetzt wieder Mode in die Kirche zu gehen; die ſoll ich wohl nicht mitmachen. Die Großmutter treibt und ſchilt zwar immer; mag ſie das, ich bin ſchon daran gewöhnt.

Vergeſſe ich nicht meine Tropfen? In drey Tagen keine genommen! Das wird nicht gut. Aber wozu die Tropfen? fehlt mir denn etwas? Man ſagt ich nehme ab, und ſehe blaß

aus. Das Erſte mag wohl richtig ſeyn, es wird mir alles zu weit, indeß kann es nicht ſchaden, ich bin doch ein wenig zu dick, und muß im Sommer ſehr ſchwitzen, daß ich oft ganz triefe — ob's gleich auch nicht viel ſchadet, ich will lieber ſchwitzen als frieren —. Blaß? das möchte ich nicht, es iſt häßlich und ich könnte krank werden. So arg wird's noch nicht ſeyn; ich glaube, ich werde zuviel mit den Tropfen gequält; ſie ſchmecken nicht ſo garſtig, wie die Medizin der Mutter, aber ſehr übel. Heute darf ich nicht überſchlagen, die Mutter wird gewiß fragen. Was Geſtern und Vorgeſtern betrifft muß ich mir ſuchen durchzuhelfen; ich kann ja etwas ausgießen. Heißt das nicht ſich durchlügen? wir wollen es nicht ſo genau unterſuchen.

Da habe ich mir geſtern an der langen Brücke einen ſchönen Kupferſtich gekauft — recht wohlfeil, für zwey Groſchen. Stellt den Schinder-

hannes vor. Ein garſtiger Nahme: Schinderhannes! gut, daß wir nicht ſo heißen! Der ſoll ein groſſer Spitzbube und Räuber geweſen ſeyn, und viele Mordthaten begangen haben. Jemchen hat ein ganzes Buch, das davon handelt; ich weiß nicht, ob er es ſelbſt gemacht hat. Sie wird wohl ſo gut ſeyn und es mir leihen, zum Durchleſen. Solche Bücher habe ich gern, wobey einem die Haare zu Berge ſtehen, daß man ſich fürchtet des Abends zu Bette zu gehen, und es einen von den Wänden her anſieht mit glühenden Augen Da weiß man doch, was man lieſt; für den andern Kram gebe ich nichts. Luſtige Schwänke ſind ſonſt auch nicht zu verachten. Ich habe einmal ein Buch vom Eulenſpiegel geleſen, das war herrlich.

Dem Schinderhannes hier ſehe ich ſo etwas am Geſichte an; vor dem nehmt Euch in Acht! Ich verſtehe mich ein wenig auf die Geſichter, und habe es gleich weg.

Hier unter dem Spiegel ſoll er hangen, daß ich mich des Abend recht fürchten kann. Hätte ich doch einen Rahmen darum, und ein Glas davor! Vier Nägel thun es auch.

Ob es wohl Hexen gibt, die durch ein Schlüſſelloch können? Von der alten B. ſagt man nichts Gutes.

Zu der weiſen Frau: wollte ich auch gehen, wenn mir das nur nicht heute wieder aus dem Sinne kommt! Ich glaube an das närriſche Zeug nicht, aber man kanns ja wohl hören. Sie hat doch manches vorausgeſagt, was richtig eingetroffen iſt. Ueberdies prophezeyt ſie mir immer gute Dinge. Ob ich heute über's Jahr einen Mann habe? das war's.

Die Prügeley geſtern auf dem neuen Markte hat mich recht beluſtigt. Ich hätte gern das Ende abgewartet, ſolchen Spaß hat man nicht alle Tage; aber es ging nicht gut an unter dem rohen Volke, wäre jemand bey mir gewe ſen ***.

Sie werden sich noch manches versetzt haben. Die Kleine kriegte tüchtig ab, dafür fuhr sie auch der andern nicht schlecht in den Haaren herum, und wie die Scheltwörter sausten und flogen hageldicht um die Köpfe!

Davon muß ich doch Jettchen erzählen, die erzählt mir dafür wieder etwas aus den Häusern. Jettchen kommt mehr in die Häuser — denn ihre Mutter lebt vornehmer als wir — ich mehr auf die Straße. Da hat denn jede das Ihrige, wenn wir zusammenkommen. Ich wollte es prügelten sich einmal ein Paar Weiber unter unserm Fenster, daß ich alles deutlich sehen und hören könnte.

Heute wird wieder an den Hemden genäht. Ich wüßte nicht, was ich lieber thäte; es ist etwas auf den Leib, etwas Gründliches und Beständiges, ein wahrer Reichthum; was soll mir das Flitterwerk? kurze Freude — viel Geld und Mühe! Hier sieht man's fertig werden,

man iſt fleißig und hat doch wenig Kopfbrechens. Und wie kann man dabey plaudern — nach Herzensluſt, über alles und jedes! Man näht gleichſam die Worte mit ein. Auf jeden Nadelſtich Ein Wort; man könnte noch viel mehr. Das flieſt ***!

Das Waſchen macht mir auch Vergnügen; auch dabey fällt zuweilen ein Wörtchen vor. Auf künftige Woche freue ich mich, da werde ich einmal wieder mit im Waſſer herum plätſchern. Dann das Plätten! man hat zu thun, zu denken, man rührt ſich mit allen Gliedern, man arbeitet ſich ab, man iſt Abends ſo lahm und matt! Arbeiten kann ich Trotz dem Beſten; mit mir ſoll niemand betrogen werden. Wo es hin und her zu gehen, Hand anzulegen, einzurichten, zu regieren gibt, da iſt Gretchen an ihrem Platze. Im Hauſe bleiben iſt die erſte Tugend einer Frau, arbeiten die zweyte, ſparen die dritte; da ſind wir fertig. Ich hoffe ich

kann mich anders zeigen, als Sie, meine Damen, mit ihren feinen Künſten, mit ihren gelehrten Büchern, mit ihren zarten, waſſerſcheuen Fingern, und mit ihren ſchwachen Nerven.

Vielleicht gewinne ich dieſen Morgen ein Stündchen Zeit, mich auf dem Trödel umzuſehen. Man findet da oft ſchöne Sachen, ſo gut wie neu, und für ein Spottgeld. Was habe ich nicht ſchon, das mein iſt — für die Haushaltung! alles dort gekauft — mit dem größten Vortheil! Wollte ich es wieder verkaufen, ich würde einen guten Gewinn daran machen; aber das thue ich nicht. Jetzt kann ich es freylich noch nicht brauchen; deſto beſſer, es bleibt im Stande, und ſo wohlfeil komme ich nie wieder dazu. Das Geld iſt man immer in Verſuchung zu vernaſchen. In eine Haushaltung gehört viel, und der Vater gibt nicht gern. Geldeswerth — doppelter dreyfacher — damit halte ich es; Tiſchzeuch, Bettzeuch, Stücke Leinwand, das läßt ſich

beſehen, befühlen, auseinanderlegen, zuſammenfalten, luften, waſchen, und was nicht alles?

Sonſt hatte ich einen Kleinhandel mit Eyern, die ich im Mandel einkaufte, und ſtückweiſe an die Mutter abſetzte. Der iſt eingegangen; der Nutzen war zu ſchlecht, oft hatte ich gar Schaden, bald wurden mir die Eyer faul, bald vergaß ich anzuſchreiben, bald die Mutter — zu bezahlen. Hätte ich ſonſt noch Abnehmer gehabt ===. Ich muß zu einer andern Zeit einmal darauf ſinnen, ob ich ihm nicht wieder mit einer beſſern Einrichtung auf die Beine helfen kann. Für heute habe ich nun genug gedacht.

8.

Serena.

Kein Wölkchen am Himmel — kein Wölkchen in meiner Seele. Dem Lichte gleich, das mich umfließt, flimmert es in mir. Morgen und Frühling, im Geiſte im Herzen, wie rings umher! Heiter blicke ich hinaus in den jungen mit Luſt und Schönheit geſchmückten Tag, und mit hellen Augen ſieht da alles fröhlich mich an, als wollte es ſeine Luſt und Schönheit in mich hinein blicken.

Tauſendfältig finde ich draußen wieder, was ich in mir fühle; es iſt ein ſüßer Verkehr des Lebens zwiſchen mir und der Welt — ein Weben und Athmen in Unſchuld und Freude.

Ich habe ein ſo deutliches Bewußtſeyn von mir ſelbſt und von dem, was ſich mir darſtellt. So friſch, ſo lebendig alles Streben und Wirken

meiner Kräfte — meine Gedanken so klar, so geordnet, so leicht sich fortbewegend, so glücklich sich an einander reihend — meine Empfindungen so ruhig und rein — alle Bewegungen meines Gemüthes im lieblichen Zusammenklange. Ich bin so aufgelegt zur Thätigkeit; etwas recht Schönes, recht Nützliches wünschte ich jetzt vollbringen zu können, es würde mir gewiß trefflich gelingen, wenn es gleich schwer wäre; indeß auch das Gewöhnliche, was ich heute zu verrichten habe, wird mir gut von Statten gehen.

Empfänglich öffnet sich mein Gemüth jedem Eindruck — dem reinsten, zartesten, schönsten am liebsten.

Stundenlang könnte ich bey mir selbst seyn, ganz hingegeben dem Gefühl des Lebens in mir, und der süßen Betrachtung; ganz überlassen möchte ich mich zugleich dem, was um mich her

glänzt, blühet, ſich regt, jubelt, was auf der Erde und in den Lüften ſeines Tages ſich freut, und mich verlieren in das Anſchaun, in das Mitgefühl; dann auch möchte ich heraus treten in das lebendige Leben, mit eingreifen nach ſtarkem Triebe des Herzens, ſpielend, für den ernſten Zweck, üben die Kraft, die, in Uebereinſtimmung mit den allenthalben hervorbringenden, entfaltenden, bildenden Kräften, mein Weſen beſeelt, und unabläſſig nach Aeußerung ringt; mit dem Lichte möchte ich mich ergießen über die erwachende Welt, wie das Licht, heilend, helfend, fördernd, erfreuend: ausdrücken möchte ich in irgend etwas Körperlichem, Bleibendem die Gedanken meines Geiſtes, einhauchen etwas Belebendem die dahin ſchwebenden Gefühle des Herzens, etwas in Geſtalt erzeugen, worin ich ſo mich wiederfände — nur mehr mich ſelbſt, mein lebendiges Daſeyn —, wie in dieſen heitern Morgengeſtalten, darin zu begrüßen Geiſt von

meinem Geiſt, mein Ebenbild, das Kind meines Herzens.

Daß doch dem Menſchen ſo wohl, ſo ſelig möchte ich ſagen, ſeyn kann im Gefühle ſeines Daſeyns!

Wie ſollte es nicht? Kann Daſeyn, ungeſchmächtes, ungeſtörtes, reines, kräftiges Daſeyn, ſich anders offenbaren, als im Wohlſeyn? Iſt es nicht immer freyer Lebenstrieb, freye Lebensäuſſerung, was in Lebensluſt vergeiſtigt aufgeht? Hemmung oder Zerrüttung des Lebens, die, auch wo ſie in ihm ſelbſt entſteht, von etwas Aeuſſerm veranlaßt wurde, was ſich als Schmerz ankündigt, und wovon aller Schmerz herrührt? leuchtet nicht ſelbſt dem erkrankten Leben das Licht erheiternd in ſeine Nächte?

Die verkrüppelte Blume trinkt den Strahl der Sonne; der niedergetretene Halm richtet ſich

auf ihr entgegen: und des Menſchen ſieches Gemüth füllt himmliſche Kräfte der Verjüngung.

Der Liebe iſt jedes Daſeyn entſtrömt, Liebe ward ihm ins Herz geſenkt, Liebe theilt ſich ihm fortdauernd mit, und erhält ihm die Einheit mit ſich ſelbſt, die Verbindung mit ſeinem Urſprunge. Wo aber Liebe iſt, da iſt auch Wohlſeyn, das ſich in dem Maſe, als die Liebe wächſt, als ſie frey und ihrer ſelbſt bewußt wird der ſeligen Freude nähert.

Und mein Daſeyn?

Was fehlte mir denn wohl? Ich bin geſund; ich kann meine Glieder, meine Sinne, meine Kräfte gebrauchen, wie es mir gefällt; ich habe Geſchäfte zu beſorgen, die ich gern ausrichte, die mich angenehm hinhalten, die mich ſchon durch das Gefühl der Thätigkeit und durch das Bewußtſeyn, ſie gut vollbracht zu haben, reichlich belohnen, und noch überdies dadurch, daß ich Mittel daraus entſtehen ſehe, daß man mir

zuweilen Zufriedenheit bezeugt, daß ich dann und wann andern Freude mache — was oft ſo wenig koſtet, wohl gar nur die eigne Freude iſt —.

Nichts iſt mir im Wege. Ich lebe mit allen Menſchen in gutem Vernehmen, niemand hat üble Geſinnungen gegen mich, und wenn ich zuweilen Kränkungen erfahre, ſo kommen ſie nicht aus einem feindſeligen Herzen. Wie hier mit meinen Bäumen und Blumen und mit den Vögeln in der Luft, ſo habe ich Frieden mit den Menſchen. Spannungen, Mißverhältniſſe zu Menſchen, Verlegenheit, wo Menſchen ſich mir nahen, die Nothwendigkeit auszuweichen, Argwohn oder Bitterkeit beym Gedanken an Menſchen — dergleichen würde mein Gemüth verfinſtern. Friede! wie ſchimmerndes Licht dringt das Gefühl davon durch mein Innerſtes. Es begegnen mir zuweilen Unannehmlichkeiten — aber auch wieder des Angenehmen ſo viel, daß ich jenes leicht überſehe und vergeße. Ich habe

manches geheißt, was nicht geschah; aber wie oft sind auch meine kühnsten Erwartungen übertroffen worden! wie oft ist geschehen, woran ich nie gedacht hätte!

Mir, mir gehört dieser Morgen mit aller seiner Pracht; ich kann genießen, in mich aufnehmen, mit meinem Leben vereinigen seine stille Freude und seine lauten Jubel; mir strahlt dieser Goldglanz des Himmels; mir schimmert dieses heitre Farbenspiel der Erde; mich erquickt dieses frische Grün; für mich erklingen diese süßen Laute; zu mir spricht es, mir schmiegt es sich an die Brust, was im Lichte des Morgens erblühet und hinaufstrebt.

Wie viele solcher herrlichen Morgen sind schon gewesen, wie viele werden noch kommen! Und die milden Abende, die schon gewesen sind, die noch kommen werden — in ihrem Glutschleine, in ihren Dämmerungen, in ihrer Feierstille, in ihrer

ihrer auflösenden Ruhe für den müden Körper für das kranke Herz!

Wann mir einſt auf Erden kein Morgen mehr aufgeht, und der letzte Abend in die ſtille, dunkle, kühle Nacht hinabſinkt: dann ein Morgen der völligen Lebenserneuerung: dann hinauf in das ewige Licht — in den ewigen Frühling — zu dem liebenden Vater — an ſein liebendes Herz — in den Glanz ſeiner Herrlichkeit: Trägt du überſeliges Menſchenherz dieſe Wonne?

Es ſind Menſchen da, die ich mein nennen darf, die mir zärtlich wohlwollen, und mir das in ſo manchem ſinnvollen Worte, in ſo mancher rührenden That beweiſen — Menſchen, denen ich mich offenbaren, und auf die ich rechnen kann, liebe, theure Menſchen, deren bloſes Daſeyn mir ſchon erfreulich wird, deren Anblick mich innig ergötzt, in deren Nähe es mich vertraulich

umfängt, deren freundliches, lehrreiches, aufmunterndes Gespräch mich angenehm hinhält.

In der Ferne, weit in der Ferne wohnen Menschen, die mir zugethan sind, und die oft an mich denken. Ich habe sie in mein Herz geschlossen, mein Geist schwebt zu ihnen hinüber, und wechselt mit ihnen Worte des Geistes; zuweilen ist mir auch, als ob sie zu mir gekommen wären, und sich nahe um mich aufhielten und mir zuweilen etwas zuflüsterten.

Unaussprechlich wohlthuend ist es, Menschen in der Ferne zu wissen, die man liebt und von denen man geliebt wird. Die Empfindungen dehnen sich gleichsam aus über die Räume, selig in dieser Erweiterung. Man wird inne, wie die irdischen Fernen nichts sind, für das Wesen himmlischer Allmacht in uns, und vertraut dieser Allmacht unerschütterlicher, wie sie nur die körperliche Berührung verweigern, damit, was körperliche Beschränkung nicht einengt, sich freyer

einander zugeſelle, reiner in der Eigenthümlichkeit ſeines Weſens ſich offenbarend.

Viele der Nahen und Fernen, und darunter einige, die mir ſehr, ſehr theuer waren, ſind dahin gegangen, wohin zuletzt alles geht. Aber ſind mir die verloren? Nein, ſie ſind nur in Sicherheit gebracht. Was an ihnen ſterblich war deckt und verwahrt die kühle Erde; der verklärte Geiſt ſtrahlt in dem Lichte des ewigen Morgens, die Gefilde der Seligen haben ſie aufgenommen; unter unvergänglichen Blumen wandeln ſie; ſollten ſie nicht unſrer gedenken, die wir noch unter den ſchnell vergehenden Blumen des Staubes uns freuen? Mit übeln Eindrücken von mir, mit dem Gefühle zugefügter Beleidigung iſt keiner — mit freundlichen Geſinnungen, mit Vergebung deſſen, was menſchlich gefehlt war, ſind ſie alle abgeſchieden, und dieſe Geſinnungen haben ſie noch. Ich kann mich oft innig froh mit ihnen beſchäftigen, und es iſt mir ein

überaus angenehmer Gedanke, daß ich ihnen folgen werde.

Dort oben in Liebe für mich — erwartet mich Liebe; und mir ſollte davor grauen, daß ich einmal dieſe freundlichen Plätze, wo es mir allerdings gefällt, verlaſſen, gegen noch freundlichere vertauſchen muß? Unter die ſchnell vergehenden Blumen des Staubes wird man mich begraben: zum Verweilen in himmliſchen Blüthenreichen, wo nichts welkt und trauert, werde ich erwachen. Darum ſchreckt mich auch die Vorſtellung nicht, daß wohl noch mancher meiner Theuern früher als ich ſterben könnte. Meinem Herzen ſterben ſie nicht, meinem Herz wird es ein Zug mehr nach oben ſeyn: dort, dort finde ich alles beyſammen.

Doch ſo heiter, wie ich jetzt bin, könnte ich nicht ſeyn; wenn ich nicht das allmächtige und gütige Weſen kennte, dem ich alles verdanke

was mich erfreut, das ſich meiner huldreich annimmt, das nicht aufhört über mich zu wachen und für mich zu ſorgen, das mich für jene Welt erziehen will, mir täglich hülfreichen Beyſtand gewährt, und ſich in wunderbaren Erweiſungen an meinem Gemüthe kund thut, das mit meinen Fehlern Geduld hat, und mir freundlich wieder zurecht hilft, wo ich mich verging — das Weſen, das mein Herz ſo gern Vater nennt; wenn ich mich nicht zu dieſem Weſen in einem guten Verhältniſſe fände.

Bey dem Gedanken an Gott erweitert ſich mein Herz, hebt ſich meine Seele himmelwärts; es wird mir, als wenn alles, was Erde und Himmel Reiches, Großes, Schönes, Seliges in ſich ſchließen mein wäre, als ob noch viel mehr mein wäre, da noch etwas mein wäre, wo die Gedanken des erhabenſten Geiſtes ſtill ſtehen und umkehren.

Mit ſeligen Schauern, mit Vorgefühlen der

unfinnigen Welt durchdringt es mich: Herr, Herr, Gott, barmherzig, langmüthig und gnädig, von groſser Güte und Treue.

Sein Antlitz lächelt mir freundlich in all' den holden Erſcheinungen um mich her.

Ganz anders enthüllt mir die Natur ihre Reize, indem ich Gott in ihr wahrnehme; viel ſchöner dünkt mir der Morgen, den ſeine Güte der verdunkelten Erde ſendet: bis ins innerſte Herz dringt, was das Auge ergötzt, weil es von ihm zeugt, von ihm, den ich liebe, mehr als ich ſagen kann, von ihm, dem Freunde meines Lebens.

Ja, ich liebe ihn, und fühle ſeine Liebe in mir, ſonſt könnte ich mich ſeiner nicht ſo freuen.

Auf meinem Herzen laſtet keine Schuld, die mich von ihm entfernte, oder mich bey'm Gedanken an ihm beunruhigte. Er kennt und trägt nachſichtsvoll die Schwachheit ſeines Kindes. Wäre ich mir ſchwerer Verſündigungen oder

vorſätzlicher Uebertretungen oder eines unreinen Sinnes bewußt: ach! dann müßte ſich wohl mein Inneres verdüſtern; nicht ein heitrer Schimmer würde in demſelben übrig bleiben, und nichts würde die Finſterniß zerſtreuen, vergebens ſchaute ich in den hellen Tag, die Nacht im Gemüthe.

Ich beſtrebe mich meine Pflichten zu erfüllen, und werde immer mehr gewahr, wie weſentlich nöthig das zu einer heitern Verfaſſung der Seele iſt. Kleine Verſäumniſſe ſchon trüben einigermaßen das innere Licht: wie würde mir zu Muthe ſeyn, wenn ich mich grober Vernachläſſigungen oder träger Verdroſſenheit anzuklagen hätte, und überall daher rührende Unordnungen bemerkte!

Heiter ſehe ich in die Vergangenheit. Unbequem oder drückend war mir darin wenig, und dieſes Wenige iſt überſtanden. Ich habe

menſchlich gefehlt — oft und viel gefehlt, aber ich weiß, das iſt mir vergeben. So erheben ſich nur frohe Erinnerungen — zahlreich, mannichfaltig, lebendig — in meiner Seele; auf unzählbare angenehme Begegniſſe, auf unzählbare Güter, die ich beſeſſen und noch beſitze, auf unzählbare Freuden, die ich genoſſen, auf unzählbare Stunden, die ich glücklich verlebt, fällt mein Blick.

Ich ſehe vor mich in die Zukunft, ohne ihr einen unruhigen Wunſch entgegen zu bringen, voll Vertrauen auf die Hand, die mich bisher geleitet hat. Viel Gutes darf ich erwarten; darin berechtigen mich bisherige Erfahrungen und noch mehr berechtiget mich mein Glaube dazu; Güte und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Lebenlang. Ich frage nicht ängſtlich, was mir noch etwa beſchieden ſeyn möchte; dieſe Frage geziemt mir nicht, und wozu ſollte ich ſie aufwerfen? Kann es mir nützen das vorher zu

wiſſen? oder darf es mich verlegen machen, daß ich es nicht weiß? Hätte ich etwa Uebel zu fürchten? Nein, wahre Uebel können mir unter dem Schutze der himmliſchen Liebe nicht begegnen. Mag denn auch Schmerzliches über mich kommen; es wird mein Beſtes ſeyn, und nie wird der mich verlaſſen, der ſich in den ſchon entflohenen Tagen ſo gnädig an mir erwieſen hat, nie bin ich noch allein geweſen, nie ohne höhern, ſtärkenden, beſeligenden Einfluß, auch in Zukunft werde ich es nie ſeyn.

Wenn ſich einſt in meinem äußerlichen Leben alles änderte, was mir bis jetzt günſtig und freundlich geweſen iſt: ich werde doch in einem gewiſſen Maße heiter und vergnügt bleiben können. Nur muß ich für den Zuſtand meines Herzens Sorge tragen, und in mir ſelbſt das bewahren, was am meiſten zu einer heitern Verfaſſung beträgt.

Stiller Fleiß, Ordnung im Wirken, Ord-

nung im Leben, Ordnung im Herzen, Ruhe im Gewißen, ſtäte Befreundung mit Gott, öftere Unterhaltung mit ihm, feſtes Anſchließen an die Natur, in Einfalt, Lauterkeit und Wahrheit des Sinnes, ſichern dem Gemüthe eine beſtändige Heiterkeit.

Zu allen Zeiten gleich heiter ſeyn iſt wohl unmöglich: es kommt dabey auf Dinge an, die nicht in unſrer Gewalt ſind, die wir oft nicht einmal kennen. Unſer jedesmaliges körperliches Befinden wirkt nicht wenig mit.

Kleiner Verſtimmungen kann auch ich mich zuweilen nicht erwehren, obgleich ſie mich nur ſelten anwandeln, und ſchnell vorübergehen. Ein ſchöner Gedanke, ein ſchönes Buch, eine ſchöne That haben mich nicht ſelten wie umgeſchaffen.

Dann war ich am heitersten, wann am wenigſten in mir war, das dem beſſern Selbſte widerſtrebte, wann ich mit meinem Thun am

meiſten zufrieden ſeyn konnte, wenn ich etwas Nützliches, mit reinem Sinn und ſo gut ich es vermochte, vollbracht hatte. Dann liebte ich auch Gott und die Menſchen am innigſten. Mit dieſen Mitteln will ich es ferner verſuchen.

Heute erhellt eine ungewöhnliche Heiterkeit mein Gemüth.

Ich will dafür ſorgen, daß mir nichts dieſe Stimmung verderbe. Ich werde viel beſſer ſeyn, ſanfter und gütiger mit den Menſchen umgehen, leichter meine Pflichten erfüllen, und mehr Gutes thun, wenn ſie mich den ganzen Tag begleiten.

Ich will ſie aber auch benutzen: je heitrer man iſt, deſto mehr kann man, deſto eher gelingt das Schwere. Die vorzüglich heitern Stunden fordern uns auf, jetzt das auszurichten, was wir zu andern Zeiten entweder gar nicht oder doch nur mit großer Mühe zu leiſten im Stande ſind.

Ja, ich verſtehe deinen Wink, mein väterlicher Freund: heute ſoll ich den Schritt thun, vor dem mir ſo lange gegraut, heute ſoll ich das Opfer bringen, um das ich ſo lange mit mir gekämpft. Heute oder nie! heute muß ich, heute will ich; dies ſey mein Dank für den heitern Morgen. Ich fühle mich ſo ſtark — freudig eile ich zur That; ſie wird mir die heitre Stimmung nicht verderben, ſondern mir dieſelbe am ſicherſten bewahren. Heiter, wie mir der Morgen dieſes Tages aufging, wird mir ſein Abend untergehen.

Es gibt Menſchen, die ſelten oder nie heiter ſind; die verdienen gewiß unſer Mitleiden, und würden es auch dann verdienen, wenn es ihre eigne Schuld wäre. Das ſollen ſie immer bey mir finden; ich will ſo gelinde und ſchonend als möglich mit ihnen umgehen, und recht ernſtlich

darauf denken, ob ich nicht etwas zu ihrer Erheiterung thun kann.

Wie du mir nahe gehſt, gute Thereſe! immer ſo in Wolken dein Gemüth, ſo ernſt und trübe dein Auge! Könnte ich doch Einen Theil deſſen, was ſo ſchwer auf dir liegt, von dir abnehmen, wie gern wollte ich es tragen! Leiſe, leiſe ſoll mein Wort deinen Schmerz berühren, immer mild tröſtend ſich ihm nahen. Sollteſt du auch manches unfreundlich aufnehmen, ich will doch nicht ermüden; du kannſt nicht anders. Heute, hoffe ich, wird es mir gelingen, dir eine frohe Stunde zu bereiten. Möchte es mehr als Eine ſein!

9.

Jucunde.

Nun herunter in's Freye. Daß man auch ſo viel köſtliche Zeit verſchläft! Im Schlafe iſt man beynahe wie todt, man könnte wohl darin bleiben, und dann wäre man's wirklich; man thut nichts und freut ſich nicht: wenn man nicht ein wenig träumte, wüßte man nicht, daß man noch da iſt. Aber was will das wenige Träumen ſagen gegen das volle, fröhliche Leben am Tage!

Die Blumen ſind wach, und glimmern ſo hell herauf, ſehen mich ſo friſch und freundlich an. Bienen, Schmetterlinge, Vögel — alles wach: das flattert, ſchwirrt, ſummt, zwitſchert, ſtötet und nubelt — durcheinander! Die Sonne hat ſich ſchon den Schlaf aus den Augen gerieben, und blickt mir ſo groß und funkelnd in's Geſicht, als wenn ſie alles, was noch von Schlaf

an mir iſt, wegblicken wollte. Geſchwind mein Lieblingslied.

Ich bin das Mädchen der Freude,
Froh tanz' ich durch's Leben dahin;
Ich blühe wie Blumen der Weide,
Unſchuldig und leicht iſt mein Sinn.

Mir lacht das liebliche Leben,
Von Thränen nur ſelten genetzt.
Die Sittſamkeit mag es vergeben,
Wenn Adelheid oft ſie nicht hört!

Mit ihr hat's immer noch Weile;
Drum will ich indeſſen mich freun;
Sie wandelt bedachtſam, ich eile:
So hol' ich ſie früh genug ein.

Das iſt ein Lied recht für den Morgen; was hätte man am Morgen Beßres zu ſingen! Es paßt auch ganz auf mich — mir wie auf den Leib gemacht. Dabey kann ich gute Morgengedanken haben, es ſteckt, glaube ich, voll davon. Wir wollen einmal ſehen.

„Ich bin das Mädchen der Freude.“ Ja, das bin ich. Die Freude hat mich faſt immer an der Hand, und leidet kaum, daß etwas anders mich anfaſſt; gleich bin ich wieder bey ihr, wenn ich mich irgendwo ein wenig aufhalten muſste. Wir beyde verſtehen uns, und haben uns von Herzen lieb. Sie kommt mir bald wie meine Schweſter, bald wie meine Mutter vor; aber wir ſchmollen nicht mit einander, wie Schweſtern oft thun, und ſie wird nie verdrieſslich, wie die Mutter zuweilen iſt, und kann alle Unarten an mir leiden, worüber ich von der Mutter geſcholten werde. Wenn ich aber ſchlecht würde, ſo würde ſie doch wohl nichts mehr von mir wiſſen wollen. Alle Tage beſchenkt ſie mich, und windet mir Blumenkränze, als ob mein Geburtstag wäre.

Ich habe ſo viel, ſo viel, was mir Freude macht, und was mir eben dazu gegeben iſt, daß ich mich darüber freue. Wozu anders? Ich würde

wurde sehr Unrecht thun, wenn ich mich nicht freuen wollte. Wie sollte ich es auch anfangen, mich nicht zu freuen?

Mich dünkt, indem ich mich von Herzen freue, bin ich wie ich seyn muß, und wo ich mich nicht mehr freue, bin ich nicht mehr ich selbst. Ein mürrisches Gesicht müßte mich übler kleiden, als ein häßliches.

Ich kann mich beynahe über alles freuen; über den Frühling und den Herbst, den Sommer und den Winter, über den plätschernden Regen und den hellen Sonnenschein, über den warmen Ofen im vertraulichen Zimmerchen und über die schneidende Luft draußen, über steife und muntre Gesellschaften, über ernsthafte und lustige Leute. Böse, unglückliche und grämliche Menschen will ich ausnehmen, doch gibt es unter den grämlichen welche, an denen ich Wohlgefallen habe. An der R. kann ich so lange zupfen und zerren, bis sie mit lacht und ordent-

liche May-Launen bekommt. Und wenn mich die alte P. eine Weile angepredigt hat, wird's mir, als müßte ich ſie bey'm Kopf nehmen, und hoch mit ihr in die Luft.

Auf dem Boden kann ich mich ohnedies nicht gut lange halten; er brennt mir unter den Füßen. „Froh tanz' ich durch's Leben dahin.“ Es iſt die beſte Art fortzukommen, man ſtößt ſich wohl einmal, aber dafür geht's auch über Stock und Stein, wo andre nicht herüber können. Springinsfeld nannte man mich vor zwey Jahren noch — jetzt nicht mehr.

Warum gehen, wenn man tanzen kann, wenn es einem tanzluſtig in allen Gliedern prickelt? das Gehen iſt langweilig; das Kriechen, Schleichen, Schweben wäre mir vollends recht. Kopf gerade, wie er gewachſen iſt — die Augen überall, wo es was zu ſehen gibt — immer weiter, ſo raſch als möglich, halb auf der Erde,

halb in der Luft; hat nicht Gott ſo den Menſchen geſchaffen?

Das Tanzen auf Bällen behagt mir wenig, alles nach der Regel, nach dem Kommando: Gewehr präſentirt! geſchultert! linksum! vorwärts! Marionetten am Dräthchen. Man ſollte glauben, es ſey den Leuten oben nicht ganz in Ordnung. Exerziren ſehe ich lieber, man weiß doch, was es bedeutet. Aber Tanzen im Freyen, vor Luſt und Freude, das iſt mein Leben. Tanz und Freyheit — Bruder und Schweſter — auf der grünen Wieſe, unter dem offnen Himmel, mit Blumen geſchmückt über und über, ſo paßt ſich's.

Wie die Schmetterlinge da herumflattern, von Blume zu Blume — jeden Augenblick auf eine andre! Unter die gehöre ich, das iſt mir ein luſtiges Völkchen; nur die weißen mag ich nicht, es ſind Perückenmacher.

Ich muß euch haſchen, ihr bunten Flatter-

geiler: nicht um euch aufzuſpießen, das wäre ſehr grauſam — nicht einmal fangen und näher beſchauen will ich euch, dabey könnte ich euch Schaden thun — nein, um hinter euch her zu ſeyn, um mich unter euch zu miſchen, um es mit euch zu haben.

Hätte ich doch ſolche bunte, leichte Flügel, wie ihr, mit euch von Blume zu Blume zu flattern, überall zu koſten und davon zu fliegen, und die Menſchen zu necken, die mich fangen wollten, beſonders wenn ſo ein Aufſpießer hinter mir her wäre — ich würde ihn ſchon in den Graben locken, daß ihm die Luſt verginge, uns den kurzen, fröhlichen Tag zu verderben. Und die jungen Bürſchchen, die euch ſo jämmerlich nachäffen im Flattern — weiße Schmetterlinge ſind's — wie wollte ich die herumführen! Da ſollet Ihr flattern lernen, die Ihr uns Mädchen als Blumen anſehet, von denen etwas zu naſchen iſt. Und Sie, mein Herr H., ſollten nicht der Letzte ſeyn.

Das geht nun einmal nicht, alſo muß ich bey den Blumen bleiben, die haben auch ein fröhlich Leben; und wenn ſie nicht von der Stelle können, ſo können ſie doch herauf, das iſt noch beſſer, es iſt eine ſtille, unſchuldige Freude — Himmelsfreude, die gen Himmel will, und von dem Lichte des Himmels ſich nährt.

„Ich blühe wie Blumen der Weide.“ Das ſind die beſten. Die Gartenblumen — ſo künſtlich friſirt, ſo reich, ſo koſtbar gekleidet! man kann nicht zart genug mit ihnen umgehen, „bleib' mir vom Leibe,“ rufen ſie ſchon aus der Ferne einem entgegen, „du verdirbſt mir etwas, wenn du mich nur mit deinen gemeinen Augen anſiehſt;“ immer in vornehmer Geſellſchaft — in Reih' und Glied, enge geſchnürt, wie die Damen auf dem Thee bey der Frau von P. Was das prunkt in den bunten Farben, und ſich gerade hält, Manieren hat, und ſich ziert, und ſich etwas weiß, und auf die andern Blumen

herabſieht. Die meiſten ſind geſchminkt, und dürfen kein Waſſer in's Geſicht bringen. Sie grüßen nicht, ſie danken nicht, nur dem Winde machen ſie ſteife Knickſe, wenn er ihnen auf den Nacken tritt. Um keinen Preis möchte ich eine Gartenblume ſeyn. Aber die Weideblümchen — einfacher Anzug — nett, reinlich, wie mein Morgenkleid — alles wohlfeil — jeden Morgen friſch gewaſchen — mit der Toilette gleich fertig, beym Aufſtehen — das Haar glatt durchgekämmt, bey einigen gekräuſelt, bey andern nicht, wie es die Natur hat wachſen laſſen. Fröhlich ſteht es beyſammen, fröhlich wimmelt es durch einander; ſie grüßen, wenn man noch weit von ihnen ab iſt, und rufen: „komm, komm, und ſpiel' mit uns, wir ſpielen mit jedem Lüftchen, und haben alle Tage Sonntag, viel bedeuten wollen wir nicht, und Umſtände können wir nicht machen, es iſt an uns nicht viel zu verderben, du kannſt uns auch abpflücken, in Kränze win-

den, an den Buſen ſtecken, wir ſind gern bey dir, wir haben dich ſchon in der Wiege gekannt, du biſt unſere Milchſchweſter.“

Liebe Mutter, du haſt ſchon oft davon geſprochen, ich müßte nun in den Garten; laß mich hier auf der Weide, bey meinen Milchſchweſtern, hier blühe ich ſo luſtig; eine rechte Gartenblume werde ich doch nicht. Es gibt ja ſo viele Gartenblumen, warum die Wieſen berauben, die auch etwas haben wollen.

Ich blühe wie Blumen der Weide,
Unſchuldig und leicht iſt mein Sinn.

Das gehört all' zuſammen. Die Unſchuld und der gute Muth lachen den holden Blümchen aus dem Geſichte — die reine Unſchuld, das wahre Sorgenfrey. So leben ſie, von einem Tage zum andern, recht in den Tag hinein, als ob es immer ſo bleiben könnte. Heute roth, morgen todt, kann man von ihnen ſagen: aber darum bekümmern ſie ſich nicht.

Unſchuldig: was heißt das? wenn man an böſen Dingen kein Gefallen hat, wenn man ſich nicht verſtellt, nicht an ſich künſtelt, nichts heimlich treibt, mit keinen Ränken umgeht, nicht mißtrauiſch iſt, wenn man ſich nicht ſchämen darf, jedermann zu ſagen, was man denkt, und jedermann zu zeigen, was man thut. Kleine Kinder nennt man unſchuldig, weil ſie einfach, ohne Falſch, offen, unbefangen und heiter ſind. Da ſoll ich auch wohl ſagen können: unſchuldig iſt mein Sinn.

Unſchuldig und leicht, das iſt nicht weit aus einander. Wenn man nicht unſchuldig iſt, kann man keinen leichten Sinn haben, da drückt immer etwas, thut's nicht der Schuh, ſo thut's das Gewiſſen, und das drückt noch anders, als enge Schuhe: ſo ſagte P., als er mir dieſe Stelle erklärte.

Nun, leicht genug iſt mein Sinn, ſo leicht wie meine Füße. Ich wüßte nicht, daß ich in

meinem Leben ſchwer an etwas getragen hätte. Ich nehme jedes wie es kommt, genieße fröhlich des Augenblickes, ſchaffe was mich hindert aus dem Wege, wenn ich kann, und wenn ich nicht kann, hüpfe ich herüber oder gehe herum. Unangenehme Dinge ſchlage ich mir aus den Gedanken, ich denke dabey an etwas Fröhliches. Es wird immer wieder beſſer. Nicht alles kann gut ſeyn, aber es iſt auch nichts ſchlimm, das nicht ſein Gutes bey ſich hätte.

Es will ſich manchmal ſo etwas Dunkles bey mir anſetzen, aber ich leide es nicht, ich vertanze, verlaufe, verſpringe es — gleich iſt's fort, und ich bin wieder ganz munter. Man muß den Quälgeiſtern nicht geſtatten, daß ſie ſich einniſten.

Was vorbey iſt, laſſe ich vorbey ſeyn; warum ſich damit Noth machen? wer ändert's?

Habe ich gefehlt, es ſoll nicht wieder geſchehen; habe ich mir Schaden zugezogen, ich will künftig vorſichtiger ſeyn. Wie es ſeyn würde,

wenn ich dies oder jenes nicht gethan hätte, geht mich nicht an.

Um die Leute, ich meyne die überverſtändigen, übelgelaunten, die immer nachzureden und zu tadeln haben, bekümmere ich mich nicht. Wollen ſie ſich um mich bekümmern, ſo mögen ſie's. Die andern ſind mir gut, und werden mir gut bleiben, ſo lange ich gut bleibe.

Mit der Zukunft habe ich vollends nichts zu ſchaffen. Wie es morgen ſeyn wird, kann ich nicht wiſſen, und könnte ich es, ich möchte nicht. Wird es morgen ſchlimm, ſo habe ich mich doch heute gefreut, und wird es gut, ſo werde ich mich deſto mehr freuen.

Sorgen? wo ſollte ich die unterbringen? nirgends Platz; und wofür hätte ich denn zu ſorgen? Gott und meine Mutter und das Feld und der Garten ſorgen für mich; da iſt alles in guten Händen, nichts worüber ich unruhig ſeyn dürfte. Die armen Menſchen! immer den Sinn auf

Morgen geſtellt, nie auf Heute, wenn es heute noch ſo ſchön wäre! Für die Alten mögen Sorgen ſich ſchicken, für uns Jungen ſchickt es ſich, ſie in alle vier Winde zu jagen, wir haben geſundes friſches Blut. Die Blumen ſorgen auch nicht, und ſind doch ſo prächtig gekleidet, und bekommen ihren Regen und Sonnenſchein.

Froh tanz' ich durch's Leben dahin;
Ich blühe wie Blumen der Weide,
Unſchuldig und leicht iſt mein Sinn.

Denk' doch, was es für Folgen haben kann, ſagt die Mutter ſo oft. Wer daran immer denken wollte, der müßte ſich oft lange beſinnen und die ſchönſte Gelegenheit verpaſſen. Dabey würde man entſetzlich ernſthaft und verſtändig werden, und könnte nie ganz nach dem Herzen und mit dem Herzen, man müßte oft wider ſein Herz, wo man doch fühlt, mit dem Herzen wäre beſſer. Die Folgen freylich gefallen mir zuweilen gar nicht; aber wer kann ſie immer voraus

ſehen, wenn er auch noch ſo klug iſt? Man denkt hin und her, und es geht doch anders, als man gedacht hat. Den Leuten, die immer den Kopf voll Folgen haben, wird gewöhnlich am ärgſten mitgeſpielt; ſie verrechnen ſich jeden Augenblick, und ſolvern über das, was ihnen vor der Naſe liegt. Die Folgen, die mir nicht gefallen, ſollen auch wohl ihr Gutes haben.

Wenn ich mich vor dem Unrecht in Acht nehme, und das will ich allezeit, dann wird ſich's mit den Folgen ſchon geben. Daß man nichts thun muß, wodurch man offenbar ſeiner Geſundheit ſchadet, die Achtung der Menſchen einbüßt, ſich allerley Unannehmlichkeiten zuzieht, oder gar ſchlecht werden könnte, verſteht ſich von ſelbſt; ſo etwas würde auch unrecht ſeyn, da iſt nicht viel zu bedenken.

Leichtſinnig? Nein, das bin ich nicht. Leichtſinn und leichter Sinn — ein großer Unterſchied! ich überlege, was zu überlegen iſt, ſo

gut ich es kann, und dann frisch ans Werk, mag's werden, was es will, ganz schlecht wird's nie. Unschuld und Leichtsinn vertragen sich nicht lange zusammen. Aber vom leichten Sinne zum Leichtsinn — ein kurzer Schritt. Hier muß ich auf meiner Hut seyn. Wenn ich leichtsinnig würde; dann wäre es mit der rechten Freude aus.

Mir lacht das liebliche Leben,
Nur selten von Thränen gestört.

Lieblich — das ist das rechte Wort. Wenn das Leben auch mitunter ein ernsthaft Gesicht macht; das dauert nicht lange, es lacht bald wieder, und steht in der Fröhlichkeit; und lieblich bleibt's immer. Es ist eine Lust zu leben, sich zu regen und zu rühren, zu fühlen, daß man da ist, allerley zu treiben — zu leben mit den Menschen, mit den Blumen an der Erde und mit den Schmetterlingen in der Luft. Zu allen Zeiten hat das Leben etwas, womit es sich schmückt, worin es erglänzt, wovon es laut jubelt, wo-

durch es still selig ist, worüber es süße Thränen weint.

„Nur selten von Thränen gehört.“ Selten — doch zuweilen. Nicht alle Thränen stören; es gibt auch Thränen, die man gern vergießt, Thränen, in denen man auf eine ganz besondre Art froh ist, Thränen der Wehmuth, Thränen der Liebe, Thränen der Freude, Thränen des Dankes.

Aber auch die Thränen der Traurigkeit kommen zuweilen, daß man sie nicht zurückhalten kann. Immer fröhlich, das geht nicht an; man muß zuweilen traurig werden, damit man nachher desto reiner froh wird. Traurigkeit ist wie der Regen, sie erfrischt das Herz, wenn nach langem Sonnenschein alles trocken und dürre darin geworden.

Wird's mir nicht zuweilen von selbst wunderbar im Gemüthe, daß ich weinen muß, ob mir gleich nichts fehlt?

Es war doch ſehr traurig, als neulich die Mutter an der ſchweren Krankheit lag, und ſo große Schmerzen hatte. Wie habe ich da nicht geweint! vier Wochen lang bin ich nicht froh geweſen; ich habe es aber nachgeholt, ſeit ſie wieder beſſer iſt, viel, viel heitrer lachte mir nun das liebliche Leben.

Und als die gute Karoline ſtarb — ich hatte ſie ſo lieb — traurige, traurige Zeit! Es gehörte etwas dazu, daß ich wieder mich freuen konnte.

Wenn doch die Menſchen immer leben könnten! Darüber möchte man zuweilen wohl traurig werden, daß alles ſtirbt und begraben wird. Das Sterben, das Begrabenwerden hat ſo etwas Dü-ſres, Banges, Schauerliches — gebrochen und ſtill das klopfende Herz, bleich und kalt die glühende Wange, geſchloſſen das freundliche Auge, ſtumm die holdſeligen Lippen — kein Laut mehr, kein Hauch mehr, woher es ſonſt vertraulich und lieb uns zuflüſterte — in die Erde, in die Erde

das blühende Leben — einſam alles umher. Ich will daran nicht zu viel denken, ſonſt vergeht mir alle Freude.

Aber wird nicht auch das Leben wieder neu? Blumen wachſen auf den Gräbern, und in den Gräbern wohnt nicht der Menſch, da liegt nur ſein abgetragenes Kleid, der Menſch iſt zum beſſern, ſeligen Leben erwacht, aus der kurzen Freude verklärt in die lange, ewige gegangen. Sterben iſt einſchlafen; vom dunkelnden, müden Abend durch die ſtille Nacht zum hellen, lebendigen Morgen, der alles geſund und ſtark macht. Das Sterben gehört zum Leben, wie die traurigen Stunden dazu gehören.

Nie, nie werde ich die gute Karoline vergeſſen, aber ſo traurig wie ſonſt bin ich nicht mehr, wenn ich an ſie denke, es thut mir nur leid, daß ich ſie nicht ſehen, mit ihr ſprechen, mit ihr froh ſeyn, daß ich nicht zu ihr kann, daß ſie ſo

ſchnell

ſchnell fort gemußt hat, daß die liebliche Geſtalt zerſtört iſt.

Ich kenne manche Menſchen, denen es recht ſauer in der Welt wird, denen Eins nach dem andern kommt, die ſich quälen und ängſtigen müſſen ohne Aufhören; und was hört und lieſt man nicht von harten Schickſalen, welche Menſchen getroffen haben! Das geht mir auch oft nahe, daß ich davon ganz traurig werde.

Traurigkeit iſt nicht wie Unmuth und Sorge, daß ſie das Herz beunruhigte und das Leben verbitterte; etwas ſchwer fühlt man's wohl im Herzen, aber es kann einem dabei recht wohl ſein, wenn ſie nur nicht überhand nimmt.

Doch ſoll man ſich auch nicht traurig machen. Es wird ſich ſchon von ſelbſt genug finden. Wo man nicht anders kann, wo man fühlt, man müſſe nun, da iſt die rechte Zeit.

Ob man wohl zu froh ſein kann? ich glaube nicht, des Guten wird nie zu viel, und Fröh-

lichkeit. das weiß ich gewiß, iſt etwas Gutes. Freylich, wenn es ſo weit ginge, daß man ganz ausgelaſſen würde, daß man ſich vergäße, nichts mehr bedächte, ſich ungebührdig ſtellte, den Anſtand, den rechten nähmlich, deſſen Geſetze im Herzen ſtehen, beleidigte, daß man in übermüthigem Muthwillen andre kränkte oder ſonſt etwas Unziemliches thäte, daß man ſich nicht halten, und kein Ende zu finden könnte…. Darauf folgt immer etwas Schlimmes. Aber wer wird denn auch ſo ſeyn? das wäre nicht mehr Redlichkeit.

Uebrigens ſinge ich mit:

Die Tugendſam mag es vergeben,
Wenn Adelheid oft ſie nicht ehrt.

Das iſt die verdrießliche Alte, die kein Stäubchen am Kleide, kein luſtiges Wörtchen, keinen freyen Sprung leiden kann, die alles ſo eingezogen, ſo leiſe, ſo geſetzt und verſtändig, ſo blöde, ſo manierlich und gedrechſelt haben will, daß

man es ihr nie zu Dank macht, die ohne Aufhören fragt: ſchickt ſich's auch? und hinter einem her lauert, und meiſtert und ſchilt. Zuweilen hat ſie nicht ganz Unrecht, und da höre ich auch wohl auf ſie; aber immer geht es nicht an. Das würde mir ein ſchönes Leben werden! Die meiſte Zeit muß ich ihr davon laufen, ehe ſie ausgeredet hat. Mag ſie's denn vergeben! — mag ſie's auch nicht, ich will ſchon ohne ſie fertig werden.

Mit ihr hat's immer noch Weile,
Drum will ich indeſſen mich ſtemm;
Sie wandelt bedachtſam ihr eile:
So hol' ich ſie frühe genug ein.

Bedachtſam genug wandelt ſie, und hockt noch dazu an allen Kaffeetiſchen, und hat nach allen Seiten gute Lehren zu vertheilen. O, die entläuft mir nicht. Wollt' ich mich jetzt ſchon zu ihr halten, ſo würde ich ihr bald weit voraus ſeyn, und das wäre nicht viel anders, als wenn

ich zurückbleibe. Gehe sie nur langsam voran, so behalte ich sie vor den Augen, was nichts schaden kann, und besser ist, als wenn sie mich vor den Augen hätte. Sie wird sich schon bequemen und handeln lassen, falls ich sie einmal nöthig haben sollte. Jahr und Tag hat's noch Zeit mit ihr.

Drum will ich indessen mich freun.

Gebe der Himmel nur, daß ich es heute mit fröhlichen Menschen zu thun habe! Ganz von Herzen froh bin ich nur, wenn andre es mit sind.

10.

Thereſe.

Tauſende hat dieſer ſchöne Morgen aus erquickendem Schlummer zu neuer Daſeinsfreude und zum frohen Genuſſe der Güter geweckt, womit die Milde des Himmels ihr Leben geſegnet; und gewiß hat der Blick hinaus in den ſchimmernden, farbenreichen, freudetrunkenen Tag — hinauf in das freundlich-heitre Blau, zu den ſtrahlenden Höhen, von welchen herab das Licht ſich verklärend über den Schmutz der Erde ergießt, auch manchem, mit Sorge und Kümmernis ſchwer belaſteten Herzen Erleichterung verſchafft, manchem Lebensmüden neuen Muth und neue Luſt, ſein Wirken und Leiden hienieden fortzuſetzen eingeflößt, manchem Verzagten, und an der, in undurchdringliches Dunkel gehüllten, Zukunft beinahe Verzweifelnden mit heitern Ansichten ge-

schmeichelt, und viele der bangen Klagen, die aus den schweigenden Schatten der Nacht gen Himmel stiegen, verstummen gemacht.

Mir vermag er die Klage nicht zu stillen, die, allen seinen Empfindungen längst vertraut, im Gemüthe wohnt, und was da laut werden möchte aufnimmt in ihre schwermuthigen Töne — mir die trüben Nebel nicht zu zerstreuen, die sich um mein Inneres gelagert haben. Meine Seele trauert und wird immer forttrauern; denn im Grabe, woher nichts zurück kehrt, ist mein Gut und meine Liebe!

Daran erinnert mich jeder neue Morgen um so lebhafter, je heller er über seine Blumen hinglänzt; er beleuchtet nicht mehr mein Gut und meine Liebe! hinab unter die Erde sind sie gesunken — im irdischen Lichte und unter den Freuden, die im irdischen Lichte blühen, finde ich sie nimmer.

Nur unter Thränen kann ich Gott für den

Morgen danken, der zwar dem Gemüthe einige Erfriſchung gewährt, aber dafür auch das Gefühl ſeiner Leiden ſchärft. Dem Abend öffnen ſich willig meine Schmerzen; denn er geſellt ſich vertraulich ihnen zu. In ſeinen Eindrücken iſt nichts, das meinen Empfindungen widerſtrebt, alles ſtimmt vielmehr mit ihnen überein, fließt ruhig in ſie über, und wallt ruhig mit ihnen fort. Er verſteht und theilt meine Trauer, und beſänftigt ſie, indem er ihr Nahrung gibt, und ſie in ſein dunkles Gewand kleidet. Gleichet er nicht dem Lande der Schatten, wo die verweilen, die ich im Reiche des Lichtes vermiße? Kunde von ihnen wehen die ſäuſelnden Lüfte zu mir herüber. Worte des Troſtes flüſtern ſie mir zu, und umflattern mit wehmüthig-lieblichen Traumgebilden, die halb in ſüßen Schlummer gewiegte Seele. Nach dem Abende hin ſchwebt ſchon am Morgen die ſtille Sehnſucht.

Auch die Nacht iſt mir befreundeter als der

Morgen: da verweilt die Betrachtung ungeſtört bey dem, wovon das Herz nicht laſſen kann; da erſcheinen mir die Geiſter der Abgeſchiedenen mit bedeutungsvollen Zeichen, und winken, ihnen zu folgen — in die Heimath aus der Fremde.

Heiter wie ein ſchöner Morgen ging der Tag des Lebens mir auf, Freudenverheißung war ſeine erſte Botſchaft an mich. Das Glück hatte für mich gethan, was es für ſeine Lieblinge zu thun pflegt. Nichts blieb mir zu wünſchen übrig. Die Reichthümer meiner Eltern gewährten mir alles, was der Ueberfluß gewähren kann, ohne mich die gewöhnlichen Beſchränkungen glänzender Umſtände fühlen zu laſſen, ohne meinem Herzen die mindeſte Gewalt anzuthun. Mehr als ihre Reichthümer gab mir ihre Zärtlichkeit. Im warmen Frühlingsſcheine der Liebe verging meine Jugend. Der unausſprechlich Verehrte, der unausſprechlich Geliebte, der unwandelbar

heilig Verehrte und Geliebte wurde mein Gatte und ich — das glücklichſte Weib — eine nicht weniger glückliche Mutter. Hell glänzend eröffneten ſich mir die Gefilde der Zukunft. Wie hätte ich ahnen können, daß ich alles erlangen ſollte, um alles zu verlieren!

Alles dahin — Eins nach dem andern dahin! All' dieſes Glück — alle Hoffnungen grauſam zerſtört — ſchrecklich verödet das reiche, ſelige Leben! — entſetzliche Täuſchung! — o, daß du dich einwiegen ließeſt von den ſüß ſchmeichelnden Stimmen, betrogenes Herz! unwiederbringlich verloren für dieſe Welt! Von allen dieſen Schätzen nichts übrig, als das elende Gold; daß es doch mit dahin wäre!

Auch du mich verlaſſen, du unausſprechlich Verehrter, du unausſprechlich Geliebter, du unwandelbar heilig Verehrter und Geliebter! du zuletzt von allen! Als auch du mich verließeſt, da bin ich geſtorben, mit dir der Welt geſtorben,

aber ich lebe um deiner zu gedenken, um dich fortzulieben in ſchmerzlicher Trauer — in ſchmerzlicher Sehnſucht. Und dieſe Trauer, dieſe Sehnſucht ſind allein noch mein Leben, ſie werden nicht aus dem Herzen weichen bis es aufhört zu ſchlagen. Verloren, unwiederbringlich verloren für dieſe Welt.

War es ein Traum? Nein, ich habe wirklich beſeſſen und umfangen, an dieſem Herzen hat es gelegen, mein wachſtes, wahrſtes Leben iſt es geweſen. Aber dahin — alles dahin!

So verſank mir mein Tag in Abendgrau und in Nachtfülle, während ſein Morgen noch nicht vorüber gegangen. Darum iſt mir am Abend ſo wohl, darum mir die Nacht ſo befreundet, darum kann ich den Morgen nur mit Thränen begrüßen. Das Dahin, Dahin tönt unaufhörlich in meiner Seele nach, und bildet die in derſelben herrſchende Stimmung. So oft ſich in heller Geſtalt etwas mir naht, um ſich an

meinem Gemüthe zu verſuchen, und es ſcheint, als möchte das Gemüth ſich ihm entgegen neigen, tönt es wieder: Dahin, Dahin!

Ich muß mich verwahren vor angenehmen Eindrücken, weil ſie bey mir nur die trüben Erinnerungen neu beleben, und mich das Dahin ſtärker fühlen laſſen.

Daß Ihr doch endlich einmal aufhören möchtet, mich mit Euerm Troſte zu verfolgen und zu quälen! Ihr wollet mir gewiß nicht wehe thun, aber Ihr thut es. Euer Troſt faßt die Wunden hart an, welche meine einſame Trauer gelinde berührt. Eure liebreiche Theilnahme, Eure treue Anhänglichkeit und Euer unermüdetes Bemühen bewegen mich innig; aber von dem, was Ihr vorbringet, wendet ſich das Herz fremd und kalt ab. Es koſtet mir unbeſchreibliche Anſtrengungen, darauf zu achten, und dann finden ſich alle meine Gefühle davon angegriffen,

gestört und in Unordnung gebracht. So schlecht nur kann ich Euern Eifer belohnen. Mir ist alles bekannt, was einem bekümmerten Gemüthe tröstlich seyn kann, ich habe es bedacht, wiederholt bedacht, nach allen Beziehungen erwogen, und auf mich angewendet. Es ist mir so deutlich, so gegenwärtig und eigen, als es nur immer zu werden vermag. Aber ich bin nicht in dem Zustande, wo man des Trostes bedarf. Der Trost hat seine Kraft bey mir erschöpft, er hat mein Herz zur Ruhe gebracht. Oder sehet Ihr mich leidenschaftlich bewegt, höret Ihr von mir heftige Klagen? beschuldige ich mein Schicksal der Härte gegen mich? entdecket Ihr Wünsche in meiner Seele, für welche die Erde Verheißungen hätte? Der stille Schmerz, der noch in meinem Innern wohnt weicht keinem Troste, er schmiegt jedem Troste vertraut sich an, und zieht sogar Nahrung aus dem Troste, dessen Wort er verspricht.

So iſt es nicht immer geweſen. Es gab eine Zeit, wo mein Herz voll Aufruhr war, und ſich gegen die Fügungen des Ewigen empörte, wo ich ängſtlich ſuchte, und nicht fand, wo ich ungeſtüm forderte, und nicht erhielt, und dann wild umher ſchaute und laut jammerte, und mich nicht zufrieden geben wollte. Ich flehte um den Tod. Es dauerte lange, bis ich ſo viel Faſſung erhielt, als zur vernünftigen Beſinnung und zum Nachdenken über meinen Zuſtand gehörte. Die beſänftigende Zeit gab ſie mir: da ſenkte ſich nach langen Kämpfen der Troſt mild in mein Gemüth. Ich habe gebethet und gerungen vor Gott, und Gott hat mich gehört, und ſich gnädig zu mir gewendet, und Hülfe gegeben dem ſchwachen Herzen. Tag iſt es nicht geworden in meiner Seele: aber Tageshoffnung dämmert durch ſie hin; ich ſehe in der Ferne den Tag ſchimmern. Jetzt weiß ich, und nichts wird mir dieſe Ueberzeugung erſchüttern: ein mir unver-

forſchlicher, aber väterlich-weiſer und gütiger Wille hat zu meinem Beſten über mich verhängt, worüber ich traure; der Vater prüft ſein Kind, ſchwer, ſehr ſchwer war, doch mit Liebe; er, der alles gegeben hat, hat alles genommen, daß ich lernte dulden und entbehren und mich ganz zu ihm halten, und durch Dulden und Entbehren zu höherer Vollkommenheit gelangte, und einer höheren Glückſeligkeit fähig würde. Durch dieſe tiefe Dunkel führt er zum ſtrahlenden Lichte: ich mußte auf Erden verlieren, damit ich im Himmel gewönne, damit ich den Himmel inniger liebte, damit er mir deſto reicher erſetzen könnte. Ich finde die wieder, auf ewig wieder — vielleicht bald, o daß es doch bald wäre! — um die ich weine. Sie leben für mich wie ſie in meinem Herzen leben. Meine beſten Stunden bringe ich in der Gemeinſchaft mit ihnen zu. Friede iſt in meinem Schmerze — Gottesfriede, Himmelsfriede. Mit getroſter Er-

wartung gehe ich der Zukunft entgegen, das ſtille wehmüthige Andenken im Gemüthe bewahrend. Nur ſelten, daß es heftig in mir erwacht, und ich werde noch alles Stürmiſche niederkämpfen.

Aber ich ſoll wieder froh werden. Das kann ich nicht. Euch zu Liebe habe ich es mit allen Mitteln verſucht, die ihr mir vorſchlaget, aber es iſt umſonſt geweſen, und wird ferner umſonſt ſeyn.

Ihr verlanget, daß ich mich zerſtreue. Zerſtreuung ſetzt ein für ſie empfängliches Gemüth voraus, und das fehlt mir. Ich bin nicht mehr für die Welt, und die Welt iſt nicht mehr für mich; ich habe verlernt, ihr irgend ein Intereſſe abzugewinnen; mein Gefühl iſt abgeſtumpft für ihre Eindrücke; alle dieſe Geſtalten gehen an mir vorüber, ohne die geringſte Veränderung hervorzubringen. Das laute Gewühl ſtößt mich zurück; die jauchzende Freude tanzet mich ſchmerz-

lich an, und reißt alle Wunden meines Herzens auf, wenn ich ihr nur zusehe.

An kleinen Vergnügungen ist es mir zuweilen gelungen einigen Antheil zu nehmen; auch das war nichts, aus mir selbst herausversetzt, mit mir selbst uneinig geworden, büßte ich das jedes Mal mit größerer Traurigkeit. Ich war aus der Begränzung gewichen, in welche mein Leben gewiesen ist, und die es nicht ohne Selbstverletzung verlassen kann. Eine Art von Reue, als ob ich Unrecht gethan hätte, fühlte ich, so oft ich mich dahin verirrt hatte.

Mein zerstreuen, wie ihr es meynt, kann und darf ich mich nicht. Nur Eine Art der Zerstreuung ist für mich wohlthatig: stille Geschäftigkeit, und diese verhindert mich so wenig, meinen schwermüthigen Empfindungen nachzuhangen, daß sie vielmehr ganz in dieselben mit mir eingeht, und ihnen, bald auf diese, bald auf jene Weise, zur Förderung dient. Zu tief sind sie in

mein

mein Weſen eingedrungen, und zu ſehr mit demſelben eins geworden, als daß irgend etwas ſie daraus vertilgen oder ihre Farbe verändern könnte, als daß etwas fähig wäre, mich wohlthuend zu berühren, was der Stimmung, die ſie in mir erzeugt haben, widerſtrebt.

O, glaubet mir, ich muß hinweg aus der fremden kalten Welt, ich muß mich immer mehr in die Stille zurückziehen, um mir die Art des Wohlbefindens zu verſchaffen, die für mich allein noch möglich iſt.

Ihr machet mich aufmerkſam auf das viele Gute, Schöne und Erfreuliche, das mir noch geblieben, wovon ſo manches ſich zu meinem Herzen mächtig hindränge, ſo manches ſich dem Herzen freundlich anſchmiege. Ich überſehe, ich verkenne das nicht; es rührt mich nicht ſelten bis zu Thränen, es wirft nicht ſelten heitere Schimmer in die dunkle Stimmung meiner Seele, daß ich mich davon erfriſcht und neu

belebt fühle. Aber mich froh machen, wie es andere froh macht, kann es nicht. Alles, was ich habe, wird von mir gehen, wie mein Beſtes weggegangen iſt, und mich einſam zurücklaſſen. Dem blühendſten Leben ſehe ich die Züge des Todes ſchon im Geſichte; es wird bald verwelken und hinfallen. Das Meiſte mahnt noch dazu an ſchöne Zeiten, die nimmer wiederkehren; ich muß mich davon wegwenden.

Nicht bloß dem Abgeſchiedenen, auch dem Vorhandenen hat mein Herz alle Liebe bewahrt, die es je dazu fühlte, hierin allein bin ich nicht ärmer geworden; aber meine Liebe zu dem Vorhandenen iſt, wie die zum Abgeſchiedenen, Liebe im Schmerze.

Ich kann mir manches zuweilen recht nahe bringen, ſinnend darüber verweilen, Gedanken an Gedanken reihend, Intereſſantes daran wahrnehmend, was ich bey einer andern Verfaſſung des Gemüthes vielleicht nicht bemerken würde;

indeß ſind es immer Beziehungen der Trauer, die ſich am meiſten herausheben, und wodurch es ſich dem Herzen vermählt. In ſolchen Stunden lebe ich mehr und beſitze mehr mich ſelbſt, ich bin gewiſſer Maßen glücklich, aber nicht das was Ihr froh nennet.

Ich ſoll, ſagt Ihr, wenigſtens das von mir entfernen, was meinen trüben Gedanken Nahrung gibt. Wenn dies nun gerade mein Liebſtes wäre, das, was mich am meiſten anzieht, am hinhaltendſten beſchäftigt, wenn ich deſſen nun gerade zuweilen bedürfte, um mich vor verzehrendem Gram oder völliger Leere des Herzens zu ſichern? Müßte ich es auch dann entfernen?

Ich ſoll die traurigen Gedanken nicht abſichtlich unterhalten, ſie nicht ſelbſt hervorrufen, entwickeln, beleben. Wenn denn nun meine Seele leben müßte von den traurigen Gedan-

ken, wenn das Unterhalten, Hervorrufen, Entwickeln, Beleben derselben ihr den einzigen, für sie noch vorhandenen Genuß darböthe, wenn es dem Troste den freyen Zugang zum Herzen erhielte, wenn es in Augenblicken der Herzensdürre milde Erweichung brächte? Ist es nicht Bedürfniß, unaufhörlich nach der Stelle zu fühlen, wo es schmerzt — nicht diese Schmerzenvermehrung Schmerzenslinderung? O, lasset mich doch mit meiner Trauer, wie ich Euch mit Eurer Freude lasse. Ich kann nun einmal nicht wie andere.

Und warum soll ich gerade wie andere? warum froh seyn, da das Frohseyn mir nicht frommt, mich mit mir selbst in Widerspruch setzt, da die Trauer mir gerade das gewährt, was andern die Freude, indem sie mein Wesen in stiller Einigung erhält, und die Ansprüche der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft friedlich ausgleicht. Ist denn das Froh-

ſeyn die einzige Art des ſich wohl Befindens? Muß nicht jeder bey ſich ſelbſt ausmitteln, wie ihm am meiſten wohl werden könne? Dieſe ſchwermüthige Stimmung iſt mir ſo lieb, daß ich ſie gegen eine fröhliche nicht austauſchen möchte, wenn es mir auch möglich wäre.

Zeiget mir, daß ich ſonſt in irgend einer Hinſicht bey einem ſolchen Tauſche beſſer lebe: und ich will noch einmal das Aeußerſte der Anſtrengung aufbiethen, ob es mir gelinge. Aber das werdet, das vermöget Ihr nicht. Verſäume ich mich etwa? bringe ich meine Zeit in müßigen Träumen und ſchwärmeriſcher Sehnſucht hin? verweichliche ich mein Herz? fühle ich weniger, was dem Menſchen das Herz bewegen ſoll, als ich in einem andern Zuſtande fühlen — leiſte ich weniger, als ich in einem andern Zuſtande leiſten könnte? bin ich kälter in der Freundſchaft, verdroſſener zu helfen, träger in der Erfüllung meiner Pflichten? habe ich mich

auch da von der Welt losgesagt, wo ich im Stande bin, durch meine Dienste zu nützen?

Es gehört zu meinen deutlichsten und festesten Ueberzeugungen, daß ich nicht ohne beträchtlichen Nachtheil für meinen Charakter mich von meiner Trauer trennen würde. Alle meine moralischen Empfindungen und Kräfte sind in ihr aufgewachsen und von ihr genährt worden; sie konnen nicht anders leben und sich äußern, als mit ihr. Auch die Religion billigt meinen Schmerz. Sie belehrt mich, daß nur mittelst desselben die Absichten, welche die Vorsehung bey ihren schweren Verhängnissen mit mir hat, erreichbar sind. Sie selbst hat ihm seine gegenwärtige Gestalt gegeben, und fordert mich auf, ihn zu unterhalten und zu meiner weitern Bildung zu benutzen. Ich erkenne, wie sehr ich seiner noch bedarf, um das zu werden, was ich werden soll.

So traure denn fort Herz; es iſt dir beſchieden zu trauern, bis du brichſt. Wie ſanft wirſt du einſt brechen! Kühlend und mild wird es dich umfangen, wann aller Tage Abend ſich dämmernd herabſenkt auf das müde geweinte Auge, und der letzte Schlummer es zuſchließt!

Heilige Nachtſtille des Todes, wie werde ich dich willkommen heißen! Land des Lichtes über dem Grabe, Gefilde des ſeligen Wiederſehens, dich werde ich begrüßen in unausſprechlichem Entzücken!

Dorthin wo meine Lieben ſind, zum ſtillen Grabe — zum ſonnenreichen Morgen über dem Grabe, ſchwebt mein Verlangen, dort wird es enden. O, daß es ſchon Abend wäre!

II.

Natalie.

Das war wieder eine dunkle, bange Nacht — hier am Bette des geliebten Kindes! Was hat das arme Geschöpf nicht ausgestanden — und so willig, so still, so gelassen! nicht [redacted]mal geklagt Freundlich sah sie mich an, so oft ich nach ihr hinblickte, als ob ihr nichts fehlte, während der Schmerz in ihrem Gesichte zuckte, und sie umsonst die Anstrengung zu verbergen suchte, womit sie gegen ihn kämpfte. Mir bleibt nichts, als ein stummes Mitfühlen, nicht helfen, nicht trösten kann ich; ein heiteres Lächeln beantwortet meine kummervollen Fragen.

Die himmlische Seele! wie vieles mag sie leiden und niederdrücken, wovon ich nichts gewahr werde! Es würde ihr gewiß Erleichterung geben, wenn sie klagte; und doch schweigt sie,

um das mütterliche Herz nicht zu verwunden. Ach, sie weiß nicht, daß sie mir eben damit das Herz durchbohrt!

Zwey Jahre dauert das nun schon — und keine Besserung, kein Hoffnung gebendes Zeichen! die Kräfte nehmen immer mehr ab, die Schmerzen werden größer und kommen häufiger. Daß die zarte Natur ihnen nicht schon längst erlegen ist ***! in allen Zügen ihre tief eingegrabenen Spuren, in dem ganzen Wesen ihre Zerstörungen.

Jetzt ist sie sanft eingeschlummert; ich will ja sorgen, daß nichts sie störe, der Schlaf wird ihr doch einige Linderung gewähren.

Seit drey Tagen haben sich meine Augen nicht geschlossen, müde vom Wachen und Weinen möchten sie oft zufallen, aber dann reißt die Unruhe sie plötzlich mit Gewalt wieder auf. Ich fühle mich matt und erschöpft, aber schlafen kann ich nicht, schlafen darf ich nicht, ich

muß wachen und arbeiten für mein Kind. Bey dem großten Fleiſe erwerbe ich kaum ſo viel, als zum nothdürftigen Unterhalte gehört — oft reicht es nicht einmal hin. Ich entbehre und behelfe mich gern, aber wie ich mich auch einſchränke, es bleibt nichts übrig, meinem Kinde einige Erquickung zu verſchaffen. Könnte ich mir doch noch mehr entziehen und noch mehr arbeiten! dem Herzen ſollte es gewiß nicht ſauer werden. Aber mehr kann ich nicht, wenn ich mich meinem Kinde erhalten will, und das iſt doch meine erſte Pflicht; was ſollte aus dem unglücklichen Weſen werden, wenn ich auch krank würde oder gar ſtürbe!

Nach Ueberfluß habe ich nie getrachtet, ich brauche wenig, und meine Luiſe iſt ſo genügſam, kann bey Wenigem ſo froh ſeyn; wäre ſie nur geſund, uns ſollte die Armuth nicht drükken. Aber hier fühle ich — das Mutterherz fühlt es —, daß Armuth ein Unglück iſt. Sein

Kind ſchmachten ſehen, wo mit einer Kleinigkeit zu helfen wäre, und dieſe Kleinigkeit nicht beſitzen, ſich denken, wie ſie ihm wohlthun, wie es ſich davon geſtärkt finden würde, und ſie nicht beſitzen — o, das zerreißt das Herz.

Früh wurde mir der theure Gefährte und Beſchützer meines Lebens durch den Tod entriſſen. Drey unmündige Kinder weinten mit mir an ſeinem Grabe; ſie kannten noch nicht die Größe ihres Verluſtes, und ich kannte ſie noch nicht ganz. Nur um ihn, den zärtlich, den ewig Geliebten floſſen meine Thränen. Ein mit ſauerm Schweiße errungener kleiner Wohlſtand, den er uns zurückließ, würde uns vor Nahrungsſorgen geſichert haben, wenn nicht der Druck der Unglücksjahre gekommen wäre, da haben Einquartirung, Contribution, Theurung und Mangel an Verdienſt alles aufgezehrt, ſo daß

wir nun allein an den dürftigen Erwerb gewiesen sind. Wenn da nicht an Einem fortgearbeitet wird, fehlt es gleich überall.

Ein Paar Male war ich nahe an der Verlegenheit, von andern annehmen zu müssen. In großer Noth wurde es mir so schonend geboten — fern jeder Schein der Wohlthat — ja fast aufgedrungen von unverkennbarer Liebe. Viele Thränen wären damit abgetrocknet gewesen; ich konnte nicht. Und wenn ich nun doch noch müßte, wenn weiter kein Rath und keine Hülfe wäre für mein Kind! Ja, dann könnte ich; es wäre entsetzlich! Gott wird es wohl nicht so weit mit mir kommen lassen.

An meinem Julius konnte ich hoffen nun bald eine Stütze zu haben. Ein herrlicher, vielversprechender Jüngling! Wie hing er an der Mutter und Schwester! wie theilte er unsere Sorgen und unsern Fleiß! wie glühte sein Herz bey der Vorstellung, daß er im Stande

seyn würde, uns in eine beßre Lage zu setzen! und wie sank er dann mit den heiligsten Versprechungen und überwältigt von frohen Gefühlen an meine Brust! O, er hätte Wort gehalten! Eitles Hoffen des Menschen! Auch diesen süßen Lebenstrost sollte ich verlieren, auch ihn riß das harte Schicksal hin, weg vom Herzen der Mutter, hinab in die dunkeln Reiche, worein uns alles versinkt.

Eduard irrt in der weiten Welt umher — auf Wegen, vor denen so oft die Liebe ihn warnte, in seinem Leichtsinne bethört und umstrickt von den Netzen schlauer Verführung. Um den habe ich unaussprechlichen Kummer; ich kann nicht aufhören an ihn zu denken — er hat ja unter meinem Herzen gelegen — für ihn steigen, unter heißen Thränen, in schlaflosen Nächten, meine Gebete gen Himmel.

So bin ich denn allein mit meiner Julie, der das Leben ein langer Schmerz geworden,

und mit meinem Elende. Wenn ich nun auch die noch verlöre und dann ganz allein stände mit meinem Elende! Ich sollte vielleicht Gott bitten, daß er sie zu sich nehme, und ihrem Leiden ein Ende mache; es ist ja so wenig zu hoffen. Aber ich vermag es nicht; das liebe, duldende Kind ist mir so theuer, so unentbehrlich, seine Pflege ein so starkes Bedürfniß, die kleinste Erleichterung, die ich ihm verschaffen kann, ein so angenehmes Geschäft, die Theilnahme an seinen Schmerzen eine so süße Gewohnheit, daß das wohl der härteste Schlag seyn würde, der mich treffen könnte. Und doch muß ich darauf gefaßt seyn.

Gott, wie schwer prüfst du mich! mein Herz vergehet in Jammer. Doch ich will dir still halten, und über mich nehmen, schweigend, gelassen, was du mir zuschickest. Du thust es, ja du, Gott der Weisheit, Gott der Liebe, du,

der es immer wohl meynt und wohl macht, der nie mehr auflegt als man tragen kann, du Hülfreicher, allmächtig Naher, du, von dem Kraft und Troſt in das zagende, zerbrochene Herz kommt. O, wenn ich das nicht wüßte: ich könnte nicht mehr, es wäre längſt aus mit mir. Ich will es mir oft vorhalten, recht tief einprägen, ich will es zum deutlichſten, lebendigſten Gedanken meiner Seele machen, daß du es thuſt, du, der Gott der Weisheit und Liebe, der auch im Schmerze ſegnet. Ergebung will ich üben, nach Ergebung will ich ringen, bis ich mich ganz und gar ergeben habe, bis ich ganz und gar in deinem Willen ruhe, bis mir jeder Wunſch zuwider geworden iſt, der von dem, was du verhängſt, abweicht, bis ich alles billige, was du fügſt, bis ich den quälenden Schmerz liebe, weil du ihn ſendeſt, bis ich, völlig eins mit dir, völlige Zufriedenheit finde.

Noch drängt ſich zuweilen aus dem beklom-

nenen Herzen die Frage hervor: warum trifft es mich denn so hart? warum beugt es mich denn so tief darnieder und umfängt mich so dunkel von allen Seiten, während andere es so gut haben?

Weg mit dieser Frage! Könnte sie nicht geheime Regungen des Neides, unfreundliche Gesinnungen gegen die, welche ich für glücklicher halte, in mir erzeugen? ist nicht auf jeden Fall etwas Selbstsüchtiges, etwas das sich gegen die Fügungen Gottes auflehnt darin? müßte nicht, wenn ich damit fortführe, Unzufriedenheit, Widerstreben, Mißmuth daraus hervorgehen? Und gebührt es mir so zu fragen? weiß ich, wie gut es andre haben? hat nicht jeder seinen Theil von dem Ungemache des Lebens zu tragen? hat nicht Weisheit jedem zugemessen, wie viel ihm nützlich ist? schickt es sich für das schwache Kind, seinen Vater zur Rechenschaft zu fordern, warum er es so und nicht anders einrichtet? ist es im

Stan-

Stande, die väterlichen Anordnungen, die viel weiter reichen und viel tiefer gehen, als sein beschränkter Blick, zu beurtheilen? wollte auch der Vater sich zu ihm herablassen, und ihm seine Gedanken offenbaren, würde es sie fassen können? Darf ich meine Zustimmung verweigern, weil mir nicht alles klar ist, obgleich ich Ursache habe, mich fest und freudig auf die väterliche Weisheit und Güte zu verlassen? und verweigere ich nicht meine Zustimmung, indem ich auf jener Frage bestehe?

Nein, ich soll glauben, lieben, dulden, warten lernen. Wenn mir nun darum diese Bedrängnisse zugeschickt wären, damit ich dies lernte, damit ich es in einem höheren Grade lernte!

Glauben, unerschütterlich glauben, wo man nicht siehet, glauben der untrüglichen Verheißung, der Bürgschaft im Herzen: das erhebt und

reiniget die Seele, das verbindet mit Gott, mit allem Guten und Schönen, das erzeugt höheres Leben im Gemüthe und erfüllt mit überirdischen Kräften. Nie würde ich jene Frage aufwerfen, wenn ich so immer glaubte.

Wohlan denn, ich will die Prüfung benutzen, ich will unverwandt hinaufblicken zu den ewigen Sternen in den Nächten meines Lebens, daß das Herz immer den finde, den habe, den das Auge nicht wahrnimmt, ich will unverändert fest halten, mit allen Kräften des Gemüthes, an dem Worte, das aus dem Dunkel den Frieden verkündigt, und es hoch empor tragen über Zweifel und Beunruhigung, und es innigst mit mir vereinigen, daß es mein Denken, mein Fühlen, mein Handeln werde.

Kein rechtes Glauben ohne Liebe. Die Liebe schließt das Herz dem Glauben auf, und gibt es ganz dem hin, was dieser umfaßt; je mehr

und reiner man liebt, deſto ſtärker, gefühlvoller, ſtandhafter glaubt man. Welcher Glaube gleicht dem Glauben an das Geliebte!

Muß aber nicht die Liebe ſich im Schmerze bewähren, im Schmerze ihre edelſten Kräfte gewinnen? Ja, damit ich mein Herz von der Welt abziehe und von allem, was eitel iſt, damit ich es ganz zu Gott hinwende, damit ich beweiſe, ich liebe in ihm nicht bloß den Geber erwünſchter Gaben, ſondern das Höchſte und Beſte der Weſen, das auf meine Liebe ein Recht hat, durch das ich bin, dem ich angehöre, ich liebe unwandelbar, auch wenn ſeine Liebe mir nicht vernehmbar iſt, damit meine Liebe werde wie Gold im Feuer geläutert, darum prüft mich Gott ſchwer.

O, wie glücklich werde ich ſeyn, wenn ſeine herrliche Abſicht an mir erreicht wird!

Stärke der Liebe, wird mich unterſtützen, daß ich kehrte Stärke des Duldens erlange; und auch deren bedarf ich.

Oft iſt das Herz wohl ſtille in mir und harret zu ſeinem Gott, aber auch oft wieder unruhig und verzagt. Wenn es mich überfällt mit der ganzen Laſt meines Ungemachs, wenn ein empfindlicher Schmerz mir durch die Seele greift, wenn der Anblick meines leidenden Kindes mich erſchüttert, wenn meine traurige Lage ſich mir lebhaft darſtellt: dann wehre ich nicht genug dem Ungeſtüm des Herzens, dann regt ſich zuweilen etwas von Bitterkeit und Mißmuth, was ich nicht ſchnell genug unterdrücke. Ich verweile nicht ſelten mit einer Art von Wohlgefallen bey der Betrachtung meiner Schickſale, um mir ſelbſt zu ſagen ich ſey doch ſehr unglücklich, um mir ein Recht zu Beſchwerden zu erwerben.

Das alles muß ich niederkämpfen, noch lange

nicht hinlänglich geläutert und geübt in der Geduld iſt meine Seele. Ganz, ganz muß ſie ſich Gott unterwerfen, das Schmerzlichſte muß ſie ausſtehen können ohne Murren, ſie muß es ſo ausſtehen können, als ob ſie es ſelbſt gewählt, im Glauben und aus Liebe gewählt hätte.

Zu ſolchen Uebungen gibt mir Gott Gelegenheit, die will ich treu benutzen. Dulde, dulde meine Seele, beuge dich ſchweigend vor deinem Gott, trage in Demuth willig dein Kreuz; duldend erwirbſt du dir das Edelſte der Tugend, den Sinn des Himmels, überwindeſt du das Letzte, was zu überwinden iſt, und erringeſt die Palme des Sieges — in der Geduld erhebt ſich dein Weſen zur überirdiſchen Verklärung: das will ich unabläſſig mir zurufen. Und fühle ich mich dann ſchwach, verlaſſen mich alle Kräfte, ſo wirſt du Gott mich ſtärken und aufrichten: kann ich nicht mehr, ſo wirſt du forthelfen. Dem zerriſſenen Herzen wirſt du die Thräne vergeben, die ſtill

dem Auge entfließt. Zur ſüßen Erleichterung haſt du das Weinen dem beladenen Gemüthe verliehen. Weinen iſt ja nicht murren.

Dulden und warten, abwarten, getroſt und ſchweigend erwarten, was noch kommen ſoll, das gehört zuſammen.

Ich will ich denn nicht mehr mit ängſtlichen Blicken in der Zukunft ſpähen, nicht mehr bekümmert und engherzig fragen: wie wird's werden? Wäre mir dies zu wiſſen nützlich, du hätteſt es mir kund gethan. Werde es wie es will, es wird immer gut ſeyn, und ich kann es überſehen, wie ich bisher überſahen habe. Du haſt ſchon alles für mich eingerichtet — hier und dort. Darum ſey dir alles anheim geſtellt. Ja, ich hoffe auf dich, Gott, du biſt meine Zuverſicht. Keine Sorge ſoll weiter mein Herz beſchweren, an deiner Hand leiteſt du dein Kind, und die

wirst du ihm nie entziehen: da geht es sicher, da hat es nichts zu fürchten.

Willst du das Ziel meiner Leiden noch weit hinausrücken, Vater, dein gnädiger Wille geschehe an mir und meinem Kinde! Laß es mich nicht vergessen, daß du es durch diese Schmerzen zum Engel bilden willst; es glänzt schon so viel an ihm von der Engelnatur. Laß mich nie ermüden in der treuen Pflege; o, ich fühle es, das werde ich nie. Laß mich jede meiner Pflichten, auch die schwerste, gewissenhaft erfüllen, und es dankbar anerkennen, wo du mir Erquickung sendest.

Ich erfahre doch oft deine helfende und tröstende Nähe; du gewährst mir doch manches, was zuweilen einige Schimmer der Heiterkeit in die Seele bringt; du segnest meinen Fleiß, und lässest es mir gelingen; du verleihest und erhältst mir die nöthigen Kräfte, und das wirst du ferner thun; du führest mir die bewährte Freundinn zu, die in allem Kummer mit mir aushielt

und in deren treue Brust, das volle und schwere Herz sich so oft ausgoß.

Es wird gewiß einst besser, ist es nicht auf Erden, so ist es dort oben bey dir. Dort fließen keine Thränen mehr. Sie sind doch flüchtig und kurz die irdischen Tage; bald, o, bald ist alles vorüber! wie ein Traum wird es dann mir seyn; überschwänglich, überschwänglich wirst du dann trösten. Hätte ich hier Freude, so würde es mir schwer von hinnen zu scheiden. Jetzt ist das meine Freude, daß ich dieses Land der Schmerzen verlassen werde.

Halte dich Herz, und warte bis dein Gott kommt. Ja dein Gott ist es, welcher kommt. Schlage unverwandt mein Auge hinauf zum Himmel, der sich über dir öffnet, seinen Frieden auf dich herab zu strömen.

12.

Julie.

Sechs schon vorbey — und noch in den Federn? das wäre? und so schläfrig? mit rechten Dingen geht es nicht zu. Sonst bin ich um fünf bey der Hand — ganz übrig in allen Gliedern. Und im Sommer, auf dem Lande ...! Gewiß auch nichts Besonderes gewesen, wobey man das Recht hätte, länger zu schlafen! Wenn das Ueberhand nähme! Wie viel könnte schon besprochen, bestellen, eingerichtet, getrieben seyn!

Gibt's denn noch nichts für mich, worein ich munter werde? Der Kerl ist mir heute ganz sonder; ich wär' wohl aufgelegt, ein wenig Grillen zu fangen. Grillen? die kämen mir gelegen. Ist man nicht genug gerlagt in der Welt? — mit allen, vom Morgen bis zum späten Abend — hier was zu verlieren, da was zu verschaffen.

dort was zu verreden — Aerger, Herzeleid — und nichts dazu sagen dürfen, ohne Ende! Wer hält das aus?

Hätte ich doch nur gleich etwas Lächerliches bey der Hand! Läßt sich denn gar nichts aus dem schweren Kopfe losschütteln? Lachen ist das Vernünftigste, womit man den Tag anfangen kann. Aber so früh fällt selten etwas vor.

Ich muß jetzt meine Morgengedanken halten.

Daß die auch noch dazu gehören! Mit den Gedanken habe ich ohnehin meine Noth. Die kommen mir Hals über Kopf — den ganzen Tag — krumm und gerade, schlank und korpulent, schwer und leicht, groß und klein, willkommen und unbequem, hin und her; bald flattern sie in der Luft, bald hüpfen sie mit beschnittenen Flügeln auf den Boden herum; da gibt es Gedanken im Reisrock, im feinen Neglige und im Nachtwämschen; die letzten sind mir die rechten!

Kuriose Gedanken habe ich oft nach Tisch auf

dem Sopha. Ein buntes, tolles Völkchen, das allerley Kapriolen macht.

Lange einerley denken geht nicht wohl; davon wird man ganz sauertöpfig, man könnte sich überstudiren und verwirrt werden in seinen Sinnen. Ich besorge, daß ich oft zu lange bey Einem stehen bleibe. Der Bruder meynt das nicht, und gab sich sonst zuweilen einige Mühe, meine Gedanken in Ordnung zu bringen; jetzt thut er es nicht mehr, weil es nichts hilft, wie er sagt. Nun, liebes Brüderchen, kann man denn denken wie man will? ich denke, wie es mir einfällt; es ist nicht immer etwas Besondres, aber es darf sich immer sehen lassen, und die Ordnung kommt hintennach — von selbst. So extra gescheut, solche Ueberflieger sind gewisse Leute eben auch nicht. Andere mögen wohl gelehrtere, höhere, geputztere Gedanken haben, daraus mache ich mir nicht viel; wer die klügsten hat, das ist noch die Frage. Die Gedanken der Frau von E. legen

Weiß und Roth auf, an den meinigen alles natürliche Farbe. Ich möchte wohl, daß einmal jemand alles aufschriebe, was ich einen Tag über denke: es würde sich zeigen ... Nicht so vornehm, meine Damen, wir wollen auch mit.

Uebrigens sind Morgengedanken, wenn sie sich nur fügen, so übel nicht; vielleicht helfen sie mir heute auf die Beine.

Noch immer nichts zu lachen! Wenn ich nicht dabey sprechen kann gelingt es selten. Bin ich allein, so fallen mir oft die lächerlichsten Dinge ein, ohne daß ich darüber lache. Sprechen und Lachen — durch einander — zugleich — etwas erzählen, wobey jeden Augenblick gelacht werden muß, Unfug treiben mit lautem Gelächter, das ist recht für mich.

Etwas Lächerliches sah gestern bey R — e vor, ich habe nicht gelacht, weil niemand mitlachte. Zum Glück war R. nicht da, sonst hätte ich es doch nicht lassen können; den darf ich nur an-

ſehen, gleich platzt's heraus, daß ich mich nicht halten kann. Wie würde es heute über mich her gehen! Ich werde genug kritiſiert, geſcholten, geläſtert über das Lachen; bittre Feinde habe ich mir ſchon damit gemacht: wie ſteht's zu ändern? Nehmet es mir doch nicht übel, ich bitte ſehr. Alles will ich laſſen, nur das Lachen nicht. Lachen iſt das Leben, wenn man nicht mehr lacht iſt man todt.

Morgen kommt N. heraus, da gehen wir durch, was bey R — s ſich zugetragen; heute iſt er bey S — s, wo es auch einige Kurioſitäten geben wird, die prächtige F., die dicke H., die aufgeblaſene O, die gezierte U., die bunte P., der ſüß-gemüthliche, vergebende A., der politiſche F, der duftende G., der wichtigthuende, geheimnißvolle T., der geglättete Q. mit dem ſchönen Haarſträußchen auf dem Kopfe, der liſpelnde, zarte B, wenn er nicht etwa in Krämpfen liegt, berechtigen zu guten Erwartungen. Ein köſtliches

Theeſtündchen morgen mit dem herrlichſten Gelächter!

Dafür habe ich mich geſtern drey Stunden ſteif und lahm geſeſſen. Ich ſoll mich hübſch ausnehmen unter ſo ernſthaften Leuten, ganz gravitätiſch — zum Todtlachen ſagt N. Das weiß ich wohl, daß ich mir Mühe geöe, geſetzt und ſolide zu ſeyn, daß ich von Zeit zu Zeit verſtändig darein ſehe und darein rede, mich in meinem Staate ausbreite, viel auf dem Stuhl hin und her rücke, daß es mir oft in den Füßen krimmelt und wie Queckſilber durch die Glieder geht, daß ich zuweilen Luſt hätte, alles beym Kopfe zu faſſen und herumzuziehen. Das wird aber auch alles ſeyn.

Nicht jedes Lachen iſt nach meinem Sinne. Das Kichern ſchickt ſich nur für die albernen Dinger von vierzehn Jahren. Manche Menſchen können nur ſchmunzeln, manche nur mit dem Naſenlöchchen, manche nur unter dem Felle

lachen, manche lachen nur in ſich herein, aus manchen muß das Lachen in langſamen, ſchweren Zügen herausgepumpt werden, einige lachen im gellenden (e), andre im tiefen (a), andre, aber nur wenige, in (o), einige lachen, als wenn ſie enrümirt wären, andre wie ein ſchnarrendes Uhrwerk. Alle die ſind nicht die Meinigen; im hellen (a) gehört ſich's zu lachen, und dann friſch weg und darüber hin — ſo ein ſchallendes, jubilirendes Lachen, immer über etwas Neues. Das Lachen aus allen Kräften, daß man ſich halten muß und den Athem verliert, behagt mir auch nicht. Fliegendes Gelächter muß es ſeyn.

Aber es iſt Zeit, daß ich einmal etwas anders denke.

Die Kuchenfrau iſt ſchon ein Paar Morgen nicht hier geweſen. Ob die Gute etwa krank geworden? Das ſollte mir leid thun. Ihre Kuchen waren etwas ganz Beſonderes — außerordentlich

delicat. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß ſie heute nicht ausbliebe.

Was die F. und die O. geſtern einander zuzuwinken hatten? Das war ein heimlich Thun — bedenkliche Geſichter! Es müſſen wichtige Sachen geweſen ſeyn. Ich hätte wohl horchen mögen. Neugierig bin ich nicht, aber dies wüßte ich für mein Leben gern. Werde ich es noch erfahren? Von mir iſt es gewiß nichts geweſen — was konnte man von mir ſagen? — aber ich glaube von der T.

Der H. flattert jetzt auch irgendwo herum, wo er nicht aufzutreiben iſt — immer neue Connexionen. Werden ſie endlich einmal beichten, mein Herr, damit wir uns nicht genöthigt ſehen, ſie unter ſtrengere Aufſicht zu nehmen?

Ich muß ein wenig im Garten herum laufen; ich verſpüre mich gewiß, wenn der Körper in Bewegung iſt, hat die Seele auch Motion, woran es bey mir oft gebricht.

Das Wetter ſcheint heute ſchlecht werden zu wollen. Wenn es uns nur nicht in die Partie nach Moabit regnet! Sind wir erſt auf dem Wege, dann iſt mir's einerley, ich frage nach dem Regen nichts, und luſtig geht's faſt immer dabey her — luſtiger oft, als beym ſchönſten Wetter. Mein Wetter bringe ich mit, es iſt immer gut. Jeder hat ſeine beſondere Manier, wenn er naß wird, wie beym Eſſen und Trinken. Minchen ſucht ſich zu helfen, und ſtellt ſich jeden Augenblick unter einen Baum, wo es aus den Wolken und von den Blättern regnet, ſchüttelt in einem fort das Waſſer ab, und putzt wieder auf, wo etwas in Unordnung gerathen iſt; Hannchen kriecht in einander, wie ein Würmchen; Pinchen fühlt ob die Crochets auch in Gefahr ſind; Liddy ſchreit bey jedem dicken Tropfen; die einfolbige Karoline wird ganz redſelig, die immer kälbernde Luiſe ſtumm und verdrießlich; Jettchen läßt die Ohren hangen; Friederike weiß

von nichts, führt ihre Rede fort und bemerkt zuweilen kalt, das Wetter könne beßer seyn; Malchen geht, wo es am dichtesten herabfällt und sagt kein Wort; Agnes, meist still und in sich gekehrt, wird von Zeit zu Zeit sehr lebhaft; Anthonie neckt alles; Thereſe fragt, wer um ein wenig Regen so viel Spectakel machen werde; Natalie nimmt sich sorgfältig auf; ganz possierlich hängt's an Elisen herunter; Lorchen piept, wie ein Mäuschen; die dicke D. ist mürrisch; die schmächtige A. versichert, davon werde alles wachsen und gedeihen; die wackelnde B. knetet gelaßen fort; die U. beſprützt sich bis über die Ohren, und sieht dabey fleißig nach den Strümpfen; bey den andern ist Jammer und unendlicher Jubel.

Nun, heute seh' ich's kommen; die empfindsamen Spatziergänge, die mir so oft die Luft verderben, werden zu Waßer. Ich wette, die T. zieht das neue seidene Kleid und seidene Strümpfe und seidne Schuhe an — sie kann es

nicht laſſen; das wird ein Feſt werden! Aus der ſchönen Natur mache ich mir ſo beſonders viel nicht, man hat ſie alle Tage; fröhliche Spiele, wobey es zu jagen, zu raillieren, zu prügeln, heimlich zu verſetzen gibt, ſind beſſer.

Werde ich auch zur rechten Zeit fertig ſeyn? O, ich bin immer fertig, jetzt gleich — außer, wo ich es ſeyn ſollte; vor lauter Fertigſeyn fehlt's da überall. Wenn man ſo viel zu denken und zu ſorgen hat, als ich, iſt das zu entſchuldigen. Was ziehe ich denn an? Kommt Zeit kommt Rath.

Ich freue mich, daß ich Julchen heiße. Als ich noch klein war, nannten mich meine Schweſtern oft Jule, wenn wir uns gezankt hatten. Beynahe ſchwarz habe ich mich darüber geärgert. Aber Schühle, Schülli; Juliane, Julie? Laßt uns einmal hören.

Schühle? unausſtehlich! gemein dazu; eben ſo lieb wollte ich Urſul heißen. Schü- damit ſcheucht

man Sperlinge auf — ich eine Sperlingsſcheuche? In Sachſen würde man ausſprechen Schiele; auch nicht erbaulich.

Schülli? das klingt, als wenn man apportiren ſollte.

Juliane? nicht übel, vornehm, poetiſch. Doch nicht für's Leben. Das ane zieht ſo feyerlich hinterher, iſt wie eine lange Schleppe am Kleide, alles hängt ſich daran, im Hauſe kehrt man die Treppe damit, wenn man ſich nicht aufnimmt; ich denke man hat in der Welt genug nachzuſchleppen.

Julie? ganz hübſch, lieblich — inniges Gefühl und ein ſtilles, in tiefer Bewegung doch ſanft verfließendes Gemüth (das ſind lange und hohe Reden), andeutend, ſagt R. — nur ein wenig ernſthaft. Ich muß mich einmal darauf im Spiegel beſehen, ob ich wohl Julie heißen kann. Nein, ich bin noch nicht verſtändig genug.

Wenn ich dreyßig Jahr alt bin: dann nennet mich Julie, bis dahin aber Julchen. Luſtig, Jubel, Julchen das iſt all' nahe mit einander verwandt. Höre ich Julchen rufen, ſo wird mir, als müßte ich auflachen und in die Höhe ſpringen.

Viele Leute glauben, ich könne nur lachen und luſtig ſeyn. Die irren ſehr, ich bin auch zuweilen ernſthaft, überaus ernſthaft. Still ſitzen freylich hält ſchwer; aber im Stehen und Gehen habe ich manchen guten Gedanken und überlege viel, ſelbſt im Sprechen, was man nicht vermuthen ſollte. Ich leſe auch in Büchern, und nehme es ſehr zu Herzen. Es iſt noch nicht lange her, daß ich einmal einen ganzen Tag ernſthaft geweſen bin. Wie war das doch? Ich kann mich nicht mehr recht darauf beſinnen. Oft kömmt es nicht an mich.

Ein wenig ernſthaft das ſchickt ſich, und iſt auch nützlich, nur nicht zu viel — nur nicht zu

viel. Manche Leute ſind ganz entſetzlich ernſthaft; ſo möchte ich nicht werden, ich werde ſorgen, daß es nicht geſchieht. Falten auf der Stirn? Die ſollten mich kleiden.

Leichtfertig iſt Julchen auch nicht. Zwar verplappere ich mich oft genug — wer kann denn jedes Wörtchen auf die Wage legen? — aber wo es ſeyn muß, weiß ich mich auch in Acht zu nehmen.

Mit dem Schweigen geht es mir ſchlecht; ein Geheimniß drückt mir das Herz ab, doch brauche ich es nur Einer zu ſagen, und da ſuche ich immer die aus, die beſſer ſchweigen können als ich, und recommandiere ihnen die Sache.

Wenn man mich plauderhaft nennte, würde man mir Unrecht thun, ob ich gleich manchem Wörtchen den Hals breche. Wäre das denn ſo übel? Denken und Sprechen ſind Geſchwiſterkinder; über dem Sprechen kommen mir die beſten Gedanken. Mitunter kommen ſie auch nicht:

ich habe oft zu den Wörtern ſchon angeſetzt, und die Gedanken laſſen mich im Stiche, da ſitze ich armes Kind dann und muß mich auslachen laſſen. Es gibt doch zu lachen, und ich lache mit.

Vor einem halben Jahre verſuchte ich einmal, ob ich nicht ſo künſtlich reden könnte, wie die D. Einige zierliche Redensarten aus Büchern hatte ich, vor dem Spiegel konnte ich auch ſchon das Mündchen ſanft öffnen und leiſe ſpitzen, und die Silbertöne ſchienen mir zart zu klingen. Das wurden luſtige Geſchichten, als ich es zum erſten Male auf dem Thee probierte.

Etwas Schlechtes oder Unanſtändiges werdet Ihr Julchen nicht nachſagen können. Ich bedenke mehr, als man mir anſieht, und predige auch andern hinlänglich vor; aber hört man darnach?

Sonſt mag ich wohl mancherley treiben, was ich füglich unterlaſſen könnte; Unruhe muß ich haben. Schadet's denn ſo beſonders, daß ich hier

und da etwas umwerfe? — man kann es ja wieder aufheben, und iſt es zerbrochen ſo wird Neues dafür angeſchaft, ſoll denn alles ewig ganz bleiben? — oder daß jemand Seitenſtöße bekömmt oder auf den Fuß getreten wird? kann er nicht ſchreyen? ich ſchreye oft, ohne daß mir jemand in die Seite ſtößt oder auf den Fuß tritt.

Zuweilen kann ich recht bewegt werden, ich habe ſchon viele, viele Thränen vergoſſen. Manches rührt mich ſehr, beſonders in Reden und Büchern. Traurig bin ich ſelten, ich habe auch keine Urſache dazu. Wenn ich mir Mühe gebe es zu ſeyn, ſehe ich aus, als ob ich Medizin genommen hätte. Ich will mir keine Mühe mehr damit geben, mit der Zeit ſoll ich es wohl von ſelbſt lernen.

Wie ſteht's übrigens mit dir Herzchen? noch alles richtig? o, im beſten Stande. Hier hat's ſo leicht keine Noth. Wir können Sie zu etwas anderm brauchen, meine Herren als uns in Sie

zu verlieben. Seyen Sie nur ferner folgſam, willig, freundlich, murren Sie nicht gleich, wenn Ihnen ein wenig aufgeladen oder mitgeſpielt wird, laſſen Sie es in Geduld über ſich gehen; Sie haben manches ehrliche Mädchen gefoppt. Ob Ihre Tugend am Ende den Preis gewinnt wird ſich ausweiſen.

Sie Herr F. werden heute die Ehre haben meinen Shawl zu tragen, Sie ſind etwas bequem, man muß Sie zuweilen bemühen und üben; ich hoffe, Sie thun es gern, — und verbleibe Ihre Dienerinn.

Nun an's Aufräumen! Da liegt's in der blauen Stube unter einander über einander. Der Vater würde tapfer ſchelten, wenn er es ſo fände. Ganz unbändig ſind die Jungen. Nichts laſſen ſie auf den Beinen; alle Tage wird's ärger. Was das ſchon wieder für ein Speciakel iſt! Wollt ihr ſtill ſeyn da oben! Der Vater ſchläft ja noch. Mehr Reſpect — ſo ein Anſehn

müßte ich haben, da fehlts. Ich habe das wohl vorhergesehen, daß es so kommen würde. Der Karl iſt mir ſchon beynahe über den Kopf gewachſen — Wilhelm auf gutem Wege. Wir werden's erleben.

Ja, aufräumen wollte ich. Möchte ich es nur ohne Poltern zu Stande bringen!

13.

Henriette.

Die Schatten und Träume der Nacht ſind gewichen. Der Tag iſt wieder aufgegangen über der Welt, zu ſcheinen dem mannichfachen Leben, das in ihr beginnt, ſich entwickelt, ſtrebt, ringt, leidet und endet — zu leuchten dem arbeitenden, dem kummerbeladenen wie dem glücklichen Menſchen, allen Sorgen und Hoffnungen, allen Schmerzen und Freuden, allen fehlſchlagenden und allen gelingenden Unternehmungen, allen Verlegenheiten und allen Begünſtigungen, allen widrigen und angenehmen Begegniſſen, allen guten und ſchlechten Thaten des vielgeſtaltigen Daſeyns. Da ſteht und bewegt und erhebt ſich wieder im Lichte, was die Dunkelheit verdeckt, zur Ruhe gebracht und nie-

hergebeugt hatte. Weg denn auch Schatten und Träume aus meinem Bewußtseyn! tritt auch du mein Geist in das helle Gebieth der Gedanken mit dem, was des Schlafes Dunkelheit verdeckt — richte dich auf in die Klarheit mit dem, was sie zur Ruhe gebracht und niedergebeugt hatte. Sammle dich zur ernsten Betrachtung.

Ein neuer Tag ist meinem Leben geschenkt; aus den Reichen des Todes ist er gleichsam heraufgekommen, und hat mich mit sich heraufgezogen aus den trüben Gegenden, in die ich schlummernd hinabgesunken war, in seine freundlich umschlingenden Arme, in sein fröhliches Gedränge, zu seinen reichen Enthüllungen und bedeutungsvollen Geschäften.

Ein neuer Tag meinem Leben — welch eine kostbare Gabe! was kann er mir werden, welche Genüsse und Erfahrungen, welche Erweiterungen der Gedanken und Gefühle, welchen Gewinn für

die höhere Bildung des Herzens mir zuführen! Seine Ereigniſſe hangen nur zu einem ſehr geringen Theile von mir ab; aber von mir hängt es ab, ihnen würdig zu begegnen, ſie weiſe zu behandeln und ſorgfältig zu benutzen. Dadurch wird er mir auch dann eine koſtbare Gabe ſeyn, wenn er wenig Erwünſchtes, wenn er gar Widerwärtiges und Schmerzliches bringen ſollte.

Viele, die an dem geſtrigen Tage noch ihr Werk und ihre Freude hatten, haben den heutigen nicht mehr erblickt; ihr Auge hat ſich den Tagen der Erde für immer geſchloſſen. Ich habe ihn erblickt; mir glänzt er in ſeiner Morgenpracht zu meinem Werk und meiner Freude, Auge und Herz ſind noch allen ſeinen Eindrücken geöffnet. Ich muß darauf bedacht ſeyn, daß er nicht den verlornen ſich zugeſelle, die, ach! die Reue ſo gern zurückriefe — und nicht kann.

Meine erſte Sorge ſey, daß ich nicht aus der Uebereinſtimmung mit mir ſelbſt weiche.

Maß, Ordnung, Wohlverhältniß erblicke ich, wohin ich mich wende; und überall ergeht an mich die Aufforderung, Maß, Ordnung, Wohlverhältniß in meinem Leben zu erhalten. Was ich ſeyn, was ich bleiben ſoll, das lehrt mich in tauſend Bildern die Natur, die mich umgibt, das lehren mich die Geſtalten, die hier im Lichte des Morgens prangen.

Allen Dingen iſt das Geſetz ihres Weſens ins Herz geſchrieben; wo ſie an dieſes Geſetz ſich halten, da iſt Schönheit, Friede, Glückſeligkeit, während nichts, ohne in Zerrüttung, Krankheit und Elend zu gerathen, ohne mißfällige Eindrücke hervorzubringen, und auſſer ſich Verwirrung anzurichten, daſſelbe verlaſſen kann.

Eine Regel des Denkens, des Wünſchens, des Strebens und Handelns iſt auch mir in das Herz geſchrieben; ich beſitze das Vermögen, mich

ihr zu unterwerfen, und dadurch mein Leben mit Wahrheit und Schönheit zu schmücken, ihm Frieden und Glückseligkeit zu sichern. Sind ihre Entscheidungen nicht immer von selbst klar und mir gegenwärtig: so bin ich doch im Stande, sie mir deutlich zu machen, ihre Anwendung in ungewissen Fällen auszumitteln, und sie in meinem Bewußtseyn lebhaft hervor zu rufen. Ich fühle, daß ich diese Regel nicht verletzen darf. Es ist dieselbe, die durch die ganze Natur geht; und mit demselben Ernste, womit sie dort sich Geltung verschafft, kündigt sie sich in meinem Leben an, als eine heilige, als die Stifterinn der Einrichtung, welche allein meinem Wesen sich eignet, und ewig gelten soll. Jede Uebertretung bestraft sich durch Verwirrung in meinem Bewußtseyn, durch Verlegenheit, Unruhe, Schmerz im Gewissen, durch Entfernung von dem Hoch-Erhabenen, dem ich immer nahe seyn möchte. Keine Abweichung von Recht und Wahr-

heit, wie unbedeutend sie auch scheine, bleibt ohne Wirkung auf meinen Zustand, auf die Menschen, auf die Gegenstände die mich umgeben, auf die Verhältnisse in denen ich mich befinde, auf Nahes und Fernes, wenn ich dessen auch zur Zeit noch nicht inne würde.

Oft und schmerzlich habe ich das schon erfahren. Was haben mich nicht Unbesonnenheiten eines Augenblickes, Handlungen, für die mir der Nahme Thorheit schon zu hart däuchte, gekostet — welche Thränen, welche Kämpfe, welche vergebliche Anstrengungen, das wieder gut zu machen, was schlimm geworden war! Die Wirkungen unsrer Thaten verbreiten sich so schnell nach allen Seiten hin, daß ein großer Theil derselben aus unsern Augen verschwunden ist, ehe wir uns besinnen, und auf die übrigen ist uns nur ein sehr beschränkter Einfluß gestattet. Ein ganzer Tag im Leichtsinne verlebt, was würde er in mir, außer mir, über mir zusammenhäufen!

Bey der großen Empfänglichkeit des Herzens für Eindrücke jeder Art, bey den gefährlichen Neigungen, die faſt immer wach ſind, oder doch nur leiſe ſchlummern, daß das geringſte Geräuſch ſie aufſtört, bey den zahlreichen und mannichfaltigen Dingen, die ſich mit denſelben in Verbindung zu ſetzen wiſſen, kann es nie an Reitzungen, an mächtigen, meiſt unbemerkt ihre Gewalt übenden, Reitzungen zum Unrecht fehlen. Die Umſtände führen es herbey, im eignen Gemüthe entwickelt es ſich, was uns verblendet, bethört, verleitet und hinreißt. Das unſchuldige Verlangen ſogar kann uns nachtheilig werden. Von allem, was ich gethan und verurſacht habe, ſelbſt von meinem Denken und Wollen ſoll ich einſt Rechenſchaft ablegen; die Anklage des Gewiſſens zeugt von einem Richter dort oben. Könnte irgend eine Handlung in dieſer Welt ohne Folgen bleiben, ſo würde ſie doch in jener mit über mein Schickſal entſcheiden. Wahrlich es iſt

wichtig, daß ich über mich wache, daß ich mich nie gedankenlos dem Zuge des Herzens oder dem Drange der Umstände überlasse, sondern auch das Geringfügige sorgfältig überlege, daß ich jede Bewegung meines Innern beherrsche, daß ich das Gesetz eines würdigen und schönen Lebens mir gegenwärtig erhalte, und allem ausweiche, was mich mit demselben in Widerspruch bringen könnte, so weit ich dieses vermag.

Das sey mir denn auch heute eine ernste Angelegenheit. Vorsicht begleite meine Schritte, prüfe das Wort, ehe es ausgesprochen, wäge die That ehe sie vollbracht wird. Jedes geschehe zur rechten Zeit, auf die rechte Weise, in dem rechten Maße und Verhältnisse: jedes unterwerfe sich seiner eigenthümlichen Regel und beharre in ihren Umgränzungen. So bleibe die Schuld und ihre Beschämung fern von meinem Herzen.

Zwar gefehlt wird immer, auch bei der größten Behutsamkeit und dem heiligsten Ernste:

doch ist ein Unterschied zwischen Fehlen und Verschulden. Die Fehler der Schwachheit bedeckt die Liebe, während die Schuld uns verhindert, diese Liebe zu fühlen, und unser Herz dieser Liebe entwendet. Unser Bestreben aber muß es seyn, daß immer weniger gefehlt werde.

Unglückseliger Tag, der mich von mir selbst trennte, und mich aus der erhabenen Befreundung risse, in der ich mich so glücklich fühle, der, gemißbraucht und geschändet, einst trauernd aus der Vergangenheit herüber blickte! Möge nie ein solcher in meinem Leben erscheinen!

Jeder Tag meines Lebens hat sein aufgegebenes Werk, das ihm unverkennbar bezeichnet ist, jeder Tag seine Pflichten, von deren unverdrossen-pünktlicher Erfüllung — seine Gelegenheiten Gutes zu stiften, von deren gewissenhafter Benutzung mehr abhängt, als ich übersehen und berechnen kann. Verloren ist der Tag, an dem

ich versäume, was mir obliegt, an dem ich nichts mit reinem Sinne hervorbringe, wovon andere Nutzen und Freude haben.

Zwischen einem verlornen und einem gemißbrauchten Tage — wahrlich kein grosser Unterschied! Kann ich etwas unterlassen, das ich soll, ohne statt dessen etwas anders zu thun, das ich nicht soll, das mich mit mir selbst überwirft, das mich vor Gott mißfällig und strafbar macht? Ein verlorner Tag: trauriger Gedanke! Ein Tag, mir von der Huld der Himmels zu ehrenden und belohnenden Verrichtungen verliehen, an dem so viel Schönes hätte werden, sich entwickeln, zur Reife gelangen, seine Lust und seinen Segen weit umher verbreiten können — ein solcher Tag verloren, unwiederbringlich verloren! Besser, er wäre nie gewesen. Aber auch verlorne Stunden, wären sie gleich nicht in jeder Hinsicht, wären sie nur für die Sache, der sie gehörten verloren, verwahrloste, aufgeschobene

Geſchäfte, überſehene Bedürfniſſe, denen abzuhelfen war, welche verdrießliche Stimmungen, welche Verlegenheiten, Unordnungen und Verderbniſſe ziehen ſie nach ſich! die ungenutzte Gelegenheit, die nicht wiederkehrt, die ſo wenigſtens nicht wiederkehrt, welche Schmerzen der Reue weckt ſie in der Bruſt!

Heilig ſey mir jede Stunde, heilig jedes Geſchäft, welches die Stunde mir anweist. Frühe hat die Vorſehung mich zu ſehr wichtigen Verrichtungen gerufen. Die Beſorgung des Hauswesens, die Pflege meiner jüngern Geſchwiſter, ein Theil ihrer Erziehung iſt mir anvertraut. Wie viel kann ich hier wirken! wie viel kann aber auch hier durch mich verſäumt, verdorben, unheilbar zerrüttet werden! wenn ich hier meine Bequemlichkeit, meine Neigung dem was ich ſoll vorzöge! Wie nöthig iſt es, daß ich mich mit aller Strenge an meine Pflicht halte.

und ihr Neigung und Bequemlichkeit ganz unterordne.

Zu manchem, was sie gebiethet treibt freylich das einverstandene Herz; nicht weniges aber auch wird mir in hohem Grade lästig. Das Herz findet nichts darin, es widerstrebt sogar. Einförmige, geistlose, mit mannichfaltigen Verdrießlichkeiten verbundene Geschäfte sind es, Geschäfte, die längeres Verweilen, große Anstrengungen und eine gewisse Selbstentäußerung verlangen, die mich in einen niedern Kreis ziehen, die mir zu ungelegnen Zeit kommen, die eine angenehme Stimmung unterbrechen, die mich von geliebten Arbeiten abfordern. Da kostet es Ueberwindung; und diese übe ich oft nicht, und wo ich sie übe bleibt gewöhnlich eine Unlust zurück, die mich die Sache mit getheiltem Sinne, mit zerstreuten Gedanken, halb von ihr abgewendet und Fremden ergeben verrichten läßt, daß wenig Genügendes und Erfreuliches zu

Stande gebracht wird, und ich, bey aller aufgewenderen Mühe, nur mit peinlichen Gefühlen an das, was geschehen ist, denken kann. Ob ich gleich das Vergnügen nicht leidenschaftlich liebe: so lasse ich mich doch zuweilen ungern in demselben stören, und folge nicht selten der süßen Lockung, wo die Pflicht noch Ansprüche an mich hat. Und war es nicht etwas Aehnliches, wenn der Wunsch, eine unterhaltende Lectüre länger fortzusehen die nöthige Besorgung zurückwies?

So darf das nicht bleiben. Meine Pflicht muß mir theurer werden; ein tieferes Gefühl ihrer Wichtigkeit muß ich mir verschaffen; durch Erhebung zu Gott muß ich mich zur gewissenhaften Erfüllung derselben stärken; durch Vergegenwärtigung ihrer Belohnungen, die mir doch auch nicht fremd geblieben sind, muß ich mich erwärmen; gegen die Lebhaftigkeit augenblicklicher Empfindungen muß ich mehr auf meiner Huth seyn.

Aber auch bey dem eifrigſten Willen und bey der größten Geneigtheit, wie oft wird aus Uebereilung und Kurzſichtigkeit gefehlt! Sende mir, Gott, dein Licht und deine Weisheit von oben, lenke du meine Gedanken auf das Rechte hin, daß ich es ſicher erkenne und ausübe. Mir ſelbſt überlaſſen, bin ich zu ſchwach, alles einzuſehen und zu unterſcheiden, worauf es bey meinen Handlungen ankommt, immer das Beſte zu wählen, und das Nachtheilige zu vermeiden. Du wirſt mich nicht verlaſſen, nein, du wirſt mich belehren, erinnern, warnen und mich zurecht weiſen, wenn ich, unachtſam auf deine Winke, mich verirren ſollte.

Nicht genug, daß ich in meinem nächſten Kreiſe das leiſte, was man von mir fordern kann; meine Beſtimmung verlangt mehr, auch außer dieſem Kreiſe ſoll mein Daſeyn nützlich werden; durch Rath, Troſt und Forderung des Guten, ſo weit meine Kräfte reichen. Ich ſoll unbe-

quemlichkeiten abhelfen, Laſten erleichtern, Sorgen wegnehmen, unangenehme Empfindungen verſcheuchen, Licht und Freude um mich her verbreiten. Und auch hier finde ich wenig Urſache, mit mir zufrieden zu ſeyn. Häufig wird die ſich darbiethende Gelegenheit von mir nicht bemerkt, und nicht ſelten zögert verdroſſen der Wille, wo ich wohl weiß, was zu thun wäre. Welch ein ſchöner, preiswürdiger Tag, an dem alles auf das Beſte vollbracht würde, was mir für denſelben aufgegeben iſt! wie hell müßte er durch mein Leben ſtrahlen! Welch ein froher, ſeliger Abend, an dem ich mir ſagen dürfte: heute habe ich den Menſchen, der Welt ganz gelebt, jeder, der mir nahe kam, hat auf eine angenehme Weiſe erfahren, daß ich lebte, nicht Eins iſt verſäumt oder überſehen, jede Pflicht erfüllt! Welch erquickendes Vorgefühl von einem noch ſeligeren, alles ſtillenden, alles in himmli-

sche Ruhe wiegenden Abend des irdischen Daserns würde er mir gewähren!

Zu einer weisen und edeln Anwendung meiner Tage muß ich mir immer größere Tüchtigkeit erwerben, dadurch daß ich meine Einsichten vermehre und berichtige, mich um vertraute Bekanntschaft mit den Dingen, die ich zu behandeln habe, und besonders mit dem Schönen, Guten und Nützlichen jeder Art bemühe, jedes bessere Gefühl bewahre und bilde, jede fromme Stimmung des Gemüthes unterhalte, nähre und verstärke, was sich zu mächtig in meiner Seele hervordrängt mäßige, dem, was zu schwach sich äußert belebend aufhelfe, meine Neigungen reinige und mit der Regel in der Brust in Uebereinstimmung bringe; damit ich immer mehr dürfe, wie das Herz will, und immer weniger nöthig habe, mich der Pflicht als einem Zwange zu unterwerfen, damit das herrliche Bild, das

meiner Seele vorſchwebt, immer mehr in meinem Leben verklärend ſich darſtelle.

Nicht bloß für meine Brauchbarkeit auf Erden habe ich dieſe Angelegenheit; ich habe ſie für das Unvergängliche in mir, ich habe ſie für eine zukünftige, ewige Welt, für eine Welt, die mich jetzt ſchon mit unſichtbaren Banden umfängt, und oft in wunderbaren Regungen meiner Bruſt an ihr unſichtbares Herz zieht, die mich immer mehr und feſter an ſich ziehen, und völlig für ſich gewinnen will. Dieſer Welt gehört mein Leben mit allem, was es hat und vermag, denn ſie bewahrt ihm ſein Höchſtes und Beſtes. Zu ihr hinauf ſchaut das Auge, ſtrebet das Herz, und weiſen des Herzens ſeligſte Gefühle, von ihr zeugt jedes edle Verlangen der Bruſt. Auf ſie beziehen ſich alle Geſchäfte, Leiden und Genüſſe des Erdenlebens. Nur das iſt für wahren Gewinn zu achten, was ich mir unter denſelben für jene Welt zu eigen mache. Alles andere vergehet.

Heiligung des Herzens und Lebens bleibt meine vornehmste Sorge, darin soll jeder Tag mich weiter bringen, dazu biethet jeder Tag in seinen Eindrücken, Erfahrungen und Schicksalen mir zahlreiche Hülfsmittel an. Wohl mir, wenn ich sie sorgfältig benutze! Wie viel ist hier noch zu thun! welche Flecken sind zu vertilgen, welche Unebenheiten zu gleichen, welche Tugenden in den stillen, leichten Gang glücklicher Gewohnheit zu leiten! Wie weit bin ich noch entfernt von der Himmelsgestalt, in der mein Leben strahlen soll, in der es seines Ursprunges und seiner Bestimmung würdig ist! Wenige Tage nur sind mir hier vergönnt — und diese wenigen so kurz; bald wird alles, alles vorüber seyn; es eilt mit uns unaufhaltsam dem Ziele zu. Von einem Gute, das bald aufgezehrt ist verschwenden wir, wenn wir Augenblicke verlieren.

Wahrlich das Leben meynt und nimmt es ernſt, ſehr ernſt mit uns; Leichtſinn wäre es, das zu verkennen. Die Verhältniſſe worein es gewieſen worden, die Erſcheinungen, unter denen es ſich fortbewegt, die Wechſel, denen es unterworfen iſt, die Erfahrungen, die es uns zuführt, die Warnungen, die es im Munde hat, die Forderungen, die es an uns ergehen läßt — alles trägt den Charakter des Ernſtes an ſich, und weckt zu ernſthaften Erwägungen. Jedem Eindrucke, den es empfängt, und jedem Verlangen, das ſich in ihm äuſert, geſellt der Ernſt ſich zu. Allen ſeinen Geſtalten, ſelbſt den lieblichſten und lachendſten, ſind Züge, unverkennbare Züge des Ernſtes aufgeprägt; und gibt es nicht Trauergeſtalten, die der Ernſt immerfort umſchwebt? wer vermöchte es, den Ernſt zu trennen von ſeinen zahlreichen und bittern Schmerzen! wer ihn zu entfernen von dem Gedanken an des Lebens ſchnelle Flucht!

Im Gewande des Ernſtes ſieht die Vergangenheit, auch die fröhliche, in der Erinnerung wieder auf; in das Dunkel des Ernſtes gehüllt tritt die Zukunft vor unſre forſchenden Blicke. Es iſt nicht möglich, ſich der wahren Beſchaffenheit des Lebens, ſich deſſen, was wir ſind, was wir waren, was unſer wartet, bewußt zu werden, ohne daß Ernſt des Denkens und Empfindens ſich unſer bemächtige.

Je höher das Leben im Werthe ſteigt; je mehr es in Geſinnungen und Thaten ſich adelt; deſto mehr hebt es ſich in ſtillen, feyerlichen Ernſt hinauf.

Eine ernſthafte Stimmung geziemt mir. Sie ſetzt mich in den Stand, mir die reichen Gaben des Lebens zuzueignen, dieſes Leben weiſe zu führen, und würdig zu beſchlieſſen. Sie muß ich mir bewahren unter den vielfachen Verſuchungen, aus mir ſelbſt herauszutreten, und mein Daſeyn zu verſtreuen unter die Spiele und Träume

jugendlicher Thorheit und eines eiteln Weltſinnes, in ihr muß ich mir gegenwärtig erhalten, was das Leben mit mir will, und wie ich ſeine Aufgabe zu löſen habe.

Natur und Erziehung haben eine Empfindungsweiſe in mir angelegt, die mir hierbey trefflich zu Statten kommt, die mir faſt zum Bedürfniß macht, was andern ſo ſchwer fällt. Deſto weniger darf ich auf der andern Seite vergeſſen, daß der Ernſt in finſtres, mürriſches, verdrießliches Weſen, in herbe Strenge, in Unduldſamkeit, ja in Härte gegen uns ſelbſt und gegen andre ausarten kann, daß er dann das Herz dem Schönen im Leben verſchließt, jede zarte Empfindung tödtet, jede Liebenswürdigkeit der weiblichen Natur zerſtört, und ſelbſt in dem moraliſchen Charakter traurige Zerrüttungen hervorbringt.

Nie weiche von meinem Ernſte die Milde — nie das Heitre, Freundliche, Entgegenkommende,

Hingegebene der Liebe. Nie werde dieser Ernst jemand lästig oder drückend; nie verscheuche er die schuldlose Freude, oder schüchtre mit finstern Blicken sie ein; nie taste er hart an, was leise berührt seyn will. Sanft und gefällig neige er sich allem entgegen, was menschlich ist und menschliches Gefühl in Anspruch nimmt; in frohem Anschauen verweile er, wo die Blumen des Lebens blühen: gern geselle er sich den Fröhlichen zu, wie den Traurigen, und bewahre im treuen Gemüthe jedes holde Bild, jede süße Erinnerung, jeden schönen Gedanken, und erzeuge, von Freude und Liebe genährt, aus allem, auch aus dem Schmerze, höhere Freude und höhere Liebe.

Ernst und Freude und Liebe ziehen Hand in Hand durch die Welt, und ihrer Pflege entsprießt, was den Verstand belehrt, das Auge ergötzt, das Herz tröstet und erhebt. Vereint haben sie den jungen Tag heraufgeleitet, und ihm jedes seine besondere Gabe beschert. Das Sinnige des

Ern-

Ernſtes, das Holde der Freude, das Tiefe und Sanfte der Liebe finde ich in allen Geſtalten, die das Licht beleuchtet. Mögen ſie auch Hand in Hand durch mein Leben ziehen, und ihre freundliche Pflege allem angedeihen laſſen, was demſelben einigen Werth geben kann, und es ſegnen jedes mit ſeiner Gabe.

14.

Mariane.

Auf meinen väterlichen Freund im Himmel seyen zuerst meine Gedanken gerichtet. In seinen Armen, an seinem Herzen lag ich, als der Schlummer mich umfing; treu hat seine Sorge für mich gewacht, die Gefahr von mir abgewendet und mein Leben behütet, als ich selbst nichts konnte, nichts von mir wußte. Während mancher sich unruhig-bange oder schmerzensvoll auf seinem Lager wälzte, und den Schlaf, das mächtige Bedürfniß der leidenden, erschöpften Natur, nicht fand, bin ich sanft erquickt worden, eingewiegt, wie in die Stille eines ewigen Friedens. Das war sein Geschenk. In seinen Frieden hat er mich aufgenommen, in seinen Armen, an seinem Herzen hat er das Kind gehalten, als das Auge sich geschlossen hatte. In seinen Armen,

an seinem Herzen auch wird er sein Kind halten, wenn einst zum letzten Mahle das Auge sich schließt.

Er ließ mich den Tag wiedersehen, und weckte mich aus den Träumen zum neuen hellen Lebensbewußtseyn, zum neuen Anschauen aller Schönheit der verjüngten Welt, zum neuen Wirken in meinem lieben Kreise, zur neuen Vertraulichkeit mit all' den befreundeten Gegenständen, mit all' den guten, theuren Menschen.

Durch ihn allein athme, empfinde, denke ich. Sein Einfluß verläßt mich keinen Augenblick, und keinen Augenblick könnte ich bestehen, wenn mich sein Einfluß verließe.

Nichts vermochte ich noch um mich her wahrzunehmen; da erfuhr ich ihn schon in mir und an mir, in der ersten Regung, in dem ersten Schlage des Herzens fühlte ich sein Leben und seine Liebe. Es trat ins Licht um mich her, die verwirrten Bilder sonderten sich zu deutlichen

Vorstellungen; da war er es wieder, der sich mir kund that in dieser Morgenfrische, in dieser Morgenpracht, in dem Glanze seines Himmels, in dem Farbenschmucke seiner Erde — er, der nirgends fern ist, auch dem unbedeutendsten seiner Geschöpfe, auch dem kleinsten Stäubchen nicht fern ist, der allenthalben wandelt und bildet, dessen Odem allenthalben weht und haucht in stärkenden, würzigen Düften, in geistigen Kräften des Lebens, und die Herzen erfüllet mit Muth und mit Freude.

Gott, wie bist du mir nahe! Du Unermeßlicher, wie nahe bist du mir! Ich begreife dich nicht, aber ich besitze dich, wie ich sonst nichts besitze, so eigen, so ganz, so im Tiefsten meines Wesens, ich nenne dich mein, wie ich nichts mein nennen kann.

Was ist das Mein auf Erden? Ein banger Seufzer des Herzens. Du allein bist mein —

mein in Ewigkeit. Was am festesten an mir hält ist nicht mein, dein ist es, du schenkst es, du bewahrst es, du nimmst es, dann trauert das Herz; aber mein ruft es freudig im Herzen, wenn das Auge aufblickt und dich findet, du Reicher, Allgenugsamer, Unwandelbarer! Verlöre ich alles, dich kann ich nicht verlieren.

Das Bekannteste und Einverstandenste ist mir fremd in Vergleichung mit dir, du geliebter, großer Unbekannter, du unendlich Erhabener! Wie kennt und versteht dich das Herz, du vom Verstande nie Erforschter, du dem Verstande nie Erforschbarer! Wie verschwindet der Abstand zwischen dir und mir deinem wunderbaren Wirken in der Welt, deinen Offenbarungen in meinem Leben, deinen Mittheilungen an mein Gemüth! wie verschwindet er deiner umfangenden, nährenden, segnenden, sich einsenkenden Liebe! Deine Ferne und deine Nähe sind das tiefe

aber selige Geheimniß der Welt und des Menschen.

Leben, Wohlthat, Freude ist dein Nahesein. Auch dem Schmerze bist du nahe, und der Schmerz wird Freude, weil du ihm nahe bist. Nicht anders als freudig kann deine Nähe von denen empfunden werden, die sie sonst zu empfinden vermögen. In der nächtlichsten Dunkelheit gehet dem ein strahlendes Licht auf, der dich wahrnimmt. Du selbst bist das Licht und die Freude, darum muß allenthalben, von dir ausströmend, Licht und Freude sich verbreiten. In tausend milden Gaben, in tausend Erquickungen und Genüssen, schaffend, erhaltend, pflegend, verklärend, enthüllt sich deine Nähe. Keine Sprache redet aus, und kein Herz faßt alle Erweisungen deines Naheseins, in Schönheit und Wahrheit, in Pracht und Größe, in Güte und Glückseligkeitsgefühl.

Dich muß ich lieben — lieben über alles. Es iſt das Einzige, was ich kann, wo deine Nähe mein Herz ergriffen hat, wo du ſanft zu mir ſprichſt, und wo du in deiner Herrlichkeit ſchweigend an mir vorüber gehſt. In Liebe zerfließen die mit einander ringenden Rührungen, und dem Herzen wird nur in dieſer Liebe ganz wohl.

Was wäre ich, wenn ich dich nicht lieben dürfte, nicht lieben könnte! welche Liebe bliebe mir, wenn ich aufhörte dich zu lieben! Kalt würde alles vor dem Herzen umkehren, kalt würde das Herz ſich von allem abwenden, wenn nicht die Liebe zu dir Bündniſſe ſtiftete zwiſchen dem Herzen und dem, was ſich dem Herzen weihen, welchem das Herz ſich ergeben ſoll. In dir allein vermag ich wahrhaft zu lieben, und dich hinwiederum liebe ich in der Welt und den Menſchen. Das Bekannte wird mir fremd, indem ich es von dir trenne. Das Fremde tritt dicht

an mich heran, und ſchmiegt ſich endlich um mein Herz, indem ich deines Weſens Wiederſchein darin erkenne. Etwas meiner Natur Entgegenſtrebendes treffe ich ſelbſt in dem an, das ich für mich geſchaffen wähne, mit dem Schmerze der Vergänglichkeit verwundet mein Herz alles, was ich lieben möchte — denn wird es mir nicht alles zerfallen und vergehen? — ſo lange mir die Liebe zu dir, dem Unvergänglichen, fehlt, der alles erhalten kann, der die irdiſche Liebe mit der himmliſchen nährt, und zur himmliſchen hinaufläutert, der beſſern Liebe ewige Dauer verleiht, und ihr himmliſch zuführt, was ihr in den Fluthen der Zeit irdiſch untergegangen war.

Stand ich zuweilen arm und einſam in der Welt, ſuchend und klagend, dann war die höchſte Liebe in mir erkaltet, daß ich auch nichts anders lieben konnte.

Und könnte ich auch etwas lieben ohne dich

mit mehr als flüchtiger Neigung und eitler Luſt, mit mehr als ſpielendem Verlangen und Verweilen; doch würde jedes andre mich an dich weiſen, mich zu dir hinziehen, doch würde was mein Inwendiges bewegt ſich in Liebe zu dir verklären, denn von dir käme ja doch was ich darin liebte.

Was ich nur von dir weiß und erfahre, das drängt mich dich zu lieben, das füllt in beſſern Stunden mit Liebe mein Herz.

Seliges Herz; das du fähig biſt, ihn zu lieben! Wie wird dir, wenn dieſe Liebe in dich einzieht, und ſich deiner bemächtigt! wie ſchwindet da alles Kleine, Trübe, Aengſtliche, Beſchwerte! In milder Ruhe kommt es, ſtillend, erweiternd, erhebend, bereichernd mit allen Schätzen der Welt und des Himmels über dich. Ja, alles, was Welt und Himmel Schönes, Herrliches, Freudiges in ſich ſchließen wird dein, und ſeine Liebe durchdringt dich, bald in ſüßen,

bald in erhabenen Schauern. In dem Maße wirſt du ihrer inne, als du ſelbſt liebſt, als du ihn liebſt. Da heilen deine Wunden, da löſet dein Trauer ſich in Frieden.

Ich liebe ihn noch nicht, wie ich ihn lieben ſollte. Aus allen Kräften, mit allen Empfindungen, mit meinem ganzen Daſeyn ſollte ich ihn lieben, in ſeine Liebe ſollte ich mich verſenken, in ihr und durch ſie allein ein Bewußtſeyn von mir ſelbſt haben. Daß ich das vermöchte! Ja, ich vermag es, aber immer mehr muß ich mein Herz dahin gewöhnen, ungetheilt mich ihm hingebend.

Es wirft noch vieles auf mich, was mich hin und her zieht zwiſchen ihm und der Welt; ſinnliche Eindrücke üben noch eine Gewalt über mich, die das Geiſtige häufig beſiegt; es iſt noch manches in mir, womit ich nicht ſein eigen werden kann; ich halte noch an Dingen feſt, die mich von ihm ſcheiden, die mich nicht ſelten ſogar

verhindern, ihn wahrzunehmen, an ihn zu denken; die irdiſche Luſt entwendet ihm mein Herz; die anklagende Sünde drängt aus dem Herzen die freudige Zuverſicht.

Gott, du forderſt, du ſucheſt dieſes Herz, du willſt es ganz für dich gewinnen, durch Erfahrungen, die du ſendeſt, durch Gedanken, die du in mir bildeſt, durch Empfindungen, die du weckſt, durch Umgebungen und Verhältniſſe, in die du mich führſt. Alles, was ſich mit mir zuträgt iſt Wink der väterlichen Hand, Ton der holden, väterlichen Stimme. Aber ich überſah, überhörte ſo oft, ich bedachte nicht weiter, was ich ſah und hörte, ich ſchlug mir manches aus dem Sinne, weil ich es verkannte, weil ich dich, weil ich mich ſelbſt verkannte, ich eilte ſchnell hinweg, wo es nöthig war zu verweilen. Möchte ich doch künftig immer aufmerkſam ſeyn auf das was von dir kommt, und jede ſchöne Rührung treu bewahren, und ihrer ſorgſam pflegen! möchte

ich doch nichts zu theuer achten, um es dir willig aufzuopfern! möchte ich doch ernstlich alles von mir abwehren, was die Seele verdüstert, und dein Bild in ihr entstellt, alles, wie unschuldig es an sich sey, was deinen Ansprüchen an mein Herz in den Weg tritt, was bethörend dieses Herz von dir, seinem höchsten Gute, entfernt!

Je ähnlicher ich dir werde, desto mehr werde ich dich lieben können.

Deine Gedanken, Gott, seyen stäts in mir, herrschend, leitend, bildend meine Empfindungen, meine Wünsche, meinen Willen, damit sich in ihnen meine Seele dir immer inniger vereinige, damit sie jedes Eitle und Thörichte, worauf meine Gedanken so oft gerichtet sind, verdrängen, und mein Wesen, durch sie geheiligt, sich mit dir in völliger Uebereinstimmung fühle, und deine Nähe immer freudiger erfahre.

Erhabener Vorzug, daß du deine Gedanken mir mittheilen willst, daß ich fähig bin sie aufzunehmen, daß du meiner Natur schon ursprünglich Göttliches vermählt, und sie dadurch mit dir in Verbindung gesetzt hast!

Zwar nicht alle deine Gedanken können in diesem Erdenleben schon ganz die meinigen werden, nicht die, welche du in deiner Weltregierung darstellst, zu tief sind sie gegründet, zu hoch erheben sie sich, zu viel umfassen sie, als daß mein schwacher Geist, mein am Sinnlichen klebendes Herz sie zu erreichen vermöchte. Aber ich kann diese Gedanken verehren, ich kann ihnen meine davon abweichenden Vorstellungen unterwerfen, ich kann, wenn die Erfahrung sie mir enthüllt, meine Irrthümer nach ihnen berichtigen, ich kann, wo du in der Welt sie ausführest, ihrem Gange nachforschen, nach ihrem Ziele aus der Ferne ahnend herüber blicken, ich kann meinen Sinn schärfen für dein Wirken und Walten,

ich kann Irdiſches und Göttliches beſſer unterſcheiden lernen, ich kann mein Gemüth dem Schimmern des Lichtes öffnen, die doch zuweilen durch die Dunkelheit fallen, ich kann in meinem Gemüthe aufbewahren, was mir von deinen Gedanken deutlich geworden iſt, ich kann mich gewöhnen, mit meinen Entſcheidungen zu warten, bis du mich deiner Offenbarungen würdigſt. O, daß ich dazu immer geneigt wäre!

Doch viele deiner Gedanken kann ich ſchon jetzt ganz zu den meinigen machen, ſie nachbildend nicht bloß in meinem Verſtande, ſondern auch in meinem Herzen und meinem Leben. Ich kenne ſie, ich weiß wohin ſie deuten, wofür ſie mich in Anſpruch nehmen. In der Welt erblicke ich ihre Spuren, in meinen Sinn haſt du ihre Grundzüge gegraben, mein menſchliches Weſen beſteht durch ſie, und du ſelbſt ſendeſt ſie fortdauernd in mein Gemüth, daß ich nur auf ſie merken, mich mit ihnen beſchäftigen, und ver-

tilgen darf, was sie verdunkeln oder verwirren könnte, die Lust der Sinne, den Wahn der Erde.

Es sind die Gedanken der Wahrheit, der Schönheit, der Größe, der sittlichen Reinheit und der Liebe, die mit so sanfter Gewalt mein Herz an sich ziehen, so wohlthuend den Neigungen des Herzens sich anfügen.

Wären sie mir immer gegenwärtig — lebhaft, deutlich gegenwärtig: wie viel mehr würde ich dann auch von den unergründlichen verstehen, wie viel besser in deinen Geschicken deinen Sinn treffen!

Wenn ich dich immer vor Augen habe, wenn die Erinnerung an dich sich den schönsten Regungen des Herzens am genauesten zugesellt, wenn ich mein Gemüth oft zu dir schicke in Bewunderung, Anbetung und Dank, wenn ich mein Inneres vor sittlicher Befleckung bewahre, wenn ich die guten Triebe desselben mit Sorgfalt

pflege: dann werden deine Gedanken immer in mir seyn.

Deine Gedanken weisen mir deine Wege, jenen folgend kann ich mich nicht verirren. Du selbst lehrst mich thun, was dir wohlgefällt, und bewegst das Gemüth zum Rechten hin. Zu dir ganz mich haltend werde ich in Uebereinstimmung mit dir, als dein Werkzeug wirken.

Dein Werkzeug — welche Ehre, welch ein Glück für das Kind des Staubes! Wenn du mich würdigtest, etwas durch mich zu thun, zu veranstalten, zu verändern, auszuführen, wenn mein Leben vermöchte von deiner Liebe zu zeugen, deinen Segen zu verbreiten, deine Wunder zu vermehren: wie müßte ich dabey dich fühlen, in dir selig seyn!

Manches wohl habe ich gethan nach deinem Willen: aber dein Werkzeug, wie ich mir dieses denke, bin ich noch nicht. In allem meinen Thun ist noch menschliche Gebrechlichkeit, allem

heftet

heftet ſich etwas an, was du nicht für das Deinige erklären kannſt; ſelbſt die Lauterkeit der Geſinnung, die zu einem göttlichen Werke erfordert wird, vermiſſe ich bey den meiſten meiner Verrichtungen; dagegen finde ich fremdartige Zuſätze, ungöttliches Weſen von vielfacher Art.

Wird es mir noch gelingen, das alles zu vertilgen, und in meinem Thun nichts als die reine Wahrheit, die reine Liebe eines bey dir wohnenden, von deinem Lichte erleuchteten und erwärmten Sinnes zu zeigen? Du weißt wie ſehr ich möchte. Ich will nicht aufhören, mich eifrigſt darum zu bemühen.

Demüthig will ich, Gott, vor dir und der Welt einhergehen. Wenn ich bedenke wer du biſt, Unendlich-Erhabener! und wer ich bin, ich dein bedürftiges, fehlervolles, ſündhaftes Kind: wie könnte ich anders, als mich klein fühlen. Nichts beſitze ich, worauf ich mir etwas einbilden

und deſſen ich mich rühmen dürfte. Von dir habe ich alles, von deiner Gnade muß ich fortdauernd alles erwarten. Was gäbe mir Anſpruch auf deine Segnungen? und du ſegneſt ſo reichlich. Kaum wage ich aufzublicken zu dir in dem Gefühle meiner Unwürdigkeit; und du erbarmſt dich meiner, und erhöheſt meinen Muth, und ſtärkeſt mich in meiner Schwachheit. Ich übertrete vielfach dein heiliges Geboth; und du trägſt mich mit Geduld, und vergibſt mir meine Uebertretungen. Ich vermag nichts ohne dich, und du hilfſt in allem. Wenn ich vor manchen Vergehungen bewahrt worden bin — du haſt es gethan; wenn einiges an mir iſt, das Lob verdient, wenn einiges Gute mir gelingt — du haſt gewährt und geholfen. Könnte ich mir ſelbſt etwas zuſchreiben: ſo wäre dieſes doch nichts Beſondres, nichts anders als eben das Natürliche und Rechte, und dieſes nur höchſt unvollkommen, daß es Thorheit ſeyn würde, mir darauf etwas

zu dünken, oder mich deſswegen über andre zu erheben. O, ich weiß nicht, was andre ſind, aber ich weiß, daß ich ſelbſt ſehr wenig bin — und nichts ohne dich. Laß mich das nie vergeſſen, damit ich in der Demuth bleibe.

Deine Liebe läßt ſich zu deinem Kinde herab; aber ich darf nie wähnen dieſe Liebe zu verdienen, nur in Ehrfurcht darf ich ſie mir zueignen. Sie zieht mich zu dir hinauf und gibt mir Freudigkeit in das Herz; aber nur wenn Demuth ihr dieſes Herz geweiht hat. Ich habe dich; aber du haſt dich mir geſchenkt, und nur ſo lange werde ich dich haben, als ich in Demuth deſſen eingedenk bin, und darin deine freye Güte in Demuth anbete. In Demuth werde ich mich dir immer mehr hingeben, und zum Werkzeuge heiligen, um dich immer kindlicher und wärmer lieben zu können.

So laß mich dir denn nahe ſeyn, wie du mir nahe biſt. Was hülfe es mir, daß du mir nahe biſt, wenn mein Herz dir fremd wäre, wenn ich nichts davon empfände. Laß mich dich allenthalben merken, wie du mich bemerkeſt und kenneſt auf allen Wegen, die ich wandle. Deinen Troſt laß mich erquicken, wo das Herz unter Drangſalen nach Linderung ſchmachtet oder in Gefahren zagt; zeige mir deine Nähe, wo das blöde, umnebelte Auge ſie nicht wahrnimmt. Zu dir laß mich eilen, wenn ich der Hülfe bedarf, im feſten Vertrauen auf deine rettende, helfende, ſegnende Nähe. Laß mich in deiner Gemeinſchaft, in der Gemeinſchaft des Himmels alle meine Tage zubringen, und mit jedem Tage mich dir und deinem Himmel vertrauter fühlen.

Hebe, du Sanfter, ſanft den Geiſt hinweg von der Erde, die ihn müde macht und ſchwer belaſtet, daß ſie ihn zu ſich herabziehe und an ſich feßle. Laß mich leicht über ſie hinſchweben,

unberührt von ihren Erniedrigungen und Befleckungen, angethan mit dem Feyerkleide des neuen Lebens, ihr Reines und Schönes in mich hinübernehmend, zur Seelen-Reinheit und Seelen-Schönheit es bildend, daß ich hier schon bey dir und in deinem Himmel sey. Und wann einst, was an mir der Erde angehörte zu ihr hinabsinkt, dann löse sanft, o du Sanfter, das letzte Band, was mein Unsterbliches mit meinem Irdischen verknüpfte, und nimm das Bessere ganz zu dir und in deinen Himmel. Wie werde ich da deiner mich freuen! wie da frey von den Mängeln des Staubes, dich anbeten und lieben! wie da, nicht mehr sündig, dir nahe seyn!

In deinen Armen, an deinem Herzen lag ich da ich schlummerte. Halte mich auch wachend in deinen Armen und an deinem Herzen, und laß mich leben in der Stille deines Friedens immerdar.

15.

Emilie.

Die Sonne iſt wieder aufgegangen und glänzt über die Welt hin, und verſammelt alles um ſich, was ſie aus dem Schlafe geweckt, und neu gekleidet hat, was ſie wärmt und aufzieht, und lächelt Beyfall der ſüßen Vereinigung, worin das Eine neben dem andern ſteht, das Eine dem andern ſich zugeſellt und mittheilt, je nachdem es ihm verliehen ward, gleich der guten Mutter, die am Morgen ihre Kindlein, Eins nach dem andern, weckt, ſie alle um ſich verſammelt, und mit heitern Blicken anſieht, ſich freuend der holden, vom Schlummer erfriſchten Jugendblüthe, und der ſchönen Liebe, die ſie unter ihren Augen und an ihrem Herzen vereinigt hält.

Nur was ſchläft und trauert iſt ſtill und einſam, wie die Nacht, die es zudeckt und ihm

Träume ſendet ſtatt der Wahrheit des Lebens. Was in den Schimmern des Lichtes wacht und ſich freut will die Wahrheit und die Luſt ſeines Daſeyns verkündigen, und ſie vermählen der Wahrheit und der Luſt des fremden, und mit ihm wechſeln Worte und Blicke der Liebe.

Blumen, Kräuter, Inſekten, Schmetterlinge — alles durch einander, mit einander zu einander, als ob Eins dem andern etwas zu ſagen und zu geben hätte aus dem Innerſten ſeines Herzens, als ob Eins zu dem andern gehörte, Eins über das andre vergnügt wäre, und ohne dieſes nicht ſeyn könnte. Der Baum ſtreckt ſeine Aeſte wie Arme nach den Vögeln aus, aus ſeinen Blättern rauſchen ihnen einladende Stimmen, und ſie antworten ihm, munter ihn umflatternd, mit fröhlichen Liedern. Der geſchwätzige Bach flüſtert leiſe und vertraulich den Blümchen zu, die an ſeinem Rande blühen, und die Blümchen neigen ſich ihm entgegen, und ſpiegeln

sich in seinem klaren Krystall. Es ist ein Regen hin und her, ein Gewähren und Nehmen, ein Gedränge und Tumult der Geselligkeit, wo ich hineinschaue.

Mir weckt es nur in alten Schmerzen. Ich bin allein in der Welt, ganz allein — auch am geselligen Morgen allein. Meine Freude und meine Klage verhallen in der Ferne, keinen leisen Laut der Erwiederung schickt ihnen die Ferne zurück, keine bekannte Stimme tönt aus der Ferne in meine Einsamkeit herüber, nirgends eine Empfindung für mich, alles fremd, alles kalt, alles stumm.

Die Mutter habe ich nicht gekannt; den Vater verlor ich so frühe, daß ich mich seiner kaum erinnern kann; ich bin arm, ich muß mir meinen Unterhalt mit meiner Hände Arbeit erwerben; die Natur hat mich weder mit besondern Reitzen noch mit den Talenten versehen, wodurch man den Menschen angenehm wird.

Da hält es denn niemand der Mühe werth, auf das unbedeutende Mädchen zu achten. Meine Gespielinnen haben sich, da ich mich nicht so gut kleiden kann wie sie, einige um sich meiner nicht schämen zu dürfen, einige um mich zu schonen, von mir zurückgezogen. Trifft mich noch zuweilen ein theilnehmender Blick, so ist es ein Blick des Mitleids, und ein solcher schmerzt noch mehr, als das Uebersehenwerden.

Daß man sich meiner Armuth, meines dürftigen Anzuges wegen schämt kann ich ertragen, aber daß man mich durch das reiche Gewand neben mir zu demüthigen fürchtet, daß man verlegen ist, wie man sich gegen mich benehmen soll, um mir nicht wehe zu thun, daß man mich als einen Gegenstand des Bedauerns betrachtet, das drückt mir oft das Herz zusammen. Bin ich denn so ganz und gar nichts, so ganz und gar verlassen und verstoßen, so durchaus elend, weil das Glück mich versäumt hat? Bin

ich so tief unter die Menschen herabgesetzt, bey ihnen um Schonung und Mitleid betteln, wenigstens Schonung und Mitleid als eine Gunst, die man mir erweist, annehmen zu müssen? Hier ist es schwer, die Thräne zurück zu drängen.

Ich bescheide mich gern, daß ich in glänzende Gesellschaften nicht gehöre, ich würde sie meiden, wenn man mich gleich da freundlich dulden wollte, wenn man mich sogar mit Aufmerksamkeit behandelte. Aber lebt man denn bloß in Gesellschaften zusammen? ist es denn einerley, von der Welt nicht bemerkt — und von niemand gekannt, bey denen, von welchen man gekannt war vergessen zu seyn? Muß man dem sein Herz verschließen, dem man sein Prunkzimmer nicht öffnen kann?

Ich könnte krank werden, und niemand würde es bekümmern; ich könnte in tiefes Elend gerathen, und niemand würde das rühren, von

niemand würde ich ein tröſtendes Wort hören; ich könnte ſterben, und niemand würde darnach fragen, niemand würde einer Veränderung inne werden.

Nach Auszeichnung habe ich nie geſtrebt, in der Welt ein Glück zu machen, iſt mir nie in die Gedanken gekommen. Was ſollte mir Auszeichnung? und Glück hat die Welt nicht für mich. Nein ich beneide die nicht, die in der Welt leben. Sie können nicht wie ſie wollen, ſie müſſen wie die Welt will, und die Welt will meiſt anders als ihr Sinn. Sie müſſen ſcheinen, was ſie nicht ſind, was ihnen vielleicht in der Seele zuwider iſt, ſie müſſen reden, wo ſie nichts denken und fühlen, ſie müſſen verläugnen, dem ihre innigſte Liebe gehört, ſie müſſen, um in der Welt fortzukommen, verlernen, an irgend etwas lebhaften Antheil zu nehmen. Und wie übel ſpielt ihnen nicht oft die Welt mit! welche Hoffnungen ſchmeichelt ſie ihnen ein, und welche

Täuschungen bereitet sie ihnen! welche Wünsche erregt sie in ihrer Brust, und wie grausam verweigert oder entreißt sie ihnen, worauf diese Wünsche gerichtet waren! Wie manches unerfahrne Herz hat sie um sein Bestes, um seine Unschuld und seine Ruhe, betrogen! Könnte ich auch in der Welt etwas seyn oder erlangen, ich möchte nicht.

Hier in der Verborgenheit lebe ich besser, einfach, frey und zufrieden; denn ich lebe mir selbst, ich folge meiner Neigung, ohne mich an eine lästige Vorschrift binden zu dürfen. Meine Arbeiten machen mir Vergnügen, meine Erholungsstunden werden mir nie verdorben, und ich brauche die kostbare Zeit nicht auf werthlose Bemühungen zu wenden.

Indeß gar nicht gekannt, gar nicht bemerkt seyn — auch bey den geringsten Ansprüchen an die Welt, bleibt das hart. Man kommt sich so unbedeutend vor, so ohne Rath und Hülfe, so

Preis gegeben allen Zufällen; man zweifelt an seinem Werthe, der durch keinen Blick des Beyfalles, durch kein freundliches Wort bestätigt wird; man verliert alles Vertrauen; man glaubt kein Recht zu haben an das Leben und seine Gaben; man wagt kaum das zu berühren, was sich uns noch anschmiegen will; man wähnt an einer Stelle zu stehen, wohin man nicht gehört, wo man andern den Platz wegnimmt, wo man jeden Augenblick gefragt wird: was machst du hier?

Wenn ich sehe, wie andre zusammen sind, mit einander zu Rathe gehen, sich mit einander freuen, einander ihr Leid klagen, einander Beystand leisten und aufhelfen: dann möchte mir das Herz brechen, daß mit mir niemand etwas gemeinschaftlich hat, daß für mich niemand da ist, daß ich nur für mich bin; dann wird es so öde und leer im Herzen, so öde und leer um mich her, als ob ich schon gestorben wäre, und

doch nicht aus der Welt könnte, als ob ich stumm wäre für alles, alles für mich, und doch von kalten Händen festgehalten würde.

Ist es nicht natürlich und menschlich, daß der Mensch, etwas bey Menschen zu gelten begehrt, daß es ihm wohlthut, sich von menschlichem Odem angeweht zu fühlen, Laute einer menschlichen Stimme zu hören, in ein freundliches menschliches Auge zu blicken, und durch das Auge ins Herz, und im Herzen sich selbst, ein Bild von sich, Eindrücke, die man darin hervor gebracht hat, zu finden, wahrzunehmen, man lebe auch außer sich, im Uebermaße der Freude oder des Schmerzes an eine menschliche Brust zu sinken?

Kann man denn alles allein tragen? Gibt es nicht Dinge, denen man erliegt, wenn niemand daran mitträgt? Ist es nicht unsre Bestimmung, etwas zu lieben, das unsre Gestalt

und unſer Weſen hat? Ward uns nicht zur Mittheilung die Sprache verliehen, und drängt es uns nicht mächtig, das mitzutheilen, was den Geiſt lebhaft beſchäftigt?

Doch, es iſt mir nun einmal beſchieden, in der Welt allein zu ſtehen, Gott hat es mir beſchieden, deſſen Abſichten mit den Menſchen und ihrem äußern Ergehen immer weiſe und gütig ſind, der überall nur unſer wahres Wohl will und ſucht. Wäre es nicht nothwendig zu meinem Frieden, er hätte mich nicht in dieſe Umſtände geſetzt. Ich muß mich ihnen anfügen; ich muß mich gewöhnen, das zu entbehren, was mir verſagt iſt, meine Vorſtellungen davon ablenken, und mich feſter an das anſchließen, was ich beſitze; ich muß mich bemühen, mir ſelbſt deſto mehr zu ſeyn, je weniger mir Menſchen ſind; ich muß mir größern Reichthum des Geiſtes und des Herzens erwerben, und mich in ſolchen Fertigkeiten üben, die für die Welt ge-

ringen, aber für den eignen Genuß, für die eigne Veredlung großen Werth haben.

Weil ich hier am meisten vor Verderbnissen gesichert bin, weil sich hier meine Anlagen am besten entwickeln können, weil ich hier Nahrung für die Gefühle und die Sinnesart antreffe, die das Eigenthümliche meines Wesens ausmachen, weil ich aus mir selbst und durch mich selbst viel werden sollte; darum ward mein Leben in die Stille gewiesen. Der einfachste, schuldloseste Verkehr mit Menschen, die reinste Freundschaft kann uns Gefahr bringen, wenigstens irgend einem Guten, das wir uns erwerben sollen, Hindernisse in den Weg legen.

So will ich denn allen Fleiß anwenden, das zu erreichen, was Gott mit mir beabsichtigt, und dazu mein Leben in der Stille sorgfältig benutzen, den wohlthätigen Einflüssen derselben mein Herz öffnen, und sie mit Weisheit leiten. Wehren will ich dem Trübsinne und dem Mißmuthe,

muthe, die mich zuweilen anwandeln, bewahren will ich mein Herz, daß es keins der sanften Gefühle einbüße, die wir, abgeschieden von den Menschen, so leicht verlieren, daß es keine von den Härten, Eigenheiten, Verkehrtheiten annehme, die man, dem Wirken verwandter menschlicher Wesen auf uns entrückt, so leicht annimmt. Milde des Herzens, Empfänglichkeit für jedes Schöne und Gute, Geneigtheit, mich anzubequemen, mich in fremde Kreise zu versetzen, Liebe zu den Menschen, die mir so fern stehen, will ich bey mir auf alle Weise zu befördern suchen, und so heiter, so freundlich, als ich es vermag, will ich mich in meiner Stille einrichten. Vielleicht gelange ich noch dahin, daß mir, was nun einmal nicht anders seyn kann, lieb wird.

Meinem Werthe wird es nichts schaden, wenn ich unbemerkt lebe. Seinen Werth hat man nicht für die Welt, sondern für sich, und er

bleibt derſelbe, er mag vielen oder wenigen oder keinem bekannt ſeyn; man wird ſeiner um ſo mehr froh, je mehr man ihn für ſich hat; man gewöhnt ſich auch wohl immer mehr, ihn für ſich zu haben, daß man mit der Zeit des beyſtimmenden Urtheils Anderer nicht bedarf, um ſeiner gewiß zu werden. Bin ich erſt recht gut geworden, ſo werde ich mich auch recht darüber freuen können, ob mir gleich niemand Beyfall zu erkennen gibt.

Blüht doch ſo manches liebliche Blümchen im Verborgnen; iſt es minder ſchön, weil es von niemand bemerkt wird? Der Himmel hat ſeine Freude daran; o, daß der auch an mir ſeine Freude hätte!

Und bin ich denn ganz allein? Ich habe hier mein Zimmerchen, wo mir alles ſo bekannt und ſo lieb — eben in ſeiner Stille ſo bekannt und ſo lieb iſt, hier mein Plätzchen am Fenſter, das mich nun ſchon ſo lange Zeit willig aufge-

nommen, Freuden und Leiden mit mir getheilt hat, auf dem mir schon viele Stunden selig verflossen sind. Ich habe meine Arbeit, die mir oft ein zweites Ich wird, in meine Begegnisse mit eingeht, meine Empfindungen gleichsam in sich einschließt, unter deren Wechsel sie fertig wird. Ich habe so manches schöne Buch, worin ich mich wieder finde, fremde Gedanken und Gefühle den meinigen, als alte Freunde, begegnen, und sie in süße Gespräche ziehen, die ihnen zur Lehre, zur Berichtigung, zur Aufmunterung und zum Troste gereichen, wodurch ich mit Menschen, die mich nicht kennen, die mir aber sehr theuer geworden sind, in Verbindung trete, als ob sie wirklich etwas von mir vernähmen, und als ob es ihnen nicht gleichgültig wäre, etwas von mir zu vernehmen. Ich habe meine Blumen, die ich pflege, und die sich meiner Pflege zu freuen, die es mir Dank zu wissen scheinen, daß ich mich um sie bekümmere, und mich dafür anhören,

und mir manches traute Wörtchen zuflüstern. Ich habe mich selbst, mein eigen Gefühl von dem, was ich bin, was ich erfahre, meine Betrachtungen darüber, die mir nicht selten die Stelle des fremden Rathes vertreten, meine Träume, meine Hoffnungen, mein Nachdenken, meine Vorsätze, meine stillen Uebungen. Ich habe diesen schönen Morgen, und alles, was in seinen Schimmern gesellig lebt; auch an mich will es heran, und ich kann mich darunter mischen.

Ich hatte Unrecht, zu sagen, alles sey fremd, kalt und stumm für mich. Die Menschen nur sind es, sonst ist alles mir vertraut und zugethan, alles hat eine Sprache für mich — von allem vernehme ich etwas, mit allem kann ich schöne Bündnisse schließen, mit allem häuslich zusammen wohnen.

Freylich ist darunter nichts, was mich im eigentlichen Sinne kennte und verstände, wie ein Mensch mich kennen und verstehen würde. O,

ich bin doch gekannt, verſtanden und geliebt — von dem, der alles geſchaffen hat, der allem Leben und Odem, und mir dieſes einſame fühlende Herz gab. Er kennt, verſteht und liebt das Würmchen im Staube, und mich ſollte er nicht bemerken, mich ſollte er vergeſſen? Nein, alle Haare auf meinem Haupte hat er gezählt.

Was mir auch fern ſeyn mag, er iſt mir nahe. Oft, wo ich mich in der Welt am meiſten allein finde, werde ich am lebhafteſten inne, daß er mir nahe, ewig nahe iſt, daß wunderbar, und ſtärker als eine Gewalt der Erde, ſeine Liebe mich umfängt.

Er führt den Morgen herauf aus den Schatten der Nacht, und kleidet des Feldes Blumen; er leitet die Sonne ihre Bahn, und weckt durch ſie alles zu Leben und Freude, und verſammelt durch ſie alles um ſein Herz. Er redet zu mir durch alles, was mich umgiebt; darum hat alles Sprache für mich, es iſt ſeine Sprache. Er be-

kümmert sich um mich, wie sich kein Freund um den andern bekümmern kann.

An ihn darf ich mich wenden, ihm darf ich ohne Mißtrauen und Verlegenheit gestehen, was ich denke, was ich thue, was ich liebe, was ich fürchte, was ich hoffe, was mich glücklich macht. Nichts was mich angeht, ist ihm zu klein.

Ihn darf ich nicht erst aufsuchen, um mich ihm zu offenbaren; er ist immer bey mir. Ihm komme ich nie zur ungelegenen Zeit; er ist immer bereit, mich zu hören. Aus seinem Herzen kann mich niemand verdrängen: er ist der unwandelbar Getreue. Nicht verlassen noch versäumen wird er mich. Er — unendlich mehr als die Menschen alle — er, der Menschen Herr und Vater, ist mein Freund.

Und antwortet er nicht, wenn ich frage? gibt er nicht Rath und Trost und Frieden, wo ich dessen bedarf? weiset er mich nicht die Wege, die ich gehen soll? sendet er nicht Hülfe,

wo niemand helfen kann, und unaussprechlich selige Empfindungen von sich in mein Herz? Wann mir wohl war, mehr als ich zu sagen vermochte, so rein, so himmlisch wohl, dann hatte er sich mir kund gethan.

Ja, ich habe ein Recht an das Leben und seine Gaben, er hat es mir geschenkt; ich gehöre an die Stelle, wo ich stehe, er hat mich dahin gewiesen; ich bin nicht wie gestorben in der Welt, denn er lebt, und ich durch ihn, bey ihm. Nicht kalte Hände halten mich an einem leeren öden — Hände der Liebe halten mich an einem vollen, blühenden Leben fest.

Ihn kann ich wieder lieben, in ihm Welt und Menschen lieben, und so die nie zu stillende Sehnsucht des Herzens befriedigen, an seine Liebe kann ich mein Wesen verlieren.

So sey denn gutes Muthes und still fröhlich, mein Herz; liebe still deinen Gott, lehre

mich ſtill meine Pflichten erfüllen, und ſtill mich zu ihm halten, ſtill mit dem leben, was er mir beſchert, ſtill mich zu dem bilden, wozu er mich beſtimmt hat, daß ich ihm immer wohlgefalle.

16.

Allwina.

Nicht viele Morgen mehr werde ich im Freien zubringen. Mit ſchnellen Schritten geht's in den Herbſt hinein. Bald, bald ziehen wir wieder in die Stadt — weg von allem, was ich hier lieb habe, und was mich lieb hat, weg von den Bäumen und Vögeln, von den Wieſen und ihren Blumen.

Die fatale Stadt! Hier auf dem Lande iſt es ſo einfach, weit, bequem und bekannt, dort ſo koſtbar und künſtlich, in den breiten Straßen ſo enge, die großen, feſten Häuſer ſehen mich mit ihren vielen Augen ſo fremd an. Je mehr Auge, deſto weniger Herz; gilt das nicht überall? Hier Laute der Freyheit und Freude, dort Geſchrey, Geraſſel, Getoſe, Mühe und Noth allenthalben. Hier Gott ſo nahe, daß man ihn

faſt ſehen kann, dort ſo in die Welt zugebaut, daß man nur kleine Stückchen von ſeinem Himmel ſieht, und oft kaum weiß, ob das Himmel iſt. Doch in der Stadt bin ich meinen lieben Menſchen wieder nahe; alles finde ich dort wieder beyſammen, was hierhin, dahin zerſtreut war, und ein jedes hat zu erzählen, wohl den ganzen Winter hindurch. Und hier zieht das Meine, was ich lieb habe, und was mich lieb hat, auch weg, was nicht fortzieht, verſteckt ſich, oder wird ſtill und ſchläft ein; es würde mich ſehr traurig machen, wenn ich hier bleiben müßte, während Eins nach dem Andern fortginge.

Recht kühl iſt es jetzt des Morgens, aber doch noch ſchön, ſehr ſchön. Friſche Luft gibt friſches Blut, friſches Blut friſchen Sinn und friſches Herz. Ein wenig frieren ſchadet nicht. Jetzt ſchon ſich in die warme Stube verkriechen

oder in warme Tücher hüllen? Den Sommer über iſt es uns heiß genug geworden.

Die Lindenallee hinter dem Hauſe hat ſchon viel Laub fallen laſſen, einige Zweige ſind ganz kahl, an einigen hangen bloß gelbe und braune Blätter traurig herunter; der Sandweg iſt mit trocknen bedeckt, daß es raſchelt, wenn man hindurchgeht. Die armen! nicht Saft nicht Kraft mehr — und kein ſtilles Grab! — unter freyem Himmel — ein Spiel der Winde und des zertretenden Fußes!

Allein wie haben die Bäume den Sommer geblüht — und wie lange — im Sonnenbrande! welche Düfte haben ſie verſtrömt, und doch ſtehen nicht wenige noch geſund und kräftig da, über und über grün!

Wenn man viel gearbeitet hat, darf man ſich früh zur Ruhe begeben, und lange ſchlafen, man hat ſich's verdient, und hat's nöthig.

Um neun Uhr Abends iſt es ſchon ſtill, ganz

ſtill in den Hütten des Dorfes. Die Menſchen, die drin wohnen, haben es ſich auch ſauer werden laſſen. Vom Morgen bis zum Abend Schweiß und ſchwere Anſtrengung — alle Glieder müde und zerſtoſſen. Des Tages Laſt und Hitze — das gilt wohl von ihnen. Schlafet feſt und ſüß, ihr Verlagten, und alles, was Kummer und Sorge heißt, ſchlafe mit euch! lange könnt ihr nicht einmal. Für mich wär' es zu frühe um neun Uhr, was iſt mein Bißchen leichter Arbeit gegen die eure! und doch ſchlafe ich meiſt meine acht volle Stunden, oft noch mehr. So viel verdiene ich nicht, ich will mir meine Schlafſtunden künftig nach dem, was ich den Tag über geleiſtet habe, zurechnen, und dafür ſorgen, daß ich immer mit dem Dorfe munter bin. Manche Menſchen legen ſich ins Bette, die gar nicht gearbeitet haben; ihr Schlafen iſt auch darnach; mit denen möchte ich nicht theilen. Dagegen wacht auch in der Stadt mancher tief in die

Nacht hinein, weil er am Tage bey allem Fleiße nicht fertig werden konnte, und ſieht doch nicht ſo ſpät auf als ich.

Ueber den Sand in der Lindenallee will ich nicht mehr klagen und ſticheln, ob er es mir gleich etwas beſchwerlich macht. Kann er dafür, daß er nur Sand iſt? und thut er nicht das Seinige redlich? nährt er nicht mit ſeinen wenigen Kräften grünes Gras, liebliche Blümchen und die himmelan ſtrebenden Bäume? und ſind nicht das edle Kräfte, die in den Bäumen himmelan ſtreben? will er nicht mit himmelan? Ehre jedem, der thut, was er kann, und ſich redlich bemüht, etwas Beſſres zu werden, als er iſt. Viele Menſchen thun nicht, was ſie können, und legen es beynahe darauf an, etwas Schlechteres zu werden, als ſie ſind. Ich könnte auch mehr, als ich thue.

Die Sandallee iſt mir ſehr lieb; viele, viele ſüße Erinnerungen bewahrt ſie; mit theuern

Menſchen bin ich da zuſammen geweſen — dieſen Sommer noch —; und der letzte herrlich ſtille Mondſcheinabend! da dachte niemand daran, daß er im Sande ging.

Im Leben gibt's auch Sandwege, wo man bis an die Knöe hinein ſinkt, und nur langſam und ſchwer weiter kommt, wo nur ſpärliches Grün, ſelten ein Blümchen, das Auge ergötzt, und alles lechzend den glühenden Sonnenſtrahl fühlt. Aber immer noch etwas, das lebt, blüht und himmelan ſtrebt — immer Menſchen, die uns begegnen, die ſich zu uns geſellen, den Weg mit uns machen, und durch freundliches Geſpräch den Weg verkürzen und die Mühe erleichtern. Man muß den Sand nicht ſcheuen; friſch hindurch, iſt er überſtanden, ſo freuet man ſich deſto mehr der Pfade, die ſich durch lachende Auen und ſchattenreiche Wälder ziehen, derer ſind doch die meiſten. Den blauen Himmel hat man allenthalben über ſich; wo nichts zu ihm

hinan strebt, strebt man desto mehr selbst hinan. Dem Menschen hat Gott das Angesicht aufgerichtet, daß er gen Himmel schaue; er wird auf Sandwege geführt, damit er auch sein Herz aufwärts richte, und es an der Erde nicht gar zu schön finde.

Das Sandfeld ist schlimmer als der Sandweg, und doch gewinnt ihm der menschliche Fleiß meist noch etwas ab. Die armen Menschen, die immer Sandfelder bauen müssen! Saurer Schweiß, kümmerlicher Gewinn! Sind nicht viele vergnügt und fröhlich dabey? O, die Genügsamen! ein wenig schon kann ihnen Freude machen; ich muß mich schämen, daß ich so leicht verdrießlich werde, wenn ich einmal etwas Unangenehmes zu besorgen habe; es soll nicht wieder geschehen.

Der Schulhalter im Dorfe arbeitet alle Tage im Sandfelde.

Der Herbſt iſt für mich eine angenehme Zeit. Die milde Beleuchtung, das friſche Grün, womit ſich die Wieſen noch einmal überkleiden, und an den Frühling erinnern, wie manche Menſchen im Alter noch einmal jung werden, was auch auf eine künftige neue Jugend hindeutet, die Ruhe, die ſich nun allmählig verbreitet, das Erſchöpfte in ſich aufzunehmen und leiſe in ihren Armen zu wiegen, weiterhin die Farbenpracht des Laubes, das viele, was nun reif iſt und geerntet wird, die Freude der Menſchen an ihren Vorräthen: wie ſchön das alles! Wenn es endlich kalt wird und die Stürme ziehen, dann ſammelt man ſich in die Häuſer, und ſitzt vertraulich im Warmen, und hört geborgen und bequem, wie es draußen braust und heult, und der Regen ſtark an die Fenſter ſchlägt.

Das Verwelken, Verdorren, Hinſterben, Verſtummen und Veröden auf den Plätzen, wo es laut, lebendig, fröhlich geweſen iſt, endlich die

Todten-

Todtenstille allenthalben, die dunkeln Tage, die langen Nächte: freylich traurig, sehr traurig. Doch auch damit kann ich mich versöhnen, es versetzt mich in eine schwermüthige Stimmung, die ein ganz eignes wohlthuendes Verhältniß zwischen mir und dem Leben stiftet.

Alles, was da ist, sollte uns an das Leben knüpfen, jedes auf eine besondere Weise, darum hat jedes sein Besondres für das Herz, man muß es nur recht zu nehmen wissen. Es liegt an uns, wenn wir in manchen Dingen nichts für das Herz antreffen. Vieles ist mir schon lieb geworden, was ich sonst kaum leiden konnte, und vieles denke ich soll es noch werden.

Das hasse ich nur am Winter, daß er so lange dauert, und daß er es den Menschen, die wenig Holz und Kleider haben so schwer macht. Frieren — und sich nicht wärmen können — hart, sehr hart! Nichts jammert mich mehr, als einen Menschen frieren sehen, der doch auch

ein Menſch — und für den doch auch das Holz gewachſen iſt. Der Arme! Die vielen Armen in den feuchten Kellerwohnungen, ohne Betten, auf bloſſem Stroh, kaum etwas am Leibe, nichts ſich zuzudecken, zitternd die ganze kalte Nacht hindurch an allen Gliedern — oft noch krank dazu!

Das Mückchen hier friert auch, es iſt ganz in einander gekrochen und beynahe erſtarrt. Armes Thierchen! es thut mir leid, daß ich dich nicht wärmen kann, du wirſt ſterben müſſen. Für dich hat die Natur nichts zum Winterkleidchen wachſen laſſen, deine Zeit iſt vorüber. Ich will dir helfen, daß du bald davon abkommſt; wäre dir ſonſt zu helfen, ſo könnte ich dich nicht tödten, ob ihr uns gleich im Sommer ſehr zur Plage ſeyd, ihr wiſſet ja nicht, daß ihr uns etwas Unangenehmes zufügt, es iſt auch nur wenig. Aber wo ich einen Menſch frieren ſehe, will ich ihm geben, daß er ſich wärmen kann, ſo viel

ich übrig habe. Es wäre entſetzlich, wenn ein Menſch erfrieren müßte.

Wie die Wolken heute am Himmel dahin eilen — dicht hinter einander her, Eine jagend, verfolgend die andre! Dünſte ſind's, darum müſſen ſie fort — herunter oder weiter, immer weiter, damit der blaue Himmel ſich wieder rein über uns wölbe. Der bleibt — immer derſelbe, an ihm, unter ihm zieht es dahin. Fliehet, fliehet nur ſchnell, und gebet mir meinen ſchönen blauen Himmel wieder.

Dunſt iſt alles, was im Leben dahin eilt; das Wahre, Weſenhafte bleibt — unwandelbar.

Die weißen Wolken bedeuten unſre Freuden, die grauen unſre Schmerzen — alles Dunſtgebilde! mögen ſie fliehen und dahin eilen. Der grauen ſind mehr als der weißen, aber auch die weißen — Dunſtgebilde. Der blaue Himmel iſt der reine Menſch in uns, der in ewiger

Heitre über den Dünsten und Wolken lebt, wenn wir ihn nicht darein verhüllen lassen — die Unschuld, die Himmelsfreude, die Lichtgestalt, die alles in uns und an uns überdauert, und in ihrer vollen Klarheit hervortritt, wenn die letzte dunkle Wolke, was an uns irdisch ist umhüllt.

Zuweilen wohl treibt der Wind die eilenden Wolken in dichtem Gedränge zusammen, daß der ganze Himmel verdeckt und schwarz wird; aber sie müssen doch fort, und dann ist der blaue Himmel wieder da, der nie Ueberwundene nie Verdrängte; vor seinem Machtgebot geben sie aus einander, langsam oder schnell, wie er will, nur verdecken, nicht uns nehmen konnten sie ihn.

Blick zum blauen Himmel, wie tröstest und [illegible] du uns! wie belebst du den Glauben an das Unverlierbare in uns und über uns! wie ruhig lässt du uns hineinschauen in den Wechsel der Lebensträume! Du sollst mich stets

erinnern, daß ich einen Himmel im Herzen trage, der nicht in die Dünste der Erde versinken darf.

Bald kommen nun die herbstlichen Morgennebel zu uns. Mir sind sie nicht zuwider, ich habe sie sogar gern. Wenn sie die Gegenstände um uns her dicht verschleiern, daß wir diese kaum unterscheiden, dann allmählig die Strahlen der Sonne in sie eindringen, die Wasser hier verdünnend, dort zerreißend, und es nun immer mehr hervorschimmert, einzeln, erst das Nächste und Höchste, aus der Fluth in den Glanz sich hebt, während das andre noch tief in ihr begraben liegt, und endlich die Wasser gewichen sind, und alles daseht in voller Herrlichkeit, als ob der Liebe schaffendes Wort es jetzt erst ins Daseyn gerufen hätte: welch ein prächtiges Schauspiel! So, denke ich mir, wird es uns einst seyn, wenn vor der Klarheit

des neuen Lebens die Nebel der Erde sich zertheilen, und es weicht um uns her, was uns umschattete — immer mehr dem strahlenden Glanze, und immer weiter in die Ferne flieht, und der Glanz immer weiter nachstrahlt in die Ferne — in das Unermeßliche, und das Herz selig vergeht im Anschauen, im Gefühle nie geahneter Herrlichkeit.

In reicher Fülle prangt dort am Geländer die köstliche Frucht des Weinstocks, Traube an Traube — und so schwer, die Beeren so groß, so voll und durchsichtig, die meisten schon reif.

Eine an Ehrfurcht gränzende Achtung habe ich vor allem, was reif ist. Daran, daß man es genießen kann, denke ich dabey nicht. Aber es hat seine Bestimmung erreicht, es hat Gehalt und darf sich zeigen, es ist geworden, was es werden konnte.

Die Natur bringt, was ihrer Sorge über-

geben wurde immer zur Reife, es sey denn daß es ihr an Kraft dazu fehle, oder andre Kräfte zu mächtig entgegen wirken. Da hingegen so vieles von dem, was der Pflege des Menschen vertraut ist, und was er wohl zur Reife bringen könnte, immer unreif bleibt. Reife menschlicher Einsichten, menschlicher Weisheit, menschlicher Tugend, menschlicher Werke — eine seltene Erscheinung!

Im Frühling kann noch nichts reif seyn, wenn's nur kräftig der Reife entgegenstrebt, und sich nicht begnügt, in vergänglicher Schönheit zu blühen, und seines flüchtigen Tages zu genießen. Aber das Unreife muß auch nicht prunken, und sich zeigen wollen, als ob es schon reif wäre.

Nichts gibt mir ein so lebendiges und gefälliges Bild von Reife als die zeitige Traube; man sieht's ihr innerlich an, daß sie reif ist, während man es andern Dingen nur äußerlich

anſieht: es iſt Reife von innen heraus, nicht an der Oberfläche ſchimmernde Reife, Reife des edeln Saftes — nicht einer groben Maſſe — Geiſtesreife. Die reife Birne gleicht der alten Jungfer, die ihr gelbes, welkes Angeſicht ſchminkt, und an der die Alte-Jungfern-Manier nebſt den Runzeln das Reifſte iſt — die reife Traube der herrlichen Matrone, der Verſtandes- und Herzensreife, mit unvergänglicher Anmuth geſchmückt aus dem heitern Angeſicht hervorſchimmern, einfach, anſpruchslos, allerfreuend. Ehre auch der alten Jungfrau, die in ſolcher gefälligen Reife — nicht glänzt, aber erfreut!

Am dürren Stocke iſt die köſtliche Frucht gereift — und die Blüthe wie unſcheinbar, wie wenig verſprechend!

Suchet doch nicht immer bey der Geſtalt das Wirken, bey der Blüthe die Frucht, bey der Schönheit den Geiſt und das Herz. Oft, ſehr oft werdet ihr das Eine ohne das andre, das

Eine durch das andre gleichsam vergütet finden. Wo die Natur das Aeußere versäumen mußte, da hat sie meist in das Innere desto mehr gelegt, oder doch diesem einen stärkern Trieb gegeben, recht viel aus sich herauszubilden, während ein mit Reitzen geschmückter Körper nicht selten seinen Vorzug auf Kosten des Geistes besitzt, und noch häufiger die Ursache wird, daß der Geist zurückbleibt, verkümmert, und nie etwas Reifes und Genießbares hervorbringt.

Traure nicht, liebe Likeike, daß deine Gestalt so wenig Empfehlendes hat, dir ward etwas Besseres verliehen, Geist und Herz, die stehen jetzt schon bey dir in so üppiger, fröhlicher Blüthe, die werden einst die Fülle köstlich reifer Früchte tragen. Darum wird man dich noch achten und lieben, wann die kurze Zeit der Körperblüthe längst vorüber ist.

Die Kreuzſpinne da in ihrem Netze, eine garſtige Kreatur! Das Gewebe zwar zart, kunſtreich, bewundernswürdig, und mit welchem Fleiße, mit welcher Anſtrengung des ganzen Körpers gearbeitet! jeden Morgen ein neues. Aber ein Netz iſt dieſes Gewebe, auf Verderben iſt dieſer Fleiß gerichtet, um die Argloſen deſto ſicherer zu berücken und zu umſpinnen, ſind dieſe Fäden ſo zart gewebt. Wie ſie da hängt, unbeweglich als ob ſie todt wäre, und auf ihren Fang lauert! Lug und Trug das ganze Weſen — Argliſt, Ränke das Werk dieſer kunſtreichen und mühſamen Anſtrengung. Soll man das loben?

Doch das arme Thier kann nicht anders, es muß davon leben, es thut, wie die Natur es gelehrt hat, und die wird wohl zu verantworten wiſſen, was ſie ihren Kindern in den Sinn legt. Die Menſchen brauchen nicht davon zu leben, und ſtecken doch oft voll Lug und Trug, und ſpannen fein gewebte Netze aus, zu fangen und

zu verderben, was nicht auf seiner Huth ist: und die hat es nicht die Natur gelehrt, sondern ihr böses Gemüth. Gott hat den Menschen aufrichtig gemacht. Einfalt, Wahrheit, das ist natürlicher Menschensinn.

Spinnet noch so fein und so unverdrossen, lasset alle Welt euch preisen, daß ihr es so klug gemacht, und so fleißig dabey gewesen, und es so gut zu Stande gebracht: man wird euch doch verachten, wenn ihr Arges im Herzen hägtet, und ihr werdet nicht bestehen vor der Wahrheit.

Das arme Pflänzchen hier ist geknickt, traurig hängt ihm das Köpfchen herunter, kann nicht klagen und weinen und doch ist es geknickt, und das Herz ihm gebrochen von Traurigkeit. Ich will es sorgfaltig aufbinden, vielleicht erholt es sich noch einmal wieder, und lebt noch ein Paar fröhliche Tage an der mild-warmen Herbstsonne. Seine Zeit ist zwar ohnehin bald

um, aber ein Paar fröhliche Tage mehr bleibt immer Gewinn, besonders, wenn man nur eine so kurze Zeit zu leben hat; und ist's nicht besser, eines natürlichen Todes sterben als eines gewaltsamen? Die Mutter ruft es dann an ihr Herz, und begräbt es still an dem Plätzchen, das sie ihm bestimmt hat.

An Ort und Stelle begraben werden, wo die Liebe den Platz wählt und einsegnet, ist auch etwas werth.

Gewiß haben es die Menschen getreten. Was treten die nicht unter ihre Füße!

Wer doch alles Geknickte aufbinden, alles Kranke stärken, und alles heilen könnte, dem das Herz gebrochen.

Dort steht noch ein Blümchen ganz allein, fast im Wege; Sonne hat's wenig, darum ist es kümmerlich geblieben. Zuweilen wächst auch hoch

herauf, über seines Gleichen weit hinweg, was allein steht, aber Sonne muß es haben.

O, ihr verlassenen Menschen, in eurer stillen Einsamkeit, wie verkümmert ihr oft, weil kein Licht und keine Wärme der Liebe in euer dunkles Kämmerlein fallen, weil ihr so ganz und gar im kalten Schatten steht! Aber wie herrlich entwickelt ihr auch oft die reine schöne Eigenthümlichkeit Eures Wesens, ungestört von den verderblichen Einflüssen der Welt, wenn ihr nicht ganz und gar im Schatten steht, wenn das Licht und die Wärme der Liebe euch ins Gemüth dringen! Heilig soll mir eure Einsamkeit seyn, der weise Gärtner hat euch das abgesonderte Plätzchen angewiesen, wer euch verpflanzte oder vieles neben euch setzte, möchte euch schaden; indeß will ich sehen, ob ich euch nicht die liebende Pflege geben kann, deren ihr bedürfet.

Berlin, gedruckt bey C. F. Amelang.

Allen gebildeten Leserinnen

sind noch folgende bey C. F. Amelang in Berlin erschienene Schriften besonders zu empfehlen.

Blätter,
dem
Genius der Weiblichkeit geweiht;
von Friedrich Ehrenberg,
Königlichen Hofprediger zu Berlin.
8. 1809. Thlr. 18 Gr. Cour.

Inhalt.

I. Vermischte Aufsätze: 1. Schönheit der Seele. 2. Edle Einfalt. 3. Der heile Blick. 4. Empfindsamkeit und Empfindelei. 5. Die Freundlichkeit. 6. Das stille Leben. 7. Das sorgenfreie Gemüth. 8. Das Warten. 9. Die gefährlichen Stunden. 10. Die schönen Stunden. 11. Glaubensstärke. II. Diotime's Selbstgeständnisse.

D. C. F. L. Wildberg's
Naturlehre
des weiblichen Geschlechts.
Ein Lehrbuch
der physischen Selbstkenntniß
für Frauen gebildeter Stände.
Zwei Theile.
8. 1811. 2 Thlr. 18 Gr.

Mit diesem Werke ein allgemeines und vollständiges Lehrbuch der physischen Selbstkenntniß für das weibliche Geschlecht zu liefern, war die

Absicht des gelehrten, durch mehrere Schriften bereits rühmlichst bekannten, Verfassers, und man wird dieser, gewiß überaus glücklichen Idee desselben seinen Beifall um so weniger versagen, als damit einem wahren und dringenden Bedürfniß in unserer Literatur auf eine gewiß eben so gründliche als zweckmäßige Weise abgeholfen worden ist. Dem gebildeten Theile des weiblichen Geschlechts muß dieses Werk daher eine um so willkommenere Erscheinung seyn, als der demselben hierin ertheilte, eben so vollständige als populäre Unterricht über seine physische Beschaffenheit, eine Lücke in seiner Bildung ausfüllt, die, wenn auch oft schon anerkannt, mit offenbarem Unrecht jedoch bisher nicht weiter berücksichtigt worden ist.

Bulletin

des Neuesten und Wissenswürdigsten aus der Naturwissenschaft, so wie den Künsten, Manufakturen, technischen Gewerben, der Landwirthschafs und der bürgerlichen Haushaltung;

für

gebildete Leser und Leserinnen aus allen Ständen.

Herausgegeben

von

Sigism. Friedr. Hermbstädt.

Königl Preufs. Geh. Rath. Ober-Medicinal- und Sanitäts-Rath, ordentlicher öffentlicher Lehrer der Chemie etc.

Mit Kupfern. gr 8. Auf Engl Druckpapier Jahrgang 1809 und 1810; oder Erster bis Sechster Band. Broschirt. 16 Thlr.

Jahrgang 1811; oder Siebenter, Achter und Neunter Band. Broschirt, 8 Thlr.

Ferner ist noch zu haben.

Buchholz, Friedrich, Kleine Schriften historischen und politischen Inhalts. Zwei Theile. 8. 1808. Broschirt. 3 Thlr. 8 Gr.

Eylert, R., Königlicher Hofprediger und Kurmärkischer Consistorialrath, Die kleine Benutzung des Augenblicks. Predigten, gehalten in den Jahren 1809 und 1810 in der Hof- und Garnison-Kirche zu Potsdam. gr. 8. 1810. 1 Thlr. 16 Gr.

Grattenauer, Dr. Friedr., Frankreichs neue Wechselordnung, nach dem beigedruckten Gesetzte der officiellen Ausgabe übersetzt, mit einer Einleitung, erläuternden Anmerkungen und Beilagen. gr. 8. 1808. Brosch. 16. Gr.

May, J. G., Königl. Fabriken Commissarius zu Berlin, Anleitung zur rationellen Ausübung der Webekunst. Mit einer Vorrede begleitet von D. Sigismund Friedrich Hermbstädt, Königl. Geheimer Rath ꝛc.). Mit 2 Kupfertafeln. gr. 8. 1811. Brosch. 16. Gr.

Voß, Julius von, Jni. Ein Roman aus dem ein und zwanzigsten Jahrhundert. Mit einem Titel Kupfer und Vignette von Leopold. 8. 1810. 1 Thlr. 12 Gr.

Wilmsen, F. P., Klio. Ein historisches Taschenbuch für die wissenschaftlich gebildete Jugend, für das Jahr 1811. Mit Kupfern von Meno Haas. 8. Sauber gebunden. 1 Thlr. 12 Gr.

Wolff, D. S. J., Die Kunst krank zu seyn, nebst einem Anhange von Krankenwärtern, wie sie sind und seyn sollten; für Aerzte und Nichtärzte. 8. 1811. 21 Gr.

eelengemählde

von

Friedrich Ehrenberg.

Zweyter Theil.

Berlin,

bey Carl Friedrich Amelang.

1812.

Von dieſem zweyten Theile gilt im Ganzen, was ſchon von dem erſten iſt geſagt worden. Der Verf. ſieht ſich veranlaßt, noch einmal zu bitten, daß man doch in keinem der Gemählde irgend ein Individuum finden wolle. Es iſt überhaupt in

dem Buche mehr nach freyen Ideen als nach dem Leben gezeichnet, und unter den widrigen Zügen, die diesem entlehnt sind, findet sich keiner, wovon nicht die Inhaber zur Zeit zahlreich in allen Gassen herumliefen.

Die Karikatur-Bilder, 2, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, unter den kleinen Gemählden werden vielen Lesern nicht gefallen. Der Verf. kann auch nicht sagen, daß er besondre Freude daran habe, und er ist lange unschlüssig gewesen, ob er sie aufnehmen oder unterdrücken sollte. Er hat das Erste gewählt, weil sie von Dingen,

durch welche nicht ſelten auch verſtändige Leute ſich erbittern laſſen, eine Anſicht geben, die der Toleranz und einer ſich gleichbleibenden guten Stimmung förderlich ſeyn kann. Er mußte die Perſonen ihre Sprache reden laſſen, und hat nur für wenige unter ihnen wegen des Ausdruckes um Verzeihung zu bitten. Wer für dergleichen keinen Sinn hat wird wohl die wenigen Blätter, die damit angefüllt ſind, übergehen.

Daß unter den weiblichen Charakteren ſich mehr liebenswürdige finden, als unter den männlichen iſt des Verf. Schuld nicht, auch nicht ganz die Schuld der Männer;

die Anmuth kann in mannichfaltigern Formen erſcheinen als die Würde; überdies gehören intereſſante männliche Charaktere mehr der Geſchichte als der Darſtellung.

Inhalt des zweyten Theils.

II.

Agathons Abendgedanken. Seite 1.

III.

Theobalds Nachtgedanken. Seite 29.

IV.

Kleine Gemählde

1. Johannes . . . . . Seite 59.
2. Jean. . . . . — 69.
3. Hans. . . . . — 78.
4. Veit. . . . . — 87.
5. Melchior. . . . . — 94.
6. Jaques. . . . . — 103.
7. Balthasar. . . . . — 111.
8. Kilian. . . . . — 117.
9. Gottlieb. . . . . — 123.
10. Albin . . . . . — 122.
11. Louis. . . . . — 140.
12. Sebastian. . . . . — 148.
13. Nathanael. . . . . — 155.
14. Blandine. . . . . — 175.
15. Mathilde. . . . . — 184.
16. Klara. . . . . — 195.

17. Die Stillen.
Laura. . . . . — 209.
Ida. . . . . — 216.
Aurelie. . . . . — 322.
Charlotte. . . . . — 227.
Euphrosyne. . . . . — 234.
18. Anaclita. . . . . — 240.
19. Aurelie . . . . . — 253.
20. Karoline . . . . . — 260.
21. Auguste. (Am Weihnachtsfeste.) . . — 278.
22. Die kleine Louise. . . . . — 294.

V.

Anselm an Eugenius. Seite 303.

II.

Agathons Abendgedanken.

Willkommen mir, du ſanfter Abend! Wie hat mich nach dir verlangt — den ganzen arbeitsvollen, ſchwülen Tag über! Willkommen mir in deiner Stille, in deinem Frieden! Du biſt mild, wie der gute Geiſt über uns, der ſeine Milde in dich gelegt hat. In deine Milde ſinkt, allmälig verſtummend, das läſtige Geräuſch hinab, womit der Tag uns verfolgt. Mild umfängſt du den Müden, mild und weich ſchmiegſt du dich um die wundgeſtoßene Bruſt, heilend ihre Schmerzen, beſchwichtigend ihre Kämpfe. In deiner Stille wird auch das Herz ſtill, zu horchen jedem leiſen Laute des Friedens, den in der Kühle die ſanft bewegten Lüfte zu ihm herüberwehen.

Wenn es Abend geworden iſt, fühlt ſich der Menſch Gott näher und dem Himmel; und ob er ſich gleich hinauf ſehnt, ſo iſt ihm doch vertraulich wohl an dem mütterlichen Boden, der ihn trägt und nähret; denn Erde und Himmel ſind jetzt zuſammengerückt draußen und in ſeiner Seele, der Himmel hat ſeine Ruhe über die Erde ausgebreitet, und verſöhnend aufgenommen in die matten Schimmer ſeines Lichtes was den hellen Glanz nicht erträgt; bekannter, einverſtandener, häuslicher kommt es dem Menſchen auf der Erde vor. Der Morgen bringt das Licht, der Abend die Wärme in unſere Seele. Am Abend fühlen wir uns weicher, darum auch beſſer, und fallen gerührt an das Herz allem, was wir lieben.

Morgen- und Abendſtern iſt der Stern der Liebe, aber als Morgenſtern weckt er die reinere und frohere, als Abendſtern die innigere und

wehmüthigere, die in ſüßen Bildern und Träumen ſich wiegt.

Was hat es nicht ge[illegible]t, heute dieſes einſame Abendſtündchen zu erbeuten! Lange hielt das trockne, verwickelte, immer ſchwieriger werdende Geſchäft mich feſt, ich mußte faſt fürchten es werde mich nicht freygeben. Dann drohte die große Geſellſchaft, der Spieltiſch ſchien es ernſtlicher als gewöhnlich auf mich abgeſehn zu haben. Doch iſt es mir gelungen mich loszureißen.

Wie nützlich auch ein Tag angewendet worden ſey, und wie viel Freundliches er gewährt habe, ich achte ihn verloren, das Herz wenigſtens achtet ihn verloren, wenn ich mein einſames Abendſtündchen einbüße. Den Tag über leben wir aus uns heraus, den Abend leben wir in uns herein; das Beſte, was wir den Tag über gethan und empfunden haben, lebt mit uns herein, unſer Eignes zu werden, und ſich, beſeelt von dem ſchöpferiſchen Hauche des in der Bruſt

waltenden Gedankens, zum höhern und reichern Leben zu bilden.

Ich kann mich finden in die läſtige Arbeit, in die langweilige Geſellſchaft, ich fühle mich nicht mehr innerlich aufgeſtört, angehalten, hin und her geworfen, in Kämpfe des Affects und des Strebens gezogen, endlich abgemattet, wund, den Kopf wüſt, das Herz leer, verwirrt und ſtumpf in meinem ganzen Weſen, wie ich in frühern Jahren, wenn ich von der Arbeit oder aus der Geſellſchaft kam, mich fühlte: doch freue ich mich auf das einſame Abendſtündchen, doch bedarf ich ſeiner zur Erfriſchung, zur Erhaltung des Selbſtbeſitzes und des innern Gleichgewichtes. Immer noch genug, was zerſtreuend, verödend, zerſplitternd auf das einwirkt, was ich mein Selbſt nenne, immer noch etwas, das ich nicht aufhören kann zu ſuchen, und nirgends antreffe, als in den ſtillen Schatten des Abends, wo ich wieder bey mir — ganz bey mir bin, und bey allem, was nur in

der Stille laut wird, und, indeß die Dämmerung das Reich der Gestalten um mich her bedeckt, mein Bestes in den Tagesschein des vollen Bewußtseyns tritt. Ich werde nicht mit mir fertig ohne mein Abendstündchen. Die angenehmste Umgebung, der trauteste Kreis, der beste Freund kann es mir nicht ersetzen.

Am liebsten ist es mir freylich, wie jetzt, in der freyen Natur bey Sonnenuntergang, doch lieb auch während der Dämmerung im Zimmer, und nicht unwillkommen vor dem Schlafengehen, wenn alles schon eingeschlummert ist.

Fröhlich eile ich in den fröhlichen Kreis mit dem Kopfe voll Abendbilder, mit dem Herzen voll Abendstille und Abendseligkeit, gestärkt zu menschlicher Lebenslust! und heiter scheide ich aus dem fröhlichen, um in später Abgeschiedenheit die Geister glücklicher Stunden in feyerndem Ernste um mich zu versammeln, und noch

einmal zu vernehmen die Worte ihres Grußes und ihrer Liebe.

Auch mein Leben neigt sich seinem Abend zu — weit ist es schon hinweg über die Mittagshöhe. So vieles ist stumm geworden, was sonst eine beredte Sprache für mich hatte, so vieles in matten, zweifelhaften Schein gewichen, was in hellem Glanze strahlte, so vieles abgefallen vom Herzen, was dasselbe einst fest und kräftig umfing, so manches Auge schon geschlossen, das mich liebevoll anblickte, so mancher Reiz schon erloschen, der in reicher Farbenpracht mir entgegen blühte. Immer stiller wird es in mir, immer einsamer um mich her. Jene wunderbare Mischung von Himmelssehnsucht und Erdbefreundung, wie sie am Abend über uns kommt, und wie die Grabesnähe sie weckt, jener getheilte Wunsch zu scheiden und zu verweilen, jenes vertrauliche Leben mit den Dingen der Welt, unter denen man sich, je länger je mehr, mit seinen

Empfindungen, Neigungen und Bedürfnissen, einwohnt, während ein andrer Zug des Herzens in die Höhe geht, bewegt oft mächtig mein Gemüth, zum Zeichen, daß es Abend mit mir wird.

Nicht weniger willkommen als der Abend des Tages soll mir der Abend meines Lebens seyn. Das Leben ist heiß und macht müde, sein Abend bringt Kühlung und Ruhe. Meines Morgens habe ich mich gefreut, des Tages Last und Hitze habe ich getragen, ich hoffe auf einen seligen Abend und eine sanfte Nacht.

Unter mannichfachem Wechseln ist meine Zeit verflossen, unter Wechseln des Verlierens und Gewinnens, des Schmerzes und der Lust, der Traurigkeit und der Freude, der Furcht und der Hoffnung, des Kleinmuthes und der Kühnheit. Wie hat das alles das Herz angestrengt, im Herzen gewühlt, gearbeitet, niedergedrückt, aufwärtsgezogen, vorangedrängt! wie ist das Herz darin verzagt und trotzig-stolz, elend und glück-

lich gewesen! und wie ruhig schweben jetzt die Bilder davon am Herzen vorüber, wie leise wird es jetzt von dem berührt, wovon es damals in Aufruhr gerieth!

Höchst unbedeutend erscheint mir jetzt das Meiste, was mich in der Gegenwart betrübt, entzückt, geängstigt, über mich selbst erhoben hat. Vorurtheile, veränderliche Stimmungen, krankhafte Körper- und Seelenreitze, Täuschungen der Phantasie, verblendende Leidenschaften hatten ihm das verliehen, womit es so gewaltig auf das Gemüth wirkte, und was der besonnenen Ueberlegung, die bloß die wahren Interessen der Dinge betrachtet, in ein nichts verschwindet. In den irdisch-menschlichen Dingen ist nur wenig groß, und auch dieses Wenige gestattet eine Ansicht, vor der es zum Kleinen hinabsinkt.

Selbst das, was wohl werth war, tiefere Eindrücke hervorzubringen wird in der Erinnerung zum wesenlosen Schatten, außer wo es

Wirkungen zurückgelaſſen hat, die ſich fortdauernd fühlbar machen. Könnten wir uns nur immer recht lebhaft in die Zeit verſetzen, wo das jetzt Gegenwärtige ein Vergangenes iſt: wir würden über tauſend Unannehmlichkeiten, die uns gewöhnlich große Beſchwerden verurſachen, leicht wegkommen.

Mit einer eignen Wehmuth erfüllt es mich oft, daß etwas vergangen — ein bloßer Gedanke, ein weſenloſer Schatten geworden ſeyn kann, was einſt wirklich da war, was mich angefaßt, ſich mir mitgetheilt, in mir gelebt hat — ein Traum der Schmerz, dem meine Thränen floſſen, ein bleiches Geſpenſt die Freude, die mein Herz bewegte, eine Luftgeſtalt, was ich leibhaftig beſeſſen, was ich in meinen Armen gehalten, was ich mit meiner wärmſten Liebe geliebt habe. Es iſt geweſen und iſt nicht, es iſt mir nahe und iſt mir fern, der Geiſt hat es, aus dem Leben iſt verſchwunden. Noch einmal möchte ich es in der

Wirklichkeit vor mir sehen, und mich seines Daseyns versichern, daß ich recht inne würde: was das heißt vorhanden und vorüber.

Dann finde ich es auch wieder so tröstlich, daß alles vorübergeht, um in dem mildern Lichte der Erinnerung milder zu erscheinen, daß etwas in der äußern Welt aufhört, um als Gedanke in der Gedankenwelt schöner zu leben.

Finsres Gewölk hat oft den Tag meines Lebens verhüllt, heftige Stürme sind durch ihn hingezogen. Ich habe verloren, gelitten und geweint, das Herz hat gezagt, gekämpft und geblutet. Auch das ist vorübergegangen, und die Wunden sind geheilt worden. Von manchem wähnte ich, es sey nicht zu überstehen; und es ist überstanden; noch weit Gröseres hätte ich überstehen können. Bey manchem glaubte ich deutlich einzusehen, es könne nie gut werden; und es ist gut geworden, es hätte noch weit schlimmer seyn, und doch gut werden können.

Wenn die Stürme ausgetobt hatten, erglänzte es freudiger um mich her, ging es heller auf in meinem Geiſte. Selten hat mich ein Mißgeſchick getroffen worin ich nicht hinterher eine wohlthätige Fügung erkannte. Aus meinen Schmerzen ſind mir ſchönere Freuden erwachſen. Vereitelte Wünſche haben mich belehrt. Im Ungemach habe ich dulden, warten und hoffen gelernt. Das trotzige Herz hat ſich nach und nach gewöhnt, ſtille zu ſeyn. Ergebung hat mich mit dem Widerwärtigſten verſöhnt, und mich in den Stand geſetzt, in jeder traurigen Lage etwas Erfreuliches wahrzunehmen. Nie hat mich ein Kummer ganz niedergebeugt, und es iſt mir gelungen, unter ſchweren Prüfungen Heiterkeit der Seele zu bewahren.

Was mir noch beſchieden ſeyn mag, weiß ich nicht, aber das weiß ich: es wird vorübergehen, wie das Frühere vorübergegangen iſt, was mir

bis jetzt geholfen hat wird ferner und immer helfen — und es wird alles gut werden.

Weit weniger kommt es auf das an, was uns begegnet, als auf die Art, wie wir es behandeln. Groſſe Kräfte der Selbſtfaſſung und der Ertragung liegen in der menſchlichen Seele; aber ſie bedürfen der Anregung durch Mißgeſchick, und nur in der Gedankenſammlung können ſie ſich äußern. Der Troſt liegt dem Menſchen immer nahe, in uns ſelbſt fließen reiche Quellen des Troſtes; aber dem Herzen fehlt die Empfänglichkeit für ſeine Wirkungen, die hauptſächlich in der Mäßigung beſteht.

Ja, es giebt eine Ruhe, die, das Angeſicht unverrückt gen Himmel gewendet, vom ſiechenden Schmerze nur leicht bewegt — in der das Herz ſanft, weit und groß wird, und vergißt was es gelitten hat, wie in der Abendruhe. Warum muß ſie auch darin der Abendruhe glei-

chen, daß sie meist erst dann erscheint, wann unser Tag in die Schatten versinkt.

Heftige Leidenschaften brausten in der Brust des Jünglings. Das Herz war anders, aber die Leidenschaft strömte, verheerend, was darin Beßres aufgegangen war, und niederdrückend, was sich heben wollte, über das Herz hin. Sie fand Nahrung in einem reizbaren Körper, in einer lebhaften Phantasie, in einem warmen Gefühle für das Freye und Große und in einem feurigen Thätigkeitstriebe. Es riß mich hin im wilden Tumulte, ich war meiner nicht mächtig, ich stürmte hinaus ins Weite, ohne Zweck und Richtung, immer mit mir selbst im Widerspruche. Mein Herz kannte ich nicht; ich wußte nicht, was mich oft mitten in meinem Ungestüm festhielt, daß das flammende Wort auf der Zunge erstarb, der aufgehobene Arm wie gelähmt plötzlich inne hielt, und allmälich herunter sank; ich wußte nicht, wovon es so weich und voll wurde

in der Bruſt, daß ich hätte weinen mögen, wenn ich es damals gekonnt hätte, was mich ſtunden- oft tagelang, zerriſſen im Innern und verloren in finſtres Brüten über einem unbeſtimmten Etwas, das meine Sinne verwirrte, und nicht klar werden wollte, umher trieb.

Du, mein Eduard, du Unvergeßlicher kannſt dieſes Herz, du zeigteſt es mir, du gabſt es mir; dir verdanke ich, daß ich ſtille geworden, daß ich zum Frieden mit mir ſelbſt gekommen bin, und menſchliche Freuden menſchlich-rein empfunden habe.

Schweigend hatten wir lange am Ufer des See's geſtanden — es war an einem ſchönen, milden Sommerabend, nach einem von mir im wildeſten Sturme verlebten Tage; kein Lüftchen kräuſelte die glatte Fläche, auf der ſich wolkenlos der Himmel ſpiegelte, und von der das ſtille Bild des Mondes uns entgegenſchimmerte, während in der Ferne noch ein rother Schein ſie

leiſe

leiſe färbte. Der Aufruhr hatte eben einer fürchterlichen Kälte Platz gemacht, in welcher ich gedankenlos über die ruhige Erſcheinung meinen Blick hinirren ließ. Da ſaheſt du mich weich und liebevoll an, ergriffſt ſchweigend meine Hand, und ſchauteſt mit naſſen Augen gen Himmel; und mich übermannte es, das Herz wurde voll, und ergoß ſich zum erſten Male in ſüßen Thränen, und ich ſank ſtumm an deine Bruſt. Mit zitternder Stimme fragteſt du: wirſt du immer dich ſelbſt verkennen und dich ſelbſt fliehen? oder wirſt du noch ſanft werden? Ich gelobte dir feſt und freudig: ja, ich werde ſanft.

Nun erkannte ich mein Herz, nun wußte ich was es war, das mich mitten im Ungeſtüm feſthielt, und unabläſſig habe ich von dem an gearbeitet mein Herz zu beſänftigen. Jahre und Schickſale ſind mir zu Hülfe gekommen; ſchwer habe ich leidenſchaftliche Unbeſonnenheiten gebüßt, und die Welt hat den oft ſich hervordrän-

genden Ungeſtüm mit Nachdruck in ſeine Gränzen gewieſen. Noch iſt viel zu thun, bis ich mich einer völligen Selbſtbeherrſchung rühmen kann; aber mein Herz iſt mild, ſehr mild geworden, es zergeht, wo es ſonſt brannte, es duldet, wo es ſonſt aufbrauste; und meine fernern Bemühungen werden nicht umſonſt ſeyn.

Auch an Erfahrungen hat es meinem Leben nicht gefehlt. Ich habe in der Nähe geſehen, was die meiſten nur in der Ferne erblicken — ohne Hülle, in der wahren Geſtalt, was ſich den meiſten nur in trügender Verkleidung zeigt. In ſeiner Armuth, in ſeinem Nichts hat ſich mir dargeſtellt, was die Flammen der Leidenſchaft in uns anfacht. Aber ich begreife die vielfachen Irrthümer und Täuſchungen des Lebens, weil ich unſer ſchwaches, gebrechliches, unzuverläſſiges immer wankendes Menſchenweſen begreife.

Wohl iſt des Wahnes und der Thorheit genug in allem menſchlichen Treiben. Allein wer kann

die Thorheit ſtrenge richten, ohne ſich ſelbſt mit zu verdammen? Wir verurtheilen ſie an andern, weil dieſe gerade nicht die unſrige iſt, und überſehen, was an uns Schlimmeres zu tadeln wäre, oft auch eben weil ſie gerade die unſrige iſt, und wir uns das verbergen möchten.

Keiner, der ſich, bey redlicher Selbſtprüfung, nicht mannichfaltiger Thorheit ſchuldig geben müßte, der nicht oft in ſeiner vermeynten Weisheit die verkappte Thorheit wieder fände. Wahrlich, der hat nie ſein eigen Werk erforſchet, der ſich über menſchliche Thorheit ereifern kann, der ihr nicht ein Herz voll Vergebung und Nachſicht entgegen bringt, der auch nur vornehm-mitleidig auf ſie herabſieht, oder andern ihr Spielzeug mit Gewalt entreißen will, weil ſpielen kindiſch iſt. O, wir bleiben Kinder ſo lange wir leben; daß wir es doch in manchen Stücken noch mehr wären! Der Intolerante iſt der größte Thor, weil er der verſtockteſte iſt.

Glücklich, wer nichts als Thorheiten zu bereuen hat! Es gibt Thorheiten, die ſelbſt der beſte Menſch kaum bereut, weil ſie gar zu menſchlich ſind. Wie vieles in unſern ſüßeſten Freuden möchte wohl Thorheit zu nennen ſeyn! Sollen wir es darum wegwerfen, ſo lange wir uns wirklich darüber freuen, und nichts Beßres dafür erlangen können? Bleibt es, wenn wir uns ſchuldlos und innig gefreut haben, nicht einerley, wodurch uns die Freude geworden? Oder hat etwa allein die feinere, die elegante, die aufgeſchmückte Thorheit ein Recht auf Duldung? Darf die Thorheit nur Lebensart lernen, um ſich den Nahmen der Weisheit zuzueignen? Müſſen die der Freude entbehren, die nicht mit euerm Geſchmacke zu wählen verſtehen, und für Eure ſublimen Freuden keinen Sinn haben, ob ſie gleich im Weſentlichen mit Euch dasſelbe begehren? Gönnet doch dem ſein Läppiſches und Abgeſchmacktes, dem dieſes nicht anders vorkommt, als

Euch Euer Ausgesuchtes, Geglättetes, in die Höhe Gebildetes.

Allerdings sollen wir aus der Thorheit zur Weisheit hinaufstreben; aber diese Forderung werde zuerst an uns selbst gerichtet, und nicht früher werde über die fremde Thorheit der Stab gebrochen, bis wir uns selbst von jeder frey wissen. Doch mag es uns zuweilen innig das Herz bewegen, daß das Eitle dem Menschen so tief in das Herz gewachsen, und es des Menschen Loos ist, die Thorheit beständig in seinem Geleite zu haben. Nur die aufgeblasene und die verderbliche Thorheit strafe des Weisern Ernst und sein Spott.

Bosheit habe ich wenigstens nicht häufig angetroffen, und meist, wo ich sie antraf, auch in ihr das schwache, gebrechliche, unzuverlässige Menschenwesen, freylich in tieferer Entartung, wieder erkannt. Immer deutlicher ist es mir geworden, wie schwer es hält, des Menschen

Schuld und sein Unglück von einander abzusondern. Ach, daß doch das Herz für alles Vergebung hätte! daß doch immer was in den Reden und Handlungen der Menschen mir beleidigend oder kränkend dünkt, sanft von mir erwiedert würde! Wie viel zufriedener lebe ich, seit ich milder geworden bin!

Geringer sind meine Erwartungen von menschlichen Dingen, nun ich mich besser auf sie verstehe, geringer aber auch meine Besorgnisse um sie. Etwas Besondres wird's damit schwerlich je werden, aber auch schwerlich etwas ganz Jämmerliches. Die Zeit der Träume ist vorüber. Wohl mir, daß ich gelernt habe auf höhere Dinge meine Gedanken richten, und unwandelbar bey ihnen meine Gedanken erhalten kann.

Ruhe des Gemüthes, Sicherheit des Blickes, geschicktere Wahl der Mittel, mehr Klugheit im Ausweichen und Abwenden, mehr Geistesklarheit in der Lebensführung: das sind die Vortheile,

die ich den, durch Erfahrungen jeder Art, berichtigten und erweiterten Einsichten zu verdanken habe. Ein nicht unbedeutender Gewinn in einer Welt, wo auf so wenig Großes zu rechnen ist! Damit bestrebe ich mich zu nützen, so viel ich kann, zu verbessern, was ich vermag, das Gute herbeyzuführen, wozu sich mir Gelegenheit darbiethet; und so denke ich auch mein Tagewerk zu beschließen, zufrieden wenn einst mein Tag nicht fruchtlos vorübergegangen ist. Viel leistet kein Mensch; möge es mir nur gelingen, das Meinige möglichst gut zu leisten.

Zahlreiche Freuden hat das Leben mir gewährt; es waren nicht immer ausgezeichnete, kostbare, glänzende, aber es waren Freuden, die ein menschliches Herz zu erweitern und ihm wohlzuthun vermochten.

Als die schönsten unter ihnen preise ich die einfachen, die meine männlichen Jahre beglückt haben, nachdem die Stürme in der Brust sich

gelegt hatten, sowohl die in einsamen Beschäftigungen, als die im Kreise geliebter Menschen genossenen. Schön sind auch die strahlenden Freuden des Jünglings in seinen bessern Stunden gewesen, und noch oft blitzen sie aus der mattern Erinnerung plötzlich hervor, ihr Licht über die spätern Tage verbreitend. Selige Freuden blühten in den Paradiesen der Kindheit, zu denen noch immer der Blick mit Wohlgefallen zurückkehrt, aus denen nicht selten das alternde Herz, bis zur Berauschung, jugendlichen Frohsinn trinkt.

An keiner reinen Freude, die meine Wege schmückte, bin ich kalt vorübergegangen; keine, die mir in ihrer Unschuld freundlich zulächelte, habe ich in finstrer Verstimmung von mir abgewiesen; nur selten ist mir Eine durch trübe Gedanken und in die Zukunft ängstlich hinein spähende Sorgen verbittert worden. Aufgesucht habe ich die Freude, wenn sie mir nicht entgegen kam,

und nie hat sie sich lange vor mir verborgen gehalten; mit leuchtendem Angesicht ist sie dem Suchenden erschienen, ihm die Hand zu reichen, und sich sanft an sein Herz zu schmiegen.

Dahin ist, was mich als Kind, als Jüngling und als Mann beseliget hat; doch es ist davon etwas geblieben, was ich mit in den dunkelnden Abend nehmen werde, was mir nie vergehen wird, das Andenken, die Seligkeit, die es im Herzen geschaffen, der Dank gegen die himmlische Liebe, die mich damit gesegnet hat, das Vertrauen auf eine allmächtige, ewige Huld, das mich mit der frohen Erwartung mancher schönen Abendfreude den Stunden, die mir noch beschieden seyn mögen, entgegen sehen läßt.

Nicht ohne tiefe Rührung kann ich überdenken, wie gnädig ich geleitet worden bin, durch dunkles, wildes Gestäft und über heitre, blumenvolle Auen, und iede darüber sinnende Betrach-

tung löst in die angenehmsten Empfindungen der Zufriedenheit sich auf.

Und wie steigt diese Zufriedenheit, indem ich die reichen Schätze überschaue, die ich jetzt noch besitze, das nicht zu berechnende Gute, das ich täglich empfange!

Nein, ich traure nicht über das, was vergangen ist: es ist da gewesen, ich habe es genossen, andres ist mir dafür geworden. Es macht mich nicht wehmüthig, daß mein Leben sich seinem Abend immer mehr zuneigt, und es endlich Nacht wird. Wie könnte es denn immer Tag seyn! Des Lebens Abend hat, wie der in der Natur, sanfte Schönheiten, milde, erquickende Reitze, und in der Nacht schimmern die ewigen Sterne. Gern verweile ich noch länger auf Erden, unter ihren duftenden Blumen, unter ihren hinhaltenden Geschäften, unter ihren lieben Menschen, wo mir so wohl ist. Aber ich bin auch bereit, sie zu verlassen, so bald das gütige Wesen

das mein Leben geordnet, und meine Zeit bestimmt hat, mich hinwegruft.

Werdet nur dichter ihr Abendschatten, hüllet immer tiefer in euer Dunkel mich ein, scheidet immer mehr mich ab von der in verworrenen Bildern mich umgebenden Welt, wieget mich immer sanfter in eurer leise bewegten Stille, und bringet endlich über mich den verjüngenden Nachtschlummer!

Daß mir doch gewährt würde, an einem stillen Sommerabend, mit dem verlöschenden Lichte des Tages, in den letzten Schlummer allmälich zu sinken!

III.

Theobalds Nachtgedanken.

Still und dunkel ruht die Nacht auf der Welt, ihre ſchwarzen Fittige weit über ſie und ihre ſchlafenden Blumen und Menſchen ausgebreitet — verdeckt und verſchloſſen unter ihr, was den Tag über frey im Lichte ſtand, Auge und Herz ſeinen Strahlen geöffnet. Dichtes Gewölk hat den Himmel umhüllt, und nur zuweilen ſchimmern helle Sternenblicke zwiſchen den flüchtig aus einander getriebenen und dann wieder ſtärker zuſammengehäuften Waſſermaſſen hervor — dem bangen Herzen Verkündiger deſſen, der droben ſchweigend wacht, in den finſterſten Nächten liebend herabſieht auf die ſchlummernden Kinder, und das Unermeßliche ſchirmend ſich nahe hält.

Frohes Erſtaunen überwältigt meinen Geiſt, wenn ich in der heitern Nacht zu ihren leuchtenden Welten emporblicke; ich ſtrebe es zu faſſen — und faſſe es nicht, und doch freue ich mich, mit meinen Gedanken mich verlierend in den unbegränzten Lufträumen, freudig erheben ſich in mir alle Kräfte des Glaubens, der Liebe und der Hofnung, und ſanft verklärt ſich in dem milderen Lichte mein ewiges Daſeyn. Die düſtre Nacht liegt ſchwer auf meinem irdiſchen Weſen, und ſchließt die demſelben angehörenden Gedanken enge ein, daß deſto mächtiger in der Tiefe die Empfindung ſich rege, und mit dieſer geiſtiges Weſen ſich hinaufdränge, in bebender Ahnung zu umfangen, was, von keinem Verſtande je begriffen, in dem Dunkel der Nacht am vernehmlichſten zu dem Herzen ſpricht, und ſeine ganze ſiegende Gewalt an demſelben ausübt.

Groß iſt die ſtille, dunkle Nacht — groß, was in ihr ſtill und dunkel ſich aufrichtet; groß und weit wird es da auch in des Menſchen Bruſt. Die Stille und die Dunkelheit haben verſchlungen, was den Tag über ihn mit tauſend kleinen Dingen erfüllt, und für dieſelben in Bewegung ſetzt. In der ſtillen, dunkeln Nacht beſitzt der Menſch ſich ſelbſt, und das in ihn gelegte Große gewinnt Raum und Freyheit ſich zu äußern, nicht mehr gehindert und niedergedrückt von der Noth, der Freude, den Arbeiten und Kämpfen des Tages und ſeinen unzählbaren, ihn in das Gemeine der Welt verwickelnden Intereſſen. Sein Sinn öffnet ſich dem Großen, er fängt an es zu verſtehen, wie das Große von ihm verſtanden werden kann, aus Kräften und Trieben ſeines eignen Weſens entwickelt es ſich — und er erkennt in demſelben das wieder, was auf ſein Leben ein unverlierbares Recht hat.

Etwas Stilles und Dunkles iſt in allem wahrhaft Großen — und darum alles wahrhaft Große der Nacht verwandt. Dieſes Stille und Dunkle gibt dem Herzen die Erweiterung, wovon das Gefühl der Größe ſein Angenehmes empfängt, da es außerdem ein läſtiges ſeyn würde. Das laut und ſtrahlend Große weist uns gebietheriſch von ſich zurück, oder ſcheucht betäubend und blendend uns fort; das ſtill und dunkel Große zieht uns ſanft an ſich, ſanft mit ſich fort, und gewährt uns einen ruhig-ſichern Aufenthalt in ſeiner Umſchattung.

In der Nacht müſſen wir das Große betrachten, um ſeiner Größe ganz inne zu werden, und ſein Aengſtigendes in Erhebendes verwandelt zu ſehen. Am Tage tritt darin leicht zu viel Fremdartiges hervor, was das Gefühl der Größe nicht aufkommen läßt; und Dinge, die uns ſonſt beengen, drücken, mit Unruhe und Bangigkeit erfüllen würden, erheben ſich groß und herzer-

weiternd vor unſerm Geiſte, wenn wir in nächtlicher Betrachtung bey ihnen verweilen. Sogar das Kleine kann in ihrer Stille und in ihrem Dunkel, dem Großen im Herzen zugeſellt, einen großen Charakter annehmen.

Einfachheit und Tiefe bemerken wir an jedem großen Gedanken — jene ſein Stilles, dieſe ſein Dunkles. Die Menge bemerkt ſie nicht, darum iſt für ſie der große Gedanke nicht groß. Unfähig, etwas anders, als was auf der Oberfläche liegt, wahrzunehmen, findet ſie in ihm ihren eignen gemeinen Sinn — und deßwegen alles ganz klar und gewöhnlich. Den gemeinen Sinn verſteht nun auch der Gebildete leicht; denn das Aeußere in der Erſcheinung des Großen iſt nie unverſtändlich, höchſtens befremdend — und ſein Platz in der Welt und in der Ordnung der Begriffe bald ihm angewieſen; in ſo fern erkennt auch er im Großen ein Alltägliches, wie ſehr es ſich in ſeinem Urſprunge und in ſeinen Wirkun-

gen ſich von andern Dingen unterſcheide. Aber wo der gemeine Sinn aufhört, da ahnet er einen tiefern; und dieſer iſt das Unbegriffene, das nie ganz Aufzuhellende, das mit Erſchrecken ſeine Seele erfaßt, indem es ein Unendliches des Inhaltes und der Kraft zu verhüllen ſcheint, und in keine Ordnung der Begriffe ſich fügen will.

Schweigend zieht die große That durch die Welt, und es verſtummt rings um ſie her. Nicht bloß, daß ſie das Geräuſch möglichſt fern von ſich hält; verloren in ihr Wollen und Streben, weiß ſie ſelbſt kaum um die ihr eingeborne Größe, und nicht mit lautem Lobe, ſondern mit ehrerbiethigem Schweigen wird ſie von denen gefeyert, die das Große zu würdigen wiſſen. Die Kräfte der Welt, die ſie in Bewegung ſetzt, die Gegenſtände, die ſie berührt, und die Veränderungen, die ſie hervorbringt, können berechnet werden. Ihre innere Größe verhüllt ſich in den Schleier des Geheimniſſes; die Stärke des Mu-

thes und der Liebe, wodurch allein eine That groß wird, bleibt ein Unerforschbares, verräth ein Vermögen der menschlichen Seele, das sich nicht ermessen läßt. Das ist es, was wir an ihr bewundern, und was der knechtische Pöbel, der das Große nur nach Summen schätzt, und vor Wortgetöse erschrickt, immer verhöhnen wird.

Es gibt auch große Momente im menschlichen Leben. Sie kommen still und gehen still vorüber; aber tief in der Brust verwahren sie den vorbedeutenden Gedanken, den kein Wort ausspricht, den kein menschlicher Begriff zu umschließen vermag; wie Geister stumm durch die Nacht wandeln, mit Winken bezeichnend, was ihnen nicht vergönnt wurde zu offenbaren.

Still und dunkel ist es um den Ewigen. Von ihm gesendet brausen verheerend und Segen bringend die Stürme daher. Suchet ihn nicht im brausenden Sturme; droben über den Stürmen, wo es still ist, waltet er.

Aus der Stille tritt hervor, und in die Stille kehrt zurück, was in der Welt des Sinnes, geräuschvoll, erschütternd, umstürzend, und unter lebhaften Bewegungen Neues schaffend, sich ankündigt.

Liebe heißt die stille Gewalt, die alle Kräfte beherrscht, und dem Entstehen wie dem Vergehen gebiethet, stille Weisheit lenket den Lauf der Ereignisse, und der hat den Ewigen gefunden, der auch in dem lautesten Tumulte der Ereignisse die Spuren der stillen Liebe und der stillen Weisheit entdeckt.

Ihm jauchzet die trunkene Freude; aber wo das selige Herz in seinem Entzücken verstummt und sprachlos anbetet, da ist es Gott am nächsten, da hat Gott sich ihm kund gethan; und wie still wird es im Herzen — wie still das Leid, die Lust und die Begierde, wenn das Herz sich zu Gott wendet!

In jeder Stille empfindet die Seele erhabene Gottesgemeinschaft. Das empörte Gemüth träfe bey ihm die Ruhe nicht an, wäre es nicht still um ihn, und würde das Gemüth nicht in dieser Stille seiner unaussprechlichen Größe inne. Die stille Schönheit, wie alles, was leise und sanft sich entwickelt, stellt uns am reinsten das Göttliche dar, wie darin das Eine, Lautre und Unwandelbare am würdigsten sich abbildet.

Zwar wohnt der Ewige in einem Lichte, zu welchem niemand kommen kann; aber dieses Licht ist für den Sterblichen, eben weil er nicht zu ihm kommen kann, Dunkelheit. Nur das Auge höherer Geister erträgt die Strahlen seines Lichtes, Wolken, durch die bloß matte Schimmer fallen, haben sich zwischen uns und dieses Licht gelagert.

Ach, ohne Gott wären wir in der Welt, wenn das Herz nicht mehr von ihm fühlte, als der Verstand begreift. Alles, was wir unser Wissen

von ihm nennen — wie reich für das Herz, wie dürftig für den Verſtand! Je mehr wir uns in die Betrachtung ſeines Weſens verlieren, deſto wunderbarer wird er uns; je mehr wir unſer Inwendiges ſeinen Einflüſſen hingeben, deſto inniger beſitzen wir ihn. Der iſt — und war — und ſeyn wird — nicht hier und nicht da — nirgends und allenthalben — unwandelbar, heilig, allgenugſam, die Quelle alles Vorhandenen, mit allem Vorhandenen auf das genaueſte vereint, und doch von keinem Sinne vernommen — wer ergründet das!

Des Menſchen ſtillſter und ſeligſter Gedanke iſt auch ſein tiefſter und dunkelſter. Schwache Bilder und matte Wiederſcheine des göttlichen Weſens zeigt uns der ſtrahlende Tag; ihm ſelbſt, dem Unerforſchlichen, macht die Nacht uns vertrauter, indem ſie das weckt, wodurch das Herz ſeiner inne wird.

Darum zieht es uns in der Nacht ſo mächtig zu ihm hin. In der Nachtſtille und dem Nachtdunkel — wie ſehnt ſich das Herz, das der Tag nicht befriedigen konnte, nach dir, du ſtiller und dunkler Unendlicher! wie biſt du da, in deiner Stille und Dunkelheit, dem Herzen ſo nahe, ſo bekannt und befreundet! wie miſchen ſich da in die Schauer der Ehrfurcht die freudigen Schauer der Liebe! wie fühle ich da, daß bey dir alle Gewalt, alle Hülfe, alle Seligkeit iſt! wie lehnt ſich da die bange Bruſt ſo kindlich vertrauend an dich! wie wird es mir da ſo deutlich, der Stille und Dunkle ſey der Allgenugſame, ihm könne ich ganz mich hingeben! Der laute, helle Tag entfernt mich von dir, die ſtille, dunkle Nacht führt mich zurück in deine Arme, an dein Herz: ich muß mich in die Betrachtung deines Weſens verſenken; dem ſtill gewordenen Herzen, in dem die Welt ſich verdunkelt hat, und das nun ſeinen Frieden und ſein ganzes Glück wieder beſitzt, iſt

unaussprechlich wohl bey dir, dem Stillen und Dunkeln. Ich empfinde dich, ich bin deiner gewiß, leise Stimmen bringen mir sichre Botschaft von dir, ich weiß, daß ich dich nie verlieren kann; und wenn du mir noch stiller und dunkler würdest, doch würde ich nicht an dir irre werden, deine Liebe würde mir deutlich und gegenwärtig bleiben. Alle Gefühle meiner Brust fließen zusammen in das Eine: mein Herr und mein Gott! während ich sonst nichts habe, habe ich dich am meisten.

Still und Dunkel sind des Ewigen Schickungen — Nacht ruht auf seinen Verhängnissen, und in der Nacht gehen sie groß und schweigend an dem Menschen vorüber. Wer hat des Herrn Sinn erkannt? Unter Grausen erregenden Erschütterungen bildet sich still, was werden soll; unauflösliche Räthsel, scheinbare Widersprüche verhüllen dem blöden Auge Gottes Gedanken;

angſtvolles Warten zukünftiger Dinge verbreitet ſich über die Welt; die Frage richtet ſich an den Himmel — und es iſt ſtill oben; der Blick ſucht den Unſichtbaren in ſeinen Werken auf Erden — und auf Erden bleibt es dunkel. Unerforſchlich ſind ſeine Gerichte und unbegreiflich ſeine Wege — doch wie herrlich groß in der dunkeln Stille! Sie allein feyert würdig den Hoch-Erhabenen — über ihr ſchwebt ſein Friede, aus ihr wird er hervor gehen wie Sonnenglanz aus der Nachtfinſterniß.

Müde des vergeblichen Spähens nach Zweck, Plan und Zuſammenhang, verwirrt im Bewußtſeyn, mit bange klopfendem, oft wild empörtem Herzen, von Zweifeln verfolgt und gequält, eile ich in die einſamen Schatten der Nacht, da noch einmal zu erwägen, welchen Gang Gott geht — und in den einſamen, kühlen Schatten legen ſich die Stürme der Bruſt; ruhig ſchaue ich hinaus

in die Dunkelheit — und ich begreife nun warum es dunkel iſt; ich finde nicht — aber ich ahne mit Zuverſicht Zweck, Plan und Zuſammenhang. Gottes Friede erſcheint mir über ſeinen unerforſchlichen Gerichten, ich glaube unerſchütterlich an ein herrliches Ende. Das Stille und Dunkle, denn im Stillen und Dunkeln wohnt das Große, wird mir ietzt die ſicherſte Bürgſchaft, daß es Gottes Gedanken ſind, welche ausgeführt werden, und daß Allmacht die Weltkräfte beherrſcht, die Beſchlüſſe des menſchlichen Willens und das Toben menſchlicher Leidenſchaften ſich unterwirft. Freudig bete ich an vor dem, den ich nicht verſtehe; in Demuth fühle ich, daß ich Menſch bin; und alle Kräfte meines Weſens dehnen ſich aus in dem dunkeln Bewußtſeyn einer umfaßbaren Gröſſe, die mein Leben umfängt, und mich ſanft aus den Stürmen der Welt hinauf hebt — durch Nachtwolken.

Menſchliches Elend — wie hat der Gedanke desſelben oft das Herz gemartert und geängſtigt! Dieſe heftigen, zerreißenden, bis zur Betäubung und Unterdrückung des Bewußtſeyns ſteigenden — dieſe zwar mildern, aber deſto länger anhaltenden, deſto deutlicher in ihren kleinſten Zuckungen empfundenen, alle Thätigkeit hemmenden, unvermeidliche Zerſtörung verkündenden Schmerzen des Körpers, womit Menſchen ringen, dieſer mannichfaltige Jammer der Seele, dieſe nie verwundenen Kränkungen, dieſe unerſetzlichen und ohne Aufhören betrauerten Verluſte, dieſes verzweifelnde Innewerden eines durchaus rettungsloſen Zuſtandes, dieſe finſtern Blicke auf ein gänzlich verarmtes und verwüſtetes Leben, dieſe entſetzliche Angſt beym Herannahen eines unabwendbaren fürchterlichen Verhängniſſes, dieſe blutenden, zagenden, im Elend vergehenden Herzen, dieſe Augen voll Thränen, und dieſe trocknen, ſtarren, die das Weinen längſt verlernt ha-

ben, dieſe zahlreichen Demüthigungen und Erfahrungen, dieſe den Adel der menſchlichen Natur verhöhnenden Begegnungen — welche nächtliche Schwermuth hat das alles oft über meine Seele verbreitet! dann in finſtres, mit dumpfer Gedankenloſigkeit endendes, Grübeln mich verſenkt, dann mit ſpitzen Stacheln in meinem Inwendigen gewühlt, dann zur bittern Lebensverwünſchung mich gereizt, dann zur Verzweiflung an der menſchlichen Würde mich hinabgeſtürzt, wo ich am Menſchen nichts als Niedrigkeit, Ohnmacht, Verwerfung oder Mißhandlung wahrnahm, daß er mir als das verſäumteſte, vergeſſenſte, nichtigſte Geſchöpf erſchien — unglücklicher nur noch durch den Widerſpruch ſeiner Fähigkeiten, ſeiner Träume, ſeiner Beſtrebungen, ſeines trugvollen Suchens und Wähnens mit ſeiner Lage und ſeinem Schickſale.

In der Nacht muß ich mich mit dem menſchlichen Elende beſchäftigen, um ihm eine mildere

Ansicht abzugewinnen. Nicht bloß eine mildere, auch eine versöhnende, eine erhebende Ansicht gewinne ich ihm ab, ich finde in ihm die stille, dunkle Größe der Nacht.

Nächtlich ist des Elendes Gestalt, geheimnißvoll sein Ursprung, seine Bedeutung, sein Zweck und sein Zusammenhang mit der innern Lebensgeschichte des Menschen. Seiner Macht und seiner Unbegreiflichkeit verstummt die leidende Seele, und verstummend begegnet sie ihm, wie es sich gebührt, und ihrer selbst würdig.

Etwas den Menschen Ehrendes liegt darin, daß er elend seyn — und noch mehr darin, daß er dem Elende schweigen kann. Schmerz fühlt auch das Thier, sein Elend denkt nur der Mensch — aber er denkt es nicht aus. Doch nimmt er es auf sich und trägt es; auch richtet nicht selten unter seiner Last der Geist groß sich auf. Er billigt sein Elend, und, während er sein äußeres Leben ihm hingibt, hält er sein Gemüth

frey, und beherrſcht es hochſinnig in der Welt des Gemüthes, königliche Gewalt an ihm übend.

Wo zeigt ſich der Menſch erhabener, als wenn er, ſchwer mit dem Elend belaſtet, ſchweigend gen Himmel ſieht!

Vermag er nicht ſogar, das Glück verachtend und von ſich ſtoßend, das Elend zu wählen — ohne Ausſicht auf Gewinn und Ehre, bloß um edel-unglücklich zu ſeyn? Iſt er nicht im Stande, mit dem Gedanken des Elendes zu leben? Regt ſich nicht in ihm ein Bedürfniß, ſich in dieſen Gedanken zu vertiefen, und mit dem eignen Elende das Mitgefühl des fremden zu verbinden? Erwirbt er ſich nicht, vom Elende bedrängt und umfangen, die Eigenſchaften, in denen am meiſten die Hoheit ſeiner Seele ſich kund thut? Empfängt er nicht vom Elende das deutlichſte Bewußtſeyn ſeiner Selbſtſtändigkeit und Würde, die feſt verbürgte Gewißheit ſeines unſterblichen Daſeyns?

Was wäre die Größe des Menſchen ohne ſein Elend!

Das Laſter ſchleicht durch die Nacht, von der es die Farbe hat. Still und dunkel iſt es wohl, aber nicht groß. Feigheit iſt dieſe Stille, Schmutz dieſes Dunkel. Lauernd auf ſeine Beute und unvermerkt ſie umſtrickend, hält es ſich ſtill; um ſicher zu gehen und nicht ertappt zu werden, wählt es die Zeit, wo der Schlaf Stille verbreitet hat, und Dunkelheit auf der Welt liegt. Auch am Tage wirft es die nächtliche Hülle nicht ab, die, ſeine Schmach und das von ihm ausgehende Verderben bezeichnend, in ſein Leben hereingewachſen iſt. Die ſcheinbare Energie verbirgt nur ſchlecht die wahre Ohnmacht. Allem, was man am Menſchen groß nennen kann, arbeitet das Laſter entgegen. Durch und durch gemein, ehrlos bis in ſein Innerſtes, kann es keinen Zug von Größe im Charakter übrig laſſen.

Das kühne Verbrechen ſucht die Nacht, weil es mit ihr ſympathiſirt, weil es in ihrer Stille, mit ſeinen fürchterlich ſtillen Gedanken, frey athmen, ungeſtört über ſeinen Anſchlägen brüten kann, weil die Dunkelheit es von der Welt ſcheidet, wie ſein Sinn und Wollen von der menſchlichen Geſellſchaft, weil es in der Dunkelheit ſein gräßliches Bild antrifft, und von ihr die Eindrücke empfängt, die ihm zur Nahrung gereichen, weil in der dunkeln Unermeßlichkeit ſich alle Gränzen verlieren, und ihm der Muth wächſt zum verwägenen Beginnen.

Wenn das Gräßliche groß heißen darf, ſo müſſen wir allerdings dem kühnen Verbrechen die Größe zugeſtehen, eine Größe, bey der uns ſchaudert, die wir mit Entſetzen betrachten. Die edle Größe, vor welcher der Geiſt ſich beugt, während ſie ihn ſanft zu ſich hinaufhebt, auch jene gewaltige, vor der wir erſtaunen und ein leiſes Grauen fühlen, ſind wir genöthiget

ihm abzusprechen. Was es von dieser letztern zu haben scheint, rührt daher, daß wir es uns als Werkzeug eines Schicksales denken, welches, Verderben durch Verderben tilgend, mittelst des Schrecklichen Entwürfe des Segens ausführt, und die gewaltigen Kräfte, leicht sie bändigend, seinen Friedenszwecken dienstbar macht.

Nicht das Verbrechen ist groß, sondern was still und dunkel über ihm steht, die Lichtseite noch von uns abgewendet, wirft auf dasselbe einen Schatten von Größe.

Lasset uns nicht klagen, das auch die Nacht des Irrthums den Menschen umfängt, daß Eine Täuschung ihn der andern in die Hände liefert, und seine hellsten Augenblicke auf Erden Dämmerung sind, wo er nicht jeden Wahn von sich abwehrt, und selbst die richtige Einsicht ihm oft

zweifelhaft bleibt. Wohl iſt es dem Menſchen beſchieden zu irren. Indeß zeigt ſich der Edle nicht auch in ſeinen Irrthümern groß? Kann der kleine Irrthum das große Herz zu ſich herabziehen, oder muß er nicht vielmehr, was groß im Herzen lebt deutlicher offenbaren, und dieſem endlich ſich unterwerfen, um der echten Menſchengröſe einen deſto herrlichern Triumph zu verſchaffen?

Möglichkeit des Irrthums bedingt die frey zu erringende Wahrheit, und eine frey errungene ſollte die Wahrheit des Menſchen ſeyn.

Aus der Nacht des Irrthums arbeiten wir uns zum Tage der Wahrheit hin. Und ward uns nicht das hohe Vermögen, den Irrthum, den wir dafür erkennen, einzugeſtehen, und ihm abzuſagen, wie tief er ſich auch in das Herz hineingeſchmeichelt habe?

Ein Kind der Nacht iſt der Erdenmenſch — Nacht bedeckt ſein vergängliches Leben und in Nacht endet es — hinter dieſer Nacht erſt leuchtet ſein Tag, darum beſucht ihn das Große am meiſten in der Nacht, darum kommt ihm die ſtärkſte und deutlichſte Ahnung ſeines wahren Tages, wann die irdiſchen Lichter erloſchen ſind.

Aus den dunkeln Tiefen der Nacht ſteigt mit den Sternen die zweyte Welt ihm empor, die des Tages Scheinhelle verbirgt, und in der Stille wehen die leiſen Töne verwandter höherer Weſen zu ihm herüber.

Nicht bloß der abergläubigen Furcht, auch dem erleuchteten Blicke, dem rein geſtimmten hohen Gefühle wandeln Geiſter durch die Nacht.

Das Geſpenſt hat die Phantaſie geſchaffen, aber der Geiſt thut ſich dem Geiſte kund, der Geiſtesnähe zu empfinden, Geiſteswort zu verſtehen fähig iſt. Das Auge ſieht ihn nicht, doch

der Geiſt empfindet ihn, und beſpricht ſich mit ihm, und erkennt in ihm den Verbündeten, und vernimmt von ihm die geheimnißvolle Bothſchaft, die ſein ganzes Weſen erſchüttert, daß ihm alle Luſt und alles Weh der Welt Tand wird.

In der Nacht kommen die Todten wieder, und zeugen, daß es keinen Tod gibt, und weiſen nach den Sternen, und ihrem Winke zertheilen ſich die Wolken.

Die Furcht gehört der im dunkeln drohenden Gefahr und den Bildern, welche die Todesſtille um uns verſammelt, das heilige Grauen der Nacht gilt dem Großen und Gewaltigen über uns, das in der Stille und Dunkelheit der Nacht ſeine Verkündiger ſendet, die dicht vor uns hintreten, nahe an uns vorüberſchweben.

Vor Geſpenſtern fürchtet man ſich, weil ſie Lügenbilder des Lebens und des Todes ſind. Geiſter empfängt man mit ehrerbiethigen Schauern.

In mancher erhabenen Nacht erſchienſt du mir, mein Julius, freundlich und groß, ſanft und feſt, wie du im Leben warſt, und ich erkannte dich — fremd warſt du mir nicht geworden — kalte Luft wehte um dich, denn dem Leben warſt du fremd geworden — doch öffnete ſich mein ganzes Weſen, die Erſcheinung in ſich aufzunehmen. Eine dunkle Nacht war es, da wir ſchweigend den ewigen Bund ſchloſſen, kalt wehte es auch da um uns, wir waren über dem Leben. Eine dunkle Nacht war es, als du ſchliefeſt, und kalt wehte der Tod mich an. Da gelobte ich mich dir noch einmal, feyerlicher als in jener erſten Nacht. Kein Schmerz um dich — das Geheimniß unſrer Freundſchaft lebte allein in meiner Seele, groß und gedankenvoll — und ich fühlte einen wunderbaren Frieden — dunkel-ſtill erfüllte es mich; war es dein Geiſt, der ſcheidend meinen Geiſt umarmte und ſegnete?

Ich habe dir Wort gehalten, Julius, es beſteht noch das ernſte Geheimniß zwiſchen dir und mir. Und du hältſt mir Wort und erſcheinſt mir in dunkel-erhabenen Nächten.

IV.

Kleine Gemählde.

1.

Johannes.

Dich nenn' ich vor allen, mein edler Johannes, du männlich-schöne Seele, du Geliebter. Es iſt mir, als müßte ich mit Einem Worte ſagen, wie du biſt; aber die Sprache hat das Wort nicht. Dein gedenk' ich, wenn es wild ſtürmt in der Bruſt — und die Stürme ſchweigen. Dein gedenk' ich, wenn das Herz kalt geworden iſt im Winter des Lebens — und milde Frühlingswärme geht wärmend und erweichend durch alle Theile des Herzens. Als es einſt leer und geſtorben war in meinem Herzen, und nur Töne der Klage die verödeten Plätze bezeichneten, da

erſchien mir dein Bild — und es wurde wieder friſch und voll im Herzen, die Klage tönte fort, aber ſanft, und bald legte ſich reich und blühend die Welt um mich, die Luſt des Lebens erwachte, weil ich dich lieben mußte, und in dir alles. Als ich einſt keinen Troſt mehr hatte — nicht mehr wußte, wo noch Troſt zu finden ſey, da faßte leiſe deine Liebe mich an, aber mächtig drangen deine Blicke und deine Worte in mein Innerſtes, und ich fühlte mich überſchwänglich getröſtet.

Wie ein ſanfter Abend iſt deine Seele, doch auch groß und gewaltig, wie am Abend der Flammenblick der ſcheidenden Sonne. Dein Groſſes iſt aus deinem Sanften geboren, es hat von ihm die Geſtalt und die Züge, und hüllt ſich in Sanftes, aus dem es nur zuweilen ſtill hervorſtrahlt. Die Menſchen kennen allein deinen ſanften Johannesſinn, außer wenigen Vertrauten, denen du dein Inwendiges offenbart haſt. Gott

kennt und verſteht dein großes Herz, denn ihm zeigſt du es, ohne es ſelbſt zu wiſſen, in deinen Gebeten und in deinen geheimſten Gedanken. Nicht ſo groß würdeſt du ſeyn, wenn du nicht ſo ſanft wäreſt; in jeder ſanften Rührung richtet deine Seele ſich höher auf.

Du liebſt die Blumen auf der Flur, und freuſt dich der Lämmer auf der Weide; aber dein Auge ſieht zu den Sternen hinauf, und das Ewige wohnt in deiner Bruſt.

Jedes Kind lächelſt du an, und ſpielſt mit ihm, denn du haſt ein kindlich Gemüth. Jeden kindlichen Menſchen, der dir begegnet, lächelſt du an, und giebſt ihm ſchweigend die Hand. Auch mit dem Leben ſpielſt du — mit dem nähmlich, was darin die Menſchen ſorgenvoll umtreibt, ſie in Hitze bringt, ihnen Schweiß auspreßt, ihren Schlaf verjagt, wofür ſie ihre Kräfte verzehren und ihre kurzen Freuden opfern, worum ſie einander haſſen und anfeinden: dir iſt es Kin-

derſpiel. Doch weicht der denkende Ernſt nicht von deiner Stirn, und allem deinen Thun bleibt des Lebens erhabener Zweck gegenwärtig; dein flüchtigſter Gedanke trägt die Zeichen davon an ſich, daß du des Lebens Bedeutung begriffen haſt. Du haſt erkannt, wie wenig an den Dingen iſt, von denen unſre Noth kommt, und ſchauſt ruhig in ihren Wechſel hinein.

Demüthig biſt du, mein Johannes. In Demuth wandelſt du vor Gott und Menſchen, und erhebeſt dich keines Dinges. Niemand kann ſich ſelbſt ſtrenger richten und ſeinen Werth geringer halten, als du, obgleich deine Seele vom Großen und Edeln erfüllt iſt.

Einfältig biſt du, mein Johannes, vor der Welt, ſchlecht und recht; du kennſt nicht der Welt Trug und Liſt, und ihre zahlreichen Künſte. Du begehrſt nicht, bey ihr etwas zu gelten, und magſt dich auch nicht vor ihr verbergen; wie du nun eben biſt, ohne Schmuck und Zier, aber auch

ohne Verlegenheit, frey und offen, ſtellſt du dich dar, und gibſt dich jedem hin, der es verdient in dein Inneres zu blicken. Du achteſt die Welt zu wenig, als daß du ihretwegen einen Schein um dich her verbreiten, oder einen ſchönen Trieb des Herzens unterdrücken ſollteſt, damit ſie ihn nicht verſpotte. Du achteſt ſie auch genug, um dich ihr da nicht zu entziehen, wo ſie dich zu ſehen verlangt.

Unzweydeutig wahr geht jedes Wort aus deinem Munde, drückt jede Miene und jede Bewegung deine Gedanken und Empfindungen aus; und hielteſt du die Preiſe der Welt ſo hoch wie ſie von den meiſten gehalten werden, doch könnteſt du nicht anders, als wahr ſeyn. Das Wahre iſt deine Natur; deiner Seele iſt es unmöglich ſich zu verkleiden, oder ſich in irgend einen Winkelzug zu biegen.

Wahrhaft, treu und feſt iſt mein Johannes. Glaubet an ſein Wort, er hat es noch immer

gehalten, pünktlich gehalten — mehr als pünktlich — er hat auch gehalten, was er nicht versprochen hatte, was man meynte in seinem Worte gefunden zu haben. Glaubet an seine Liebe, er hat sie noch nie zurückgenommen, er ist noch nie von einem menschlichen Wesen abgefallen, dem er sich zugesagt hat, auch den, der seiner Liebe unwürdig geworden war, hat er fortgeliebt — trauernd fortgeliebt.

Alle Menschen liebst du mit menschlicher Liebe. Hold ist dein Gesicht, freundlich deine Begegnung, voll Milde deine Rede; heiter, gefällig, aufmunternd, Zutrauen erweckend, herzgewinnend kommst du jedem entgegen, der sich dir nahet — am meisten dem Schüchternen. Wie schonend berührst du jede verletzbare Stelle eines menschlichen Herzens, daß du ja nicht wehe thuest! Wie gütig lässest du dich herab, und bequemst dich jeder menschlichen Schwäche an! Wie duldsam bist du gegen Irrthümer und Fehler! du

weißt,

weißt, wie leicht der Menſch irrt und fehlt. Wie fügſam geht dein Rath in jede unbedeutende Angelegenheit ein! du weißt, wie unbedeutend unſre meiſten Angelegenheiten ſind, und wie viel ſie uns dennoch zu ſchaffen machen. Jedem gönnſt du gern ſeine kleinen und thörichten Freuden; du weißt, wie wenig große und weiſe Freuden wir haben, wie viel in aller menſchlichen Freude klein und thöricht iſt, und wie das Kleine und Thörichte oft ein ſchweres Herz erleichtert und tiefe Wunden heilt. Du tadelſt und ſtörſt keinen, der ſich unſchuldig freut. Innig rührt dich der Menſchen Elend, hülfreich eileſt du Beyſtand zu leiſten, wo du es vermagſt, und mit ſchmerzſtillendem Troſte trauernde Gemüther zu erquicken.

Du lebſt in der Liebe — in demüthiger Liebe, und vergiſſeſt dich ſelbſt. Die ſanften Wallungen demüthiger Liebe haben alle Empfindungen und Kräfte deines Weſens in ſich aufgenommen.

Wie der Abendſtern ſtill und rein über der Erde ſteht, und in ihre Nächte hell ſchimmernd herabſieht: ſo ſtehſt du über dem nächtlichen Leben ſtill und rein, und ſiehſt wehmüthig lächelnd herab auf ſeine langen Schmerzen und kurzen Freuden, im trauernden Andenken an das einſt Erlittene — und an entflohene glückliche Tage.

Dich, in deiner großen, heiligen Ruhe, erſchüttern die Dinge der Erde nicht mehr.

Du biſt nicht von der Welt, darum kann der Schmutz der Welt dein reines Gemüth nicht beflecken. Ein lichter Himmel wohnt in deinem Gemüthe, und ſchimmert auf deinem Angeſichte. Deine Seele iſt längſt weggezogen aus der Welt — in höhere Gegenden, in Räume des Lichtes. Doch iſt dir die Welt nicht fremd geworden. Liebend nimmſt du Theil an dem, was auf ihr geduldet und genoſſen wird; liebend neigt ſich dein Herz allem Schönen, Guten und Großen der Welt entgegen, wodurch ſie dir verwandt

bleibt; mit ſtiller Luſt weilt dein Auge auf ihren weiten Blüthenreichen, hier Nahrung ſuchend für das Göttliche in dir.

Die Welt lebt vergeiſtigt und verklärt in deinem Innern, ihr Irdiſches heiligt ſich, ſo bald es dein Gedanke wird.

Deine Gedanken — Johannes-Gedanken ſind es, in denen Wahrheit und Liebe ſich vermählen. Ein andrer hätte ſie ſo nicht gedacht, und niemand denkt ſie dir nach. Das Reingehaltene, das Jungfräuliche möchte ich ſagen, das Leichte der Form, das Schwere des Gehaltes, das Klare und Tiefe, das Große und Sanfte, das mild Leuchtende und mächtig Ergreifende, das Erwärmende und mit ſtiller Gewalt in das Gemüth Dringende deiner Gedanken verräth, daß du in der Schule deines herrlichen Nahmensverwandten geweſen biſt.

So drücken deine Gedanken in deinen Werken ſich aus; der Johannesſinn iſt es, was ihnen jene unbeſchreiblichen Reihe des vermiſchten Er-

habenen, Rührenden, Milden und Schönen verleiht. Wie mein Johannes handelt vermag ich Euch nicht zu beschreiben — in der Beschreibung würdet Ihr wenig Besonderes finden — sehen müsset Ihr es.

Etwas Schwermüthiges ist in Johannes Auge; es kommt von der Trauer über das Leben und von der Tiefe seines Gemüths. Ein heitrer Schimmer tritt in das schwermüthige, denn ein schöner Gedanke geht durch seine Seele. Hell leuchtet dieses Auge, denn er denkt eine edle That. Entzücken strahlt dieses Auge, denn sein Geist hat sich in die Betrachtung Gottes verloren. Feuer glänzt in diesem Auge und eine sanfte Röthe überzieht die blasse Wange, denn ein grosser Entschluß hat eben sein Herz erwärmt, und seine Brust gehoben. Eine dunkle Stille liegt in diesem himmelwärts gerichteten Auge, denn Johannes betet, und seine Seele ist bey Gott.

2.

Jean.

Etwas luftig und durchsichtig iſt der Mann, den ich Euch jetzt zeige; er heißt Jean, und kann kein Wort Teutſch, obgleich er ſchon ſeit acht Jahren teutſch balbirt wird, und in ſeiner zarten Jugend eine teutſche Amme gehabt hat. Sein Ur- Ur- Ur- Großvater iſt um des Glaubens willen aus Frankreich ausgewandert. Einer ſolchen Lumperey wegen, ſchwört er oft, hätte er es nicht gethan — denn er denkt frey und aufgeklärt, und glaubt ſo gut wie nichts, wenn er ſich nicht gerade in preßhaften Umſtänden befindet — indeß hält er das Franzöſiſche bey, und gibt ſich, beſonders ſeit die Franzoſen, die er ſeine Landsleute nennt, in Teutſchland geweſen, unſägliche Mühe Teutſch zu radebrechen. Auch hat er's von ſeiner Mutter, daß es ſich nicht

ſchickt Teutſch zu können: on feint de ne savoir pas ce jargon.

Betrachtet nun die leichtfüßige Geſtalt etwas genauer, ſie ſteht immer auf dem Sprunge. Jean geht nicht, ſondern hüpft und tanzt, und ſchwebt halb in der Luft. Er ſpricht nicht, ſondern parlirt. Bey ihm habt Ihr das Hören recht umſonſt. Die Worte ſind noch leichtfüßiger als die Geſtalt, und verurſachen Euch nicht die mindeſte Beſchwerde des Denkens, Ihr kommt davon, und begreifet nicht wie. Sein Organ iſt ein wenig rauh, aber er hat es poliert, und ihm Douceurs gegeben, womit er noch täglich fortfährt; und wenn er den Mund öffnet, ſpielt er Euch die ſchönſte Perlenſchnur elfenbeinerner Zähne unter die Augen — ſeine natürlichen hat er in Zuckerwerk verkaut.

Kann man etwas Schöneres ſehen, als dieſen Kopf? der genialſte Pariſer Haarkünſtler brächte nichts Beßres zu Stande. Und wie macht er

Ab? bloß mit feinen, geſchickt zum Kamme dreſſirten Fingern; in denen ſteckt das Genie. Mit der größten Nachläſſigkeit fährt er vor Euern Augen in dem ſtruppigen Schmucke herum, von dem Ihr eben kühn behauptet, darüber könne keine menſchliche Kunſt, und, indem Ihr die ſcheinbare Zerſtörung bedauert, ſehet Ihr neue Borſtenreitze ſich entwickeln, die alle frühern weit hinter ſich laſſen, und vor denen Ihr Euer Herz wohl in Verwahrung bringen möget, wenn Ihr empfänglich ſeyd, denn Grazien hauſen drin, und Liebesgötter ſchätzen ſich glücklich, ihnen Geſellſchaft zu leiſten. Er achtet's kaum, daß Ihr ganz außer Euch ſeyd, und Euch nicht zu faſſen wiſſet, und würde wenig darnach fragen, wenn Euer Herz an Einer ſeiner Angellocken zappelte.

Wie leicht das kurze Röckchen die gelenkigen Glieder umfließt, es iſt vom feinſten Tuche; im Sommer trägt er's von Seide; die Aermel wie

zart oben aufgerufft! und welch ein Faltenwurf, wie feinſinnig berechnet auf iede Bewegung und Drehung, in welche der Tanzmeiſter die meiſte Force der Harmonie gelegt hat!

Habt Ihr etwas verloren oder vergeſſen, er iſt bey der Hand, und ſucht's oder hohlt's gleich. Meilenweit läuft er im Regen und Sturm, wenn Sie, Madame, ihn ſchicken, nur einen Wink koſtet es Ihnen. Einen zärtlichen Blick — und Sie können aus ihm machen, was Ihnen gefällt, er will ganz närriſch werden. Unglaublich iſt er erpicht auf alles, was in Ihren ſchönen Händen geweſen. Durch eine Stecknadel machen Sie ihm glücklicher, als wenn Sie ſeine Schulden bezahlen. Packen Sie ihm nur auf, ſo viel Sie wollen; er trägt's, und rechnet es ſich zur Ehre, darunter zu ſchwitzen — in Ihren Dienſten. Will aber Ihre Sache anders als mit Worten verfochten ſeyn, ſo müſſen Sie ihn verſchonen, da beſteht er ſchlecht.

Zur Unterhaltung iſt er zu gebrauchen, wenn Sie keine Gedanken von ihm verlangen. Das werden Sie ja auch nicht, warum wollten Sie ſich mit dieſer unnützen und beſchwerlichen Waare beladen? Aber Ideen hat er — und zwar herrliche, die Sie überall benutzen können. Mit Neuigkeiten kann er auch aufwarten, mit Geſchichten vom Hofe, vom Theater und aus der Stadt; er hat alles aus der erſten Hand — vieles aus der beſten, nämlich aus ſeiner eignen. Sie werden geſtehen, wenn's nicht wahr iſt, ſo könnte es doch wahr ſeyn, und von manchem wäre zu wünſchen, es ſey wahr. Die beſten Autoren haben ihm Redensarten geliefert, und er weiß damit umzugehen, ſie zu runden, zu glätten und anzubringen. Sie faſſen ihn leicht, wenn Sie ſich vor der Vorausſetzung hüthen, er wolle etwas ſagen. Auf alle Ihre Kleinigkeiten verſteht er ſich, und nennt Ihnen jedes Stück ihres Putzes, das allerneueſte nicht ausgenommen,

geläufig. Von weiblichen Moden iſt er ſo früh unterrichtet als Einer; das Modejournal bleibt ſechs Wochen hinter ihm zurück; denn er correſpondirt ſtark mit Paris, wo er ſich Einen Monat aufgehalten und gute Connexionen erworben. Ueber wahre Blumenauen des Geſprächs führt er Sie — an den Fingerſpitzen. Zu allem und jedem giebt er Ihnen Gloſſen und Aufſchlüſſe. Könnte man ſich auf Sie verlaſſen, ſo würde er auch wohl den Einen oder andern Artikel aus der ärgerlichen Geſchichte kritiſch mit Ihnen durchgehen. Aber ich beſorge, Sie ſchweigen nicht, und machen ihm Ungelegenheiten — er haßt nichts mehr als dieſe —; darum verſpreche ich Ihnen nichts. Jean tritt leiſe, und kennt Leute, mit denen man's nicht gern verdirbt.

Uebrigens ſind Sie in jeder Geſellſchaft geborgen, ſo bald Sie ihm hinter dem Stuhle haben.

Er geniculirt über alle Maßen, und geräth

außer sich; er ist entzückt — des Todes — ein verlorner Mann, so oft Sie es wünschen. Auf drey Liebhabertheatern hat er sich engagirt.

Mit seinem Herzen steht es so und so: es girrt, es seufzt, es wimmert, es sehnt sich, es schmilzt dahin, es fühlt Drang, es schwitzt, es siedet, es glüht, es wirft ganze Feuerströme aus — alles nach Umständen. Es hat seine weichen, seine kühnen und seine Sturmperioden. Jetzt schreibt er ein Trauerspiel, so gräßlich, daß er beym Schreiben raucht und dampft, und oft davon weg muß, um Luft zu schnappen, und sich abzukühlen, und nicht in seinen eignen Flammen zu verbrennen.

Im Puncte der Liebe ist sein Herz wie Zunder, jeder Funke, der aus einem schönen Auge herein fällt, fängt sich, und wird prasselndes Feuer. Alte Liebe rostet bey ihm nicht, weil keine älter wird als acht Tage — aber neue desto schneller. Seine Herzensgeschichte ist merkwür-

dig, er hat viel erfahren und ausgestanden, und weiß von etwas nachzusagen; die Begebenheiten drängen sich ordentlich. Durch seine Bekanntschaft hat er sich nun beynahe durchgeliebt. Es schadet nichts: er wird wieder von vorne anfangen; wenn er nur nicht so entsetzlich dabey litte!

Vor drey Jahren soll er sich ein wenig auf die lüderliche Seite gelegt haben; ich kann es aber nicht verbürgen. Jetzt führt er einen honetten Lebenswandel.

Besonders war es an ihm, daß er sich einmal vornahm, sich dem Trunke zu ergeben — aus Desparation — worüber habe ich nicht erfahren können. Er hat, meines Wissens, diesen Entschluß nicht ausgeführt.

Dinge, die ins Unglaubliche gehen erzählt er von sich. Man könnte behaupten, er löge; aber das ist es nicht, denn er glaubt selbst daran. Es zeugt von genialer Kühnheit, daß er in der

Meynung, die er von sich hat, von der ganzen übrigen Welt abweicht, so wenig er auch sonst wagt, andrer Meynung zu seyn, als die Welt, und diese Meynung mit aller Freymüthigkeit an den Tag legt, und sie nicht selten hinlänglich poetisch behandelt.

Das ist Jean.

3.

Hans.

Hans laßt den Kopf hangen; er iſt traurig — ach! recht von Herzen traurig iſt Hans, denn ſeine Lieſe iſt geſtorben. Der arme Hans! nun hat er nichts mehr auf der Welt. Lieſe war ſein Eins und Alles. Er lebt und lebt nicht. Hans ohne Lieſen — wäre das ein Leben? Hans ohne Lieſen — Leib ohne Seele.

Hans meynte es ſo ehrlich, Pfingſten über's Jahr — dann hatt' er ſein Gütchen — wollt' er Lieſen heirathen. Das wäre eine Herrlichkeit geweſen! Lieſe Hanſens Frau! Wie hat er ſich dafür geplagt, wie hatt' er ſich darauf gefreut, was hatt' er nicht ſchon überlegt! alles vorbey; vor fünf Wochen haben ſie Lieſen begraben.

Mit Hanſen iſt es aus; er grämt ſich und zehrt ſich ab, und will ſich gar nicht ſagen laſſen.

Alle Tage wird's ſchlimmer; dabey kann Hans nicht beſtehen. Ehe ein Vierteljahr vergeht, begraben ſie Hansen auch. Wie ein Schatten ſchleicht er herum. Ihm iſt nicht beſſer, als wenn ihm ſeine Mutter von Lieſen erzählt, oder wenn er am Abend ſich in die dunkle Kammer ſchließen, und recht nach Herzensluſt weinen kann. Weine dich nur ſatt, Hans, und ſchäme dich nicht — deine Lieſe iſt dieſes Thränenopfers werth. Weit und breit gab es keine ſchmuckere Lieſe. Sie war zahm wie ein Lämmchen, doch fröhlich und guter Dinge — geduldig und ſtill dazu. Gleich hatte ſie dem das Herz weg, der ihr in's blaue Auge ſah.

Halte nicht die Hand vor's Geſicht, deine Thränen zu verbergen, wenn es dir plötzlich ankommt, daß du weinen mußt: es macht dir alle Ehre, ob du gleich ſchon ein großer Hans biſt. Niemand ſpottet über deine Traurigkeit, ſelbſt Petern, dem du ein Dorn im Auge warſt,

dauerſt du. Ganz betrübt ſagte er geſtern: „ach daß ich doch Hanſen, etwas Liebes erweiſen könnte!“ Aber gräme dich nicht zu ſehr, und zehre dich nicht ſo ab. Was ſollte deine Mutter anfangen, wenn du auch ſtürbeſt. Eine Lieſe bekommſt du nicht wieder; doch, iſt nicht Lieſe im Himmel und in deinem Herzen? Denk' was Lieſe ſagte, als ſie ſtarb: „Hans faſſe dich, und nimm' dir zu ſeiner Zeit eine andre zur Frau, nimm' Marien, die meine Herzensſchweſter iſt.“ Das Letzte kannſt du nicht; aber das Erſte. Es würde Lieſen im Himmel wehe thun, wenn ſie wüßte, wie du in der Traurigkeit vergehſt, und manchen Tag nicht eſſen und nicht trinken willſt.

Hättet Ihr Hanſen in ſeiner guten Zeit geſehen, als er noch mit Lieſen aufs Feld ging, und ihr Kränze band, und ſie im Tanze ſchwang: Ihr kenntet ihn nicht mehr.

Hans war der ſtärkſte, munterſte, flinkſte Burſche im Dorfe — immer fleißig und gutes

Muthes

Muthes — das Geſicht ſo friſch braun — die Backen ſo rund und roth — das ſchwarze Haar ſo glatt gekämmt, daß man ſich drin ſpiegeln konnte, unten ſo zierlich gekräuſelt — ſein Wuchs ſo gerade und ſtämmig; er hielt' etwas auf ſeinen Leib — und dieſen ſo rein und proper! Wenn er ſich Sonntags geſchmückt hatte — den feinen blauen Rock, die grüne Weſte, die gelben ledernen Beinkleider an, die roth und gelbgeſtreiften Kniebänder mit den großen Quaſten um — einen Blumenſtrauß von Lieſen im Knopfloch — den runden Hut auf, mit dem grünen Bande, das ihm Lieſe zum letzten Jahrmarkt geſchenkt: man hatte ſeine Freude an Hanſen. Verſtändig war Hans und geradezu, ohne Umſtände, wie er's meynte, ſo ſagt' er's. Man fragte Hanſen gern um Rath, denn er gab ihm ehrlich und geſcheut. Was er faßte, das hielt er; was er angriff, das ging. Immer geſprächig und freundlich, konnte er bey niemand vorbeygehen, ohne ihn anzure-

den, und ihm die Hand zu geben, und nach den Kindern zu fragen. Jedermann hatte Hansen lieb; wo er nicht bey war, fehlte immer etwas.

Jetzt iſt's nichts mehr mit ihm — Hansen iſt alles einerley. Die glatten Haare wachſen ins Wilde, da ſie weder gekämmt, noch geſchnitten werden. Die ſchönen Kleider freſſen die Motten, er achtet's nicht einmal der Mühe werth ſie an die Luft zu hangen. Der gute Hut verkommt im Staube. Die runden, rothen Backen ſind eingefallen und bleich. Langſam, gebückt und ſtill wankt er durchs Dorf, oft ſo matt, daß er ſich kaum auf den Beinen halten kann, aller Muth iſt dahin, alle Kraft fort aus ihm. Um keinen Menſchen bekümmert er ſich, und hört es nicht einmal, wenn man ihn grüßt. Den Stein auf der Erde möchte es erbarmen.

Nur das grüne Band verwahrt er noch, und ſitzt damit Stundenlang ſtumm am Wieſenbach, wo er Abends mit Lieſen zu ſitzen pflegte, und

beſieht es, bis ihm die Thränen in die Augen kommen.

Hans pflanzte Blumen, und pflegte ſie den Winter über in Scherben, damit Lieſe alle Sonntage etwas hätte, was ſie vorſtecken könnte; ſie waren ihm ſo lieb geworden, als wenn's ſeine Kinder wären — um ſeiner Lieſe willen! und was hatte die für eine Luſt daran! Jetzt, Blumen hin Blumen her — was ſollen ihm Blumen, da Lieſe todt iſt? Sie laſſen die Köpfe hangen, wie Hans, und werden alle ausgehen. So iſt's ihm auch recht, da ſeine einzige Blume ausgegangen, für die die andern alle da waren.

Er hat keine Blumen auf ihr Grab gepflanzt; er wollt's einmal, aber er konnt' es nicht. Seine Traurigkeit läßt ihn an keine Blumen denken; alles iſt ihm zu fröhlich für Lieſens Grab.

Abends im Mondſchein ſetzt er ſich auf das Grab, und weint und betet da, daß es Gott mit ihm endigen möge. Denn Hans iſt fromm,

und Liese war auch fromm — herzensfromm, engelfromm war Liese; wie hat sie nicht Hansen zum Guten ermahnt — noch in ihrem Letzten! Hans konnte sich ein Leides anthun, wenn er nicht so fromm ware, und Liese ihn nicht so viel ermahnt hätte. Sonst fragt Hans nach dem Monde nicht viel; er sieht ihn auch nicht an, sondern immer auf das Grab, und wirft sich oft darüber hin, und schreyt laut „Liese komm wieder! Liese, du bist fort, unter dieser Erde bist du, und hast alles mitgenommen, was dein armer Hans hatte! Wie konntest du fortgehen, und deinen armen Hans allein lassen? Komm nur Ein Mal noch wieder, Liese, du mein einziger Trost, und nimm mich mit in dein Grab. Was soll ich länger leben! ich kann nichts mehr.“ Ach Liese liegt kalt und stumm in der Erde, und hort Hansen nicht.

Das war eine Liebe zwischen Hans und Liese: wahrlich keine Mondscheinliebe. Immer hatte

Hans etwas für Liesen und Liese etwas für Hansen; das Beste sparte Jedes für das andre auf. Wo Hans nicht war, da war Liese nicht; und ging Liese nicht, so wäre Hans um keinen Preis gegangen. Hans hielt's nicht aus, wenn er nicht Abends bey Liesen seyn konnte. Er war seiner Liese so treu, daß es ihm Sünde däuchte, die lustige Marie nur einmal anzusehen; und Liese war ihrem Hans so treu, daß sie mit niemand tanzte, als mit Hansen. Hans hätte sich für Liesen den Finger abgeschnitten, Liese wäre für Hansen ins Feuer gelaufen. Jedes hatte das andre weit weit lieber als sich selbst.

Es war eine reine, keusche, verschämte Liebe zwischen Hans und Liese. Wenn Hans Liesen in der Kirche ansah, wurde Liese roth und schlug die Augen nieder. Da Liese starb sagte sie: Hans küsse mich nun, zum ersten und zum letzten Male; da faßte sich Hans ein Herz, und that's.

Hans war in seiner Art höflich mit Liesen, und Liese wußte ihm das Dank. Hans konnte Liesens Gedanken rathen und Liese Hansens; wenn sie nicht beysammen waren wußte Jedes, was das andre dachte — Hans dachte an Liese und Liese an Hans. Nicht schreiben, nicht lesen kann Hans; aber er las in Liesens Augen, und schreibt Briefe an sie in den Himmel. Den reichen Schulzens-Heinrich hatte Liese ausgeschlagen um Hansens willen; und Grete hat Hansen Fallstricke genug gelegt, aber Hans ist Liesen treu geblieben.

Als Liese begraben wurde, war Hans von Sinnen — wie ein Gespenst wankte er hinter dem Sarge. Am Grabe hielt er sich nicht mehr, er sank zusammen, und mußte von zwey Männern nach Hause halb getragen werden.

4.

Veit.

Veit ennüyirt ſich. Der Mann iſt ſo matt und ſchlaff, daß er faſt aus einander geht. Ein Bein über das Sopha hingeſtreckt, das andre nachläſſig auf dem Boden ruhend, den leeren Kopf auf den linken Arm geſtützt, liegt er, und gähnt und ſeufzt, findet alles ſchlecht und abgeſchmackt, und weiß nicht, wo er mit ſich hin ſoll.

Um neun Uhr iſt er dieſen Morgen aufgeſtanden, und nachdem er, bey einer Taſſe Kaffe, dem er das Schaale durch einen ſtarken Spiritus-Zuſatz benommen, vom Schlafe einiger Maßen ausgeruht, hat er ein Paar Broſchüren durchlaufen, und das Zeitalter eingeholt, dem er nun wieder einige Schritte voraus laſſen kann. Halb elf wurde er angekleidet, und begab ſich

dann in den Buchladen, sich nach Taschenbüchern zu erkundigen, und zu fragen, ob in der Litteratur nichts Neues passire, ob in der Philosophie noch alles auf dem alten Fleck stehe, und ob man sich von der Messe etwas versprechen dürfe. Da hier nichts von Bedeutung für ihn vorfiel, hielt er sich auch nicht länger auf, sondern verfügte sich weiter, um den Kaleriaken zu besehen, die Anschlagzettel zu lesen, ein Paar Straßen zu durchstreichen, ein Paar Galanterieläden zu mustern, weil er gesonnen ein neues Stockband zu erhandeln, sich durch ein Paar Tassen Bouillon zu erfrischen, und auf dem Kaffehause einige Novitäten zu haschen, die er der Frau von W. präsentiren könnte, der er mit dem Schlage zwölf bey der Toilette aufwarten mußte; auch hoffte er da den Dichter Q. zu treffen, der ihm ein Sonett auf sie versprochen, aber nicht kam.

Den Besuch machte er heute kurz; Frau von

W. war kalt und klagte über Kopfschmerz. Halb eins frühstückte er gut. Darauf hat er sich mit Balthasar Arm in Arm auf der Promenade unter der schönen und eleganten Welt träge umgeschleppt, wo er oft ganz verdutzt wurde, den Mund aufsperrte, und nicht von der Stelle zu bringen war; Balthasar trieb genug. Außerordentlich versessen ist er auf Naturschönheiten.

Auf halb zwey hatte er den Schneider bestellt, mit dem Sachen von Wichtigkeit zu überlegen sind. Der Hasenfuß hat ihn angeführt. Bis drey Viertel blieb er sanft — dann wurde er wild, und schwur: dieser und jener solle den Ziegenbock holen, er selbst breche ihm den Hals, wenn er noch komme. Fünf Minuten vor zwey legte sich sein Zorn; jetzt ist er zahm und geduldig; aber entsetzliche Langeweile plagt ihn.

Es ist eben zwey vorbey, und erst nach drey wird in der Sonne gegessen. Eine volle Stunde also noch. Um sich die Zeit zu vertreiben hat

er ſeine blanken Stiefeln ein wenig beſehen; deß wurde er bald ſatt. Auch hat er eine Weile am Fenſter geſtanden, wo ſich nichts zeigte, was ihn hätte amüſiren können. Endlich hat er in einem Roman geblättert, und ihm trocken und elend gefunden. Jetzt iſt wahrlich nichts mehr für ihn aufzujagen. Hoffentlich ſchläft er ein.

Für den übrigen Theil des Tages iſt hinlänglich geſorgt; wär's nur erſt drey! An Table d'Hote trifft er gute Geſellſchaft. Um fünf hört er ein Collegium über die Naturphiloſophie, wo er verdaut: ſechs beſucht er den Klub; halb ſieben das Theater; er läuft aber am Ende des erſten Aktes heraus, um nach den Marionetten zu ſehen; halb acht reſtauriert er ſich; acht geht er zur Frau v. L., wohin er zum Thee geladen. Indeß iſt es dort nicht ſonderlich, und er muß wegen dringender Geſchäfte gleich fort. Er will aber wieder vor dem Schluſſe des Stückes ins Theater, um zu ſehen, wie alles abgelaufen, und zu er-

fahren, wie die Schauſpieler ſich gehalten, da man bey dem Herrn v. O., wo er um elf ſoupirt, etwas Theaterkritik von ihm erwartet.

Späterhin hat er noch beſondere Gänge, auf denen wir ihm nicht folgen können, und damit beſchließt und krönt er ſein Tagewerk, das er Morgen rein vergeſſen hat.

Wenn Ariſtoteles die Seele eine unbeſchriebene Tafel nennt, ſo trifft er's bey Veit. Es iſt blutwenig, was er in ſeiner Jugend gelernt, und auch jetzt hält er beßre Seelen- als Körper-Diät; ja man kann behaupten, es würde ſchlimm mit ihm ſtehen, wenn er nicht durch jene wieder gut machte, was er durch dieſe verdirbt: denn in ſeiner Lebensweiſe treibt er die poetiſchen Freyheiten und Ueberladungen weit, aber die Geiſtesnüchternheit verarbeitet alles wieder ins Gleiche.

Glaubet darum nicht, daß er ein Kind ſey, und ſchweige. Er ſagt freymüthig und nachdrücklich was er denkt, denn er iſt ſeiner Sache

gewiß, und hat es aus sichern Quellen. Auf den Kaffe-Häusern schreyt er so laut als Einer, und im Theater hilft er durch Pochen und Klatschen das Publikum verfeinern und bilden.

Seine Meynungen und sein Geschmack sind die allerneuesten; und man kann's von ihm erfahren, wenn man etwa dumm wäre und es nicht wüßte, daß an Kant, Schiller und Klopstock wenig ist. Göthen verehrt er ungemein. Der Schelm thut aber, als ob er darin etwas Besonders an sich hätte: „ich weiß wohl," sagt er, „daß ich anstoße, und alles wider mich habe, und den meisten als ein Mann ohne Kopf erscheine" — woben er in sich herein schmunzelt, und in seiner eignen Wohlhabenheit vollauf lebt — „aber ich bleibe daben, und sehe mich über die Welt weg" — hier rümpft er ein wenig die Nase.

In den bildenden und zeichnenden Künsten ist er fürs Nackte — in den redenden sehr wider

das Moraliſche, wovon er verſichert, es verhunze alles. Klopſtock, lehrt er oft, habe darum kein Dichter werden können, weil er kein Heide und zu moraliſch geweſen. Indeß traut er es dem Zeitalter zu, daß es Einſichten bekommen, und die Einheit des Göttlichen und des Liederlichen begreifen werde. Er iſt ſelbſt erbötig, das Seinige dazu beyzutragen.

Wenn man nur nicht beſorgen müßte, die Welt werde nicht lange mehr etwas an ihm haben! Er klagt ſehr über Schwäche und über die Lumperey in der Welt. Indeß iſt er geſonnen ſich magnetiſiren zu laſſen, wovon er ſich viel verſpricht. Für ſo alt an Jahren, als man ihn nach ſeiner kahlen Scheitel, ſeinem gebogenen Rücken und ſeiner Mattigkeit vermuthen ſollte, dürfet Ihr ihn nicht halten. Er wird die nächſte Woche erſt ſein dreyßigſtes antreten.

5.

Melchior.

Ein Rechnensverſtändiger — und zwar ein Meiſter in ſeiner Kunſt iſt Melchior. In ſeinen jüngern Jahren war er ein Gimpel, und gab ſich mit erotiſchen Tändeleyen ab. Sie waren matt und ſchlecht; aber wie köſtlich wurde Inamorata überraſcht, wenn ſie durch ihn dahinter kam, unter dem poetiſchen Zucker ſtecke noch etwas Beßres, nämlich die ſchönſten und ſchwerſten Rechenexempel, die er ihr ebenfalls debizirt! Man durfte nur aufknacken — was man aber erſt von ihm lernen mußte, von ſelbſt konnt' es keiner — ſo hatte man den Kern. Er hat nicht viel Glück damit gemacht; indeß war's künſtlich, und zeugt von guten Fähigkeiten. Er hätte wohl verdient, durch etwas Beßres belohnt zu werden, als durch Sottiſen und die Frage: was er da-

mit wolle, wie ein Paar Male geſchah — es ſchlug ihn ganz zu Boden. Seit er klug und geſetzt geworden, verachtet er ſelbſt die kindiſchen Anſchläge, und geſteht, er ſey ein Narr geweſen.

Jetzt legt er ſich bloß auf das Solide, und rechnet nichts aus, als Sachen von Wichtigkeit. Hier aber weiß er alles geſchickt unter Zahl zu ſtellen. So hat er neulich im Theater, wo er ſich über das in Thränen ſchwimmende Parterr ärgerte, berechnet, was der Staat gewönne, wenn er ſämmtliche Akteurs, die drey Stunden, die ſie auf dem Theater unnütz verleben, im Spinnhauſe vortheilhaft unterbrächte, und ſämmtliche Zuſchauer, die dafür nicht bezahlt zu werden brauchten, da ſie ohnehin in der Zeit nichts thun, beym Straßenbau anſtellte, und wie viel es in einem Jahre ausmachte, und wie viel in 26½ Jahren. Ungeheuer fand er die Kraft- und Geldverſchwendung.

Er denkt und träumt in Zahlen, und da er erfahren, daß Pythagoras das Wesen der Dinge in der Zahl gefunden, hält er einiges von Philosophen, und meynt, es sey etwas aus ihnen zu machen, wenn man sie anleite. Sein Kopf läßt sich aufziehen wie eine Uhr, und zeigt die Gedanken ganz richtig in — Zahlen.

Dem gemeinen Wesen wirft er es oft vor, daß es nicht zu rechnen und zu wirthschaften verstehe, da es ganze Schulen voll Kinder dulde, die bloß lernen, und noch immer nicht auf die Abschaffung der Sonn- und Festtage denke, deren Schädlichkeit er schon längst mit den triftigsten Gründen erwiesen.

Gegen die brodlosen Wissenschaften und Künste hat er viel — und mehr als er sagt. Kann man's ihm verdenken, daß er schweigt, wo er so lange in den Wind geredet hat? Indeß hofft er, das Zeitalter werde für Verbesserungen reif werden, und rühmt an der Aufklärung, daß

sie

ſie uns über manche Dinge die Augen geöffnet, und gezeigt, daß nichts daran iſt, beſonders, an der Rührung, am Enthuſiasmus und an der Religion, die überall Verwirrung in Köpfen und Berechnungen anrichten, die herrlichſten Speculationen ſtören, und viele unnöthige Ausgaben verurſachen.

Von der Rührung thut er gut dar, ſie freſſe Zeit und Geſundheit, verſtändige Leute ſollten darüber weg ſeyn. Er entſinnt ſich nicht, daß ihm je etwas dieſer Art angewandelt, da er doch in ſeiner Jugend auch läppiſch geweſen.

Den Enthuſiasmus findet er faſt kindiſch und lächerlich. Mit dreyßig Jahren, meynt er, müßte man ſich die Horner abgelaufen haben. Doch gibt es einen gewiſſen kühlen Enthuſiasmus — den ſuckenden könnte man ihn nennen — den er leiden kann, und von dem er ſelbſt zu Zeiten befallen wird. Wenn er den bey ſich verſpürt —

und das geſchieht, wo er ein gutes Geſchäft wittert, wo Einer über's Ohr zu hauen, oder jemand ein Bein unterzuſtellen iſt —: ſo ſchmunzelt er, fährt mit den Fingern unter der Naſe her, ſteht auf, reibt die Hände in einander, dreht ſich trippelnd auf Einer Stelle herum, und wedelt mit dem Perücken-Zöpfchen und mit den Rockſchößen.

Ein wenig wärmer wird er, wenn er für den Wucher ſpricht, auf den er ſich gewiſſer Maßen legt, denn er iſt ein Mann von Ehre, der was er treibt verantworten kann. Er macht's Euch ganz klar, was dabey herauskommt; Ihr müßtet denn zu ſchwach ſeyn, oder zu ſehr an Vorurtheilen kleben, es einzuſehen, worüber er ordentlich Mitleiden mit Euch haben würde.

An der Religion iſt's ihm zuwider, daß der gemeine Mann ſie hat, daß ſie nicht ins kaufmänniſche Leben paßt, und ſich zu viel heraus-

nimmt; auch weiß er sie in seinem Kopfe nicht unterzubringen; und das Ding, was Ihr Euer Herz nennet, kennt er nicht. Er will den sehen, der mit ihr etwas acquirirt. Auf keinen grünen Zweig wäre er gekommen, wenn er sich nicht die Gottesfurcht vom Halse geschafft hätte, was ihm glücklicher Weise nicht schwer geworden. Er hält sich an den besten Atheisten, nähmlich an seinen Associe, der es von seinem ersten Principal, einem Pfefferhändler, hat, daß große Geister nicht viel glauben. Er läßt sich indeß nichts merken, wo nicht gerade der große Geist ihn kitzelt, und tolerirt es gern, daß Ihr ein wenig gewissenhaft seyd — besonders im Handel und Wandel; er accomodirt sich sogar, und beweist Euch was christlich und menschlich ist.

Die Wohlthätigkeit gehört zu seinen stärksten Antipathieen. Er meynt's aber gut. Schon oft hat er vorgeschlagen, die Armuth, diese Pest

der Menschheit, mit Stumpf und Stiel auszurotten — durch Verhungern; wozu er mit Vergnügen das Seinige thut; man folgt ihm zu schlecht. Indeß fiel er doch einmal aus seinem System — in die Weichheit, da er von der Knochensuppe für Arme hörte. Er hatte dabey eigne Bewegungen, murmelte etwas in den Bart vom menschlichen Elend, und überlegt' sich's, ob nicht die Knochenlieferung mit Vortheil zu übernehmen wäre. Man sieht, wie sehr man ihm Unrecht thun würde, wenn man ihm ein menschliches Herz absprache.

Auf Erfindungen spitzt er sich besonders; er hat selbst einige gemacht, und trägt sich jetzt mit dem Project einer Eßmaschiene für's gemeine Volk, wobey die Finger und Zähne erspart werden, und während des Essens zu etwas anderm zu gebrauchen sind. Er will sie aber nicht eher erfinden, bis eine Akademie oder ein Menschenfreund eine Prämie darauf setzt.

In seinen Nebenstunden treibt er Politik, worin er tiefe Einsichten und einen scharfen kritischen Blick besitzt — wie er überhaupt in allem, womit er sich befaßt eminent ist. Er hat es hinlänglich im Klaren, wo das Uebel steckt, und bemerkt alle Fehler, die gemacht werden. Es wäre längst besser, wenn man ihn benutzte. Aber das Zeitalter verkennt seine Leute, und läßt sie im Dunkeln sitzen.

Seinen Ehestand führt er kläglich. Die dürre Rosine hat er in seinem vierzigsten Jahre geheirathet — sie war schon ein wenig darüber — weil sie für eine gute Partie gelten konnte, und etwas hatte, und er ihr Rechenverstand zutraute, worin er sich auch nicht geirrt. Ein sicheres Hamburgisches Haus hatte sie ihm recommandirt; doch ist er nicht sehr glücklich geworden. Sie hält ihn zu knapp, und hat ihn bey Tische auf halbe Portionen heruntergesetzt, worüber sein

Scharfſinn in eben dem Maße zu Kräften gekommen, als ſein Körper davon gekommen. Auch will ſie ſeine politiſchen Studien nicht leiden, und zankt ſie täglich aus. Unglaublichen Verdruß hat er im Hauſe, aber er trägt's.

6.

Jaques.

Hier bringe ich Jaques. Wie es mit seiner körperlichen Konstitution beschaffen ist, sehet Ihr. Bey starken Winde muß er zu Hause bleiben, damit er nicht umgeblasen oder fortgeweht wird. Das Fahren kann er auch nicht vertragen, wenn man ihn nicht zwischen andre einpreßt, daß er festen Sitz hat; sonst verursacht es ihm zu starke Motion, und er bekommt Uebelkeiten.

Ich will ihn nur gleich hierhin stellen. Es ist beynahe einerley, wo er steht. Platz braucht er wenig, und er wird Ihnen, meine Gnädige, nicht sehr im Lichte seyn, denn er läßt einiges Licht durch — sein Schatten ist kaum zu bemerken, — es rührt aber auch mit daher, daß er Lümieres in sich hat.

Etwas dünnlich ist das ganze Männchen —

an Leib und Seele. Mit einer Stecknadel kann man ihm hinlänglich zur Ader laſſen; an der Lanzette müßte er verbluten. Darum bitte ich inſtändig, mein Fräulein, ſich mit Ihren Mordinſtrumenten ein wenig in Acht zu nehmen — er könnte ohnmächtig werden — und überhaupt zart mit ihm umzugehen, und nicht zu denken, Sie haben eine ſtarke weibliche Natur vor ſich.

Betrachten Sie ihn einmal recht, ob's nicht der Mühe werth iſt, daß man etwas für ihn thut. Iſt er nicht die Zierlichkeit ſelbſt? Jedes Härchen hat ſeinen Platz — wie künſtlich über die Stirn gelegt! — balbirt wird er nicht, weil es nicht nöthig —. Welche niedliche Fältchen in dem, mit Spitzen beſetzten Jabötchen! Das Weſtchen — wie ſauber und koſtbar geſtickt! das hellgrüne Röckchen — wie knapp es anliegt! man begreift nicht, wie er ſich darin bewegt; die kleinen goldenen Schnallen — wie fein gearbeitet! Dieſes allerliebſte Hütchen unter dem

Arme —! Sie könnten es mit seinen Stiefelchen, die er aber nicht anhat, — denn er weiß was sich schickt, — und überhaupt selten trägt, in ihrem Strickbeutel unterbringen, ohne daß es Sie eben incommodirte. Sie werden schon deßwegen kein Stäubchen auf seinem Kleide finden, weil es ihm drücken würde, denn er ist überaus sensibel.

Jetzt hebt er die Hand in die Höhe — welche Grazie! wie abgemessen die Bewegung — und doch wie leicht, wie natürlich! Jetzt berührt er Ihre Hand; aber Sie werden's nicht gewahr, denn er tippt nur, Sie glauben, ein Papierchen sey Ihnen auf die Hand gefallen, oder ein Lüftchen fahre darüber hin — Sie irren, es sind zwey Finger von ihm.

Jetzt geht er — nein, er geht nicht, er schwebt, leise in Wellenlinien sich hebend und senkend; Sie sehen die Sohle seines Fußes, und

wiſſen nicht, wie Ihnen geſchieht; hier hat's indeß Mühe und Schweiß gekoſtet.

Jetzt ſpricht er. Vernehmen Sie dieſe Silbertöne — dann dieſes Lispeln — dann dieſes Säuſeln? es iſt alles von Jaques; dieſe ſanfte Oeffnung des Mundes! Dieſe Worte — in Licht und Aether getaucht! Die holdeſten Bilder und Blüthen, aus poetiſchen Taſchenbücher aufgeſammelt, umflattern Sie. Und die Gedanken — wie zart gehalten! wie fein nüancirt! wie keuſch berühren ſie die Gegenſtände, nur ihren geiſtigen Duft in ſich aufnehmend, was für gröbere Sinne ganz verloren geht! weßwegen er auch ſo wenig verſtanden wird. Aus Mondſchein ſollte man glauben ſeyen ſie gewebt. Indeß jucken ſie ihn bis in die Fingerſpitzen, weil das Männchen ſo reitzbar iſt. Sie ſollten ihn erſt hören, wenn er mit Gefühl ſpricht, er will weich vergehen, ſein Weſen in Hauch ſich auflöſen.

Gemüth haben Sie wohl von ihm erwartet,

und merken es ihm nun auch gleich an; denn verbergen kann und will er es nicht. Kann etwas gemüthvoller seyn, als die Unterhaltung, worin er eben mit Ihnen begriffen ist? Aber Sie verwirren ihn jeden Augenblick mit ihren blitzenden Augen, daß ihm das Gemüth in's Herz fährt; dann ist's aus damit, und Sie haben ihn entweder im schmelzenden oder im girrenden Tone. Sie müssen ihn auch nicht auf Sachen bringen, die ihn zu sehr angreifen. Fragen Sie ihn nach seinen Beschäftigungen, nach seiner Lebensweise; erkundigen Sie sich, wie er gestern soupirt, wie er die Nacht geschlafen, wen er bey N — s getroffen, ob es nichts Neues gebe, ob er viel träume, was er von der Poesie des Südens halte, was er von der Frau von L. denke: und er wird Ihnen Aufschlüsse ertheilen, in denen das Gemüth fingerdick liegt. Er ißt und trinkt, er kleidet sich an, legt seine Haare zurecht, besieht sich im Spiegel, und

wiegt ſich auf den Abſätzen — alles mit Gemüth. Gemüthloſe Menſchen erträgt er ſchwer; dumme leidet er eher. Er hat eine gemüthliche Art, alles zu behandeln, die ihm kein Menſch nachmacht.

Von der Rührung leidet er unbeſchreiblich. Sie dürfen nur das Wort ausſprechen, ſo bekommt er Gefühlsbebungen. Gern geſteht er Ihnen, daß er ein zu weiches Herz hat, und daß alles ihm zu mächtig wird; aber kann er's ändern? Erblickte er Ihr ſchönes Auge naß: er würde zerfließen in ſüße Thränen der Sympathie und der Wehmuth, Sie ſeine ſanfte Seelenſchweſter nennen, und zu Ihren Füßen ſterben wollen, wenn Sie ihm nicht einen beſſern Platz zum Verſchmachten einräumen. Treiben Sie es weit mit ihm, und legen es darauf an ihn zu rühren: ſo riskiren Sie, daß er in Krämpfe fällt, und Ihnen unter den Händen bleibt. Sie hätten's zu verantworten. Den Mond und Muſik

hält er nicht aus. „Närrchen faſſe dich," ſagte neulich Balthaſar im Konzert zu ihm, „du bringſt dich um." Kaum kann ich Ihnen einige kleine empfindſame Gedankenſtreifereyen mit ihm geſtatten.

Ich wünſchte, daß Sie beſonders ſeine zärtlichen Empfindungen mehr ſchonten. Sie haben ſchon zu ſtarke Eindrücke auf ihn gemacht. Merken Sie denn nicht, wie es anfängt ihn zu überwältigen? Ach, Sie kennen dieſes Herz nicht, ſonſt hätten Sie Mitleiden. Sie werden ihn zu Grunde richten, wenn Sie fortfahren, ſich in dem ganzen Reitze ihrer Liebenswürdigkeit zu zeigen, und Einen Zug Ihrer ſchönen Seele nach dem andern zu enthüllen. Warum müſſen Sie ihm denn in der Glorie der Göttinn erſcheinen? Ich weiß, Sie laſſen ihn ſtecken, wenn er bis unter die Arme im Feuer ſitzt; Sie wollen nur Ihr Spiel mit ihm treiben, und ihn martern. Könnten Sie ſich mit der ange-

beteten Sterblichen begnügen: Sie hätten lange an ihm — und zwar viel; er würde seine Seufzer an Sie adressiren, Sie besingen, Ihren Strickbeutel tragen, Ihren Stuhl verwahren, Ihnen bey der Toilette aufwarten, Ihre Morgen-Billets bestellen — eifersüchtig ist er gar nicht, sondern guthmüthig, wie ein Kind — es stände bey Ihnen, Ihre Launen an ihm auszulassen, ihn zu bescheiden und wegzuschicken, wann es Ihnen gefällt, und sich allen möglichen Spaß mit dem Püppchen zu machen.

Gegen übermächtige Empfindungen sichern Sie sich leicht; Sie dürfen ihm nur bey Zeiten Gelegenheit geben, sie zu zergliedern, und ihm gestatten, sie ihnen Stückweise zu präsentiren. Er hilft sich oft damit, wo es ihm übernimmt.

Was hätten Sie hingegen davon, wenn er sich aufriebe? Sie sind zu gut, als daß dies Ihre Eitelkeit kitzeln könnte.

7.

Balthasar.

Da kommt Einer herein gestolpert, dem Ihr wohl etwas Platz machen werdet, denn er hat viel nöthig, und geniert sich nicht gern. Die Straßen sind ihm alle zu enge, und es scheint sehr, als ob er gesonnen sey, über den Haufen zu rennen, was ihm im Wege steht. Indeß ist es so böse nicht gemeynt; er läßt sich sagen, und nimmt Gründe an, wenn Ihr sie ihm nachdrücklich gebet. Ihr dürfet auch nicht besorgen, daß er über sich selbst falle; er weiß sich zu helfen, und die Sache ist lange nicht so gefährlich, als man glauben möchte.

Die Fässer, die er an den Füßen schleppt, sind seine Stiefel. Man könnte den Kleinen, den Ihr schon kennet, mit hinein stecken; er würde doch noch heraus sehen. Ihr begreifet,

wie er damit nicht gut fort kann. Wegen des Ziegenbärtchens, das er unten am Kinn trägt, merke ich, haltet Ihr ihn für einen Israeliten; aber Ihr irrt, er iſt ein Chriſt, er hat es nur für ſein Plaiſir wachſen laſſen, und weil es ein männliches Anſehen gibt. Ihr dürfet daraus bey ihm eben ſo wenig, als bey jenem vorläufig auf Muth und Tapferkeit ſchließen; es wird ſich zeigen. Doch könntet Ihr, obgleich er es nicht auf Händel anlegt, an ſeinem Poltern gewahr werden, er ſey kein Jude.

Ich brauche Euch nicht zu ſagen, daß er keine Manieren hat — oder doch ſchlechte. Er macht ſich nichts daraus; im Gegentheil wird's ihm lieb ſeyn, wenn Ihr ſeine Sitten für roh erklärt. Sie waren es von Natur, weil er keine Erziehung gehabt; und da er nicht hoffen konnte, ſie in die Höhe zu bilden, ſo hat er ſich unſägliche Mühe gegeben, ſie herunter zu arbeiten, wobey

woben ihm auf der Akademie die beſten Muſter vor Augen geweſen.

Er hätte jetzt große Luſt, den Damen etwas Schlüpferiges — bloße Zweydeutigkeiten ſind ihm zu ſchaal, er überläßt ſie gern duftenden Weichlingen — und einige Sottiſen zu ſagen, auch möchte er mit dem Kleinen anbinden, an dem er immer zupft und zerrt, und der ſich ſchon zwiſchen die Frauen verkrochen hat, wo er ſichrer zu ſeyn hofft. Aber da in der Ecke ſteht ein Mann, der ihm fatal iſt, und alles nicht leidet. Der Mann hat weder Bärtchen am Kinn, noch Fäſſer an den Füßen, ſondern bloß etwas in den ſchwarzen Augen, womit er den Helden in Unordnung bringt, ſobald er ihn anſieht. Der Kleine merkt's, und ſchöpft Luſt; er wird am Ende noch ganz keck werden, und dem Grobian unter die Füße laufen.

Balthaſar hält ſich unterdeſſen ſtill. Er hat ſich auf einen Stuhl gelagert, und die Beine

von ſich geſtreckt, ob etwa jemand unvorſichtig ſey, und darüber ſtrauchle; doch wird er ſie einziehen, falls der Teufel den Mann in der Ecke plagen ſollte, näher zu kommen. Noch ſchmeichelt er ſich mit der Erwartung, dieſer werde ſich früh empfehlen, und ihm freyes Feld laſſen; ſonſt wird er's thun, das hat er ſich feſt vorgenommen, ſo iſt's nicht auszuhalten.

Ihr würdet ihm einen großen Gefallen erzeigen, wenn Ihr etwas von Cäſar oder Alexander an ihm finden wolltet, und ihn einen Bramarbas, einen Eiſenfreſſer nenntet.

Jetzt iſt er aufgeſtanden, und erzählt den beyden dort im Fenſter, denen er leicht zu imponiren denkt, wie er täglich Händel und Raufereyen habe, und niemand ungeſchoren laſſe, wie man überall den Balthaſar kenne und ſcheue, wie er den Teufel ſelbſt oft genug herausgefordert, der jedoch ausbleibe, wobey er raſend flucht, und noch zwanzigen die Hälſe zu brechen

droht. Er lügt aber alles, und ſchielt immer nach dem Manne mit den ſchwarzen Augen in der Ecke, und verändert gleich den Ton, wenn's dort nicht ganz richtig iſt. Es wird wohl dabey bleiben, daß er ein Paar Male wegen nächtlichen Unfugs auf die Wache gebracht werden mußte, er hatte aber niemand etwas zu Leide gethan.

Nun prahlt er mit ſeiner Liederlichkeit, wie er ſich keinesweges ſchone, ſondern ruinire, wie er es in dieſem Stück mit jedem aufnehme, und es auch ſchon in allen Knochen fühle. Daran kann etwas ſeyn, aber es iſt ſicher nicht ſo viel, als er daraus macht.

Sonderbar, daß er gerade von dem ſchweigt, wovon das meiſte Wahre zu ſagen wäre, von ſeinen Schulden, deren er voll ſteckt. Unter ſeinen Kameraden, die es wiſſen, ſcherzt er oft fein darüber, und vertraut ihnen, daß er willens, da er nun bald verſcheide, ſeinen Creditoren

ſein Cadaver zu verſchreiben, das ſie auf der Akademie verhandeln könnten, um zu den Ihrigen zu kommen. Ueberhaupt iſt er hier, wo man ihn kennt, nicht ſo fürchterlich, als anderwärts, ſondern meiſt pudel-närriſch.

8.

Kilian.

Vor zwölf Jahren war Kilian Schuhputzer, und avancirte zum Lackey; vor zehn Jahren schaffte er sich einen kleinen Handel mit Feuersteinen, Aepfeln und einigem Zubehör an.

Zwey Jahre später hatt' er es so weit gebracht, daß er eine schmutzige Wirthschaft etabliren konnte, bey der er sich gutes Zuspruchs erfreute, und sich Gönner erwarb. Darauf übernahm er Lieferungen, wodurch er ein steinreicher Mann geworden.

An seiner Stirn' merket Ihr, daß er sicher ist, und sich fühlt, und Euch hinlänglich verachtet. Wenn Ihr die aufgezogene Oberlippe, die leise gerümpfte Nase, das funkelnde Auge, und die Einschnitte zwischen den Augenbraunen ansehet: so glaubet Ihr, er wolle Euch etwas

befehlen oder Grobheiten ſagen; es iſt aber nichts als veredelte Lackeyen-Impertinez, in die das Bewußtſeyn des vornehmen Mannes herein gefahren. Zudem hat er ſich dieſen Mittag einiger Maßen überladen, und zu ſchlecht verdauet, was ihn jetzt ſo incommodirt und ſcheert, daß er zuweilen ganz des Teufels werden möchte, da er es ſchon halb iſt.

Wir wollen ihn einmal in's Auge faſſen. Da ſteht er, feſt, wie eine Säule — die Beine aus einander geſpreitzt — das rechte etwas vorwärts — Bruſt und Bauch, doch nicht beträchtlich, herausgebogen, der Kopf um eben ſo viel zurück — die linke Hand in den Beinkleidern, die rechte im Buſen, wo er ſich von Zeit zu Zeit ein wenig kratzt, weil es ihn da juckt. Er ſpricht mit jemand, dem er aber die Seite zugewendet, weil er nichts nach ihm fragt, und ſieht ſich unterdeſſen frey um, ob man auch auf ihn achte, und ob wohl jemand da ſey, der an

ihn reiche, oder den er beyläufig zu Morgen auf ein Unterums zu Tiſche bitten könne. Sollte man ihn ſehr bemerken, ſo will er thun, als ſey's ihm einerley, da er deſſen längſt gewohnt. Seinem Nachbar, mit dem er ſich unterhält, wirft er die Worte nachläſſig hin, und verſpricht ſich oft, da er zu ſchlecht attendirt. Vieles hört er kaum, oder nicht recht, und antwortet gleichgültig — indem er ſich noch mehr nach der Seite wendet — oder falſch. Zuletzt antwortet er gar nicht mehr, weil er es nicht der Mühe werth hält, und der andre bereits genug an ihm gehabt.

Damen von Stande, die ſich auf ſeine Feinheiten nicht verſtehen, äſtimirt er erbärmlich wenig. Weil er ſich gewiſſe Dinge noch immer nicht abgewöhnen kann, ſo iſt er ein Paar Male, wo er ſich in ſeiner Manier zu inſinuiren ſuchte, übel angelaufen. Man hat ſich, ſo zu ſagen, unhöflich gegen ihn ausgelaſſen, und er hat's

wieder erfahren, daß man ihn für abgeschmackt, ungeschliffen und massiv erklärt — Eine hatte ihn gar einen Bengel genannt — und er trägt's nach. Auch hat's ihn bitter verdrossen, daß auf dem glänzenden Balle, den er neulich gegeben, nicht mehr als drey erschienen waren. Der Narr hätte sich auf die Zahl der Grazien etwas zu gute thun können.

Seitdem hat er sich wieder an den Elias gewendet, dem er seine ehemalige Wirthschaft überlassen. Da ist er besser gelitten, und amüsirt sich gut, und polirt sich täglich ohne sich zu geniren.

Man kanns ihm nicht absprechen, daß er Witz hat und ihn kultivirt. Der Witz ist nur von besonderer Art; nicht jedem ist es verliehen, das Salz darin zu schmecken, und nicht überall kann er ihn produziren. Er lief schon einmal Gefahr, Ohrfeigen dafür zu bekommen. Ganz ungemein liebt er gewisse Anspielungen. Wenn

er verblümt seyn will, worauf er ganz erpicht ist, wird er entweder äquivok oder zu dunkel oder zu klar. Ich wollte er stünde davon ab, er kann noch Verdrießlichkeiten davon haben. Doch gibt es Leute, die seinen Witz fassen, und ganz toll werden wollen über den Spaßvogel, und die den Mann überhaupt zu schätzen und zu genießen wissen.

Er besitzt ein Kunstkabinet, womit man ihn aber über's Ohr gehauen, denn es ist erbärmlich, und nicht den zwanzigsten Theil von dem werth, was er dafür bezahlt hat, er compromittirt sich ordentlich damit.

Auf seinen Reisen und in die Bäder wird er von einem versoffenen Musikus, und von einem hungrigen Magister begleitet, die er füttert und frey hält; und die ihn dafür bedienen und amüsiren. Der Magister nennt ihn seinen Mäzen, und besingt ihn, und macht ihn mit Ge-

lehrten bekannt. Es iſt zu bedauern, daß er nicht ſchreiben kann; er geräth dadurch oft in Verlegenheit. Mit dem Leſen geht es zur Noth. Aber ſeine Frechheit hilft ihm überall durch.

9.

Gottlieb.

Hier hab' ich Einen, von dem ich Euch zu rathen geben könnte, wie er heißt. Ihr rathet's nicht, darum will ich's Euch gleich sagen; er heißt Gottlieb. In seinem Taufschein steht Michon. Weil er aber sehr für's Teutsche und für die neueste Frömmigkeit eifert, und das Französische nicht erträgt — es überläuft ihn kalt, wenn Ihr ihn Michon nennet — so hat er sich den Nahmen Gottlieb selbst zugeeignet, unter welchem er auch seine Sonette und Elegien herausgegeben, die indeß nicht mehr zu haben sind; ich habe in allen Buchläden und Butterkellern darnach herum gefragt — denn es war mir daran gelegen, den Mann ganz zu kennen — und nichts aufgetrieben; man wollte nirgends etwas von ihnen wissen. Die Welt besitzt sie aber, und ist

raſend darüber her geweſen, eine unglaubliche Menge von Exemplaren hat ſie verbraucht. Die kritiſchen Blätter haben aus Neid davon geſchwiegen, ſie hätten nach Gewiſſen mehr loben müſſen als ſie geneigt waren.

Das alles hat er ſelbſt mir vertraut, wie auch, daß niemand anders als er der Gottlieb ſey, und daß er nächſtens mit ganz andern Werken das Publicum zu überraſchen und ſich auf die Nachwelt zu bringen hoffe. Hier iſt er Willens ſich Micha zu unterzeichnen — nach dem Propheten. Die Welt ſoll nicht wiſſen, woran ſie iſt, und ſich wundern, daß ſie nicht auf ihn gefallen, wenn er's nun nicht länger verbirgt, unter dem Micha ſtecke verkappt der bekannte Gottlieb, obgleich gute Köpfe ihn gewiß wittern. Er denkt ſich's oft, wie mancher ganz verblüfft ſagen wird: iſt das der? den kenne ich ja; mit dem habe ich ja ſchon eine Partie Billard geſpielt, und eine Pfeife Taback geraucht.

Gottlieb getraut sich zu behaupten, daß wir Teutsche etwas sind, und Poesie haben nebst etlichen Philosophen, die er studiert, und zu denen er einiger Maßen mit gehört. Er kann zwar nicht bergen, daß es uns zur Zeit noch an einer Literatur fehlt, was ihn genug schmerzt; er tröstet sich aber hinlänglich mit dem, was wir zu erwarten haben, und was er selbst zu liefern fest entschlossen ist. Und wenn er einigen klassischen Autoren einräumen muß, daß uns Luther wenig zur Ehre gereicht, ja in etwas zur Schande: so hebt er sich und uns wieder mit Jakob Böhm, den uns niemand absprechen werde, und der alles wieder gut mache.

Sein Uebertritt zur katholische Kirche, womit er die evangelische oft bedroht, ist noch nichts Gewisses; er will sich's noch ein Jahr überlegen, und sehen, was andre thun. Die Sache verhält sich eigentlich so: er kann noch nicht recht dahinter kommen, ob er etwas glaubt

oder nichts. Ungeachtet ſeiner Frömmigkeit, möchte er zuweilen wetten, er ſey ein Atheiſt. Durch den Bücherverleiher, dem er ſich decouvrirt, habe ich es erfahren, daß er ſich zu der neuen poetiſch-philoſophiſchen Schule zählt, und etwas darin gelernt hat, aber nicht herausbringen kann, wie ſie manches meynt. So viel iſt ausgemacht, daß die Aufgeklärten dumm und irrgläubig und gottlos ſind, und daß Servet verbrannt werden mußte, weil er die Dreyeinigkeit nicht ſtatuirt. Dafür kann er Autoritäten aufweiſen, die gut ſind. Aber da ſchlägt's ihn wieder vor den Kopf, wenn er hört: Gott ſey das Univerſum oder die Indifferenz der Natur und des Geiſtes, und eigentlich noch nicht fertig, doch ſehr im Werden, daß man hoffen könne er werde bald ſeyn. Er vermag nicht zu läugnen, daß Alles eins und nichts, und das Nichts alles, das allein Wahrhaftige, und die Welt keinen Schuß Pulver werth iſt, weil ſie ſchlech-

ter und weniger als nichts, und daß Gott an der Welt krank liegt, und ſie mit ſich ausſöhnt, um zu geneſen. Aber wie ſoll er's reimen? Kurz er iſt wie vernagelt, und weiß nicht aus noch ein.

Uebrigens hat er im Aberglauben bereits einige Fortſchritte gemacht, und bey dem Fleiße, womit er ſich darin übt, iſt aller Anſchein da, daß dieſer die Oberhand bey ihm behalten werde, wenn es nicht etwa zum gütlichen Vergleich kommt. Er hat es längſt auf dem Reinen, daß die Sterne ſelige Thiere ſind und den Menſchen regieren, auch ficht er für ſympathetiſche Kuren und die Clairvoyance.

An der neuen Myſtik würgt er ſich, daß es einen Stein erbarmen ſollte, und würgt nichts herunter. Von der Pſychologie ſpricht er indeß ſchlecht und mit ungemeiner Verachtung, man will aber behaupten, er verſtehe davon nichts, was ich dahin geſtellt laſſe. Die Wörter:

Identität, absolutes Wissen, Indifferenz, Potenz, Idee, Organismus, Leben im Ganzen, sind ihm nebst mehreren andern geläufig, und er gebraucht sie mit Glück. Seit einiger Zeit treibt er auch das Kindliche stark — und nicht ohne Erfolg; wobey ihm seine natürlichen Anlagen nicht wenig zu Hülfe kommen; denn er hat viel von dem, was man wohl, um sich eines Spitznahmens zu bedienen, läppisch nennt.

Im Grunde ist Gottlieb ein Schaaf — aber boshaft. Er weiß es selbst, daß er dumm ist, und thut sich einiges darauf zu Gute, und benutzt dieses Talent, die Leute damit zu ärgern. Merkt er nämlich, daß Ihr verständig seyd und auf gesunde Vernunft haltet, so sagt er Euch eine platte Ungereimtheit, und versichert, dem sey so, und vertheidigt sie, falls Ihr Euch einlasset, mit noch ungereimtern Gründen, oder mit solchen, die gar nicht zur Sache passen. Ihr ereifert Euch; darauf hat er eben gewartet;

nun

nun treibt er es immer weiter bis zum tollſten Unſinn. Wenn Ihr endlich überſprudelt, ſo ſtellt er ſich, als ſey's nur ſein Spaß geweſen, und hebt ſich über Euch, bedauert Euch, daß Ihr ſo einfältig ſeyd, und erzählt es überall, wie er Euch zum Beſten gehabt.

Ueberhaupt hat er's hinter den Ohren — und Tücke von ganz eigner Art. Er ſteckt immer irgend, wo Ihr ihn nicht ſuchet. Ihr möget wohl gegen ihn auf Eurer Hut ſeyn, und dem ehrlichen Schaafsgeſichte nie trauen. Weil er ſich darauf verläßt, daß Ihr ihn für dumm haltet, ſo treibt er ſein falſches Spiel ziemlich offen, und hat Euch, ehe Ihr Euch deſſen verſehet, ſo gefaßt, daß Ihr lange an ihn denket.

Jetzt geht es ihm ſchlecht. Seine ganze Habe trägt er am Leibe, und ſtellet Ihr ihn auf den Kopf, ſo fällt nichts aus ſeiner Taſche, als ein altes Feuerſtahl. Er würde es Euch Dank wiſſen, wenn Ihr ihm auf ſein nächſtens heraus-

zugebendes Werk etwas vorſtrecken, oder ihm dieſen Mittag zu eſſen geben wolltet; denn außer einem Paare magerer Sonette, die er ſich ſelbſt angewärmt, hat er heute noch nichts Warmes genoſſen. Wie abgeriſſen er iſt, ſehet Ihr, überall' guckt Weißes hervor. Die Weſte wäre noch paſſabel, aber er hat ſchon einige Groſchen darauf geborgt, und wird ſie eheſtens abtreten müſſen. Den Knittel, welchen er führt, hat ihm ein Buchhändler geſchenkt. Viel Geld dient ihm indeß nicht, denn er verfrißt und verſäuft's gleich, daher er auch in dieſe deſolaten Umſtände gerathen.

Ueber ſeine Lebensart, wäre ſonſt noch manches zu ſagen; aber Ihr vermuthet alles, und es verhält ſich wirklich ſo, wie Ihr denkt.

Den übeln Geruch im Munde hat er davon, daß er beſtändig Taback kaut, womit er ſich zur Poeſie ſchärft und in Rage bringt.

Daß er nicht mehr auf Reinlichkeit hält,

und weder Haare kämmt noch Nägel beſchneidet, könnte man ihm wohl zum Vorwurfe machen, wenn's Faulheit wäre; aber es iſt bloß eingeimpfte Genialität, er hat's von einigen aus ſeiner Schule angenommen.

10.

Albin.

Den Albin finden sie verliebt, meine Gnädige — und zwar in Sie. „In mich?“ fragen Sie. Allerdings in Sie selbst — und in noch ein Dutzend andre. Machen Sie sich aber deßwegen keine Sorge; sein Herz ist geräumig, und Sie können alle bequem darin untergebracht werden; es wäre wohl für noch mehrere Platz, indeß beschränkt er sich zur Zeit auf dreyzehn, weil er gerade so viele kennt, die seiner Liebe werth sind, ohne zu bedenken, daß Eine sterben muß. Er richtet Sie hier auch so ein, daß keine die andre geniert; jede hat ihr besonderes Zimmer, und er hält die beste Ordnung. Mehr als dieses bekommen Sie ohnehin nicht, wenn Sie ihn auch disponiren können, die übrigen herauszuwerfen. Die andern Zimmer sind nicht logabel für Sie, und er muß sie

für neue Gäſte offen halten, die unaufhörlich eintreffen.

Laſſen Sie mich ohne Bild von der Sache eben. An der A. — erlauben Sie, daß ich Ihnen die wahren Nahmen Ihrer Nachbarinnen verſchweige — liebt er die ſchwarzen, feurigen Augen — an der B. die ſanft-tiefen blauen — an der C. den friſchen, blühenden Teint mit dem Ausdrucke der Lebhaftigkeit — an der D. den blaſſen mit dem leiſen Anhauche von Schwärmerey im Geſicht — an der E. den ſchlanken Wuchs mit der edeln Haltung — an der F. den üppigen Embonpoint — an der G. das holde Lächeln und die allerliebſten Grübchen in den Wangen — an der H. das muntre, ſchalkhafte Weſen — an der J. die ſüße Naivetät — an der K. ihre leichte Fröhlichkeit und die witzigen Einfälle — an der L. den ſchön geformten Kopf mit dem grichiſchen Profil — an der M. wenig, die niedliche Hand — an Ihnen das Meiſte,

nähmlich, außer den Rosenlipren und den Lilienarmen, den stillen Liebreitz, die angenehme Freundlichkeit und die schöne Seele.

Auch verlegt er seine Liebe nach Monaten; jeder Monat hat seine regierende Königinn, die andern sind so lange verwittwete oder Hofdamen, denen er jedoch seine Huldigungen nicht ganz entzieht. Im May hat er zu viel Liebe für Eine, darum müssen sich zwey darein theilen, so finden Sie alle drey zehn Ihr Unterkommen. Wie er's macht, wenn das Personale stärker wird, weiß ich nicht zu sagen. Ihnen gehört einmal für immer der Junius ganz. Sind Sie damit zufrieden? Die E. und die G. fallen in die Hundstage, wo seine Liebe entsetzlich matt ist. Der F. hat er den Dezember angewiesen. Von den übrigen entdecken sie wohl selbst, wie sie placiert sind.

Die Beschaffenheit seiner Liebe richtet sich nach den Gegenständen derselben; so unterscheidet

man gegenwärtig bey ihm dreyzehn Arten von Liebe: eine feuchte — eine trockne — eine laue — eine heiße — eine glühende — eine ſtumme — eine beredte — eine hölzerne — eine ätheriſche — eine ſeufzende — eine luſtige — eine freche und — eine verſchämte, die ſtill anbetet, das iſt die Ihrige. Bey einigen von Ihnen bleibt ſein Herz im Stande — bey einigen löst es ſich weich auf — bey einigen bröckelt es mehr auseinander — bey einigen ſteht es ganz unter Waſſer, bey einigen in vollen Flammen. Einige von Ihnen liebt er am meiſten wenn er ſie ſieht, andre wenn er an ſie denkt — einige zu Hauſe, andre wenn er ſpatzieren geht — er thut's aber ſelten — einige im Theater, andre wenn er träumt. Das Schlimmſte bleibt, daß es Zeiten gibt, wo er Ihnen allen nicht recht treu iſt: denn er unterhält noch einige ſolidere Verbindungen, worüber er Sie zuweilen ein wenig verſäumen muß. Unterdeſſen behalten Sie in ſei-

nem Herzen Ihren Platz; es sollte nur ein wenig frische Luft durch gelassen werden, und Sie ziehen gleich wieder ein.

Uebrigens brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen, daß einige unter Ihnen parterre, andre in der dritten und vierten Etage logirt sind, wo sie reine Luft und freye Aussicht haben. Sie, meine Gnädige, bewohnen die belle Etage, wo er selbst sich gewöhnlich aufhält.

Unmöglich kann er allen auf gleiche Weise seine Liebe zu erkennen geben. Es liegt in der Natur der Sache, daß er bey der Einen schmachtet, bey der andern brennt, bey der Einen Possen treibt, bey der andern Verse macht, daß er bey der Einen läppisch, bey der andern gesetzt ist, mit der Einen sprudelt, mit der andern tändelt, mit der Einen sich in höhere Gegenden aufschwingt, der andern kleine Geschichten erzählt. Aber es kommt auch viel darauf an, was Sie für Launen haben, und wie Sie ihn behandeln.

Hoffentlich werden Sie nicht sprode und vornehm gegen ihn thun. Es könnte ihm dermaßen in den Kopf fahren, daß es von dort in das Her; herunterschösse, und Sie, ehe Sie sich dessen versehen, um Ihr warmes Stellchen wären.

So, wie bey ihm kämen sie schwerlich wieder unter. Es wäre zu wenig, wenn ich sagte, man bewirbt sich um ihn; ich darf kühn behaupten, man reißt sich um ihn — und er kennt seinen Werth und schätzt ihn, als ein Mann von Ehre, höher denn Sie alle, was Sie ihm nicht verdenken werden.

Er ißt erstaunlich wenig, und betrinkt sich nie; äußerst sauber hält er sich in der Kleidung, und wäscht sich alle Stunden; er liest die besten Romane, wovon sein Geist die lieblichsten Blüthen treibt; er sagt Ihnen alles in den verbindlichsten Ausdrücken, mit den feinsten Wendungen; er hat Lebensart und Welt; er ist aufmerksam auf Ihre kleinsten Wünsche, und präsentirt

Ihnen den niedlichsten Discours; er besitzt eine Menge schöner Sachen, womit er Sie amüsiren kann, Etuis, Riechfläschchen, Pommadenbüchsen, Schminkdöschen, eine Sammlung von Scheeren und Fingerhüten in allen Formen, ein kleines Puppen-Theater, einige hübsche Kupferstiche und acht Paar Spornen — doch reitet er nicht — alles auf das künstlichste gearbeitet. Seine Figur, wie Sie sehen, bezaubert.

Der Mann ist fertig von Kopf bis zu Fuß. Er hat nichts weiter an sich zu thun, als ein wenig aufzuathmen, für seine Draperie zu sorgen, sich in ein vortheilhaftes Licht zu stellen, und sich von der Welt loben zu lassen.

Ungemein gefällt er sich, niemand gefällt ihm besser; und wer könnte ihn so gut beurtheilen, als er selbst? Darum ist er auch gewiß, überall Effekt zu machen; daher die edle Dreistigkeit in seinem Benehmen, daher dieses freundliche Lächeln, womit er sich im Spiegel betrachtet, und von

Ihnen mustern läßt. Nur hier und da findet er an der Meynung, die die Welt von ihm hat noch etwas zu verbessern und ihr in die Höhe zu helfen, dessen er sich auch nicht weigert.

Sie wissen indeß selbst, daß er unwiderstehlich ist, und er weiß es längst, daß er an Ihnen eine Eroberung gemacht, und daß Sie mit Leib und Seele sein sind. Er hat es vorher gesagt, daß es so kommen würde, ehe Sie ihn kannten. Und hat er nicht Recht gehabt?

II.

Louis.

Den Louis bitte ich nicht lange aufzuhalten, er hat große Eile. Noch eine Stunde braucht er, sich anzukleiden, und man wartet schon an drey Orten mit Schmerzen auf ihn; die bittersten Vorwürfe wird er bekommen — natürlich, ohne ihn wäre nichts Gescheutes anzufangen, um ihn her agiren die Personen, und von ihm geht alles aus, die Seele von allem ist er. Er entzückt, und bezaubert schon durch seine Gegenwart; gibt er sich erst einige Mühe, so hält niemand seine Liebenswürdigkeit aus. Ihr könnet es von ihm selbst erfahren, wenn Ihr es mir nicht glauben wollt, daß ich nicht übertreibe. In diesem Puncte habt Ihr eine ehrliche Haut an ihm, die alles gesteht.

Täglich muß er es hören, daß er sich zu rar

macht. Aber wie soll er's anfangen? Hat man ihn nicht überall nöthig? Läuft er nicht vom Morgen bis zum Abend — aus Einem Hause in's andre; kaum daß er Zeit für seine Toilette findet. Wahrlich die Welt verlangt zu viel von ihm; er erliegt. Verdenken will er es der Welt zwar nicht; indeß sollte die Welt es selbst einsehen, und ihm seine Bemühungen Dank wissen, statt ihm Chagrin zu verursachen.

Mit Gewalt hat er sich bey E—s losgerissen, wo er eben herkommt, und jetzt steckt er in der größten Verlegenheit, wie er sich diesen Abend vertheilen soll; denn wegbleiben darf er nirgends, es würden Derangements entstehen, man würde hin und her rathen, womit man ihn vor den Kopf gestoßen haben könnte, oder es ihm lange nachtragen. Jeder andre möchte eher fehlen.

Er denkt es so einzurichten. Bey F—s bedauert er gleich, seines Lebens so wenig froh zu

werden; in der Freude, den Abend hier so angenehm zubringen zu können, habe er vergessen, daß er bey H — s schon engagirt gewesen, wo man Fremde, die ihn kennen zu lernen wünschen, auf ihn vertröstet; es sey sein finstres Geschick, überall zu beleidigen, er hoffe man werde ihn das nicht entgelten lassen, woran er schon zu sehr leide; indeß habe er sich nicht ganz entziehen wollen, schon sein Herz gebiethe ihm, ein halbes Stündchen zu verweilen. Bey H — s läßt er sich durch seinen Bedienten abrufen, weil Se. Excellenz, die sich bey L — s befänden, ihn in einer wichtigen Angelegenheit durchaus sprechen müßten. Morgen entschuldigt er sich bey H — s, Se. Excellenz hätten nur mit ihm gespaßt, wie Sie wohl zu thun pflegten, und den Kniff gebraucht, weil er sonst nicht zu haben sey; „so haben wir Sie doch, lieber O.," hätten, gleich beym Hereintreten, freundlich lächelnd Se. Excellenz gesagt, und ihm dabey leise auf die Ach-

fein geklopft. Der Plan iſt gut, und er führt ihn aus.

Im Konzert wird man ihn auch vermiſſen, aber darüber iſt er geſonnen ſich hinwegzuſetzen.

Der Treffliche geſtattete es gern allen, ſich ſatt an ihm zu ſehen und zu hören, wenn's anginge. Da es aber nicht angeht: ſo iſt er immer darauf aus, der Welt in der kurzen Zeit den größten möglichen Genuß ſeiner Vortrefflichkeit zu geben. So hat er ſich nun ſchon dreymal für ſie umgekleidet und von neuem parfümirt, und ſeine Schuld iſt es nicht, daß es nicht noch einmal geſchieht, die Zeit drängt ihn zu ſehr. Für ſie hat er dieſe graziöſen Stellungen und dieſes bewunderswürdige Mienenſpiel einſtudirt, ſich dieſes bezaubernde Talent zu erzählen erworben, und ſeinem Geiſte dieſe hohe Bildung gegeben. Für ſie unterhält er dieſe weitläuftigen Connexionen; er gönnt ſich der Welt, er will die Welt in Rapport ſetzen, die

Welt ſoll erfahren, daß ſie Leute hat, die man äſtimirt. Sie erkennt nur alles zu ſchlecht.

Man ſagt, er höre ſich ſelbſt zu gern; Poſſen, die Welt hört ihn gern, ihn freuts nur, zu ihrem Beſten etwas thun zu können. Wenn er ſpricht, kann niemand zum Worte kommen. Allerdings, aber wer hat den Vortheil davon? Verſteht ein andrer es ſo zu führen? und müßte er nicht ſchweigen, wenn andre reden ſollten?

Es darf Euch nicht befremden, daß er viel von ſich ſelbſt ſpricht, alles auf ſich zu beziehen weiß, ſeine Vorzüge und Verdienſte oft in Erinnerung bringt, daß er nicht verheimlicht, wie er Senſation mache, wie man ihn diſtinguire, und welche Lobſprüche er unter vier Augen und öffentlich eingeerntet. Kann er von etwas Bedeutenderm und Beſſern ſprechen, als von ſich? kann er der Welt einen gröſſern Gefallen erzeigen, als indem er ihr ihren Liebling nennt und ſchildert, von dem ſie gern alles wüßte? und

was würde sie wissen, wenn er schwiege? Ist nicht ein großer Theil der Welt für gewisse Dinge ganz blind? Muß man ihr nicht in die Ohren schreyen, damit sie nur etwas merke? Gibt es nicht sogar Leute, die von seinen am meisten in die Augen springenden Vorzügen nichts wahrnehmen? Kurz er sacrificirt sich ordentlich, und setzt sich der Gefahr aus, für einen Windbeutel gehalten zu werden. Davon, daß man ihn wirklich dafür hält, und für einen Pinsel und Narren dazu, ahnet die gute Seele freylich nichts. Sie würde sich zwar nicht betrüben, aber schrecklich erboßen, und die Welt verachten.

Ich kann zwar nicht läugnen, daß er einige Blößen zeigt, deren wegen ich in Verlegenheit bin, ihn vor Spöttern zu retten: seine Geschichten, besonders die, in denen er selbst glänzt, sehen oft ganz so aus, als ob er sie erdichtet hätte und um die Gesetze der Wahrscheinlichkeit wenig bekümmert gewesen wäre, man will ihm

sogar Widersprüche nachweisen; wo sich etwas von Bedeutung zugetragen hat, behauptet er, wenn es einiger Maßen angeht, gegenwärtig gewesen zu seyn, und alles am Besten zu wissen, indeß man ihn leicht überführt, er habe zu der Zeit irgend anders wo gesteckt: jeden berühmten Mann kennt er persönlich, mit den meisten steht er in den freundschaftlichsten Verhältnissen, obgleich er wenig Wahres von ihnen angeben kann. Aber muß man ihm denn jede kleine Schwachheit aufrücken? Soll man bey so vielem Guten nicht auch etwas Schatten dulden? Ist es ihm sehr zu verdenken, wenn er, gewohnt, sich mit allem Importanten in Beziehung zu finden, sich darin zuweilen täuscht, und sich mit Personen verwechselt, deren Stelle er gut genug hätte vertreten können? Fehlt es ihm nicht an Zeit, alles vorher genau zu überlegen? Freylich versichert er hoch und theuer, alles verhalte sich so, wie er sage; allein wird er nicht mit den

Haaren dazu gezogen? Hat er nicht die beste Absicht? Und thut man Recht, ihn zu Luftsprüngen zu veranlassen, um sich an ihm zu erlustigen? Darf die Welt so ihre Vortrefflichen verhöhnen?

12.

Sebaſtian.

Wollen wir nicht einmal den kurzen, dicken Mann beſehen, der da vor uns her watſchelt? Ein vollkommneres Bild von einem bequemen, genüglichen, abgerundeten, in ſich geſchloſſenen, gleichgewichtigen Leben gibt's nirgends. Nichts Uebereiltes, nichts Verworrenes, Halbes, Geſtörtes, Leidenſchaftliches findet Ihr an dem Manne, alles ruhig, ſicher, feſt, beſtimmt, wohlgeordnet.

Er hat freylich einige Laſt ſich fortzuſchleppen — der Schweiß ſteht ihm vor der Stirn, und doch kommt er kaum von der Stelle — aber es verdrießt ihn gar nicht, im Gegentheile verurſacht es ihm ein Gefühl innerer Wohlhabenheit, in dem er ſich überaus gefällt, er wird ſich mit Zufriedenheit deſſen bewußt, was an

ihm ist; seine Seele patscht unterdessen eben so in seinem Fette, wo sie weich und warm wohnt, wie die Füße im Kothe, und hat die angenehmste Motion. Daß er immer mitten durch geht, ist nicht bloß Gemächlichkeit, die die Mühe des Ausweichens scheut; er findet das Patschen und Kneten appetitlich, und ergötzt sich an seiner Gewichtigkeit, wenn's derb von ihm ausspritzt, was er leise mit der Stimme nachmacht. Die kleine Beschwerde abgerechnet, ist er in der allerbesten Laune, und denkt sich's mit vielem Vergnügen, so oft er weich eintritt, wie er zu Hause, mit der ganzen Last des müde geschaukelten Körpers und Geistes, in den elastischen Lehnstuhl sinken wird, und wie's ihm den Abend schmecken soll. Das fette Brätchen hat er schon gewittert, daher das Schmanzeln von Zeit zu Zeit. Er wünscht sich einigen Regen, um durchnäßt zu werden, und so recht aus Kreuz und Ungemach zu den guten Dingen zu kommen.

Gestern begegnet' es ihm, er fuhr in einem Korbwagen, und war über und über zugeschneyt; der Mann lag unter der weißen Decke wie todt, und regte sich nicht, bis er abgeschaufelt und herausgeholt wurde.

So wohl innerlich als äußerlich lebt er beständig in Hülle und Fülle. Er vermißt nichts wenn er nur gesund ist, denn er speist schmackhaft und bequem, und nimmt sich Zeit dazu, er schläft und verdaut gut, und alles schlägt ihm an; die Zeitungen liefern ihm die nöthigen Neuigkeiten. Denken und Sorgen überläßt er gern andern, und seine Gelassenheit sichert ihn gegen die Noth, welche die Unfälle und Plackereyen des Lebens uns andern Sterblichen verursachen. Ihn schert's wenig, was um ihn her vorgeht, und sollt' es ja draußen unheimlich werden, so zieht sich seine Seele, wie die Schnecke, in ihr Haus zurück, und zerstreut sich hinlänglich, indem sie sich da umsieht und alles durchtastet

und mit Befriedigung wahrnimmt, wie geräumig sie logiert. Es müssen harte Stöße seyn, die durch die dicken, wohl verwahrten Wände dringen, und sie da aufstören sollen. Das erfährt zu ihrem täglichen Verdrusse seine zänkische Hausehre, die ihn, sie mag toben und schelten wie sie will, nicht aus der Fassung bringt, er hört's ruhig und freundlich an. Zum Aerger inclinirt er gar nicht, da sind seine Fühlhörner mit Fett überwachsen, daß er es in der Sanftmuth mit jedem Aufnehmen kann. Ueberhaupt verlieren sich seine Empfindungen, die des Geschmackes abgerechnet, alle in das Gemeingefühl, er weiß darin nicht mehr zu unterscheiden, als ob es ihm bequem oder unbequem ist. Ohne zu hoffen und zu fürchten, ohne nach etwas zu verlangen oder zu streben, findet er sich gemächlich fortgetragen, und aus Einem Tage in den andern gehoben, er darf sich nur eilf Stunden auf ein Ohr legen, und wieder aufstehen. Die Lan-

geweile plagt ihn auch nicht; so lange er noch sein liebes Bäuchlein klopfen kann, soll's ihm an Zeitvertreib nicht fehlen.

Es gewährt ihm wahre Genugthuung, zu bemerken, wie es ihm gedeiht, und er noch täglich zunimmt; er schmeichelt sich, es werde ihm immer besser schmecken und bekommen, und er werde sich bald wieder alles weiter müssen machen lassen. Alle drey Wochen läßt er sich wägen, und notirt das Gewicht im Kalender. Ihr habt ihn ganz gesprächig, wenn Ihr ihn darauf führt, wie er sich genährt habe, und nach und nach so dick und fett geworden sey.

In seinem Munde ist ein beständiges Schmekken, er schmeckt vor und schmeckt nach, und übt und wetzt und spitzt sich auf die Mahlzeit, wo alles an dem Manne mit genießt. Sähet Ihr ihn essen, Ihr bekämet gewiß Appetit, wenn Ihr auch erst eben vom Tische aufgestanden wäret.

Ein besonderes Plaisir hat er, sich auf seinem Rollstuhl in der Stube herumzufahren.

Mit den Händen geräth er nie in Verlegenheit, er legt sie nachlässig auf den Bauch oder in den Schoß, und trommelt allenfalls ein wenig mit den Fingern.

In seinen Bewegungen nehmet Ihr leicht etwas Würdiges, Anständiges und Gesetztes wahr, denn er füllt seinen Platz aus, und zieht seine Begränzungen fast in lauter Kreislinien, daß er immer fertig und vollendet da steht.

Hochmüthig ist er gar nicht und ohne alle Prätensionen, aber oft ganz kurzweilig und voll lustiger Späße. Sie sind zwar nicht weit her; aber die eigne, bequeme und fette Art in Wort und Ton, wie er sie vorbringt, macht, daß man sie gern hört, der Mann gehört zu den Schwänken, sonst wären sie einfältig.

Betrachtet nun noch dieses glatte, rothe, freundliche Vollmondsgesicht, auf dem die fette

Behaglichkeit ihr Satt und Wohl schmunzelt. Das Herz lacht Euch dabey im Leibe, und Ihr freuet Euch, daß Gott so glückliche Menschen in der Welt hat.

13.

Nathanael.

Mein Nathanael, besorge ich, gefällt Ihnen nicht sonderlich, Gnädige. Sie werden ihn ein wenig geradezu finden, und vielleicht bittre Beschwerden über ihn zu führen haben. Ich kann Ihnen in dieser Hinsicht nicht mehr von ihm versprechen, als Sie jetzt schon an ihm sehen — kaum so viel. Seine Ueberzeugungen und Gesinnungen trägt er genau wie seinen Körper. Nur will ich bitten, daß Sie nicht von diesem, beynahe vernachlässigten Aeußern auf den Gehalt des Mannes schließen, und ihn gleichgültig auf die Seite schieben. Es möchte doch wohl der Mühe werth seyn, ihm einen von den holden Blicken zu schenken, die Sie zu tausenden — nehmen Sie's mir nicht übel — an süßliche Gecken verschwenden. Mit seinen Manieren söh-

nen Sie sich vielleicht auch noch aus, wenn Sie ihn erst ganz kennen.

Wie gesagt: aufgeschmückt ist an ihm nichts. Im grauen Rocke und in Stiefeln, wie er gekommen ist, geht er fast immer, ohne doch etwas darin zu suchen — und sein innerer Mensch geht auch so. Elegantes und Verbindliches, etwas das Herzchen zu kitzeln, wie Sie's zu hören gewohnt sind, dürfen Sie von ihm nicht erwarten — am wenigsten angenehme Schmeichelwörter, aber manches das Ihnen nützlicher, auch einiges das Ihnen gewiß interessant ist.

Er gesteht Ihnen zu, daß Sie viel Liebenswürdiges an sich haben, daß er vor Ihrem Verstande und vor Ihrem Herzen einige Hochachtung hägt — mehr nicht; und das gibt er Ihnen in seinem Betragen zu erkennen, ohne Ihnen jedoch etwas darüber zu sagen. Sollte man ihn indeß nöthigen, sich in Ihrer Gegenwart darüber zu äußern: so würde er es auf die einfachste Art

thun, er würde ziemlich gelassen davon sprechen, als von etwas, das gut, in der Ordnung und zu billigen sey, und es nicht verheimlichen, was er dagegen an Ihnen auszusetzen hat, z. B. Ihre Launen. Ihr Spiel findet er angenehm — nicht ~~[illegible]~~verb, nicht hinreißend und zum Entzücken. An Ihren Zeichnungen hat er zu loben und zu tadeln, aber beyde, Lob und Tadel sind aufmunternd; in jenem liegt etwas Freudiges, in diesem etwas Mildes, zu dem Lobe fassen Sie Vertrauen, durch den Tadel fühlen Sie sich nicht beleidigt. Bey Ihrer Declamation wird er den Kopf schütteln, und Ihnen wahrscheinlich rathen, die Sache fahren zu lassen — worin ich ihm beystimme, da Sie zu gräßlich werden, und sich zu sehr abmatten — aber sich auch nicht hinter dem Rücken über Sie aufhalten. Auch werden Sie's ihm gleich anmerken, daß Ihr Augenspiel und einige Ihrer Maneuvres seinen Beyfall nicht gewinnen, worin er wieder nicht ganz Un-

recht haben mag. Natürlich wäre es gewiß beſſer.

Ueber Ihre, in der That nur mittelmäßige, Schönheit wird er nie ein Wort verlieren. Um Ihnen Genüge zu leiſten, müßte er mehr ſagen, als wahr iſt — und das thut er nicht. Wären Sie aber auch ausgezeichnet ſchön, er würde es Ihnen nie ſagen, weil es zu nichts dient; Sie haben ja Ihr Geſicht nicht ſelbſt gebildet, und daß Sie nicht ohne Anlagen zur Eitelkeit ſind, räumen Sie mir wohl ein. Schmeicheley iſt ihm Herzvergiftung, Seelenverrath. Vielleicht aber drückt er Ihnen beym Weggehen recht herzlich die Hand, und ſagt Ihnen, er habe eine große Freude Sie zu kennen, denn er wiſſe von Ihnen etwas, das Ihre Muſik und Mahlerey weit überwiege, und Ihr Declamiren hinlänglich bedecke. Er hat es nähmlich durch mich erfahren, wie Sie Ihr, zu einem koſtbaren Kleide aufge-

sammeltes, Nadelgeld auf eine so schonende Art angewendet, den unglücklichen F. zu retten.

Mit Ihrer Schalkheit, Einen oder den andern Ihrer kleinen Fehler selbst zu gestehen, in der Hoffnung, des Unrechtes gegen sich selbst beschuldigt, oder darin eben allerliebst gefunden zu werden, würden Sie bey ihm übel ankommen, er würde ganz trocken erwiedern, das sey allerdings schlimm genug, indeß dürfe man erwarten Sie werden sich alle Mühe geben, den Fehler abzulegen. Auch wäre er wohl im Stande, sich in Ihrem Beyseyn über Modethorheiten stark auszulassen, die Sie mitmachen. Ich habe dergleichen schon an ihm erlebt. „Das ist ganz impertinent," sagte Frau von N. „Man muß ihn so verschleißen, Lebensart bekommt er nie," fügte Fräulein A. bey. „Ueber solche einfältige Leute seht man sich hinweg," nickte Madame E. ihrer Tochter zu, „die wissen nicht was Welt ist."

Dagegen bitte ich Sie nun auch, seine Worte nicht in dem Sinne der Welt, die er einmal nicht hat, sondern in dem rechten, natürlichen Sinne zu verstehen. Wo er tadelt, glauben Sie nicht, er habe etwas verschwiegen, oder gemildert, und Sie müßten's noch viel schlimmer nehmen. Verschwiegen hat er nichts, denn sein Tadel sollte Ihnen nützen — lieber hätte er gänzlich geschwiegen — und gemildert hat bloß sein freundlicher Blick und das Gutmüthige halb Scherzende in der Art, wie er den Tadel aussprach. So können Sie auch getrost sein, zwar kühles, Lob sich ganz und im eigentlichen Sinne zueignen: er hat wirklich alles gemeynt, was seine Worte bezeichnen, er denkt so von Ihnen, und wird sich gegen jeden so über Sie äußern; und auf das, was er von jemand denkt, kann man einiger Maßen bauen.

Ueberhaupt ist es seine Maxime, jede Sache bey ihrem rechten Nahmen zu nennen. Nie

werden

werden Sie ihn über Dinge urtheilen hören, die nicht in seiner Sphäre liegen, oder mit denen er noch nicht im Reinen ist. Wo er anstoßen würde ohne Nutzen zu stiften, da behält er seine Meynung für sich. In keinem Falle drängt er sich, sie abzugeben; er muß Veranlassung haben, Beruf in sich fühlen. Glaubt er aber, jetzt sey es Zeit zu reden: so redet er frey heraus, wie er denkt — kurz, bündig und kräftig, ohne jedoch der Bescheidenheit zu nahe zu treten, ohne seine Ansicht für untrüglich zu halten, ohne sie jemand aufdringen zu wollen.

Das Falsche, Abgeschmackte, Schlechte heißt ihm falsch, abgeschmackt, schlecht — gleichviel, wer es an sich hat, oder sich zum Vertheidiger aufwirft, gleichviel ob es in oder außer der Mode sey, ob er damit gefalle oder anstoße; denn wo es der Wahrheit gilt, scheut er weder Menschen und noch sonst etwas, in der Welt. Ihnen in's Gesicht behauptet er, schwarz sey schwarz, wäh-

rend Sie mit Thränen in den Augen verſichern, es ſey weiß. Aber niemand kann milder und ſchonender mißbilligen, niemand mehr den Menſchen von der Sache trennen, niemand bereitwilliger neben dem Schlimmen das Gute anerkennen.

Nicht anders hält er es mit dem Wahren, Schönen, Edeln, unbekümmert darum, ob es vom Zeitgeſchmacke und den Wortführern gebilligt werde: ja eben daß es nicht im Zeitgeſchmacke iſt, und von den Wortführern verworfen wird, beſtimmt ihn, ſich ſeiner deſto nachdrücklicher anzunehmen.

Es iſt faſt unmöglich ihn mißzuverſtehen, ſo kunſtlos und unumwunden ſind ſeine Worte, ſo klar und geſchieden tritt der Gedanke aus ihnen hervor; Sie müßten ſich denn ſchon zu ſehr verwöhnt haben, und ſich nicht darein finden können, daß jemand einfältig ſagt, was er denkt, und deßwegen in den Worten noch etwas ſuchen,

woran er nicht gedacht hat. Halten Sie sich nur an den gewöhnlichen Sinn; er will recht verstanden seyn, und vermeidet daher alles Schwankende und Vieldeutige. Sie bemerken an ihm kein Bestreben sich aus der Verlegenheit zu ziehen, kein behutsames Ausweichen, kein scheues Umgehen, kein halbes Verdecken. Er unterdrückt nichts, was zur Sache gehört, er hüllt nichts zu und beschönigt nichts, sondern gibt sich ganz, wie er ist. Ueber eine schlaue Schurkerey wird er nie lachen, sondern seine Verachtung nachdrücklich aussprechen.

Alle Uebertreibungen haßt er, und er hat es sehr an Ihnen auszusetzen, daß Sie so vieles himmlisch, göttlich, unvergleichlich, einzig finden, was doch im Grunde ein wenig gemein und menschlich, wohl tausend Mal da ist, und überall seines Gleichen hat. Zwar weiß er wohl, daß Sie damit nicht viel sagen wollen, daß Sie es so gelernt haben, und glauben es schicke sich,

aber eben das verdenkt er Ihnen. Er behauptet: das Wort müſſe mit dem Gedanken auf die Welt kommen oder aus ihm hervorwachſen, es müſſe gleichſam im Gemüthe von neuem geboren werden, ſo oft man es wieder braucht, es müſſe genau auf die Sache paſſen, und kein andres ſeine Stelle ganz vertreten können. Jede bloße Redensart, meynt er, entweihe die Wahrheit und den Menſchen, der ein Werkzeug der Wahrheit ſeyn ſollte, fördre das Lügenweſen, arbeite mit daran, die Sprache in leeren Schall zu verwandeln, und ihren Zweck zu vereiteln, man dürfe nur noch ein wenig mit der Steigerung fortfahren, ſo werde man kaum für das Mittelmäßige ein Wort auftreiben können, für das Ungewöhnliche ſey iezt ſchon nichts mehr zu haben. Anfangs wird er Ihnen vielleicht kalt und troken ſcheinen; indeß werden Sie bald in ſeinen einfachen Reden mehr finden, als in den hochtönenden an die Sie gewöhnt ſind, der Geiſt

der Wahrheit ertheilt ihnen Leben und seelenvollen Ausdruck. Man fühlt es gleichsam den Worten an, sie wollen etwas sagen. Von dem was ihn wirklich ergriffen hat, spricht er, daß es durch Mark und Bein geht.

Verlangt man von ihm über irgend eine Sache Auskunft: er wird überlegen, ob er dürfe, und darf er, so gibt er sie mit der gewissenhaftesten Treue gegen die Wahrheit. Um keinen Preis würde er von der Wahrheit abweichen; nicht einmal um sich aus einer großen Verlegenheit zu retten, würde er sich eine Unwahrheit, beträfe sie auch eine unbedeutende Sache, erlauben. Er kann nicht anders, als nach der Wahrheit. Daß ein offnes Geständniß ihm zum Nachtheile gereicht, bekümmert ihn gerade am wenigsten: er betrachtet diesen Nachtheil als etwas, das nicht zu vermeiden gewesen. Zwischen fremden und eignen Angelegenheiten macht er nur den Unterschied, daß er jene mit größerer

Sorgfalt behandelt, und ſie auch da ſchont, wo er in den eignen kein Bedenken trüge. Sie können ihm Ihr Geheimſtes anvertrauen, bey Ihnen ſelbſt wäre es nicht beſſer verwahrt; er wird ſich eher den größten Unannehmlichkeiten ausſetzen, als das Kleinſte davon verrathen.

Sein Benehmen — ohne Umſtände, nur das Gemeinſte der Höflichkeit — oft das mit genauer Noth. Zuweilen könnte er ſich wohl ein wenig mehr zuſammen nehmen, ohne gegen ſeine Grundſätze zu verſtoßen; aber es iſt nun einmal ſeine Art geworden, über dergleichen leicht wegzueilen, und man erzeigt ihm einen Gefallen, wenn man es mit ihm eben ſo hält. Das Conventionelle, ſo weit er es beobachtet, iſt bey ihm nie leere Förmlichkeit, denn ſo viel Aufmerkſamkeit und Wohlwollen als dieſes ausdrückt, hat er für jeden. Soll er darüber hinausgehen, ſo muß ihn das Herz drängen. Er nimmt wirklich an dem nähern Antheil, dem er Theilnahme zeigt; er iſt

wirklich dem mehr zugethan, dem ſein Geſicht ſich freundlich aufheitert, und er wird dem, welchem er die Hand drückt, ſeine guten Geſinnungen mit der That beweiſen. Eben ſo wird jeder, der ihm zuwider iſt, an ſeinem Benehmen inne werden, wie er mit ihm ſteht, und keinen Augenblick ungewiß bleiben.

Wüßte er, daß Sie zuweilen Gefühle vor dem Spiegel einſtudiren; wäre er neulich dabey geweſen, als Sie die Ihnen verhaßte H. meine theure, himmliſche nannten, und es unendlich bedauerten, ſo ſelten das Glück zu haben, und vor unausſprechlicher Freude ganz von Sinnen waren, oder hätte er geſehen, welche Mühe Sie ſich gaben, bey dem Tode der R. ein Paar Thränen auszupreſſen, in welche Theater-Gebährden Sie geriethen, wie Zunge, Hand und Fuß in Bewegung waren: Sie hätten alles bey ihm verloren; und erführe er es jetzt, er würde ſich gleich umdrehen, und Sie gar nicht mehr

kennen — ſo wenig von der feinern Lebensart hat er. Mit Krämpfen richten Sie bey ihm nichts aus, er bedauert Sie nicht einmal, ſondern entfernt ſich, wenn Sie Anſtalten machen, bis alles wieder in Ordnung iſt; hintennach ſcherzt er gar mit Ihnen über den Unfall; ganz als wären Sie mit ihm einverſtanden. Iſt das nicht ungezogen? Wie ſehr Sie ſich echauffiren, er bleibt kalt, und ſieht höchſtens hin, ob Sie bald fertig ſind.

Es hat etwas ſehr Ergötzliches, wie er manche Dinge, die von den Menſchen ſehr umſtändlich pflegen behandelt zu werden, kurz und trocken abfertigt, und mit einer lakoniſchen Wendung durch das hinfährt, was, nicht ohne ſchwere Anſtrengung begonnen, erſt recht ins Weite getrieben werden ſollte. Verübeln kann man ihm nichts, denn der Spott, den man etwa darin finden möchte, iſt unſchuldig und guthmütig.

Einigen Hang zur Satyre vermuthen Sie wohl von ſelbſt bey ihm; aber dieſe Satyre thut

niemand wehe, man fühlt ſich nicht ſelten unterhalten und beluſtigt, wo man von ihr mitgetroffen wird. Es verurſacht ein leiſes Wohlbehagen, das, wovon unſer Leben ſich ſo oft beläſtigt und geängſtigt findet in einen Scherz verwandelt zu ſehen.

Da Sie ſich ſeit einiger Zeit des Naiven befleißigen: ſo wäre wohl zu wünſchen, Sie beobachteten ihn hier ein wenig, um zu lernen, was naiv iſt. Sie würden wahrſcheinlich zu der Einſicht gelangen, daß ſich dergleichen nicht zwingen läßt, und daß man entweder, gleich dem Kinde, das Leben noch nicht kennen, oder ein wenig über dem Leben ſtehen muß, um mit dem Leben ſpielen zu können, und in Zukunft nichts zu ſeyn begehren, als was die Natur mit Ihnen gewollt hat, und wozu Ihnen Ihr Herz das Geſchick gibt.

Mit der hochmüthigen Prahlerey und der aufgedunſenen Leerheit verfährt er eben ſo kurz

und trocken, aber weniger freundlich, oft beynahe derb; Ein Blick, Ein Wort — und die Sache iſt abgemacht, und dem Narren die Luſt vergangen, ſie wieder aufzufaſſen. Uebrigens können Sie das gute Herz an ihm nicht verkennen; das Wohlmeynen drückt ſich in jedem Zuge ſeines Geſichtes aus — beſonders in dem heitern Scherze, der um ſeine Lippen ſchwebt. Sie vergeben ihm gewiß das unangenehme Wort, wenn Sie ihn dabey angeſehen haben; Sie gewinnen ihn wohl gar lieb, wenn Sie bemerken wollen, wie er ſich bemüht, Ihnen dafür etwas Angenehmes zu erweiſen, und mit welchem zarten Gefühle er die Angelegenheiten berührt, die Ihnen wichtig ſind.

Eben ſo ſtreng wahrhaftig, als gegen andre iſt er gegen ſich ſelbſt. Nichts läßt er bey ſich gelten, wovon er ſich nicht durch ſorgfältige Prüfung überzeugt hat, und hier wird weder einer vorgefaßten Meynung, noch einer gepflegten

Neigung des Herzens einiger Einfluß geſtattet. Er will die Wahrheit, er will ſie, auch wenn ſie wider ihn wäre, wenn ſie alles bisher von ihm Geglaubte und eifrig Vertheidigte über den Haufen ſtürzte. Ihr gibt er ſich gefangen, ſobald ſie ſich ihm enthüllt, ohne daß er ſich gegen ſie zu vertheidigen, oder etwas vor ihr zu retten ſuchte. In den Grundſätzen, zu denen er ſich bekennt, iſt nichts aufgeredet — alles von der Gewalt der Wahrheit aufgedrungen. Sorgfältig erwägt er jeden Zweifel, der ihm begegnet, jeden Widerſpruch der ſich erhebt, woher er auch kommen möge. Immer empfänglich für Belehrung, benutzt er was ſich ihm darbiethet. Willig geſteht er ſich und andern ſeinen Irrthum, und räumt dem das Recht ein, auf deſſen Seite es iſt.

Redlich hat er in ſeinem Innern geforſcht, und nichts ſich verborgen, kein Verkehrtes entſchuldigt oder beſchönigt. Er weiß genau was

an ihm ſchwach, gebrechlich und unlauter iſt; und was er ſich als rein und gut anrechnet, das beſteht auch vor dem Herzenskündiger. Die Welt kann ihn nicht ſtrenger richten, als er ſelbſt ſich gerichtet hat; wie er ſich ſelbſt findet, ſo ſoll auch die Welt ihn finden, wie er vor der Welt handelt, ſo würde er auch im Verborgenen handeln, und wie er vor ſich ſelbſt erſcheint, ſo erſcheint er vor den Menſchen. Weit entfernt, um ihretwillen an ſich aufzuſchmücken, duldet er nicht einmal, daß man ihn für beſſer halte, als er iſt. Er ſelbſt wird den Irrthum berichtigen, wenn man zu vortheilhaft von ihm denkt, ohne jedoch darum ſich vor Menſchen zu erniedrigen, ſich in ſeinen Fehlern zur Schau zu ſtellen, oder mit ſeiner Demuth Gepränge zu treiben. Sein Gutes verſteckt er ſo wenig, als er es zur Schau trägt. Wahrheit und Demuth ſind bey ihm eins geworden.

Wahr iſt Nathanael bis in das Innerſte ſeiner Seele — wahr in jedem Blick, in jedem Zuge des Geſichtes, in jeder That. Die Wahrheit ſelbſt denkt in ihm, ſpricht und handelt aus ihm. Das Gemüth dringt hervor aus jeder Aeußerung, aus jeder Bewegung; durch das helle Auge ſchauet Ihr tief in das Gemüth hinab, und es liegt offen vor Euch, wie vor dem Allwiſſenden. O, Ihr könnet ihn nicht verkennen, wenn Ihr es nicht darauf anleget.

Geſtalt und Schönheit, Zierde und Glätte findet Ihr bey Nathanael nicht; was Euch an ihm gefällt iſt reines Gepräge eines reichen und edeln Geiſtes; was Euch zu ihm hinzieht, zieht Euch an ſein Herz; was Euch Zutrauen zu ihm einflößt, wandelt und vergeht nicht. Dieſe Thräne fließt der echten Rührung, dem übermannenden Schmerze; dieſes ſtrahlende Auge verkündigt die ſelige Freude, die hohe Begeiſterung, dieſes verklärte Angeſicht die über die

Welt hinausgehobene Seele; diese beredte Sprache — aus der Fülle des Herzens strömt sie hervor, mächtig und unaufhaltsam.

Kalt ist Nathanael unter Empfindung lügenden Larven — warm an des Freundes Brust, und wo vor dem Großen sein innerer Mensch sich aufrichtet.

Kein Falsch ist in Nathanael, und vor jener ernsten Stunde, die alles Unächte mit furchtbar kalter Hand von dem Menschen abwischt, wird Nathanael als Nathanael stehen. Wohl dem, der einen Nathanael zu seinem Freunde hat!

14.

Blandine.

Ich bin die kleine Blandine, die ſo viele Leute lieb haben. Bald werde ich nicht mehr in die Schule gehen, worauf ich mich ſehr freue; man hat dann mehr Freyheit und wird mehr äſtimirt. Es könnte zwar nicht ſchaden, wenn ich noch ein wenig lernte, andre wiſſen in meinem Alter viele Dinge, die ich nicht weiß, doch allzu klug iſt auch nicht gut. Zu groß bin ich freylich noch nicht für die Schule; aber die Jahre ſind da, und größer ſoll ich wohl nicht werden, das Maß iſt für mich kurz genommen. Was macht's? klein und hübſch — ſo iſt's am beſten; einen Mann bekomme ich doch. Wenn's indeß auch nicht wäre, ich wollte mich eben darum nicht grämen, die Frauen, höre ich, haben oft Laſt mit den Männern, weil dieſe mürriſch ſind, und

und ſich gar nicht wollen ſagen laſſen. Ich halt' es mit den Leuten, die ſich ſagen laſſen; der Vater könnte in dieſem Stücke auch beſſer ſeyn.

Um Eins thut's mir leid, daß ich aus der Schule bleibe. Ich mußte bey zwey Putzläden vorbey. Wenn ich frühe ging, konnte ich die ſchönen Sachen nach Herzensluſt beſchauen, woran ich mich oft erquickt und ergötzt habe. Alle Morgen war's etwas Neues — Eins koſtbarer als das andre. Manchmal habe ich mich ſo darüber verwundert, daß ich mich ganz vergaß, und zu ſpät in die Schule kam. Die Mamſell zürnte und ſchalt, indeß verzog ſich das Ungewitter, und Blandinchen blieb Häuchen im Korbe.

Ich werde mir wohl zu ſchaffen machen können, daß ich wenigſtens um den andern Tag das Vergnügen genieße, ſonſt müßte ich melancholiſch werden. Da ich die Jüngſte bin, ſo ſchickt es ſich, daß ich Mütterchens Kommiſſionen über-

übernehme, wozu ich hoffentlich Verſtand genug habe.

Putzſüchtig bin ich nicht, einfach iſt mir gut genug, die Unruhe leidet nicht, daß ich mich lange vor dem Spiegel aufhalte; aber ich kann mich an den herrlichen Dingen nicht ſatt ſehen, eine herzinnige Freude habe ich daran. Wenn ich manchmal ganz niedergeſchlagen bin: ſo brauche ich mich nur an ein brillantes Putzfenſter zu ſtellen, gleich iſt's fort, und die beſte Laune wieder da. Mein Anzug — alles aus der erſten Hand, außer daß Florette dann und wann eine Nadel anders an mir ſteckt, und die Mutter einiges verbeſſert, weil ſie meynt das ſey zu frey, worin ich aber kein Arg habe — Mütterchen nimmt es härchenfein.

Blandine iſt am früheſten auf, und die munterſte im ganzen Hauſe; man klagte, es ſey wie todt geweſen, als ich neulich acht Tage verreiſt war, es war ein großes Verlangen nach mir.

In meinen jüngern Jahren war ich wild, wie ein Junge; ich kletterte über Zäune und auf Bäume, und habe mich recht herumgerissen. Die Mutter sagte: „bedenk' doch, daß du ein Mädchen bist, wie schickt sich das? Mädchen müssen still, sittsam und artig seyn.“ Da war was zu bedenken. Ich hab' es oft genug bedacht, aber davon wurde es nicht anders.

Jetzt hat es sich von selbst gelegt, ich weiß nicht wie. Die Leute müssen gewiß finden, ich sey gesetzt, anständig und mädchenhaft geworden. Nun suche ich lieber Gänseblümchen und tummle mich auf der grünen Wiese herum. Auch bin ich wieder zu der Puppe zurückgekehrt, die ich aber wohl bald werde verabschieden müssen; ich spiele nur ganz heimlich mit ihr, oder um den Kleinen zu zeigen, wie sie's zu machen haben; es kommt mir vor, als ob ich dabey profitirte.

Munter bin ich geblieben — nur zuweilen werde ich sehr still und nachdenklich; es ist zwar

ſelten, doch habe ich einige Sorge deßwegen. Andre wollen nichts davon wiſſen, und meynen, ich könne noch immer einiges von meinem Muthwillen abgeben. Das nennen ſie Muthwillen, wenn man keine Tante iſt. Aber ich kann es in der That nicht ſagen, wie mir zuweilen wird, die Thränen kommen mir in die Augen, und es wäre mir gar nicht möglich luſtig zu ſeyn.

Ich kann auch ſchöne Liederchen, die ich für mich ſinge. Große Luſt hätte ich, in Geſellſchaften zu ſingen. Mütterchen leidet's nicht, und predigt immer dawider, daß Mädchen ſich öffentlich mit ihren Künſten zeigen, und ſich beklatſchen oder beſitzeln laſſen, es paſſe nicht, meynt ſie, zu der Verſchämtheit, die ein junges Mädchen ſo wohl kleide. Nun, was iſt's? verſchämt könnte ich ja dabey ſeyn. Roſalie ſingt überall, und ſchämt und ängſtigt ſich gar zu ſehr, wie ſie ſagt. Ich wollte gewiß die Augen niederſchlagen, das habe ich bey der Mamſell

gelernt, und roth ſollte ich wohl von ſelbſt werden. Wenn man aber über mich ſichelte, das würde mir ſchlecht gefallen. Roſalie hat vornehmere Liederchen, meine ſind mehr für's Haus; ich weiß nicht, ob ſie ſich in Geſellſchaft zeigen können, darum will ich mich zufrieden geben.

Das Declamiren macht mir faſt noch gröſseres Vergnügen, an dem Fechten mit den Händen in der Luft und an den mannichfaltigen Stellungen habe ich beſondere Freude. Ich möchte wohl den ganzen Tag dieſe ſchöne Kunſt üben. Minchen, Hannchen und Rickchen haben zwar genug zu kritiſiren; was verſtehen die davon? Ich glaube es iſt bloſs Neid und Aerger. Aurora wird fürchterlich, wenn ſie declamirt, daß einem die Haare dabey zu Berge ſtehen, und ſchießt oft plötzlich aus der Ecke hervor, und ſo auf die Zuſchauer los, daß man denkt ſie werde alle

bey den Köpfen kriegen. An ſo ſchwere Stücke wage ich mich nicht.

Wo's zu ſehen gibt laufe ich mit; um's Sehen iſt mir's eben nicht, aber um die Luſt und das Leben unter den vielen Leuten, und daß ich mich an Jettchens und Hannchens Arm hangen kann, was ich für mein Leben gern thue. Auch nehme ich an Roſetten ein Exempel, die ſich ganz einſitzt, und ſtill und träge davon wird.

Sonſt iſt es eben meine Art nicht, ein Exempel zu nehmen, ob ich's wohl in manchen Stücken nöthig hätte, denn ich kann nicht läugnen, daß ich noch einige kleine Unarten an mir habe. In vielen Stücken könnten andre Leute an mir ein gutes Exempel nehmen; ſie thun's auch nicht. Ich habe oft gehört, meine kleinen Unarten ſtänden mir nicht übel, doch will ich's lieber nicht glauben.

Einer meiner Hauptfehler iſt ein löcherichtes Gedächtniß, es faßt alles durch. Man ſtellt ſich nicht vor, wie leicht ich vergeſſe, beſonders gute Lehren, die daher faſt gar nicht bey mir anſchlagen. Es ſoll wohl daher kommen, daß ich nicht daran denke etwas zu behalten. Ich will mir einmal feſt vornehmen, daran zu denken.

Unter meine Tugenden, die ich ietzt nicht alle herzählen kann, gehört die, daß ich immer die Wahrheit ſage, vorzüglich, wenn ſie mir zur Ehre gereicht. Sonſt will man finden, daß mir alles ein ganz beſonderes Geſchick hat, daß mein Plappermäulchen mich gut kleidet, und daß ich allerliebſt ſchmollen kann, was mir jedoch die Mutter abzugewöhnen denkt. Sollte es nicht Schade drum ſeyn? Laß mich immer ein wenig ſchmollen, liebes Mütterchen, wer weiß, wozu es dient? Schmollen und ſich einſchmeicheln gehört zuſammen. Noch darf ich nicht vergeſſen, daß

ich im Stande bin, ganz ſtill, ſanft und andächtig zu ſeyn, wo es erfordert wird.

Nun habe ich Euch genug von der kleinen Blandine erzählt. Ich wünſche Euch einen fröhlichen Abend.

15.

Mathilde.

So munter wie Blandine bin ich nicht, doch die meiſte Zeit vergnügt und guter Dinge — aber für mich und im Stillen. Wenn mir oder andern Angenehmes begegnet, freue ich mich recht innig; ich kann es nur nicht ſo an den Tag legen. Wer in mein Herz ſähe, würde nichts als Freude darin finden; mich dünkt, man müſte auch in meinem Weſen und Thun das Frohe wahrnehmen. Ach, wie ſehr wünſche ich dann, alles mit froh zu machen! aber ich weiß nicht, wie ich das anfangen ſoll. Es iſt, als ob die Freude weg ginge, wenn ich davon reden wollte. Es drängt mich zu ſprechen, und ich finde kein Wort, und werde noch viel ſtiller.

Zuweilen kommt es mir auch an, daß ich weinen muß, ohne zu wiſſen warum; mir fehlt

eigentlich gar nichts — es wird mir so wunderbar. Oft ist es ein recht freudiges Weinen — ein seliges möchte ich sagen — ach, ein Weinen, wogegen lachen nichts wäre! oft zwar ein trauriges, aber auch dann bin ich nicht was man betrübt nennt, nein, süße Thränen sind's, die ich dann vergieße, wer immer solche Thränen hätte! ich denke dabey gern an traurige Dinge, allein davon bin ich nicht traurig geworden, ich war's schon, ehe ich an etwas dachte. Traurigfroh wohnt es mir im Herzen, und da ziehen die traurigen Dinge ein, wie in eine stille Heimath, wo sie bekannt und unter lauter alten Freunden sind.

Wenn ich höre, daß andern Schlimmes wiederfahren ist: so werde ich recht von Herzen traurig — wirklich betrübt, und kann es lange nicht vergessen. Doch auch das Gute behalte ich lange, und erinnere mich oft daran, und freue mich immer von neuem. Eine besondere Freude

habe ich über das vergangene Gute, worin ich vielleicht glücklicher bin, als in der Freude am Gegenwärtigen — reicher gewiß, auch ſanfter, ruhiger, zufriedener, mehr ich ſelbſt.

Julien kann ich's ſagen, wie ich mich freue — die freut ſich immer mit — ſonſt niemand. Unausſprechlich liebe ich dieſe Julie, mein zweytes Herz iſt ſie — meine Schweſter wäre zu wenig — in Julien habe ich die ganze Welt; der kann ich alles ſagen, auch, was mich traurig macht, aber wenn's mir ſo wunderbar und traurig-froh iſt, dann kann ich auch Julien nichts ſagen, ſie ſieht's in meinem Herzen, und verſteht es ſo gut, als ob ich zu ihr davon geredet hätte, ſie wird ſtill, um mich nicht zu ſtören.

Julie und ich könnten immer beyſammen ſeyn, wir ſprechen uns nie ſatt, wo's Stunden-lang gedauert hat, iſt's immer noch etwas, zu-

weilen möchten wir nun erſt recht anfangen. Seelenfreude haben wir mit einander.

Müßte ich mich von Julien trennen; wahrlich es ginge nicht mehr mit mir, überall würde es mir fehlen, nur halb wäre ich noch da. Wir drücken und küſſen uns nicht, und hangen uns nicht an; immer Hand in Hand — ſo ſchickt ſich's für uns. Manchmal ſitzen wir neben einander ohne eine Wort zu ſagen; doch iſt uns dann wohl — unbeſchreiblich wohl, wir fühlen daß wir zuſammen ſind, und bedürfen's nicht, einander zu ſehen und zu hören; jede für ſich — und doch beyde ſo ungetheilt eins, man würde dieſelben Gedanken finden, wenn man jede fragte.

Wer Julien kennt, kennt Mathilden, und wer Mathilden kennt, kennt Julien, außer daß Julie ein wenig lebhafter — und viel, viel beſſer iſt. Ich beſtrebe mich aber auch, alle Tage beſſer zu werden, ſonſt verdiente ich nicht, von

Julien geliebt zu ſeyn. Ganz ſo gut wie Julie werde ich wohl nie, doch hilft's gewiß, daß ich mich bemühe, und Julien dabey immer vor Augen habe.

Alles, alles könnte ich für Julien thun und ausſtehen, und Julie könnte alles für mich.

Mit den andern bin ich zuweilen recht vergnügt, allein wie mit Julien kann ich es nicht mit ihnen haben. Vergnügtſeyn und Seelenfreude — ein himmelweiter Unterſchied! Julie bleibt meine Einzige, an ihr habe ich völlig genug, daß ich nicht mehr begehre. Wie möchte mir auch eine andre das ſeyn, was Julie iſt? Julien liebe ich mit Sonntagsliebe, die andern nur mit Werktagsliebe. Die Liebe zu Julien geht weiß gekleidet, mit Blumen geſchmückt, und hat nie ein Fleckchen an ſich.

An den Blumen habe ich eine groſſe Freude, ſie pflegen und beſchauen — o, ein ſüßes Geſchäft, für mich! es iſt, als ob ſie mich wieder anſähen,

und mit mir ſprechen wollten, und mir für die Pflege dankten.

Was für holde, freundliche Weſen ſind die Blumen! wie ſie ſo ſanft zu ſich hinziehen, daß man nicht wiederſtehen kann! Ihr Schönſtes hat die Natur an die Blumen gewendet, und in jede einen Sinn gelegt, der aber oft ſchwer zu errathen iſt. Durch die Blumen, glaube ich, redet Gott mit uns — eine himmliſche Sprache, die wir noch nicht ganz verſtehen. Wir ſollten uns aber Mühe geben, mehr davon herauszubringen. Wohl eine Viertelſtunde kann ich eine Blume betrachten, und mich darüber verwundern, und meine Gedanken dabey haben, wovon es mir immer unbeſchreiblich froh im Herzen wird.

Ein ſtilles, ſanftes, heitres Leben führen die Blumen, ſo unſchuldig und demüthig: die Menſchen könnten vieles von ihnen annehmen, wie ſie auch vieles vom Menſchen an ſich haben, be-

sonders vom guten Menschen — das, was man an Menschen wohl himmlisch nennt.

Mit den Thieren ist's lange das nicht. Was könnten wir wohl von den Thieren annehmen? „Wie eine Blume;" das bedeutet immer etwas Schönes; aber „wie ein Thier:" dabey denkt sich jeder etwas Garstiges; nur von schmutzigen Menschen kann man das sagen. Ein gutes Mädchen habe ich oft mit einer Blume vergleichen hören, nie mit einem Thiere, höchstens ein muntres mit einem Vögelchen. Aber die Vögelchen sind mehr Blumen als Thiere, Thiere, die die Blumennatur behalten haben; darum haben sie nur zwey Beinchen und leben mehr in der Luft als auf der Erde, und halten sich zu den Bäumen, wo sie lustig wohnen und dem Himmel näher sind. Auch die Blumen schauen gen Himmel, und lassen nur dann das Köpfchen hangen, wenn's ihnen schwer wird, oder wenn

ſie trauern, oder wenn ſie ſterben, oder wenn's Nacht iſt.

Die Thiere ſind vornehmer als die Blumen, und gleichſam von Adel, doch gehen ſie auf allen Vieren und haben das Haupt zur Erde gebeugt, die ihnen Futter giebt. Da ſieht man, daß es auf das Vornehmſeyn nicht ankommt. Es gibt einen himmliſchen Adel, den beſitzen die Blumen, er iſt ihnen an die Stirne geſchrieben, wie man Menſchen findet, die einen Adel im Geſichte haben.

Der Himmel ſpiegelt ſich in den Blumen ab. Bey lieblichen Dingen denkt man wohl an eine Blume — nie an ein Thier. Julchen ſchicke ich Blumen zum Gruße, und ſie weiß, was das zu bedeuten hat; mein Eichhörnchen, ſo viel Spaß es uns macht, würde ſie nicht für einen Gruß paſſiren laſſen.

Ein Engel brauchte ſich nicht zu ſchämen, in eine Blume zu ziehen — ich habe ſchon Engel

abgemahlt geſehen, die aus Blumen wuchſen — aber ein Engel und ein Thier — wie kämen die zuſammen?

Wenn ich eine Blume aufbinde, oder begieſſe, oder ihr Licht und Luft ſchaffe, da iſt mir's im Herzen, als wenn ich einen kranken Menſchen erquicke, obgleich eine Blume kein Menſch iſt. Bey einem leidenden Thiere denke ich: „die arme Kreatur! du mußt ihr helfen;" das thue ich dann — und dabey bleibt's.

Sollten die Blumen nicht Seelen haben? etwa Seelen, die noch ſchlummern und träumen? Wer ſie doch wecken könnte! Aber dann möchten ſie wohl werden wie die Thiere. Mancher hat im Schlafe ſchöne Träume — und wachend häßliche Gedanken, nebſt vieler Noth und Quälerey.

Jutchen hat auch die Blumen lieb, und wir treiben's recht mit ihnen — aber ſtill und beſcheiden. Wir pflücken ſie nicht Händevoll,

um ſie

um ſie in Sträuße und Kränze zu binden, und uns damit zu ſchmücken. Unrecht wäre dies eben nicht — es bleiben doch genug übrig. Auf dem Felde und der Wieſe kann kein Menſch ſo viel pflücken, daß es ſehr zu merken wäre, und gleich iſt wieder Neues da. Die Natur läßt ſich gern plündern, wenn man ihr nur nicht das Hemd vom Leibe nimmt oder gar ein Stück vom Herzen reißt. Warum denn die Blume mit Pflanze und Wurzel? Wir ergötzen uns lieber daran, wie es ſo voll und bunt und ſchimmernd beyſammen ſteht. Zum Betrachten iſt uns Eine genug, vor die Bruſt zu ſtecken brauchen wir höchſtens vier bis fünf, und Kränze ſind nur für luſtige Leute.

Luſtig bin ich auch zuweilen, nach Gelegenheit, wo es luſtig hergeht, aber es bekommt mir ſchlecht. Still vergnügt das ſchickt ſich am beſten für mich, und bekommt mir immer gut.

Sonſt mag ich wohl unter Menſchen ſeyn, wenn man mich mir ſelbſt läßt, und nicht ver-

langt, daß ich viel spreche und Wesens mache; das ist mir nicht gegeben, und ich soll's auch wohl nie lernen.

Mich einschmeicheln kann ich noch weniger; ist denn das so nöthig? Ich kenne doch einige Menschen, die mir ein wenig gut sind, und böse ist mir glaube ich niemand. Ich bin auch den Menschen gut — freylich mit Unterschied — manchen sehr, sehr — manchen so mittelmäßig, manchen ein wenig. Es gibt Menschen, denen man nicht von Herzen gut seyn kann, recht widerwärtige Menschen; aber schlimm muß man ihnen nicht seyn, man weiß ja nicht, wie sie so geworden sind, und sie mögen wohl etwas Beßres an sich haben, das uns nicht in die Augen fällt. Ganz schlecht ist gewiß keiner, und kann man jemand nicht gut seyn, so kann man ihm doch Gutes erzeigen.

16.

K l a r a.

Zu dir, meine Eugenia, muß ich reden von meines Lebens ſeligen Stunden. Ja ſelige Stunden ſind es im eigentlichen Sinne des Wortes — nicht wie die Menſchen es oft gebrauchen. Das reinſte und höchſte Freudige — ich glaube es empfunden zu haben — iſt gegen dieſes Selige, wie Körperſchönheit gegen Seelenſchönheit, wie Irdiſches gegen Himmliſches, obgleich man die edle Freude auch himmliſch nennen könnte. Du haſt mich geſehen, wenn ich unter Euch war gleich einer Träumenden, ohne Sinn für alles, was mich umgab, und doch das Auge aufgeſchloſſen, nicht zu wecken durch das lauteſte Geräuſch, durch die fröhlichſten Tumulte der Lebensluſt, nicht einmal leiſe anzuregen, durch das was ſonſt am mächtigſten auf mich wirkt, ganz

verſunken und verloren in ein unbegreifliches frohes Erſtaunen.

Verſunken und verloren iſt wirklich das ſelige Gemüth in das Anſchauen von etwas, das ich nicht nennen kann, aber nicht müde werde zu betrachten, das, ohne Unruhe und Verlangen, unbeſchreiblich ſanft, doch unwiderſtehlich, alle meine Kräfte und Gefühle feſſelt. Es iſt ſchöner und beſſer als das Schönſte und Beſte der Welt, allein bezeichnen läßt es ſich nicht. Meine Gedanken gerathen in eine ſüße Verwirrung, heitre Bilder ziehen durch meine Seele, und fließen in einander, daß ich nichts Beſtimmtes unterſcheide. Alles ſcheint in Eins ſich auflöſen zu wollen, und doch beſitze ich ein vollkommen deutliches Bewußtſeyn von mir ſelbſt, ich empfinde mein Daſeyn rein und geſondert von dem, was nicht ich bin, und übe eine unumſchränkte Gewalt an meinen Vorſtellungen und an meinem Willen.

Der Welt iſt mein Geiſt faſt entrückt; ich

habe mich — anders weiß ich es nicht zu sagen — aus der Welt und aus mir selbst herausgefühlt, nur einzelne schwache Eindrücke mahnen mich noch zuweilen an sie und an mein irdisches Daseyn.

Das Alltägliche der Welt berührt mich nicht mehr, die Empfänglichkeit des Gemüthes für dasselbe ist mir verschwunden; ich fasse es kaum, und strenge ich mich an, darauf zu merken, eine Vorstellung davon zu erhalten, so erscheint es mir als etwas Fremdes, das zu mir in keiner Beziehung steht, oder als etwas, das zwar einmal dagewesen, indeß längst aufgehört hat, und das zu unbedeutend war, eine wehmüthige Sehnsucht zurück zu lassen. Ich blicke auf die Welt hin, aus einer höhern Gegend, wie auf ein weites, schimmerndes, blühendes Lichtreich, wo ewiger Frühling und ewige Jugend wohnen, der Schmerz und die Sorge und die eitle Lust aber weggezogen sind. In dem Lichte bewegen sich

leiſe Töne einer himmliſchen Freude, entſtehen und verſchweben in dichtem Gedränge mit Geſängen der Liebe und der Wonne ſtrahlende Geſtalten. Das Mühſelige des Lebens habe ich bis auf die leiſeſte Erinnerung vergeſſen, die letzte Spur aller Trauer, die je in mir geweſen, iſt ausgelöſcht, nur daß eine ſtille, kaum merkliche Wehmuth ſich zuweilen in meine Wonne miſcht.

Von dem, was an mir ſchwach, gebrechlich, fehlerhaft, ungöttlich iſt, finde ich mich geſchieden, als ob es mir nie gehört hätte, als ob es nicht fähig ſey, mit mir in Gemeinſchaft zu treten. Ich ſelbſt bin mir ein neues Weſen geworden, und doch auch ich ſelbſt noch. In meinem Weſen beſitze ich mich, aber himmliſch hat es ſich geläutert und gebildet, daß ich nicht begreife, wie ich es für das Meinige erkenne. Verjüngt und verklärt empfinde ich mein Daſeyn, in unſterbliches Leben geboren zu Licht und

Freude, durchſtrömt von unausſprechlichen Gefühlen, beſeelt von edeln Kräften, die ſich regen und drängen, und immer höher hinaufſtreben, und dann wieder herabſinken, in neue unausſprechliche Gefühle ſich auflöſen, daß zuletzt alles in Ein groſſes Seligkeitsgefühl ſich verſammelt.

Das Geiſtigſte und Lieblichſte, was die Welt mir eingedrückt, das Schönſte, Gefälligſte, Heiterſte, was ich je gedacht und empfunden, habe ich mit in dieſen Zuſtand herüber genommen, aber die Geſtalten ſind zerronnen — in ein allgemeines unnennbar Schönes. Das Einzelne habe ich — und habe es nicht, die Züge ſind verwiſcht, doch die Spuren derſelben noch in dunkeln Ahnungen vorhanden.

Ich glaube zuweilen Gott zu ſehen und mit ihm zu ſprechen. Nicht mit Augen ſehe — nicht mit Ohren höre ich. Kein eigentliches Sehen und Hören iſt's — eher ein Empfinden, aber auch das nicht ganz; ein neuer Sinn hat ſich in mir

aufgeschlossen. Für das, was ich vernehme gibt es kein Wort, ich darf hinzusetzen: keinen Gedanken, nähmlich keinen von den gewöhnlichen, die sich zergliedern und bezeichnen lassen. Ich erfahre etwas von ihm, das in sanften Schauern mein Wesen durchzittert, seine Liebe strahlet mir in's Herz, seine Allgenugsamkeit erfüllt mein Bewußtseyn; ich weiß, daß ich sein bin, und in diesem Wissen sind alle Reichthümer der Welt und des Himmels, ein Unendliches des Besitzes und des Entzückens, möchte ich sagen, liegt darin, ich kann es nicht ausdenken.

Auch mit höhern Wesen, mit verklärten Menschen stehe ich in Gemeinschaft, alle die ich je geliebt erscheinen mir, wollen mich umfassen, und sich an mein Herz drängen, und ich neige mich zu ihnen hin, aber ich kann ihnen nicht näher kommen; da werde ich inne, daß ich noch einen Körper habe, und schwer zieht es jetzt an mir zur Erde hinab. Doch empfange ich von

ihnen wohlthuende Eindrücke, himmliſche Bilder die mich ins Leben begleiten, und ſich in meine Träume weben.

Nicht unwillkommen iſt mir dieſe Erinnerung, daß ich noch unter Menſchen Menſch bin: denn, indem ſie den Flug der Gedanken anhält und niederwärts lenkt, führt ſie mich unter beſeeumdete Gegenſtände und Verhältniſſe zurück, die ſich jetzt, mit allem, was ſie Gefälliges und Süſſes haben, deutlich, beſtimmt und wohlgeordnet, aber von einem überirdiſchen Glanze umfloſſen, dem wonnetrunkenen Blicke darſtellen. Selig im Herzen überſchaue ich die reichen Güter des Lebens, was mir Angenehmes begegnet iſt, was mich glücklich gemacht hat und noch glücklich macht — und das Kleinſte erlangt einen Werth, den ſonſt das Größte nicht hat — die abgeſchiedenen frohen Stunden kehren wieder, und ſchweben feſtlich geſchmückt an mir vorüber; die Menſchen, die durch ihre Geſtalt, ihre Rede

ihr Handeln wohlthuend auf mich gewirkt, verſammeln ſich um mich, den Ausdruck der Huld und Güte im Angeſichte; wie flüchtig auch einſt ihre Berührung geweſen, jetzt gehören ſie mir an, die Meinigen nenn ich ſie nennen, ich breite die Arme nach ihnen aus. Und o, mit welchem Entzücken gedenke ich derer, die ich mir wollem. Sinne die Meinigen nennen kann — meines Lebens mit ihnen und ihrer Liebe, des Guten, das ſie mir gewährt, der Dienſte, die ſie mir geleiſtet, der ſchönen Eigenſchaften und Charakterzüge, die ſie mir enthüllt, der Theilnahme, die ſie mir bewieſen, die zahlloſen Freuden, die mir im Umgange mit ihnen, durch ihren Sinn und ihr Bemühen geworden ſind! Wie durchdringt da die ſanfteſte und mächtigſte Liebe das Herz! Wie wallt dieſes Herz in freudiger Rührung ihnen entgegen, und möchte alles, was ſich in ihm regt an die Liebe hingeben! Auch für die übrigen Menſchen iſt mein Herz voll Liebe,

daß ich nicht begreife, wie je Gleichgültigkeit oder Widerwillen ihre Stelle einnehmen konnte.

Man kann nicht selig seyn, ohne davon Liebe zu fühlen, und wiederum nicht von Herzen lieben, ohne davon selig zu werden. Liebe und Seligkeit lassen sich nicht trennen. Schon die Freude stimmt zur Liebe; wenn man selig ist liebt man alles, dem, was an sich keine Liebe zu erwecken vermag, borgt das selige Herz, während es die Mängel leise bedeckt, von seinen eignen Schätzen.'

So blicke ich denn auch heiter in die Zukunft, wie in ein weites, blumenreiches, lachendes Gefilde, überall begegnen mir frohliche Bilder, ich vermag mir kaum vorzustellen, daß mich etwas Unangenehmes je treffen werde.

Kein Ermatten, wie nach irgend einer Anspannung, keine Leerheit, wie nach jedem Heraustreten aus sich selbst, keine Unzufriedenheit

mit dem Leben, keinen Verdruß über die Mängel der Wirklichkeit, keine üble Stimmung gegen das, was uns in der Welt lästig wird, wie nach den Schwärmen unter den idealischen Gebilden der Phantaſie, treffe ich in mir an, wenn dieſer Zuſtand vorüber iſt. Nicht plötzlich verläßt er mich, allmälig gibt er mich in das gewöhnliche Leben zurück. Eins nach dem andern wird mir davon helle, und ich bringe aus demſelben eine milde Stimmung, ſanfte Empfindungen, friſchen Muth, einen erheiterten und geſchärften Geiſt und Anſtelligkeit zu jeder nützlichen Thätigkeit in das gewöhnliche Leben mit. Ich fühle es, daß ich verſtändiger, beſſer auch tüchtiger für das Leben geworden bin, ſo oft eine ſelige Stunde mich über daſſelbe erhoben hat.

Wirſt du mein Seligſeyn, Schwärmerey nennen, Eugenia? Nein, das kannſt du nicht. Wer ſchwärmt, richtet nach Willkühr, und glaubt an die Wahrheit ſeiner Hirngeſpinſte, oder er

hält Empfindungen, die das Werk solcher Hirngespinste sind, für natürliche und nothwendige. Mich beschäftigt keine Dichtung, wenn ich selig bin; ich lebe in Gefühlen, und diese habe ich nicht erkünstelt, aus meinem Wesen und nach Gesetzen meines Wesens haben sie sich entwickelt, meine edelsten Kräfte, deß bin ich gewiß, sind dabey wirksam gewesen; ich habe das an mir erfahren, was wir künftig seyn werden, das höhere Leben der Seele hat sich mir kund gethan, und seine Wonne über mich ausgegossen. Mein Umgang mit dem Unsichtbaren ist lebhafte geistige Vergegenwärtigung, wie das Herz sie gebiethet — Vergegenwärtigung des Wahrsten und Wesenhaftesten, wie das Herz es uns verbürgt.

Wo es der Andacht gelingt, Gott recht nahe zu treten, und das ganze Gemüth zu ihm hinzuwenden, oder wo er vernehmbarer als sonst zu dem Herzen spricht, und ein starkes Gefühl von sich im Herzen anregt, wo die Wunder seiner

Größe und Liebe in Erſcheinungen der Natur ſich mir darſtellen, wo ich mich verliere in die Betrachtung deſſen, der über alle unſers Geſchlechtes ſo weit hervorragt, den ich mit Bewunderung und Freude ſo gern meinen Herrn nenne, wo ſeine Vortreflichkeit mit den Rührungen des Dankes mein Herz überwältigt, beym Aufblick zu dem heiter-blauen oder zu dem ſternen-ſchimmernden Himmel, bey einem frohen Begegniß oder nach einer mir gelungenen edeln Handlung — wird es mir ſelig und immer ſeliger im Herzen. Ich fühle mich empor gehoben — immer höher in das Licht und in die Wonne, bis ich im Himmel bin, und dabey iſt mir, als ob es nicht anders ſeyn könnte, es zieht mich mit Gewalt, und doch ſo befreundet, daß es mich nicht im mindeſten wunderbar dünkt.

Das Wort träumen ſollt Ihr frey behalten. Heißt den Menſchen nicht alles träumen, was

ſich zu ihren alltäglichen Angelegenheiten, zu ihrem tragiſch-komiſchen Ernſte nicht fügen will? Das Herz hat Träume, in denen mehr Wahrheit und Würde iſt, als in der tiefſten menſchlichen Weisheit. Nur in Träumen offenbaret ſich uns die ewige Welt, um die dunkle Wolke ſchweben ſelig die Träume, ſich nährend von den ſchwachen Schimmern, die hindurchfallen. Einen ſchweren, bangen Schlaf unterbrechen die Träume, um ſich endlich zu verlieren in das Morgenroth eines ſeligen Tages. Wohl dem, der träumen kann! der himmliſche Menſch ſchlägt in dieſen Träumen die Flügel.

Ein ſeliges Ende ſagt man. O, wer in einer ſeligen Stunde den Tod fände! der hätte gewiß ein ſeliges Ende. Wie oft habe ich mir in der Seligkeit des Herzens gewünſcht, jetzt zu ſterben — nicht um des Sterbens willen, ſondern um der Seligkeit willen. Sterben und Seligſeyn — wie nahe mit einander verwandt! Iſt

nicht jedes Seligſern ein Sterben? man ſtirbt den eiteln Dingen, man ſtirbt ſich ſelbſt ab, man wähnt zu vergehen in dem Entzücken, man hebt ſich gen Himmel. Und das wirkliche Sterben — iſts nicht für den Guten Uebergang in die ewige Seligkeit? muß man nicht von dieſer ſchon etwas fühlen, indem der Geiſt ſich vom Körper loswindet, beſonders, wenn man in ſeinem Leben ſelige Stunden gehabt hat? Hat es nicht Menſchen gegeben, die ſterbend den Himmel offen ſahen, und deren Angeſicht glänzte, wie eines Engels Angeſicht?

17.

Die Stillen.

Laura.

In der Stille hat Laura's Geiſt ſich genährt mit großen Gedanken und Empfindungen, und ihrem Geiſte iſt ihr Körper nachgewachſen in die Höhe; wie jenen, trägt ſie auch dieſen aufgerichtet. Wenig Fremdes vermochte auf ihre Bildung Einfluß zu gewinnen; aus dem Eignen iſt alles hervorgegangen, angeregt, bereichert und näher beſtimmt durch das dem Eignen Befreundete. Eigner Trieb, eignes Anſchauen — nicht menſchliche Sitte und Lehre — haben alles geſtaltet, die Sitte mußte ſich dem Triebe vermählen, die Lehre in Anſchauen verwandeln, um über ſie etwas zu erlangen; darum wurzelt es ſo tief in ihrem Leben.

Frühe zeigte ſich in ihr ein entſchiedener Hang

zur Stille, zum Leben in sich selbst und mit den Dingen, die nur in stiller Auffassung und Betrachtung dem Gemüthe etwas werden, mit denen man sich nicht beschäftigen kann, ohne sich in sich selbst zurück zu ziehen, und die das Geräusch der Welt unsern Augen entrückt, für die es unser Bewußtseyn verwirrt. Frühe fühlte sie sich in wunderbaren Ahnungen zu dem hingezogen, was nicht von der Welt ist — wie zu dem, was in der Welt als Zeichen und Bild darauf hinweist, ohne es schon als ein solches zu erkennen. Eine Empfindung von Gott war in ihrer Seele, ehe der Verstand ihn gedacht, und ob sie sich gleich dieselbe nicht zu entwickeln vermochte, so konnte sie sich doch bis zum Selbstvergessen darein verlieren. Die dunkeln und die freudigen Schauer der Ewigkeit durchzitterten ihre Brust, als noch keiner ihrer Begriffe dahin war gelenkt worden, als sie das Wort noch nie gehört hatte. Am gestirnten Himmel, an der

nächtlichen Pracht des Gewitters hing mit Liebe ihr Blick — und im Gemüthe bewegte sich das Unergründliche. Die Vorstellung des Todes erfüllte traurig und froh ihr Inneres, nicht selten alle Kräfte und Gefühle aufregend, zu einer Zeit, wo das Leben sich mit seinen lieblichsten Reihen geschmückt hat, und es freundlich und lachend um uns her sieht, was in süßer Bethörung uns gefangen hält. Bey dem Bilde edelgroßer Menschen verweilte gerne das Kind, unvermögend zu sagen, warum es sich von demselben angezogen fühle, in stummer Verehrung.

Darf Euch da das stille, in sich gesenkte Wesen befremden? Darf es Euch befremden, daß sie wie ein Geheimniß unter den Menschen wandelt, daß die Welt oft für sie kaum da zu seyn scheint? Was man in der Welt bespricht und treibt liegt zu weit ab von ihrem Gemüthszustande, als daß sie lange daran lebendigen Antheil nehmen könnte; und von dem, was ihre

Seele beschäftigt spricht man nicht, man kann nicht davon sprechen, es gehört nicht in die Welt, und will sich darin zu nichts fügen, man hat es nur in wie fern man es in sich verschließt, man findet kein Wort es zu bezeichnen, und vieles ist noch jetzt bey ihr mehr Ahnung als Gedanke.

Gott und der Tod und die Ewigkeit und die Bilder großer Menschen wohnen, mit den ihnen eigenthümlichen ruhig-erhabenen Bewegungen, fortdauernd still in ihrem Gemüthe, seine Empfänglichkeit und seinen Zustand bestimmend, Gedanken erzeugend, was in dasselbe eingeht nach sich gestaltend, meist in dunkeln Gefühlen und in einer edeln, emporgehobenen Verfassung der Seele, doch auch nicht selten in einem deutlichen Bewußtseyn sich offenbarend.

Das ist es, was in dem großen, dunkeln, tiefen Blick, wenn sie das Auge aufschlägt, an der gedankenvollen Stirn, in der edeln Haltung ihrer Gestalt, in dem einfachen, kurzen, inhalts-

und empfindungsſchweren Worte ſich ausdrückt. Jede ihrer Aeußerungen ſehet Ihr von etwas Großem, Freyen, Ernſt-Heitern beſeelt, das Auch Ehrfurcht gebiethet, das Ihr ergründen möchtet, während es Euch immer unergründlicher wird. Ein Adel iſt Ihr über ihr Weſen verbreitet, um deß willen Ihr ſie für eine Natur höherer Art halten möchtet, während wieder ſo vieles an ihr echt menſchlich iſt. In dem Unbedeutendſten, was ſie thut ſcheint ſich ein Geheimniß enthüllen zu wollen. Weltglätte und Weltſchmuck, Reitz und Gefälligkeit werdet Ihr vermiſſen. Aber keine Weltform reicht an das, was Ihr antreffet.

Ein Geiſt des Ewigen und Heiligen denkt und fühlt, wählt und beſchließt in ihr. Dieſem Geiſte ſchweigen feyernd die Empfindungen; ihm lauſchen die Gedanken; über dem, wodurch er ſich zu vernehmen gibt, ſchwebt die Betrachtung.

Die ruhig-erhabenen Bewegungen ihres Gemü-

thes weichen dem, nicht lebhaften, aber mächtigen, alles an sich ziehenden, beherrschenden und durchdringenden Gefühle, wenn das ihrer Stimmung Verwandte vor sie tritt, oder in ihr erwacht. Sehet, wie die Begeisterung aus dem dunkel-stillen Auge blitzt, wie jetzt die Andacht daraus aufschaut, jetzt die Demuth es verstummend niederschlägt, jetzt die Liebe darin glänzt, jetzt die Wehmuth es überschattet, jetzt die Thräne der Rührung darin zittert, jetzt die Thräne der nächtlichen Trauer schwer an der gesenkten Wimper hängt, jetzt die Freude darin strahlt.

O, alle unsre Freuden und Schmerzen sind ihr vertraut, nur haben sie bey ihr eine andre Gestalt angenommen Einem heiligen Schmerze besonders hat sich ihre Seele angelobt; kein finsterer, kein trüber, kein bittrer — ein sanft-froher Schmerz ist es, ein Schmerz der Sehnsucht und der Ahnung, in dem der Tod und das Höchste, Seligste des Lebens sich vermischen.

Ihr begreifet, daß ihr die Dinge der Welt ein wenig klein vorkommen, und daß vieles, was uns in Hitze bringt, sie kaum afficirt, und gleichgültig von ihr behandelt wird. Aber jede unsrer würdigen Angelegenheiten findet bey ihr innige Theilnahme, die indeß mehr ihr Gemüth und ihre That beschäftigt, als sich auf gewöhnliche Weise an den Tag legt. Die vielfachen Bekümmernisse und Leiden der Menschheit sind ihr tief in das Innere gedrungen, davon bewahrt sie einen stillen Schmerz, der nie von ihr läßt. Ihre Gebete und ihre reichen Hülfen zeugen, wie nahe ihr das Wohl und Weh der Menschen geht.

Ach, auf Erden, Laura, ist es nicht, was dir das tiefe Geheimniß deines Herzens deuten und sein dunkel-erhabnes Verlangen stillen kann. Darum sieht das meiste, was die Menschen auf Erden suchen, lieben und beweinen kalt und fremd dich an. Birg' es denn in die stille Brust, und zeige es, wie es dir eigen, in schönen, seelen-

vollen Thaten. Wende aber nicht zu sehr dich hin nach den Gegenden der Trauer, daß du nicht verlernest, unter Menschen menschlich zu leben.

Ida.

Von andrer Art ist das stille Wesen bey Ida. Auch sie findet Ihr meist in sich gekehrt und wenig achtend, auf das was sie umgibt und um sie her vorgeht. Aber nicht dunkel und tief, sondern klar und reich bewegt es sich in ihrem Gemüthe. Stille, gefühlvolle Erwägungen sind es, worin ihr Geist sich verloren hat. Was sie Interessantes sieht, hört, liest, aus sich selbst entwickelt, das prägt sich ihrem Gemüthe ein, es verschlingt sich mit ihren Gedanken und Empfindungen, und tritt von Zeit zu Zeit wieder hervor, um den Verstand und das Herz innig zu beschäftigen.

So lebt ſie faſt immer mit ſich, fragend, vergleichend, überlegend, Beziehungen ausforſchend, nach Gründen und Folgen ſpähend, Begriffe und Bilder verknüpfend, aus Erfahrungen Lehren ſammelnd, und ſüße Träume in einander webend.

Das Ernſte und Traurige iſt ihr, wie das Heitre und Fröhliche, willkommen — jedes zu ſeiner Stunde; denn allem, was menſchlich iſt hat ſie ſich befreundet, in allem hat ſie das Ihrige erkannt, für alles ſind Bedürfniſſe in ihr wach. Am liebſten verweilt ſie bey dem Gefälligen und Schönen, wie es ihrer milden Stimmung am meiſten zuſagt, und dem in ihr Vorhandenen am glücklichſten ſich anſchmiegt.

Leicht und hell ordnen ſich ihre Gedanken, und ihre Phantaſien ſind Blumen in einen Kranz gewunden — immer auf eigne Weiſe, und immer lieblich, man ſieht das Herz darin.

Einen heitern Charakter, dem nur zuweilen

ein wenig Schwermuth angehaucht iſt, trägt, was in ihrem Innern ſich bildet; der Schmerz verklärt ſich ihr in mild-heitern Zügen, nachdem er ſein Düſtres und Herbes abgelegt. Nichts Dunkles, Verworrenes und Unbeſtimmtes in dem von ihr Gedachten; einfach, natürlich-wahr, deutlich und beſtimmt entwickelt es ſich, es ließe ſich ſo genau mit Worten bezeichnen, daß gar kein Miſsverſtand möglich wäre. Für die Einſicht und für das Leben iſt es gedacht. Bey ihr fragt nicht die Neubegierde, auch nicht bloß der edlere Trieb des Wiſſens, das Herz fragt immer mit, und das Herz antwortet mit. Ein andrer kann ihr ſelten antworten; die fremde Antwort würde nicht zu der Frage paſſen, die ſo ganz aus dem Gemüthe gekommen. Sie will nicht allein die Antwort, ſondern auch das Suchen und Finden, die vielſeitige Anregung ihres geiſtigen Weſens, die innige Beſchäftigung des Gemüthes, die lebhafte Vergegenwärtigung der Sache.

Das Ungewöhnliche, Befremdende zieht ihre Aufmerksamkeit, das Schöne, Gute, Rührende und Geistreiche aber ihr Interesse an sich. Jenes möchte sie begreifen und ergründen, dieses betrachten, mit sich in Beziehung setzen, in sich aufnehmen. Wie lange und oft sie es betrachtet habe, immer bemerkt sie etwas Neues daran, immer ist dabey noch etwas zu erwägen und auszusinnen, in Bild, in Lehre, in Empfindung zu verwandeln.

Unsre höchsten Angelegenheiten sind ihr mehr in klaren und sichern Gefühlen, als in Begriffen oder dunkeln Bewegungen gegenwärtig, und äußern ihren leitenden Einfluß auf ihre Urtheile, ohne sie in die Tiefen des Gemüthes hinabzuziehen.

Wo sie denkt da empfindet sie auch, ein bloßer Gedanke haftet nicht in ihrer Seele. Ihre Empfindungen sind eben so einfach, natürlich-wahr, deutlich und bestimmt, wie ihre Gedan-

ten — nicht ergreifend, eindringend und mächtig, aber innig.

Könnte man sie über das, was sie denkt und empfindet zur Sprache bringen, man würde viel Eigenthümliches, viel Rührend-Schönes, viel Erfreuendes hören, weil alles aus ihr selbst so geworden; aber sie äußert sich wenig, es muß eine dringende Veranlassung dazu seyn. Sie hat es für sich, und zeigt es still in ihrem Thun, ohne es für etwas Besonderes zu halten.

In allen Dingen hat sie ihre Weise, die nicht die Weltweise ist, oft hart gegen diese anstößt, aber durch ihr Gehaltenes, Ausgedachtes und Bedeutsames inniges Wohlgefallen erweckt. Man sieht sie, und glaubt, man müße von ihr lernen, und wird nicht müde, ihr zuzusehen. Alles so anspruchslos, so ungekünstelt, und doch so gestickt, so besonnen, so zutreffend.

Weit entfernt, die Menschen zu fliehen, liebt sie es, mit in den geselligen Kreis hereinzurücken,

wenn man ihr gestattet, still für sich zu seyn. Aber wo es geräuschvoll sich drängt, fühlt sie sich nicht an ihrem Platze.

Mit ihrer Arbeit oder mit ihren Gedanken beschäftigt, scheint sie an dem, was in ihrer Gegenwart gesprochen wird wenig Theil zu nehmen; sie redet nicht darein und hört kaum hin. Doch geht ihr nichts verloren, das ihr Gemüth zu bereichern fähig wäre; sie faßt das Interessante auf, und bewahrt und verarbeitet es, und erzeugt daraus reiches, geistiges Leben.

Nur ihr äußerliches Daseyn hat sich von der Welt abgesondert, ihr Gemüth unterhält freundlichen Verkehr mit derselben, allem Schönen in der Welt freudig sich zuneigend. Unbefangen und heiter antwortet sie jedem, der sie fragt, dient sie jedem, der ihrer Dienste bedarf, empfängt sie, was man ihr gewährt, begegnet sie jedem, der sich ihr nähert, mit bescheidener Güte,

aufmerksam beachtet sie, was man ihr mittheilen möchte.

Einfach, wie ihr Anzug, ist ihre Rede, beydes ohne Schmuck und Zierde, aber gewählt und angenehm.

Mit treuer Sorge umfängt ihr Gemüth das ihr Anvertraute, und verwaltet und verwendet es auf das Beste, daß es einen reinen und möglichst vollkommnen Genuß verschaffe.

Aurelie.

Sinnig-still könnte man Aurelien nennen. Noch weniger um die Dinge außer ihr bekümmert, noch mehr in sich hineingewendet, als Ida, findet sie immer genug in sich zu ihrer Beschäftigung. Ihr lebhafter Geist bedarf es nicht, durch etwas anders angeregt zu werden, von selbst dringt es sich ihm auf. Still bey einer

Arbeit sitzend, oder das Köpfchen auf den Arm gestützt, oder einsam lustwandelnd, hat sie etwas auszudenken, auszufinden, auszuspähen.

Weder das Grosse, noch das Ernste, noch das Tiefe ist ihre Sache, aber das Anspruchslose, das Naheliegende, das sich ungesucht Darbiethende. Kleinigkeiten sind's, worüber sie grübelt, und worein sie sich so vertieft, daß sie leise vernehmlich mit sich selbst spricht, und nichts von dem bemerkt, was um sie her getrieben wird. Grillen fängt sie, doch allerliebste; muntern Einfällen jagt sie nach, die luftigen Dinger im Fluge zu haschen, sie noch eine Weile festzuhalten, und näher zu beschauen; auf gutmüthige muthwillige Scherze sinnt sie, kleine Plänchen entwirft sie sich; einem Kleide eine angenehme Veränderung zu geben, das Haar gefällig zu legen, eine Blume vortheilhaft anzubringen, sich mit etwas Neuem einfach zu schmücken, eine Landpartie einzurichten, jemand

eine Ueberraſchung, ein Vergnügen zu bereiten: dahin ſind ihre Gedanken gerichtet, und dieſe Gedanken bilden ihre Welt.

Originell, kunſtlos-ſinnreich, kindlich-unſchuldig, wohlmeynend und herzerfreuend für jeden, der ſich auf das Einfach-Wahre verſteht, iſt, was ſie gedacht, es iſt auch immer aus Einem Stück gedacht — ein Ganzes und Fertiges.

Nicht ohne Rührung kann man ſie bey ihren ſtillen Verrichtungen und Selbſtgeſprächen belauſchen. Man ſieht, man hört, was man ſo ſelten in der Welt zu ſehen und zu hören bekommt, und woran man ſich nicht ſatt ſieht und hört.

Leiſe und verſtohlen, möchte man ſagen, ſchleichen ihre Empfindungen den Gedanken nach, und hängen ſich an dieſe, und dringen mit ihnen durch die zarte Hülle, und mahlen ſich mit ihnen auf dem Geſichte ab, und offenbaren ſich in dem ganzen Weſen.

Betrach-

Betrachtet sie doch, wie eben ihr Blick, ruhig angestrengt, etwas zu verfolgen scheint, nun die Wange sich röthet, dann ein holdes Lächeln hervorbricht, dann etwas Freudiges durch ihre Glieder zittert, dann das Auge funkelnd umher schaut. Sie hat es gefunden, lieblich-schön hat es sich ihr dargestellt, wonach sie schon lange spähte; nicht für sie ist es — für andere, es wird vielen Freude machen, recht große Freude.

In ihrem Putze — jeden Tag Neues, nichts Gesuchtes, nichts Kostbares, alles von ihr selbst ersonnen, verfertigt oder umgestaltet, auf die einfachste Weise, doch so, daß jeder einen angenehmen Eindruck davon empfängt. Sie will nicht damit glänzen, nicht einmal gefallen will sie — man würde ihr großes Unrecht thun, wenn man sie der Eitelkeit beschuldigte —; es kommt ihr vor, als müsse es so seyn; sie will ihren Geist beschäftigen, wie er eben das Bedürfniß fühlt.

Vergnügen verursacht es ihr wohl, wenn

etwas fertig und gut gerathen iſt; aber ſie dünkt ſich nichts darauf, ſie vergißt, daß das wohlgelungene Werk von ihr herrührt.

Höchſt ſelten werdet Ihr ſie verſtimmt finden, faſt immer bey guter Laune und zu guten Dingen aufgelegt. Zum Still-Freudigen ſtreben alle ihre Empfindungen, und nie iſt ſie ſchöner, als wo dieſes Freudige in ſeiner vollen Klarheit und Lebendigkeit ſich über ſie ausbreitet.

In ihrem äuſſern Leben herrſcht die pünktlichſte Ordnung, jedes hat ſeine Stelle und ſeine Zeit. Sie verſäumt und verſpätet ſich in keinem Stücke, und rings um ſie her glänzt und lacht es Euch freundlich entgegen. Ohne Anſtalten und ohne Geräuſch wird leicht und geſchickt abgethan, wobey ſonſt Frauen der Umſtände, des Beſprechens und Bejammerns, der Noth und tauſendfachen Sorgen, des Umwerfens, des

Hin- und Herrückens und des schwierigen Ueberlegens wegen, schwer bis zum Anfange kommen.

Charlotte.

Mit Charlotten müsset Ihr sanft umgehen. Gleich kommen ihr die Thränen in die Augen. Eine rauhe Begegnung, ein hartes Wort, wäre es auch nicht böse gemeynt gewesen, schon ein unfreundlicher Blick verwundet ihr das Herz. Sie wird es Euch verbergen, um Euch nicht wieder wehe zu thun; aber sie wird sich eine einsame Stelle suchen, unbemerkt, die unaufhaltsam hervordringenden Thränen fließen zu lassen. Ohne Thränen würde ihr das Herz brechen; durch die Augen muß es fort, wovon das Herz so voll, so voll ist.

Haltet das nicht für Ziererey oder für kränkelnde Empfindsamkeit — nicht in den Nerven

liegt's, ſondern im Herzen: das Herz iſt ſo weich, daß ihm die leiſeſte Berührung empfindlich wird. Auch jede kleine Freude geht bey ihr in wehmüthig-frohe Bewegungen über, und ergießt ſich in Thränen. Sie kann nicht anders, das Aeußerſte der Gewalt hat ſie ſich angethan. Von dem, was ſonſt das Gefühl abſtumpft — viel hat ſie deß erfahren — wurde ſie noch weicher. Je mehr ſie ſich zu zwingen ſucht, deſto mächtiger wird's ihr.

Von grämlichem und weinerlichem Weſen kann man ſie bis auf die kleinſte Anlage dazu kühn freyſprechen. Sie hat gar kein Gefallen daran, traurigen Vorſtellungen nachzuhangen, über das, was ihr begegnet iſt, zu grübeln, böſe Abſichten hineinzudeuten, und ſich ſelbſt zu erbittern. Verdrießliches, Uebelwollendes, Unruhiges und Heftiges kann in ihrer Seele nicht aufkommen.

Stille Frohmüthigkeit iſt die Stimmung ihres Gemüthes, und dieſe eben ſo zart, ſo verletzbar.

Sanft und gütig ist sie gegen jeden Menschen, und darum so empfindlich für das Unsanfte, Durchfahrende, Schonungslose.

Fordert ihr Liebstes, fordert alles von ihr: sie gibt es Euch lächelnd unter Thränen; unter Thränen — nicht weil es sie schmerzt, zu verlieren und zu entbehren, sondern weil sie's sich denkt, wie einem andern seyn würde, wenn man sein Liebstes, wenn man alles von ihm forderte, weil es sie wehmüthig macht, sich zu trennen, weil ein Gefühl der Einsamkeit, der Verlassenheit, der Armuth sie dabey überfällt — lächelnd weil die Willigkeit des Herzens die Trauer besiegt.

Sie würde Euer Unrecht und Eure Vorwürfe gern dulden, wenn nicht ein dunkles Gefühl unfreundlicher Gesinnungen gegen sie ihrem Herzen zu mächtig würde; und dies werdet Ihr durch die größte Milde in der Warnung und im Tadel nicht verhüthen, das mildeste Wort trifft sie

vielleicht am tiefſten, weil ihr durch den Kontraſt die Sache noch bemerklicher wird.

Ein gutes Vernehmen zu Menſchen gehört zu den weſentlichſten Bedingungen ihrer Glückſeligkeit; deßwegen thut's ihr ſo wohl, in ein heitres Geſicht zu ſchauen; deßwegen wird ihr alles Düſtre und was damit nur entfernte Aehnlichkeit hat ſo betrübend.

Widerwärtige Vorfälle, die nicht von Menſchen herrühren, und nur das äußerliche Leben angehen, wie groß auch die Unannehmlichkeiten ſeyen, die ſie in demſelben nach ſich ziehen, machen ihr wenig zu ſchaffen. An Wohlſtand, ja an Ueberfluß gewöhnt, würde ſie keine Mühe haben, ſich in die beſchränkteſten Umſtände zu finden, mit der größten Bereitwilligkeit würde ſie ſich jede Beſchwerde gefallen laſſen, nur darauf bedacht, wie ſie andern das Drückende der Lage erleichtere. Nie iſt ihr etwas läſtig geworden, was die Pflicht von ihr verlangte, oder

womit sie andern Freude bereiten konnte. Die heftigsten und langwierigsten körperlichen Schmerzen trägt sie mit stiller, heitrer Gelassenheit, ohne ein unwilliges Wort, ohne einen Laut der Klage, ohne einen unfreundlichen Blick, ruhig, getrost, ergeben, als ob sie gar keinen Schmerz fühlte.

Manches, das sie in der Gegenwart leicht überstand bringt ihr Thränen in die Augen, wenn sie von jemand daran erinnert wird.

Tief und innig empfindet sie mit, was andern Frohes und Trauriges widerfährt — viel tiefer und inniger, als das Eigne. Schon ein kleines Leiden andrer kann ihr das ganze Herz bewegen, und ihr für mehr als Einen Tag die frohe Stimmung verderben. Helfend scheut sie weder Mühe, noch Opfer und Entsagung. Und wie willig, wie sanft, wie schonend hilft sie — wie sorgend, daß doch ja dem Leidenden wohl, daß doch alles Unangenehme von ihm entfernt

werde, daß auch das tröſtende Wort, die helfende That ihm nicht beſchwerlich falle!

Lebhafte Empfindungen, unruhige Wünſche, heftige Begierden ſind nicht in ihrer Bruſt, alles wohnt da ſtill und einträchtig neben einander. Daher das Stille in ihrem Aeußern, die Ruhe und Klarheit des Innern drücken ſich darin aus; nichts Beſondres zieht ſie in ſich zurück, ihre ganze Gemüthsnatur thut es. Daher auch das frohmüthige Weſen, das nicht ſelten in die munterſte Laune, in witzige Einfälle und heitre Scherze übergeht. Daher das Sanfte in ihren Aeußerungen. Sie iſt ſanft, weil ihr Herz weich iſt, weil ſie weiß, wie das Unſanfte verwandet, weil ſie wünſcht, daß man gegen ſie ſanft ſey; ſie iſt es aber auch durch die milde Stimmung ihres Gemüthes; ein ſanfter Geiſt hat in ihrem Gemüthe gebildet was ſie redet und thut, und ſo findet ſich von ſelbſt das ſanfte Wort, der ſanfte Ton, die ſanfte Haltung. Noch nie iſt etwas

Ungestümes aus ihrem Munde gekommen, noch immer hat sie das Wehethuende mit Güte erwiedert, und es schnell vergessen. Nichts kann weiter von ihr entfernt seyn, als jemand etwas nachzutragen; wie sollte sie nachtragen, da sie von niemand Arges denkt, da sie jedem ihr eignes Gutmeynen zutraut?

Das Offene, Ehrliche, Treuherzige in ihrem Gesichte und in ihrem Benehmen läßt sich nicht verkennen. Mit der größten Unbefangenheit kommt sie Euch entgegen — unverhüllt und unverschleyert ihren Sinn darlegend; man hört's an ihrer Rede, man sieht's in ihren Handlungen und Mienen, daß sie nicht trügen, daß sie nicht im Kleinsten die Wahrheit verletzen, daß sie sich nur geben kann, wie sie ist. Ihr Gesicht heitert sich auf zu einer himmlischen Freundlichkeit, indem sie mit Euch spricht; das hat sie nicht künstlich hervorgebracht — Ihr habt ja auch wohl die einstudirte Freundlichkeit beobachtet, Ihr

könntet's wenigſtens alle Tage, o, die ſieht ganz anders aus — es iſt Güte des Herzens, was darin ſchimmert; wie dieſe Freundlichkeit es bezeugt, ſo iſt ſie gegen Euch geſinnt.

Möge doch nie, du gutes Weſen, die Welt deiner Argloſigkeit ſpotten oder ſie zu deinem Verderben mißbrauchen! Möge ſie nie die Stacheln ihrer übermüthigen Kränkungen und ihres Hohnes in dein weiches Herz drücken! Ach durch dein Herz kannſt du ſo glücklich und ſo unglücklich werden!

Euphroſyne.

Fröhlich-ſtill und hold, wie der junge Tag, blüht Euphroſyne mit allen Reitzen der Jugend geſchmückt unter ihren Blumen. Blumen müſſen immer in ihrer Nähe ſeyn; ohne die könnte ſie nicht leben. In den Blumen erblickt ſie ihr

Bild, doch das weiß sie selbst nicht, sie fühlt nur so etwas davon; es ist eine rechte Freundschaft zwischen ihr und den Blumen, aber eine lustige. Keine darf den Kopf hangen lassen, wie auch Euphrosine niemals den Kopf hangen läßt. Die frischesten sind ihr die liebsten, denn munter und aufgeweckt ist ihr ganzes Wesen, sie kann sogar ausgelassen seyn, allein immer nur für sich — unter andern kommt's nie so weit.

Ihre eigne Weise hat sie sich zu freuen, und darin muß sie bleiben, sonst gelingt's nicht. Sie freut sich über Dinge, über welche wenige andre sich freuen würden — so wie sie keine. Oft begreift sie selbst nicht, wie und worüber sie sich freut; es wird ihr freudig im Herzen, das Herz bebt vor Freudigkeit, und dann zieht alles, was sie umgibt, in die Freudigkeit hinein.

Es braucht eben nichts von Bedeutung zu seyn, was ihr Freude geben soll. Zeiget ihr etwas Schönes, das sie noch nicht gesehen, erzäh-

let ihr ein hübſches Geſchichtchen, machet ſie mit einer Merkwürdigkeit in der Natur bekannt, ertheilet ihr über etwas Intereſſantes Belehrung, locket aus ihrer Seele einen ſchlummernden Gedanken hervor, laſſet über Nacht die lange gegeyſegte Hyacinthe aufgegangen ſeyn: und Freude glänzt auf ihrem Geſicht, freudige Unruhe zittert durch ihr Weſen — eine freudige Verwunderung, ein freudiges Erſchrecken iſt's.

Wollet Ihr ein Bild reiner Unſchuld: betrachtet Euphroſynen; in allem, was ſie ſagt und thut, in ihren Mienen und Gebährden, wo ſie überraſcht wird, und wo ſie ſich beſonnen hat, findet Ihr das unverkennbare Gepräge derſelben — überall rührende Einfalt, ſchöne Kindlichkeit, liebenswürdige Unwiſſenheit und Befremdung. Daher dieſes Schüchterne, das doch von Spannung, Verlegenheit und Ziererey ſo weit entfernt iſt, aus dem ſo unbefangen die Neugierde hervortritt, die Scheue und die Luſt zu wagen,

das Fliehen und Stillstehen, um hinzuschauen, die dunkle Furcht, das Gemüth an irgend etwas zu verletzen, und die Zuversicht, darauf sich gründend, daß sie noch nichts Schlimmes erfahren, und daß noch nichts Arges in ihr Gemüth gekommen, weßwegen sie sich auch nirgends Arges denken kann. Daher auch das Bange, das der erwarteten Freude vorhergeht, und in der Freude selbst sie oft nicht verläßt. Nur eine leise Ahnung davon, daß man manchen Dingen nicht weiter nachforschen muß, ist bis jetzt in ihr erwacht, aber diese Ahnung leitet sie sicher, sie folgt ihr, ohne sich um die Gründe zu bekümmern, unwiderstehlich dünkt ihr das derselben anklebende Gefühl. Sie wird nie fragen, wo ein Mädchen nicht fragen darf, selbst in den Fällen, die man ihr nicht als solche bezeichnet hat, und die ihr nicht als solche bekannt seyn können.

Noch hat kein sträflicher Gedanke ihre Seele

entweiht; die treffliche Mutter wußte glücklich alles abzuwenden, was, von außen her, befleckend sie hätte anfassen können, und ihr zartes sittliches Gefühl hat verhüthet, daß in ihr selbst etwas der Art erwache. Die Sünde ist ihr ein Geheimniß geblieben, obgleich sie wohl gehört, dies und jenes sey unrecht, man dürfe das nicht, sie meynt, das könne man ja auch nicht wollen, es könne niemand in den Sinn kommen.

Auch haben die Schmerzen des Lebens ihr Gemüth noch nicht berührt, nur die sanftere Traurigkeit hat sich ihr zuweilen genaht; nicht einmal einen schweren Traum hat sie gehabt. Von heitern Bildern umgaukelt, schläft sie am Abend ein, und mit frohen Empfindungen findet sie am Morgen im freundlichen Leben sich wieder.

Nicht alle Tage können gleich angenehm seyn — aber keiner der ganz ohne Freude wäre. Jeden begrüßt sie mit der Hoffnung, er werde sein

Gutes bringen, in neugierig-süßer Erwartung worin es wohl beſtehen möge. Ihre Blumen und ihr Schäfchen, und ihre ſchattigen Büſche und ihre grüne Wieſe und ihren blauen Himmel wird ſie doch behalten. Genug — ſich damit zu beſprechen und umzutreiben, damit ſein Weſen und ſeine Freude zu haben.

Ich möchte Euch wünſchen, daß Ihr ſie einmal erröthen ſähet — beſchreiben läßt ſich das nicht — erröthen beſonders vor banger Freude, da iſt es am Schönſten, das Bezauberndſte der Anmuth würdet Ihr ſehen — und daß ihr einmal in das, von ſelig im Innern aufgehender Freude, erheiterte Geſicht blicktet — in den Himmel würdet Ihr zu ſchauen glauben. Da iſt ſie recht und ganz Euphroſyne, da macht ſich anſchaulich, was in ihrem Weſen das Herrſchende das Belebende iſt: das Fröhlich-Stille.

18.

Angelika.

Mehr im Himmel, als auf der Erde lebt Angelika, denn auch auf Erden hat ſie den Himmel, ſie hat ihn überall — um ſich und über ſich — denn ſie hat ihn im Herzen. Himmliſch muß alles werden, was in ihr Herz will, und dem, was dem Himmliſchen widerſtrebt bleibt ihr Herz verſchloſſen, in welchen lieblichen Geſtalten es auch die Sinne umgaukelt.

Wer an keinen Himmel glaubt, darf nur Angelika ſehen, um es zu lernen, er ſieht da etwas vom Himmel; und wer an einen Himmel glaubt, der ſehe Angelika, damit er recht wiſſe, was himmliſch iſt; und wer ſich ſatt geſehen hat an der Welt, und wem das Herz davon müde und ſchwer geworden, daß er ſich ſehnt nach Himmelstroſt, der ſehe Angelika, und das Herz wird

ihm

ihm frisch und leicht werden von erquickenden Himmelsgefühlen.

Könntet Ihr jede Vorstellung, jedes Bild vom Himmel aus Angelika's Seele wegnehmen, doch würde sie einen Himmel behalten — einen lebendigen, einen gefühlten Himmel, für den es keine Vorstellung und kein Bild gibt. Hätte sie nie etwas von einem Himmel gehört, sie würde ihn doch wohl kennen, ja sie würde darin wie zu Hause seyn, ob sie gleich nicht im Stande wäre, ihn zu beschreiben, wie man Dinge nicht gut beschreiben kann, mit denen man allzugut bekannt ist, und wenn sie hinaufblickte, würde es ihr weit sich aufthun, und süß in ihr sich regen, und still und mächtig in die Höhe streben, und mit heimathlichen Gefühlen von dorther sie an sich ziehen, sie würde einem Unbekannten über ihr selig vertrauen, weil ein Wohlbekanntes in ihr davon zeugt.

Nicht so sehr mit ihren Gedanken, als mit

ihrem Weſen lebt ſie im Himmel. Nicht ſo ſehr himmliſche Träume ſind's, was ſie mit dem Himmel in Verbindung erhält, als himmliſches Seyn und himmliſches Thun. Nicht ſo ſehr die himmliſche Seligkeit, als die himmliſche Verwandtſchaft, die himmliſche Verklärung feſſelt ſie an den Himmel. Himmliſch iſt ihr Denken, Fühlen und Begehren geartet. Freyer, leichter, beſſer fühlt man ſich in ihrer Nähe geſtimmt; man ſchämt ſich vor ſich ſelbſt, einen gemeinen Gedanken zu haben: man ſcheut ſich, das anzufaſſen, was ſie berührt hat: man meynt, man müſſe es an den Dingen ſehen können, daß ſie in ihren Händen geweſen, man werde etwas verletzen oder wegwiſchen, das ihnen von Angelika's Berühren geblieben; man hat eine Achtung davor, wie vor etwas Heiligem.

Wolltet Ihr Angelika beobachten: ſo würdet Ihr mit dem Wort himmliſch ein wenig vorſichtiger und ſparſamer umgehen, damit Ihr

nicht in Verlegenheit geriethet, das zu benennen, was Ihr hier wahrnehmet; Ihr würdet wiſſen, daß es wirklich ein Himmliſches gibt, und könntet es nicht über Euer Herz bringen, zu Kordelchen und Urſelchen und Trinchen: himmliſche Seele! zu ſagen; mit Reſpekt würdet Ihr das himmliſch ausſprechen.

Doch auch ihre Gedanken ſind oft im Himmel. Sie gehört nicht zu den Ueberſpannten, die ſich immer mit dem Himmel beſchäftigen, weil ſie alles auf Erden zu ſchlecht finden, nicht zu den Trübſinnigen, die unabläſſig den Blick gen Himmel richten, um dort Troſt zu holen, da ſie auf Erden nichts als Mühſeligkeit und Elend anzutreffen glauben, nicht zu den Unglücklichen, die ihr gekränktes, beraubtes, verwundetes Herz in den Himmel retten müſſen, damit es nicht gänzlich erliege, nicht zu den Schwermüthigen, denen das Leben dunkel geworden iſt, und nur vom Himmel Licht auf ſeine Trauer-

gestalten fällt. Mit Himmelssinn weilt sie an der Erde, auf der sie den Himmel hat, unter den geliebten Menschen, in der blühenden Natur, im Kreise ihrer Geschäfte und Pflichten, und findet da vieles schön und sich befreundet, den frohen und schmerzlichen Eindrücken des Lebens, froh und ergeben, sich anfügend, das Himmlische in sich anspruchslos und einfach darstellend in himmlischen Thaten. Aber in ihren besten Lebensstunden sind ihre Gedanken bey Gott und im Himmel. Es gibt zuweilen ganze Tage — heitre Festtage — wo ihre Gedanken dort sind, wo der Himmel all' sein Reines, Herrliches und Seliges über sie ausgießt; eine Verklärte glaubet Ihr dann zu sehen.

An jedem Morgen eilen zuerst ihre Gedanken gen Himmel, daß sie sich in Himmelsgefühlen läutre und heilige für die Verrichtungen, die Genüsse und Erduldungen des Tages, daß sie sich stimme zum schuldlos-frohen, liebevollen

und frommen Walten und Wirken: und Gedanken des Himmels begleiten sie am Abend in den süß-erquickenden Schlummer. Mit dem Himmel bespricht sie sich, mit dem Himmel geht sie zu Rathe, dem Himmel vertraut sie ihr Herz, vom Himmel empfängt ihr Gemüth seine edelste Nahrung, im Himmel gewinnt ihr Geist Fähigkeit und Stärke, sich ihm, dem sie sich heilig angelobet, ganz zu weihen, sich immer mehr nach ihm und zu ihm zu bilden.

Himmlisch-rein ist Angelika's Seele — nicht ein Fleckchen könnet Ihr darin bemerken. Das Reine ist ihr so sehr Bedürfniß der Natur geworden, daß alles, was sich ihr von außen her mittheilt, und was in ihr selbst sich regt, das Unlautre erst von sich abthun muß, ehe es sich ihres innern Sinnes bemächtigen kann. Von selbst läutert es sich, so bald es ihr Inneres berührt. Was andre schon für rein halten würden, gestaltet sich noch mehr in das Reine —

in ein Himmlisch-Reines gestaltet es sich, indem es das Ihrige wird. So bezeichnet denn auch das Reine in dem Maße ihr Wort und ihre That, daß man in dem Unbedeutendsten, was sie sagt und thut, ein Gefühl davon bekömmt.

Zur Klarheit des ganzen Wesens hat das Reine in ihr sich gebildet; es ist alles heller, heiterer Tag bey ihr — es sieht alles in den Schimmern eines sanften Lichtes. In Weiß meynt man, müsse sie immer gekleidet seyn; und doch findet man bey jeder andern Farbe, die schwarze ausgenommen, kaum einen Unterschied. Die Farbe der Trauer erinnert zu stark an die Erde, als daß das himmlische Kind darin gefallen könnte. Angelika müßte weiß trauern, denn ihre Trauer ist nicht Erdentrauer, sondern, wie ihre Freude, himmlisch: ein Engel würde so trauern, so sanft, so leise bewegt, so still bewahrend den geistig-verklärten, in das himmlische Daseyn hinaufgezogenen Schmerz.

Eine Ruhe wohnt in ihrer Brust, die von keiner lebhaften Empfindung, von keinem mächtigen Verlangen, von keinem heftigen Verabscheuen — nicht einmal von den Eindrücken, denen sonst ein weiches Gemüth leicht nachgibt gestört wird. Leidenschaften kennt sie nicht; nie hat sich mit Ungestüm etwas in ihr geregt, nur leise Wallungen sind durch ihr Herz gegangen. Die himmlische Milde ihres Gemüthes versöhnt das Widerstrebende, noch ehe der Streit sich erhebt, und der Friede des reinen Herzens breitet sich darüber aus. Daher das Ruhige, Gehaltene, beynahe Langsame in ihrer Sprache, in ihren Bewegungen und Handlungen, was man ihr häufig als Phlegma auslegt.

Nein, dafür könnet Ihr es nicht erklären, wenn Ihr nur Ein Mal Zeuge gewesen seyd von der schönen Wärme, die ein trefflicher Gedanke in ihr entzündet, die oft in den Stunden der Andacht ihre Wange röthet, womit das

Edle, in welcher Gestalt es erscheine, ihr Inneres erfüllt, womit sie selbst gute Thaten vollbringt, womit sie der Freundinn das Herz öffnet, und zu jedem redet, der ihr das Herz gewonnen hat. O, für alles, was nur irgend einer reinen Liebe werth ist, besitzt sie Empfänglichkeit — nicht das Kleinste geht ihr verloren, das Verborgenste und Geheimste enthüllt sich ihr, zum frohen Empfinden und Geniessen.

Mit dem zartesten Gefühle für das Vollkommene, dem ihre ganze Seele nachstrebt, verbindet sie die gröste Duldsamkeit gegen Mängel und Fehler. Wie strenge etwas von andern gerichtet werde, in ihrem Herzen findet es Nachsicht und Entschuldigung. Sie wird von Niemand deswegen schlimmer denken, weil ihm einmal etwas Menschliches begegnet ist.

Es gibt ihr einen Stich ins Herz, wenn jemand um eines Versehens willen hart getadelt, oder mit bittern Nachreden gestraft wird. Es thut

ihr wehe, wenn man sie um Verzeihung bittet; sie hat schon vergeben und vergessen, ehe man sie darum bitten konnte.

Freundschaftssinn von der edlern Art, wie er selten bey den Frauen angetroffen wird, hat Angelika. Einer halben Liebe, eines bloßen Anhangens und Anschmiegens ist sie nicht fähig; was sie liebt, das liebt sie von ganzem Herzen; sie muß sich innig und fest anschließen. Nur Eine vermochte es freylich, bey ihr jene hohe Freundschaft, die, auf das genauesie Einverständniß gegründet, das Innerste und Theuerste hingibt, und stärker ist als der Tod, zu gewinnen, denn nur Eine ist wie Angelika. Doch manche Treffliche kann auf ihre zärtliche Zuneigung rechnen, und es ist schon köstlich, ihre zärtliche Zuneigung zu besitzen, wäre es auch nur um darin Einen Zug ihrer schönen Seele nach dem andern sich enthüllen zu sehen: was gewährt aber nicht überdies Angelika's reiche, unerschöpf-

liche, immer neue Liebe! wie süß, von Angelika sich geliebt zu wissen, und jeden Tag ihre Liebe zu erfahren!

Ihre Güte, ihre Gefälligkeit erfahren alle, die ihr nahe kommen. Nicht leicht geht jemand von ihr weg, dem nicht etwas Freundliches von ihr wäre erwiesen worden; und schon an einem freundlichen Worte von ihr hat man so viel, man glaubt es noch lange nachzuhören, in der Brust glaubt man einen holden Klang davon zu haben. Ihr selbst wird es eine süße Freude sein, wenn sie Euch mehr geben kann, als ein freundliches Wort: sie gibt ja so gern, sie könnte alles geben, was sie hat und was an ihr ist — ihren Himmel könnte sie weggeben, denn in dem frohen Gefühle des Gebens würde sie ihn behalten. Indeß daran denkt sie nicht; das Geben und Gewähren sind ihr mächtiges Bedürfniß.

Noch wünsche ich, Euch Angelika's Bescheidenheit schildern zu können; aber ich vermag es

nicht. Sie iſt ſo ganz Natur und ihr Weſen, daß man ſie ſehen muß, um eine Vorſtellung davon zu bekommen. Weit entfernt alle Ziererey und Künſtlichkeit — nichts Erlerntes — alles ſo vom Gefühle eingegeben; ſie kann nicht anders als ſo ſich darſtellen, und würde ſich verwundern, wenn Ihr darin etwas Beſondres fändet. Nicht eine Form des geſellſchaftlichen Lebens iſt dieſe Beſcheidenheit, nicht um des Anſtandes und der Schicklichkeit willen wird ſie beobachtet, ſondern aus Anſpruchloſigkeit, aus Mißtrauen in ihr Beſtes, aus weiblicher Scheue vor Selbſtverletzung geht ſie hervor; daher die edle Freymüthigkeit, die ſich ſo gefällig mit ihr verbindet, das Einfache, Offne, Leichte, Ungezwungene, wo ſie veranlaßt wird, ſich zu äußern.

Nicht bloß ihre Beſcheidenheit, ſondern ihre ganze Art zu ſeyn, verurſacht, daß ſie wenig ſpricht. Das Wenige — wie gehaltvoll, wie treffend, wie gewählt ohne langes Beſinnen!

Schales oder Unbedeutendes zu ſagen, damit nur etwas geſagt ſey, wäre ihr unmöglich. Was ſie ſagt verdient immer geſagt zu werden, es iſt gedacht und gefühlt. Man muß ihr das Herz treffen, um ſie zur Sprache zu bringen. Aber dann wird man nicht müde ſich mit ihr zu unterhalten, jedes Wort lebt und hat ſeinen Sinn, jedes möchte man feſthalten. Daß das Gemeine auf keine Weiſe an ſie kommen kann, daß alles an ihr das Gepräge des Edeln, des Heiligen könnte man faſt ſagen, trägt, brauche ich kaum noch hinzuzufügen.

19.

Amalie.

Amalie iſt nicht wie ihre ſanften Schweſtern; die Natur hat ihren Geiſt anders gebildet, und ihn an die Gränze gewieſen, wo die verſchiedenen Charaktere der Geſchlechter ſich berühren. Ueber das Weibliche hinaus ſtrebt denkend und fühlend dieſer Geiſt, während er in ſeiner Art zu ſeyn, ſich zu finden und zu bewegen und in der Form ſeiner Darſtellungen ſich dem Weiblichen ſanft anſchmiegt, und daſſelbe nie zu verläugnen begehrt, und des Holden und Zarten viel mit dem Kühnen und Großen vereinigt.

Wie Amalie können wenige ſeyn, nur die können es, welche die Natur, die ſie dazu beſtimmte, ſelbſt es gelehrt hat. Zu den ſeltenen Erſcheinungen gehört ſie, in welchen dieſe ihre freyern Gedanken hat offenbaren wollen. Eine

Frau, die ihr nachzuahmen suchte, müßte sich zur widrigsten Karikatur verzerren, und würde doch bloß eine Grimasse machen. Wer dazu geboren ist, wird von selbst wie Amalie, er kann nicht anders, es fällt ihm nicht ein, etwas nachzuahmen.

Für kalt könnte man sie halten; wenn man sie zum ersten Male in der Gesellschaft oder bey einer weiblichen Beschäftigung erblickte: denn das Gewöhnliche läßt sie gleichgültig, dem Kleinen verschließt sich ihre Seele, in der Gesellschaft hat sie zu selten angetroffen, was ihrer Stimmung zusagte, als daß sie sich nicht hier in sich selbst zurückziehen, und von allem abwenden sollte, woran sich nicht gleich das Bedeutende bemerklich macht. Uebersatt hat sie sich an dem gesehen, was auf den Märkten der Welt sich zuträgt. Aber ein stilles Feuer glüht in ihrem Innern, das nur angefacht werden darf, um in helle Flammen aufzuschlagen.

Große Gestalten sucht das Auge, vor denen der Geist sich beugen, und zu denen das Herz sich erheben könne. Freudig und laut schlägt das Herz, wo das Große, sey es in der Gegenwart oder in der Geschichte, oder in den Schöpfungen der Kunst, oder in dunkeln Ahnungen der Seele, sich ihr offenbart, oder wo es in den Schauern der ewigen Welt sich ihrer bemächtigt. Von dem Großen möchte ihre Seele sich nähren, in sich aufnehmen, innigst mit sich vereinigen möchte sie es; sie fühlt ihr Daseyn von ihm erweitert, und doch auch innig ihm befreundet.

Wenig empfänglich für sanfte Rührungen, für die gewöhnlichen Schmerzen und Freuden des Lebens, die stillen so wohl als die heftigen und lauten, ist sie einer Begeisterung fähig, die sie sich selbst und der Welt entrückt, und über den gemeinen Interessen derselben hoch empor hält. Menschheit, Vaterland und Freundschaft

ſind die Gedanken, in die ihr Geiſt ſich mit Entzücken verliert.

Was ſonſt nur das Weib aus Liebe vermag, das vermag ſie aus angeſtammter Großherzigkeit: zu wagen, zu dulden und zu reſigniren.

Heldenkühn wird ſie in die Gefahr ſich ſtürzen, wenn das Herz es gebiethet, wenn es einer großen Sache gilt — und unerſchrocken in der Gefahr aushalten, aber nie die Gefahr herausfordern, nie mit ihrem Muthe prahlen, und auch in der Gefahr nicht vergeſſen, was ſie dem Weibe in ſich ſchuldig iſt, noch das weibliche Zartgefühl verletzen; das Weiblich-Edle werdet Ihr keinen Augenblick an ihr vermiſſen. Ihr werdet Euch nie verſucht fühlen, ſie mit dem weiblichen Soldaten in eine Klaſſe zu ſetzen. Daß Trotz und Rauheit weit von ihr entfernt ſind, daß es Dinge gibt, die ſie nicht wagen würde, nicht wagen könnte, verſteht ſich von ſelbſt.

Stand-

Standhaft erträgt sie das empfindlichste Leiden ohne zu bedürfen, daß etwas sie aufrecht erhalte; die Kraft des Gemüthes läßt sie nicht sinken; es hebt sich zu mächtig in ihr, sie kann nicht sinken.

Zu entsagen und zu entbehren kostet ihr keine Ueberwindung, willig leistet das Herz Verzicht, durch kein anderweitiges Interesse und durch keine Hoffnung des Ersatzes gestärkt, sobald sich ihr dies als das Würdige darstellt, mit siegendem Hochgefühle.

Ein hohes, herrliches Bild der Freundschaft lebt in ihrer Seele, und erzeugt da selige Götterträume. Aber wo ist das weibliche Wesen, das dem kühnen Schwunge ihrer Gedanken und Empfindungen folgen, und in die großen Verknüpfungen derselben eingehen könnte, das, wie sie, den Tand ihres Geschlechtes verachtete, wie sie, das Höchste der Menschheit zu umfassen und den feurigen Ergießungen ihrer Seele die Brust

zu öffnen, und mit ihr, ohne geblendet zu werden, in den Glanz der Sonne zu schauen vermöchte? In der Seele bewahrt sie dies Bild und die Bilder der großen Befreundeten, die das Auge nie erblickte.

Für die Liebe ist kein Raum in ihrem Herzen, sie ist den erhabenen Gestalten fremd, die dasselbe bewohnen, ihr wird das Herz immer kalt bleiben, die Erweichungen und Rührungen, die sanften und zärtlichen Gefühle der Liebe vertragen sich nicht mit der hohen Gluth ihres Innern. Sie bedarf der Liebe nicht, deren Stelle Verehrung, Hingebung und die Gewalt des Edeln an ihrem Gemüthe ersetzen.

In freyen Formen bewegt sich ihr Anstand, die freye Seele, der alle Weltformen zu steif und enge sind, hat sie entworfen — doch überall weibliche Zucht und Sitte, weibliches Zartgefühl, doch alles den Sinn des Schönen und

die Forderungen der echten Schicklichkeit befriedigend, und auch da noch Achtung einflößend, wo es am weiteſten von dem Herkömmlichen abweicht.

20.

Karoline.

Sie ſchlummern noch alle, die Theuern, meine Geliebten. Tiefe Stille noch an den Plätzen, die bald der fröhliche Tumult erfüllen wird. Ich will dieſe Stille benutzen, mich zu ſammeln, und Klarheit des Sinnes, Ruhe, Selbſtfaſſung zu gewinnen für den geräuſchvollen Tag.

Süßer Gedanke, daß das ſchlummert, was man liebt! Man wähnt es ſicher und geborgen vor dem, was im Leben hart anfaßt, verletzt und verwundet; die mütterliche Natur dünkt uns, habe es in Verwahrung genommen, und die verwahrt beſſer, als die treueſte und weiſeſte Mutter. Was iſt doch oft unſer liebevollſtes, vorſichtigſtes, ſorgfältigſtes Verwahren! Man verwahrt, daß einem das Herz bricht. Zwar iſt's nicht unmöglich, daß den Schlummernden

Verderbliches begegne; aber da sie es selbst nicht gewahr werden, nicht kommen sehen, während des Schlummers nichts davon empfinden, so denken auch wir Wachenden nicht leicht daran, wir können's uns kaum vorstellen, wie unter dem Schutze der freundlichen Macht, die sie umfangen hält, und bey dieser völligen Welt und Selbstvergessenheit sie etwas Uebles treffen sollte.

Sicher und geborgen wähnen wir was schläft, wie was todt im Schooße der Erde liegt; aber was schläft wacht frisch und fröhlich wieder auf in das bekannte irdische Leben; was todt im Schooße der Erde liegt ist wohl noch sicherer und geborgener — aus allen Gefahren gerettet — aber es kommt nicht wieder herauf in das schöne Licht des Tages.

An dem Herzen der himmlischen Liebe schlafen meine Kinder alle. Das ist es, was ihnen die goldnen Träume eingibt, und die holden Züge ins Angesicht bringt — das die Mutter-

freude, womit ich von Einem Bettchen zum andern gehe, und sie schlafen sehe, daß es sich mir wunderbar im Herzen bewegt, und ich nicht aufhören kann zu sehen, und kein Wort finde, meine Rührung und meinen Dank auszudrücken — und meine Seele ein stiller Aufblick, ein stilles Gebet wird. Schlummert fort noch ein Stündchen im seligen Frieden der Unschuld und des harmlosen Sinnes — so ruhig, so ungestört, so sanft. O, daß Ihr es so Euer ganzes Leben könntet!

Doch auch, wenn nun der Schlaf vorüber ist, und man es sich regen hört, und es lebendig und voll wird im Zimmer, Eins nach dem andern hereintritt, bis das ganze Häuflein sich gesammelt hat — frisch gewaschen, rein und nett gekleidet, die Freude in den hellen Augen, die Lust des Morgens und der Jugend im Angesicht, und es immer lebhafter sich rührt, und drängt, und tummelt, und umherschwärmt — durch ein-

ander, und Gerassel, Getöse, Gepolter macht, und sein Wesen treibt, wie jedem der Muth es gebiethet, und sich dem Vater und der Mutter anhängt, sich dem Vater und der Mutter an der Brust, auf dem Schooße wiegt, hier Eins bittet, da Eins verzehrt, und es sich schmecken läßt, und mehr verlangt, und es schnell vergißt, wenn's abgeschlagen wird, dort Eins gutmüthig mittheilt, das Stillere sich zurückzieht, das Gesetztere fragt nach diesem und jenem, das Aeltere schon verständig ist, und hilft, und sich des Jüngern annimmt, endlich alles jubelnd herausströmt ins Freye, während die Erwachsenen sich der Mutter zugesellen, oder an das Geschäft eilen — auch da bewegt es sich mir oft wunderbar im Herzen.

Einförmig fließt allerdings im Ganzen mein Leben dahin, morgen wie gestern und heute — dieselben Umgebungen, dieselbe Folge der Dinge und der Besorgungen. Ist's nicht so am Besten:

bleiben nicht Kopf und Herz im Gleichgewichte, Inneres und Aeußeres im angemeſſenen Verhältniſſe — fern der unruhige Wunſch, die ängſtliche Spannung, die heftige Erſchütterung, der Sturm im Gemüthe? Auch finde ich dieſe Einförmigkeit nur im Ganzen, in der äuſſern Geſtalt und Umgränzung meines Lebens. Innerhalb deſſelben und im Einzelnen — welcher Reichthum, welche Vielgeſtaltigkeit, welche Abwechſelungen, wenn man den Sinn hat dergleichen wahrzunehmen! Jeder Tag hat doch irgend etwas Eigenthümliches und Neues in ſeinen Begegniſſen, in ſeinen Verrichtungen, in ſeinen Gefühlen, in ſeinen Hoffnungen und Befürchtungen, was das Herz hinhält, und ihm nicht bloß die Nahrung gibt, deren es bedarf, ſondern auch manche köſtliche Freude. Alle Tage im Weſentlichen daſſelbe, aber auf andre Weiſe, in andrer Darſtellung, mit andrer Wirkung auf das Gemüth. Je kleiner der Kreis iſt, in dem

wir uns bewegen, deſto wichtiger wird uns, was in dieſen Kreis gehört, deſto genauer achtet man darauf, deſto leichter und feiner bemerkt man die Unterſchiede und Beziehungen der Dinge. In großen Kreiſen mag ſich mehr Ungewöhnliches zutragen; allein ſchmiegt ſich dieſes dem Gemüthe ſo an, enthüllt es ihm die mannichfaltigen Reihe, gewährt es ihm den reichen, ſtillen und dauernden Genuß wie das Gewöhnliche im kleinen Kreiſe? kann man es ſo beſchauen, ſich ſo nahe bringen, ſo lange feſthalten, ſich ſo innig damit vereinigen? ſind die Gefühle, die man davon empfängt, wohl je unvermiſcht angenehm? eilen ſie nicht ſchnell vorüber, um neuer Unruhe, neuem Verlangen und endlich der drückendſten Leerheit Platz zu machen? wird man nicht zuletzt auch gegen das Ungewöhnliche gleichgültig? Wo viele Menſchen mit einander leben, die ſich werth ſind, und ſich bald auf dieſe bald auf jene Art berühren, wo für den

Einen dies, für den andern jenes eingerichtet werden muß: wer kann da über Einförmigkeit klagen?

Einem weitläuftigen Hauswesen vorstehen, das Gewühl einer vielfachen Geschäftigkeit leiten, hier anweisen, dort zurecht helfen und verbessern, da selbst mit eingreifen, die Kräfte gehörig vertheilen, alles überdenken, Ordnung hervorbringen, überall etwas werden sehen, das Geworbene weiter bilden und gut verwenden, Nutzen, Bequemlichkeit, Vergnügen damit schaffen — wahrlich ein schöner Beruf! Und wie angenehm fühlt man, daß man da ist — und nicht umsonst da ist, daß man etwas kann und leistet, daß man sich lieb und werth macht, und sein Daseyn mit dem Ganzen verschlingt! Auch dieser Theil der weiblichen Bestimmung ist größer, ehrwürdiger, freudenreicher und belohnender, als wir oft denken. Verstimmung und Trägheit, Ueberspannung und Vorurtheile sind es, was

ihn uns als etwas Geringfügiges, Erniedrigendes oder Läſtiges betrachten läßt.

Freylich fällt manches Geſchäft vor, das wenig Reitz und viel Beſchwerde hat, wobey es an Verdrießlichkeiten nicht zu fehlen pflegt, wobey der Geiſt leer ausgeht und es einem öde werden möchte im Herzen. Aber keins, das man ſich nicht ſelbſt erleichtern, wobey man ſich nicht bey guter Laune erhalten könnte, wenn man ſich bewacht, und ſich der aufkeimenden ärgerlichen Empfindung aus allen Kräften widerſetzt; keins, das nicht zu etwas Erwünſchtem oder Erfreulichem führte, das nicht den dabey bewieſenen Fleiß belohnte; keins, woran der Geiſt nicht etwas zu knüpfen, worein das Herz nicht etwas zu legen wüßte, wobey es nicht der verſtändigen Ueberlegung bedürfte, wovon das Gemüth nicht auf irgend eine Weiſe angeregt würde, womit es nicht möglich wäre, in eine gewiſſe Vertraulichkeit zu kommen, wie man wohl mit unbe-

i wenden Menſchen in Vertraulichkeit kommt, wenn man ſie für das nimmt, was ſie ſind, und nicht mehr von ihnen begehrt, als ſie zu leiſten vermögen. Und thut es nicht wohl, ſich zuweilen einer gewiſſen Niedrigkeit anzupaſſen, zu lernen, ſich auch darin bequem finden, gewahr zu werden, daß das Leben in jeder Geſtalt etwas uns Verwandtes behält, daß es überall menſchlich, in den fremdeſten Zügen uns ähnlich, und in der ſcheinbar tiefſten Herabſetzung nicht ſo ganz gemein iſt, wenn man es nicht gemein behandelt — und bey dem, was herabzieht und uns in die kleinen Dinge der Erde verwickeln will, den Geiſt immer aufrecht zu erhalten?

Ueberdies iſt ja alles, was ich im häuslichen Kreiſe zu beſorgen habe, meine Pflicht, und ſchon deßwegen darf ſich mein Gemüth nicht dawider ſträuben, ſchon dieſer Gedanke muß die Unluſt verdrängen, und eine freudige Willigkeit erzeugen.

Meine Pflicht — wahrlich ein groſser und ernſter Gedanke! Das Weib, indem es Pflichten hat, tritt mit dem Manne, dem es ſich in ſo mancher Hinſicht nachgeſetzt ſieht, in gleiches Recht; ſeine Pflichten begründen ſeine Würde. Nicht auf dem, was die Pflicht von uns fordert, ſondern darauf, daß ſie überhaupt von uns fordert, daß ſie uns einen Zwang an uns ſelbſt anſinnt, und daß wir im Stande ſind, ihr Folge zu leiſten, ruhet des Menſchen Adel. Hoch ſollte uns bey der Vorſtellung der Pflicht das Herz ſchlagen, Selbſtachtung ſollte uns dabey ein mächtiger Antrieb werden, das Schwerſte willig zu vollbringen. Das Weib, welches ſeine Pflicht verletzt, fällt doppelt tief, weil es ſich allein durch treue Erfüllung derſelben in der Höhe erhalten kann.

Ich will es mir recht deutlich denken, und recht tief einprägen, was das heißt: meine Pflicht, damit, wenn je eine Verſtimmung mich anwan-

deln ſollte — es könnte mir ja wohl begegnen — ich ſie durch Pflichtgefühl niederkämpfe. Hilf mir, Gott, daß dieſes Gefühl immer wach, lebendig und herrſchend in meiner Seele bleibe.

Eine treu erfüllte mühſame Pflicht — welch' eine frohe Erinnerung! welch' ein ſüßes Bewußtſeyn! welche Heiterkeit verbreitet ſie durch unſer Weſen!

Das langweilige, reitzloſe mit mancherley Verdrießlichkeiten verknüpfte Geſchäft trägt zu meiner Bildung bey — vielleicht mehr als dasjenige, wobey ſich der Geiſt angenehm unterhalten findet. Ich habe Gelegenheit, mich in der Geduld, in der Nachſicht, in der Güte und Gelindigkeit, in der Herablaſſung, in der Herrſchaft über mich ſelbſt und in der Fähigkeit, auch dem Widrigen und Läſtigen etwas Freundliches abzugewinnen, und mich ſelbſt aufzuheitern zu üben. Wahrlich ein bedeutender Vortheil! um deß willen ich es mir wohl gefallen laſſen kann,

daß ich nicht mehr so viel Zeit als sonst der Lektüre und den Künsten, in denen das Weib sich wohl einige, das Leben verschönernde, Fertigkeit erwirbt, zu widmen im Stande bin.

Und habe ich nicht auch viele — ja, sehr viele angenehme Pflichten zu erfüllen, Pflichten die ganz mit der Neigung des Herzens übereinstimmen, die ich erfüllen würde, erfüllen müßte, wenn ich sie nicht als Pflichten kennte, Pflichten, deren Wichtigkeit für das Lebensglück der mit mir verbundenen Menschen, deren weit sich ausdehnender Einfluß, deren Zusammenhang mit dem, was dem Weibe das Theuerste und Heiligste ist, sogleich in die Augen fällt?

Ich bin das glückliche Weib eines achtungswerthen, trefflichen Mannes, der sein Weib und seine Kinder so zärtlich liebt, so treu für sie sorgt, und in seinem Berufe so unermüdet arbeitet. Ein heiliges und schönes Geschäft, ihm das Leben bequem und angenehm zu machen!

Zwar fehlt es bey ihm nicht an Eigenheiten, die zuweilen in eine unfreundliche, beynahe herbe, Begegnung, überschlagen, und ein empfindliches Gemüth tief verletzen können. Aber wer hätte denn nicht seine Schwächen? Wie leicht theilt sich uns von den Eindrücken, die wir empfangen, und von den Dingen, mit welchen wir verkehren, etwas Unebenes mit, das die besten Gesinnungen nicht abglätten, besonders unter den vielfachen Aufregungen, denen die Männer ausgesetzt sind! Wer wäre so vollkommen Herr über sich, dergleichen immer für das zu erkennen, was es ist, und wenn er es dafür erkennt, es im täglichen Umgange nie zum Ausbruche kommen zu lassen? Wie viele herrliche Eigenschaften besitzt er, die es wohl verdienen, daß man ihretwegen die kleinen Fehler übersieht! Und habe ich nicht oft bemerkt, wie ernstlich er gegen sich selbst kämpft? hat er mir nicht oft unter Thränen sein Unrecht gestanden? ist es mir nicht oft gelungen, durch

sanfte

sanfte Vorstellungen, selbst in den Momenten der Leidenschaft, seinen Sinn zu besänftigen und zu lenken, wofür er mir nachher immer mit Rührung gedankt hat? So will ich fortfahren; ich will mich noch mehr zusammen nehmen, daß auch nicht eine augenblickliche Aufwallung mich zu Uebereilungen hinreiße. Zum Dulden und Schonen und Nachsehen sind wir Weiber geboren, die Natur hat uns mehr Anlage dazu als den Männern verliehen, sie hat uns die Milde und Fügsamkeit in das Herz gelegt. Ja, ich will freundlich bleiben, wo ich ihn unfreundlich finde; ich will ihn nicht stören bey verdrießlichen Arbeiten; ich will ihm nicht lästig fallen bey übeln Stimmungen; ich will ihn nicht mit den kleinen Unannehmlichkeiten, die sich im Hauswesen ereignen, beschweren, wenn ich nicht dabey unumgänglich seines Rathes und seiner Unterstützung bedarf; ich will selbst schlichten und in Ordnung bringen, so viel ich kann, und es dann

der Vergeſſenheit überliefern; ich will mich ihm immer mit einem heitern Geſichte und in reiner, freundlicher Bekleidung zeigen; ich will alles Mißfällige möglichſt von ihm entfernen; ich will dafür ſorgen, daß ſeine Umgebungen ſchön und anſprechend ſeyen, daß er ſich überall und am meiſten in meiner Nähe wohl fühle, daß die Stunden, die er bey mir und ſeinen Kindern zubringt ihm ſüße Erholung und ungetrübte Genüſſe gewähren. Er thut ſo viel für mich; wie ſollte ich es ihm nicht auf alle Weiſe vergelten — ihm, dem Schöpfer meiner ganzen Erdenglückſeligkeit, für den mein Herz voll Liebe iſt.

Ich bin Mutter; welch ein weiter Kreis heiliger und ſchöner Pflichten öffnet ſich mir hier! Eine Mutter — was kann, was ſoll ſie ihren Kindern ſeyn! wie viel Angenehmes und Gutes ihnen erweiſen, wie viel Schlimmes verhüthen, wie viel Gefährliches und Nachtheiliges von ihnen abwenden, wie viel Beßres in ihnen pfle-

gen, bewahren, entwickeln! Manches davon lehret das Herz, manches belohnet sich auf der Stelle; aber auch manches lehrt das Herz nicht, bey manchem auch widerstrebet das Herz, zu manchem muß das Herz Gewalt an sich üben. Es gibt hier nicht wenige Besorgungen, die, bey der zärtlichsten Liebe, nicht immer die Geneigtheit in uns antreffen, welche wir haben sollten, die sogar saure Selbstverläugnung fordern. Laß mich, Gott, da nicht ermüden, laß mich nie den Muth, die Lust, den freudigen Sinn verlieren. Du weißt, wie ich meine Kinder liebe, und wie mir ihr Wohl am Herzen liegt; daß es mir doch nie an der hier nöthigen Aufmerksamkeit, Beharrlichkeit, Festigkeit und Vorsicht fehlen möchte! daß ich doch immer das Rechte erkennte, und dann willig übte! daß doch immer die Liebe begleitet wäre von hohem, lebendigem Pflichtgefühle! daß doch auch nicht das Kleinste von mir gering geachtet und versäumt würde!

Auch gegen die mir untergebnen Menſchen, gegen dieſe vom Glücke ſchlecht bedachten, in ſo vieler Hinſicht verwahrloſten, zum Theil höchſt unwiſſenden und ungebildeten Menſchen habe ich Pflichten. Sie ſind Menſchen, und ich bin ihnen Achtung ſchuldig. Ihnen eine, ihrem Stande angemeſſene, frohe Exiſtenz zu verſchaffen, Ordnung, Sitte, Zufriedenheit, ein gegenſeitiges gutes Verhältniß unter ihnen zu bewirken, ihr Vertrauen zu gewinnen, ihnen durch Lehre und Rath nützlich zu werden, ihr rohes Weſen zu mildern, ihr Gefühl zu verfeinern, ſie zum Fleiße, zur Sparſamkeit, zur Dienſtfertigkeit und Verträglichkeit zu gewöhnen, ſie anzuleiten, in dem Vortheile des Haushaltes zugleich ihr eignes Beſtes zu befördern, und das Wohl ihrer Zukunft durch ihre gegenwärtige Lebensart zu begründen: gewiß iſt dies eine würdige und belohnende Sorge der Hausfrau.

Weit entfernt, daß ich mich über meine Lage

beſchweren dürfte, habe ich alle Urſache, mich glücklich zu ſchätzen. Das will ich denn auch immer dankbar erkennen, meinen Beruf ehren, und mich ihm immer mehr, mit allem was ich bin und habe, anfügen; ich will mich beſtreben, alles zu leiſten was ich kann, damit von meinem Daſeyn recht viel Freudiges und Geſegnetes ausgehe. Manche Stunde bleibt mir noch zu meiner eignen Bildung übrig, ich will ſie gewiſſenhaft benutzen, damit was mir obliegt immer beſſer geſchehe.

81.

Auguste.

Am Weihnachtsfeste.

Es bleibt doch das schönste unter allen Festen — das Weihnachtsfest. Dem einzigen Fleckenlos-Reinen unter allen, die je gelebt haben, dem erhabensten Gottesfreunde und edelmüthigsten Menschenfreunde, dem gütigsten, mildesten und sanftesten, und zugleich dem muthvollsten, unerschrockensten, standhaftesten Zeugen der Wahrheit, dem größten Wohlthäter unsers Geschlechtes, dem, an welchen man nicht denken kann, ohne daß das Herz davon weit wird, der die Ehre und Wonne der Menschheit — der gewiß mehr als ein Mensch, und doch so menschlich war, ist es geweiht. Wer verdiente mehr, als Er, daß ihm ein Fest gefeyert werde! wessen Fest könnte so schön seyn, als das seinige! Bey seinem Bilde

— an ſeinem Tage bewegt ſich alles, was von hoher und ſeliger Empfindung in uns iſt. Wir treffen hier alles an, was uns die Geburtstage derer, die wir lieben ſo feſtlich macht, nur geiſtiger geartet, und in mancher Hinſicht noch rührender und froher: denn erkennen nicht die Guten in ihm den Freund ihrer Seele, durch den ihr Leben unausſprechlich viel an Werth und Reitz gewonnen hat — den göttlichen Freund, der ſich jedem gern verbindet, welcher ſeiner begehrt, und jedem, in nicht zu ermeſſender Fülle, Schätze des Höchſten und Beſten verleiht, den ſie im gleichen Maße verehren und mit der reinſten Liebe lieben müſſen?

Ach, ohne ihn, wie vieles würde finſter und traurig ſeyn, das jetzt hell und fröhlich uns anſieht! wie vieles würde ſchwer auf unſerm Daſeyn laſten, unter dem wir itzt leicht uns aufrichten! wie mancher bange Traum, wie mancher düſtre Wahn würde uns ſchrecken, wo jetzt lieb-

liche Bilder uns umschweben! Für alle unsre Sorgen und Angelegenheiten finden wir bey ihm Rath und Hülfe, für unsere Schmerzen Linderung, für unsere Wunden Balsam, in unsern Irrungen Zurechtweisung, in unsrer Schwachheit Stärkung, in allen Ungewißheiten befriedigende Belehrung. Im Frosle der Erde erwärmen uns die Strahlen des Himmels! in die dunkle Nacht des Todes fällt das Licht des Himmels; in der Fremde erquicken uns süße Heimathsgefühle; die Hand der Liebe leitet uns über die beschwerlichen Stellen unsers Weges und in die wehmüthigen Bewegungen des Abschiedes mischt sich heitre Vorempfindung des Wiedersehens. Wo sein Sinn ist, da schmücken Blüthen der Freude die rauhesten Pfade, da breitet ein heitrer Himmel über farbenreichen Gefilden sich aus, da lieben sich die Menschen, wie Brüder, und erweisen einander gern jegliches Gute, und theilen mit einander Lust und Leid,

und ſtehen einander freundlich bey, da vergeben, da ſegnen ſie einander, da vertrauen ſie der Güte, die ewig weiſe über ihnen waltet, und ſind fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübſal. Und ſein Sinn, der ſo natürlich, ſo einfältig, ſo menſchlich iſt, könnte er nicht überall ſeyn? muß er nicht überall ſeyn, wo man ihm folgt? Ein Himmelreich wollte er auf Erden gründen, und wahrlich an ihm liegt es nicht, wenn es nicht wirklich auf Erden angetroffen wird.

Wie ſchön, daß dieſes Feſt gerade in die dunkelſte Zeit des Jahres fällt, in welcher der Gedanke des Lichtes uns inniger entzückt, und alles, was an Licht, das wir jetzt vermiſſen, erinnert, uns lieblicher wird! Ein Morgenſtern in der Finſterniß, ein Tag mitten unter Nächten, ſteigt es gleichſam vom Himmel herab in die Tiefen unſers Wahnes, unſrer Noth und unſrer Sorge — recht zum Zeichen, daß es den armen Menſchen Troſt und Freude werden ſollte — ja den ärmſten

am meiſten. In die Hütten des Elendes kehrt es ein mit der Bothſchaft des Friedens und der Luſt. Den Armen ward das Evangelium gepredigt, denen, die nichts auf der Welt haben, der Himmel angebothen und verſichert, denen, die die Welt ausnützt, haßt und verfolgt, im Himmel eine Freyſtatt geöffnet, denen, welchen die Welt alles verſagt, bis auf die Stätte, wo ſie ihr Haupt hinlegen können, der Reichthum des Himmels zugeſagt: denen, welche demüthig in der Welt wandeln, die Ehre des Himmels beygelegt. Die Verlaßten im Volke ſollten Menſchlichkeit erfahren, die Mühſeligen und Beladenen Ruhe finden für ihre Seele. Darum, wer das ganze Jahr hindurch nicht von Herzen froh werden konnte, mag es wohl zu Weihnachten ſeyn. Aber auch den Reichen und Glücklichen der Erde iſt dieſer Tag vom Himmel geſchenkt: denn wer wäre ſo reich und glücklich, daß er nicht des Troſtes und der Freude bedürfte, die von dieſem

Tage aufgehen? Allem Volke iſt große Freude wiederfahren, denn heute iſt der Heiland geboren: ſo wurde die Begebenheit deſſelben zuerſt angekündigt. Es freue ſich denn auch mein Herz mit recht inniger und ſeliger Freude!

Der die himmliſchen Gaben brachte, bringt auch alljährlich die irdiſchen — das Kind bringt ſie den Kindern, das Kind, das vom Himmel kam, den Kindern auf Erden, der Kinderfreund, von dem unſre Kinder ſo gern hören, der die Kinder an ſein Herz drückte und ſegnete, durch den unſre Kindheit ſo viel heller und ſchöner geworden iſt, dem ſie ſo viel ſanfte, edle und frohe Empfindungen verdankt, denen, welchen, um ihrer Unſchuld, Wahrheit und Einfalt willen, das Himmelreich gehört. Das Feſt des Liebevollen, an dem man das Bild der ewigen Liebe ſah, der durch ſein Daſeyn, wie durch ſein Wort und ſeine That, von dieſer Liebe zeugte, der nichts als Liebe im Munde und im Herzen

hatte, wird ein Fest der Elternliebe, der Kindesliebe und der Geschwisterliebe, wo Liebeserweisungen und Liebeserwiederungen, wo Handlungen und Freuden der Liebe sich reitzend verflechten, und in den häuslichen Kreis ein Himmelreich bauen.

Wie viel gewinnt dadurch dieses Fest an Reitz und Leben auch für die Erwachsenen! Heitre Erinnerungen an unser Kindheitsleben, an die reichen Bescheerungen, womit da das Weihnachtsfest glänzend hereinzog, an die süßen Erwartungen, in denen das Herz ihm entgegen zitterte, an die Fülle und den Zauber der Glückseligkeit, welche so manche köstliche Ueberraschung, das Bewundern der ungemessenen Herrlichkeit, das Verstecken, Betasten, Vorzeigen, Umhertragen, Besprechen, Bejubeln, das Gebrauchen und Geniessen der Schätze, in der Vorstellung eines unerschöpflichen Ueberflusses uns verschafften, an das Schwelgen in dem, nach kindischem Wahne,

bey aller Ueppigkeit, kaum aufzuzehrenden und durchzubringenden Beſitze, an die ſtolze Sicherheit, bey ſo vielen vorauszuſehenden Wonnetagen — und die frohen Nachgefühle von dem allen miſchen ſich in die feſtlichen Empfindungen.

Auch dem, welcher keine Kinder hat, und keine Kinder erfreuen kann, und von keiner Kinderfreude begrüßt wird, öffnen ſich die Paradiſe der Kindheit in dem Morgenſchimmer und dem blühenden Frühlingsſchmucke ſeines Lebens; um den Gedanken des himmliſchen Kindes verſammeln ſich leicht und willig die ſeligen Träume der Kindheit und alles, womit ein heitrer Himmel, eine lachende Welt und ein offnes, unbefangenes, reines, genügſames, ſorgenfreyes, hoffendes Herz die Anfänge des irdiſchen Daſeyns verſchönerten.

Wie ganz anders aber — mit welcher ſtrahlenden Jugendwonne erſcheint dem das Feſt, der ſelbſt Kinder hat, der Kinder beſchenken kann,

um den die Kinderfreude tanzt und jauchzt und triumphirt! wie viel froher ſteigen in ihm die Erinnerungen und die Nachgefühle auf! wie bewegt ſich ihm das Herz in unausſprechlicher Rührung beym Blick auf die glücklichen Kinder! Nicht bloß, daß wir die Freude der Glücklichen theilen, und die eigne Kindheitsfreude wieder empfinden: der Gedanke an unſre Kinder drängt ſich heute in mannichfaltigen Anregungen wunderbar zu unſerm Herzen; das Herz will ſich mit dieſem Gedanken beſchäftigen, ihn ganz faſſen, ihn ausdenken, ſich darein verlieren, alles deſſen inne werden, was dieſer Gedanke umſchließt, und in ihm zu erwecken vermag; es will erfahren alle Liebe zu den Kindern, alle Sorge um ſie, alle Hoffnung für ſie, allen Segen, denen uns der Himmel in ihnen verliehen.

Den Müttern iſt es ein ganz beſondres Feſt — das Feſt der heiligen Nacht. Eine Mutter

macht es so froh, wenn sie den Kindern geben, wenn sie recht aus der Fülle der Liebe geben kann. Die Mutter lenkt heute ihren Sinn von dem Kinde des Himmels auf die eignen, und diese stellen sich ihr in den Schimmern des Lichtes dar, das dieses Kind umfloß, und das auf Bethlehems Gefilden mitten in der Nacht leuchtete; von den Lobgesängen der himmlischen Geister, welche die herrliche Geburt feyerten, glaubt sie ihren Kindern etwas zueignen zu dürfen; sie vernimmt darin Worte des Trostes und der Verheißung, über alle Kinder in der Christenheit ausgesprochen; sie sieht ihre Kinder dem Kinde des Himmels zugesellt, mit ihm theilend die Ehre und die Liebe und alles, was an ihm köstlich war.

Welch' eine glückliche Mutter, die dieses Kind unter ihrem Herzen getragen und geboren hatte, die ausrufen konnte: von nun an werden mich selig preisen alle Kindeskinder, die schon

gleich nach ſeiner Ankunft Zeuge war von der Aufmerkſamkeit, die es erregte, von den Huldigungen, die ihm dargebracht wurden, von den Erwartungen, mit welchen man auf daſſelbe hinblickte! Vernahm ſie gleich auch bald das bange Wort: es wird ein Schwert durch deine Seele gehen; doch war ſie eine glückliche Mutter, und wurde es noch mehr durch den hohen, herrlichen Sohn, der mit Gottesgröße lebte, ſprach und wirkte, und zahlloſen ein geprieſener Helfer wurde. Selbſt als das Schwert durch ihre Seele ging, blieb ſie eine glückliche Mutter — eine glückliche ſchon durch ihre Mutterliebe und durch das Große, Heilige ihres Schmerzes.

Glücklich iſt gewiß jede Mutter durch ihre Mutterliebe, auch bey mannichfachem Mutterſchmerz, wenn nicht der tiefe Kummer um ein entartetes Kind ihr das Herz durchbohrt; ach dann iſt ſie unglücklich, mehr als ſich ſagen läßt unglücklich, unglücklich durch ihre Mutterliebe.

Wie man doch ſeine Kinder liebt! wie das Herz an ihnen hängt! wie man ſo gern ſich für ſie hingibt und aufopfert! wie man das Theuerſte gering achtet, wenn die Kinder es verlangen! wie man das Schwerſte leicht findet, wenn es für die Kinder geſchieht! wie man ſich vergißt und das Ungemach kaum fühlt, wenn es mit der Pflege der Kinder verbunden iſt! wie es wohl thut bis in's innerſte Herz, ihnen etwas Erquickendes oder Erfreuendes gewähren zu können! wie man ſich in ſie hinein fühlt, hineinlebt! wie man oft in der Zukunft ſchwärmt und ſich ſeligen Träumen von der Kinder Glück und Ehre überläßt!

Auch ich bin eine glückliche, eine ſehr glückliche Mutter. Dafür ſteige, Gott, heute zu dir mein innigſter, froheſter Dank empor. Du gabſt mir Kinder, du wendeteſt mir ihr Herz zu, du erhielteſt mir ihr Herz. Sie ſind alle geſund, gut geartet, und berechtigen zu ange-

nehmen Hoffnungen. Das Böse ist von ihnen fern geblieben, manches schöne Gefühl ist in ihnen erwacht, manche edle Neigung hat sich in ihnen entwickelt. Bis jetzt hat mir keins Verdruß oder Kummer zu Wege gebracht, bis jetzt habe ich keine Ursache von Einem bange Besorgniß zu hägen. Ihr Gemüth ist mir geöffnet, sie nehmen gern die mütterliche Lehre an, und folgen vertrauend dem mütterlichen Rathe, sie beeifern sich, mir, so viel an ihnen ist, Gutes und Liebes zu erweisen. Du hast ihnen den bessern Sinn mitgetheilt, du hast meinen Fleiß und meine Sorgfalt gesegnet. Hätten sie ein schlimmeres Naturell mit auf die Welt gebracht, hättest du nicht meine Gedanken auf das Rechte geleitet, hättest du nicht vor Verderblichem sie bewahrt, und so manches Versehen, dem man, ungeachtet der größten Behutsamkeit, nicht ausweicht, wieder gut gemacht, hättest du nicht meine Bemühungen unterstützt, und die Umstände zu

ihrer Begünſtigung gewendet: ſo könnte ich auch wohl zu den unglücklichen Müttern gehören, die über ihre Kinder blutige Thränen vergießen, die das Herzeleid, welches ſie von ihren Kindern erleben, in das Grab wirft. Worte vermögen es nicht, dir, Gott, meinen Dank zu bezeichnen; aber du ſiehſt in mein Innerſtes, nimm denn gnädig die Empfindungen auf, die zu dir emporwallen.

An dein Herz lege ich heute meiner Kinder Wohl und alles, was mich in Anſehung ihrer zuweilen beunruhigt und bekümmert. Bey dem redlichſten Willen, der treueſten Anſtrengung und größten Achtſamkeit in der Erziehung ſeiner Kinder, wie leicht kann man etwas verſäumen, oder irgend worin fehlen! und wie vieles bleibt übrig, woran wir nichts vermögen! Man überſieht oft das Bedenkliche, oder erkennt es nicht dafür; man ſagt, man thut etwas, was man nicht ſagen, nicht thun ſollte, weil man an die nachtheilige Wirkung nicht denkt, oft ſie nicht

einmal ahnet, man läßt die Gelegenheit vorbergehen; man irrt in der Wahl der Mittel; indem man das Eine Böſe beſtreitet, erregt oder verſtärkt man nicht ſelten ein andres; man hat nicht die Kraft, mit Nachdruck zu verſagen, mit Ernſt anzuhalten, daß etwas geſchehe: ab. die Liebe, die das Mutterherz ſo kühn und ſtark macht, macht es auch ſo verzagt und ſchwach: das zarte Gemüth iſt ſo empfänglich für Eindrücke jeder Art, und man iſt nicht im Stande es überall zu bewachen, und jedes Schädliche von ihm abzuhalten. Stehe mir bey, Gott, daß es mir ferner gelinge. Deine Weisheit erleuchte mich, wo meine Einſicht zu beſchränkt iſt; dein Einfluß ſtärke das ſchwache Herz, wo ich zu ſehr meine Menſchlichkeit fühle. Und wenn das mütterliche Auge die Kinder in der Ferne nicht mehr behüthet, wenn die mütterliche Stimme ſie da nicht mehr erreicht: dann behüthe und beſchirme du ſie, daß die Verführung ſich nicht

ihrer bemächtige, daß nicht der Leichtsinn sie bethöre, und die Reitze der sinnlichen Lust ihr Herz verderben.

Gott, könnte ich sie doch alle behalten, die du mir gegeben hast! ihrer sind viele, aber Eins von ihnen zu verlieren — o, es wäre eine schwere Prüfung! Könnte ich doch durch meine Arbeit, durch meine Thränen, durch meine Gebete sie bewahren vor bittern Lebenserfahrungen, und ihre künftige Zufriedenheit sicher stellen! Könnte ich doch das Ungemach, das du über sie verhängen wirst, für sie tragen! o mit Freuden wollte ich es übernehmen. Aber das kann ich ja nicht, und das würde ihnen ja nicht gut seyn; denn du verhängst alles über jeden zu seinem Besten. Laß es ihnen nur nicht zu hart werden! Nein, das wirst du nicht; du wirst dich gnädig an ihnen erweisen, du wirst ihnen helfen überstehen, und ihnen aus ihren Thränen höhere Glückseligkeit bereiten: du wirst es ihnen

verleihen, daß ſie als edle und nützliche Menſchen ihre Tage verleben. In allem Uebrigen will ich mich deinen weiſen und gütigen Rathſchlüſſen unterwerfen, und mich heute, im Vertrauen auf deine väterliche Leitung, ganz der frohen Mutterempfindung und den ſeligen Gefühlen des Dankes überlaſſen, und nur um das Eine flehen: ſegne, ſegne, o Gott, meine Kinder!

22.

Die kleine Louise.

Ich habe dich recht von Herzen lieb, du guter Vater im Himmel, beynahe so lieb wie meine Mutter. Ich glaube, ich würde dich am allerliebsten haben, wenn ich dich sehen könnte; aber das kann ich nicht, und kein Mensch kann es. Ob ich dich gleich nicht sehe, so weiß ich doch viel von dir. Du hast das alles geschaffen, was wir essen und trinken und anziehen, und worüber wir uns freuen, und das grüne Gras und die schönen Blumen, die bunte Wiese und die hohen Bäume, und die herrlichen Dinge, die im Garten, auf dem Felde und auf den Bäumen wachsen, und die lustigen Vögel, und hast ihnen das lustige Wesen und die süße Stimme gegeben, und sie die holden Liederchen gelehrt, du hast gemacht, daß die Sonne so lieblich scheint,

und der Himmel so blau ist, und wir so fröhlich seyn können. Du hast mir auch die gute Mutter geschenkt, und was ich von der Mutter bekomme, das bekomme ich von dir, du hast es der Mutter gegeben, damit sie es ihren Kindern geben möchte.

Sehr, sehr freue ich mich über dich: ich will mich fleißig bestreben, ein frommes Kind zu seyn, damit du dich auch über mich freuen könnest. Du freust dich gewiß über gute Kinder — aber über böse nicht, über die freut sich ja auch die Mutter nicht, und niemand.

Dich und die Mutter lieb ich in Eins. Könnte ich dich sehen, es wäre noch ganz anders. Wenn mir die Mutter etwas gibt: so blickt sie mich dabey hold und freundlich an, und ist dann noch einmal einmal so schön; oft sagt sie ein gutes Wort dazu, das mir bis ins Herz geht: oft nimmt sie mich in den Arm und an ihr Herz, und küßt mich, und nennt mich ihre

liebe Louise, und schließt mich fest an sich. Darum muß ich sie über alles lieb haben.

Indem ich der Mutter ins holde, freundliche Angesicht sehe, und ihre sanfte Stimme höre, kommt es mir vor, als sähe und hörte ich dich nun auch, als blicktest du aus der Mutter Auge, als sprächest du aus der Mutter Munde, und ich kann dich dann viel besser lieb haben. Die Engel sollen wohl so seyn, wie dann meine Mutter ist.

Ich bitte recht inständig, lieber Gott, vergilt's doch der Mutter, daß sie so gut ist, so himmlisch gut — und so willig bey aller Last und Beschwerde, die sie mit uns hat. Es muß der armen Mutter doch zuweilen sauer werden. Wie sie sich plagt, daß es uns nirgends fehlen möge! wie sie sich's gern abzieht, um uns ein Vergnügen zu verschaffen! wie sie sich grämt, wenn Eins von uns leidet! Du weißt's ja wohl, lieber Gott. Als ich neulich krank war,

hat sie Tag und Nacht an meinem Bettchen gesessen, und mich gehütet und gepflegt, und gebethet und geweint, daß ihre Augen ganz roth waren, und sie zuletzt es nicht mehr aushalten konnte, und selbst krank davon wurde. So macht sie's mit uns allen.

Wir können ihr das nicht vergelten; wir können sie nur dafür lieben. Aber das ist nicht genug, vergilt du es ihr lieber Gott. Möchte sie nur keinen Verdruß von uns haben! Ich habe sie auch wohl schon durch mein Betragen gekränkt, ich wollt' es gewiß nicht, aber ich hatte mich nicht genug in Acht genommen, ich hatte nicht daran gedacht, und da kam's denn so. Nachher hat es mir immer bittre Thränen gekostet. Die Mutter schilt nicht, wenn wir unartig sind, aber sie wird ernst und traurig, und sieht einen so an, daß einem das Herz im Leibe sich umwendet: da kann man sich gar nicht zufrieden geben. Nein durch mich soll's ihr nicht

noch saurer, sondern alles leichter werden. Ich will mich künftig besser in Acht nehmen, und immer an der Mutter Worte denken. Ich will fleißig aufmerken, daß ich viel lerne, und geschickt werde in allen schönen Dingen, daß die Mutter an mir Wohlgefallen habe. Ich will ihr in allen Stücken folgen, und ihr nichts als Freude machen.

Die gute Mutter ist noch immer betrübt um den Vater, Stundenlang stehen ihr oft die Thränen in den Augen, und da hilft's nichts, daß wir uns bemühen, ihr Angenehmes zu erzeigen, sie wird nur noch betrübter davon. Man merkt's wohl, ob sie es gleich nicht sagt, und sich stellen will, als sey ihr doch etwas Gutes geschehen. Da bleibt uns denn nichts übrig, als wegzugehen, ein stilles Plätzchen zu suchen, und auch zu weinen. Wenn die Mutter weint, wie könnte man sich freuen! Mir wird alles Leid, und das Herz so schwer, daß ich es nicht mehr

halten kann. Ueberall kommt's mir öde und traurig vor. Lieber Gott, die Mutter hat ſich nun genug um den Vater gegrämt, den du zu dir in den Himmel genommen haſt, man ſoll ſich doch nicht immer grämen; du kannſt es ja wohl einrichten, daß die Mutter wieder fröhlich wird. Schlage mir dafür etwas anders ab, und richte es ſo ein.

Um den Bruder Eduard hat die Mutter viel Sorge und Bekümmerniß, da er weit weg iſt, und ſie nicht auf ihn Acht haben, und ihn ermahnen, und vor böſen Dingen bewahren kann. Habe du doch auf ihn Acht, und laß ihn geſund und gut bleiben, und laß uns immer hören, daß es ihm gut geht, und er uns lieb hat, und daß die Menſchen gegen ihn freundlich ſind. Segne alle meine Geſchwiſter und behüthe ſie, daß ihnen nichts Leides begegne, und beſcheere ihnen viel Angenehmes und Nützliches.

Vergiß die kranke Emilie nicht. Sie ſieht

ſchon ſo lange große Schmerzen aus. Laß ſie bald, bald wieder geſund werden, und wieder mit uns ſpielen, und ſich freuen. Was hätte ſie jetzt für Freude! Ich habe es doch viel beſſer — und Emilie war immer ein gutes Kind, die verdient weit mehr Freude zu haben als ich. Ich will ihr alles bringen, was ich ſchönes geſchenkt bekomme. Wäre es nicht möglich, daß ich etwas an ihrer Stelle litte? gern, gern wollte ich.

Geſtern habe ich Kinder geſehen, die keinen Vater und Mutter mehr hatten, Vater und Mutter waren ihnen abgeſtorben. Das ſind doch unglückliche Kinder! Man konnt' es ihnen auch anſehen, es war als ob ihnen im Geſicht geſchrieben ſtände: keinen Vater und keine Mutter. Den ganzen Tag hat es mir in den Gedanken gelegen. Karoline ſagte mir: der liebe Gott iſt ihnen Vater und Mutter, und gibt den Menſchen in den Sinn, für ſie zu ſorgen. Darüber habe ich mich ſehr gefreut. Thue es doch ja

lieber Gott. Ich danke dir recht von Herzen, daß ich noch eine Mutter habe, eine gute liebe Mutter. Nicht alle Mütter sind gute, liebe Mütter. Manche gehen hart und rauh mit den Kindern um, als ob's nicht ihre Kinder wären.

Darf ich bitten, lieber Gott: heute auch eine kleine Freude für mich? Es wird dir ja nicht darauf ankommen, du hast so viel Freude. Müßtest du es andern abnehmen oder abziehen, dann wollte ich es nicht begehren. Aber, wenn es seyn kann. Ich weiß wohl, es kann nicht immer seyn. Die Mutter schlägt nicht leicht ab; doch sagt sie zuweilen, es kann jetzt nicht seyn, und das ist mir dann genug, ich verlange nun nicht weiter. Ich habe auch schon so viel bekommen, daß ich gern zufrieden bin, wenn's heute nichts ist.

V.

Anselm an Eugenius.

Zu Dir, mein Eugenius, eilen meine Gedanken hinüber in den ſtillen Nachtſtunden. O, wie oft biſt Du, wenn alles rings um mich her ſchläft und verſtummt iſt, aber das Tiefſte meines Lebens nun mächtiger ſich regt, und alle großen und heiligen Gefühle in der Bruſt wachen, und die Schatten, aus den Reichen der Vergangenheit kommend, ernſt und ſchweigend und bedeutungsvoll daher ziehen, die Beſchäftigung meiner Seele! Ja, dann, und wenn die Einſamkeit in der dunkeln Umlaubung des Waldes mich aufnimmt, iſt es mir am meiſten Bedürfniß Dein zu gedenken, Dich mir zu vergegenwärtigen, und mich in die glückliche Zeit unſrer beginnen-

den und reifenden Freundſchaft, in die Zeit der aufſtrebenden Kräfte, der herrlichen Ideale und der ſeligen Träume, da uns die ganze Welt grünte und blühte, und die Zukunft im Glanze der Sonne vor uns ſtand, zurück zu verſetzen. Nirgends anders weiß ich Dein Bild hinzuſtellen, als unter die feyerlichen Geſtalten, die dann mich umſchweben; nirgends anders öffnet ſo ſich der Sinn, es in allen ſeinen Zügen, bis auf den kleinſten heraus aufzufaſſen; nirgends anders kann das Auge ſo feſt und unverwandt darauf hinſchauen. Iſt doch das Einſame, Dunkle, Schweigend-Feyernde immer der Charakter unſrer Freundſchaft geweſen.

In weiter Ferne muß der Blick Dich ſuchen; aber unſre Geiſter ſind ſich nahe, und werden ſich ewig nahe ſeyn. Eine Reihe von Jahren liegt zwiſchen der Zeit unſers Zuſammenlebens und der jetzigen; aber jene Zeit wohnt mit den friſchen, lebendigen Farben der Gegenwart, die

kein Wechsel der Verhältnisse und Schicksale verbleichen machen konnte, ewig jung in meinem Gedächtnisse. Die grünende und blühende Welt ist zum Theil erstarrt und von trüben Nebeln bedeckt; die im Glanze der Sonne strahlende Zukunft, in der es schon damals sich hier und da grau bewölkte, hat sich in eine finstre Nacht verwandelt, in welcher Verbrechen schleichen und Gespenster umgehen: aber was die in Welt und Zukunft fröhlich hinaus Schauenden vereinigte, ist den um die verlorne Welt und Zukunft Trauernden geblieben, und wird nicht aufhören, im Gefühl eines unermeßlichen Besitzes in unsern Seelen sich wirksam zu erweisen, und sie immerdar vereinigt erhalten.

Selten haben seit unsrer Trennung Worte dem Einen vom andern Kunde gebracht; nur das Wichtigste in den äußern Begegnissen des Lebens ward flüchtig gemeldet, und geschwiegen über die Veränderungen, die unterdessen in An-

ſichten, Meynungen, Gefühlen, Beſtrebungen, Erwartungen und Maximen vorgegangen. Davon bedurfte es nicht des Zeugniſſes. Wir wußten's ja, daß, was wir ſo freudig das Unſrige nannten, durch nichts und auf keine Weiſe beeinträchtigt werden könne; und wie das Uebrige unter dem Einfluſſe der Erfahrungen und Verhältniſſe ſich habe geſtalten müſſen, das wußten wir auch Einer vom andern, ohne Worte.

Ueberall ſind der Worte unter uns wenige geweſen. Die Gabe des Wortes fehlte uns; wir ſchämten uns des ſo oft entweihten Wortes; wir fürchteten, durch das Wort einer heiligen Sache zu nahe zu treten. Das Gemeine des Lebens mochten wir wohl einander beyläufig mittheilen, zur Kunde, Berathung und etwaigen Hülfe; über das Angelegentlichſte reichten Hindeutungen, Winke, Blicke, eine hingeworfene Frage, eine halb ausgeſprochene Bemerkung, ein Lächeln, ein freudiger Ausruf, ein erſtickter Seufzer, eine

angehaltene Bewegung des Unmuthes, der Entrüſtung, ein Druck der Hand, ein Ja, ein Nein, hin, uns zu verſtändigen; denn unſre Seelen begegneten ſich, unſre Gedanken und Empfindungen konnten den unvollſtändigen Ausdruck aus dem Eignen ergänzen. Es gab Dinge, über welche es mir unmöglich geweſen wäre, mich in vielen Worten gegen dich zu erklären, und die uns doch oft Stundenlang unterhielten. Zu Herzensergießungen iſt es unter uns nie gekommen, wie überhaupt alles Zärtliche unſrer Verbindung fremd geblieben. Feſt und kalt bey verborgener Gluth hingen unſre Herzen an einander, mit einem die Rede verſchmähenden und über alles Vermögen und alle Gewalt der Rede hinauf gerückten Vertrauen, in ihren Erhebungen und in ihrem Schmerze am innigſten ſich in einander verlierend, wo das Irdiſche der Berührung am ſorgfältigſten auswich.

Ich kannte das Geheime, womit Du kämpfteſt,

ohne es mir zu offenbaren. Ich ſah den Aufruhr Deines Gemüthes und Du ſchwiegſt. Nicht, daß Du es mir verheimlichen oder mich verſchonen wollteſt mit dem Unangenehmen. Was ſich unwillkührlich äußerte, das gabſt Du Dir keine Mühe zu verbergen, Du mochteſt wohl, daß ich davon Zeuge ſey, und ſchienſt mich oft zu ſuchen, als ob Du Dich in meiner Nähe ſtärker fühlteſt. Das gehörte nicht in unſern Bund, zu rathen vermochte ich Dir nicht, hier war nur Ein Weg einzuſchlagen, den ſaheſt Du, den wollteſt Du gehen. Allein muſteſt du den ſchweren Kampf kämpfen, und glorreich haſt du ihn beſtanden. Ich feyerte ſtill Deinen Sieg, meine Seele jauchzte Dir zu, Deiner Ehre ſich freuend.

Auch Dir war jedes Geheime bekannt, was mein Inneres belaſtete und drückte. Liebend nahmſt Du Theil, und erleichterteſt wo Du konnteſt; indeß Du forſchteſt und fragteſt nicht, und mir, wie ſchwer ich auch zuweilen daran trug,

däuchte es zu gering, ſich in das hohe und freye Intereſſe unſrer, von ieder gemeinen Lebensſorge entfeſſelten, Freundſchaft zu drängen. Aber wie hat Dein Anblick, wie ein einfaches Wort von Dir, wie das Bewußtſeyn Dich zu beſitzen den Gebeugten aufgerichtet, dem Müden neue Kräfte gegeben, zu entſagen, zu dulden, zu handeln!

Noch immer iſt es Dein Bild, was mir vorſchwebt, ſo oft eine viel entſcheidende Wahl zu treffen, ein wichtiger Entſchluß zu faſſen, ein ſchwieriges Werk zu verrichten, eine bittre Erfahrung zu verſchmerzen, etwas Gefährliches zu wagen iſt. Es genügt mir nicht, zu wiſſen, was Du in einem ſolchen Falle thun, oder wozu Du ermuntern würdeſt, und durch die Erinnerung an Deine Geſinnungen und Grundſätze, durch das Verlangen, mich Deiner werth zu erweiſen, und mir Deinen Beyfall zu ſichern, meinen Verſtand zu erleuchten, und in meinem Herzen eine höhere Wärme für das Rechte und Würdige an-

zuſinden. Du ſelbſt, in körperlicher Geſtalt, mit jeder Eigenthümlichkeit Deines Weſens mußt mir erſcheinen; in Deinem Geſichte muß ich leſen; aus Deinem Auge muß die Seele zu mir ſprechen; ich muß Deine Billigung und Deinen Tadel in in der Vorſtellung ſo erkennen, wie Du ſie in der Gegenwart zu äußern pflegteſt. Und auf dieſe Weiſe erzeugt wirklich in jedem bedeutenden Momente des Lebens die Phantaſie Dein Bild zu einer Vollſtändigkeit und Anſchaulichkeit, daß ich mich in Deiner Nähe zu befinden glaube.

Am Ufer des Rheines ſtanden die Jünglinge vor der untergehenden Sonne, mit einem, von heiligen Erinnerungen, wie ſie an den in ſtiller Majeſtät fortwallenden Strom ſich knüpften, und von der mächtig aufwogenden Erwartung herrlicher Dinge, die jenſeits der gewaltige Sturm gebären ſollte, klopfenden Herzen. Wie der Strom an das Ufer ſchlug, ſo ſchlug die Empfindung an die bebende Bruſt. Dort ſah unſer

Wahn das untergesunkene Große sich erneuern, den schlafenden Genius der Menschheit erwachen, und das Morgenroth ihres schönen Tages heraufziehen. Da strahlte es in Deinem Auge, Dein Angesicht glühte, wir erkannten jeder in dem andern das Seinige, drückten fest die Hände in einander, und kehrten schweigend zurück. Dir entfiel eine Thräne, die Du nicht wegwischtest.

Wahn der Jugend war das. Indeß schäme ich mich nicht einst so gewähnt zu haben, ich würde mich schämen, wenn ich es damals nicht gekonnt hätte. Ein Glaube, der mehr als Wahn ist, hatte in den feurigen Seelen der Jünglinge den Wahn hervorgebracht. Nie hat der Wahn diese Seelen entweiht, berauscht oder verblendet. Wir haben nie unser Vaterland verachtet, nie fanatisch geschwärmt wie die andern, nie geschmähet und geschrien, gehöhnt und gelästert, nie das Laster gepriesen, und dem Verbrechen Beyfall zugejauchzt. Wir haben es in unsre Brust geschlos

ſen, und ſtill gehofft, bis es ſich zeigte, was daraus werden würde, und die Täuſchung ſchrecklich ſich aufdeckte. Das iſt nun vorbey — und geendigt — es iſt nichts geweſen.

Wir ſtanden abermals am Ufer des Rheins in der Dämmerung eines ſtürmiſchen Novembertages, da wüthete jenſeits das Verderben, Unmenſchen würgten, und ſchändeten die Menſchheit, deren Recht ſie im Munde führten — Angſt, Wehklagen und Verzweiflung allenthalben. Der innerſte Unmuth umwölkte Dein Angeſicht, und Dir entfiel wieder eine Thräne, die wiſchteſt Du ſchnell weg. Ich blickte traurig in den Strom. Kramphaft ergriffſt Du meine Hand, und drücktеſt ſie noch feſter als das vorige Mal. Da erſt öffneten ſich einander unſre Herzen, da begegneten ſich unſer Haß und unſre Liebe, um ſich feſt an einander zu klammern. Das Glühende und das Kalte, das Weiche und das Starre, das Dunkle und das Helle Deiner Seele enthüllte

ſich der meinigen, und ich fand dich ganz in mir. Der Wahn war nun zerſtört, der Verſtand trat an ſeine Stelle; unſer Inwendiges aber war unverſehrt geblieben, gerettet war der Glaube an das Große und Heilige, dem wir uns gelobt hatten.

Noch träumten die Jünglinge von einer Wahrheit, die, einſt über die Unwiſſenheit, den Aberglauben und den Unverſtand ſiegend, vom Throne bis zur niedrigen Hütte ihr Licht verbreitend, allenthalben der Völker Heil, Tugend und Glückſeligkeit hervorbringen müſſe, und kühn ſtrebte der Geiſt ihr nach, forſchend in den Schriften der Weiſen — von einem Rechte, das ſich allenthalben geltend machen, von einer Würde der menſchlichen Natur, die ſich allgemeine Anerkennung verſchaffen könne, und ſich, in Reinheit und Güte des Willens, überall zum höchſten Adel der Seele erheben laſſe. Dafür als Män-

mer mächtig zu wirken war der Gedanke, der unsre jugendlichen Anstrengungen begeisterte.

In Dir erwachten zuerst die Zweifel, denn Du warst besonnener, und sahest tiefer und schärfer in der Menschen Herz und Beginnen. Du verbargst sie mir anfänglich, aber nicht lange, so fanden wir auf demselben Wege, und gingen nun wieder mit einander fort. Doch ist auch davon nicht viel unter uns die Rede gewesen. Jeder arbeitete still für sich, und nur über das Erarbeitete kam es zuweilen zu Eröffnungen, die indeß mehr zu errathen gaben, als vollständig offenbarten.

Der Blick in die Welt hatte nicht bloß die Träume der Jugend zerstört, sondern auch jede selige Ueberzeugung in ihren festesten Stützen erschüttert. Wir haben alles Bange und Trostlose, alles Kalte und Finstre eines hartnäckigen Zweifels erfahren. Aber auch in der größten Verwirrung der Gedanken, auch während der Ver-

ſtand zuweilen völlig unterlag, haben unſre Herzen feſtgehalten an dem Einen, auf dem die Ehre der Menſchheit ruht. Es fing an ſich zu ordnen und helle zu werden, als das Schickſal uns geboth, von einander zu ſcheiden.

In ſehr verſchiedene Lagen wurden wir geſetzt, in ſehr verſchiedene Verhältniſſe und Wirkungskreiſe wurden wir gewieſen, zu ſehr verſchiedenen Beſchäftigungen wurden wir veranlaßt, wie denn hierin unſre Neigungen nie ganz übereinſtimmend geweſen. Menſchen und Begebenheiten ſind zahlreich an uns vorübergegangen, mit uns in Verbindungen getreten, haben auf uns gewirkt, und uns auf vielfache Weiſe angeregt. Die Welt hat unterdeſſen eine neue Geſtalt gewonnen; Stürme ſind daher gezogen, und haben ſich wieder beſänftigt. Der Menſchen Sinn und Thun iſt in mannichfaltigen Aeußerungen an den Tag gekommen.

Wir ſahen uns wieder. Jeder hatte ſich wie-

ter gebildet, jeder war fortgeſchoben worden, keiner war mehr derſelbe; aber jeder fand in dem andern ſich ſelbſt, nicht minder als ehedem, denn jeder war unter dem Einfluſſe der Umſtände ſich ſelbſt treu geblieben. Die Anſichten, die Gemüthsſtimmung, die Ueberzeugungen, die Geiſtesrichtung, die Erwartungen — bey dem Einen, wie bey dem andern. Es dünkte uns, als ob das ſo ſeyn müßte, als ob wir uns immer ſo gekannt hätten. Wir hatten es vorausgeſetzt, und keinen befremdete es, die Sache nun auch ſo anzutreffen. So wurden denn viele Dinge, die uns nahe am Herzen lagen, als etwas längſt Ausgemachtes, flüchtig berührt, und bey Seite geſchoben. Ein Glaube an Wahrheit und Recht und Menſchenwürde und an eine alles mit, oft unerforſchlicher, Weisheit leitende Vorſehung, der freylich weit hinter den Träumen der Jugend ſtand, und manchen tiefen Schmerz und eine dunkle Trauer als herrſchende Stim-

rung in der Seele ließ, doch hinreichte, das Gemüth aufrecht zu erhalten, hatte die Zweifel sich unterworfen. In diesem Glauben fühlten wir uns stark, abgewendet von der Zukunft, ohne frohe und bange Erwartung, die Herzen mit dem erfüllend, was nicht von dieser Welt ist, und auf dieser Welt nie ein Vaterland und die ihm gebührende Ehre finden wird, aber aus dem Weh und der Lust der Welt den unsterblichen Geist mächtig zu sich emporzieht, und allein der tiefsten Sehnsucht genügen, und des Menschen Sinn unwandelbar machen kann, vertrauend einer höhern Gewalt, die auch auf Erden das Gute schützt, erhält und fördert, jeder in seinem Kreise, wie die heilige Pflicht es gebietet, und in den Schranken gesetzlicher Ordnung der Wahrheit zu zeugen, für Recht und Menschenwürde unermüdet, vielleicht auch unbelohnt und ohne sichtbaren Erfolg, bis an unser Ende thätig zu sein.

Auch jetzt waren unſrer Worte wenige, ſchweigend wandelten wir neben einander, heilig-groſſer Empfindungen voll. Tief bewegt lagen wir ſcheidend einander in den Armen, die erſten Thränen unſers Bundes floſſen unaufhaltſam. Da ging jeder ſeinen Weg, als ob er in den Tod ginge.

Wie es geweſen iſt zwiſchen mir und Dir, ſo ſey es immerdar und ewiglich. Die Welt erfahre von uns woran ſie Anſprüche hat, und was ihr frommen kann. Unſern Sinn und unſer Streben, ſo weit ſie in ihr Gebieth fallen, wollen wir unverhohlen und unzweydeutig ihr darſtellen, durch unſre Schuld müſſe niemand an uns irre werden, der von uns etwas erwarten darf. An unſer Geheimes hat die Welt keine Anſprüche, ſie kann davon weder Vortheil noch Schaden erlangen, ſie kann damit nie in Berührung kommen; es bleibe verborgen und treu bewahrt in der Bruſt, und begleite uns

über das Grab zu den Festen der Seligen. Nie weiche von uns der edle Schmerz, in dem kräftig die That sich regt, und dem der Wille gebiethet, ohne ihn zu vertilgen.

Je älter man wird desto weniger kann man aus der Fülle der eignen Empfindung heraus leben, desto mehr bedarf man des Zeichens und der äußern Versicherung. Darum laß uns fortan häufiger Rede mit einander wechseln. Und diese Blätter zeuge einst den Kindern von der Väter Freundschaft, wenn diese aus der Ordnung irdischer Dinge verschwunden sind.

Ende.

Berlin, gedruckt bey Carl Friedrich Amelang.

Von dem Verfasser dieses Buchs erschienen bey H. Büschler in Elberfelde noch folgende Werke, welche durch alle gute Buchhandlungen zu haben sind.

Ehrenberg, Fr., Wahrheit und Dichtung. Ueber unsre Fortdauer nach dem Tode. Leipzig bey Steinacker. 1 Rthlr.

— — Die Veredlung des Menschen, nach ihren Hauptmomenten, Bedingungen und Hülfsmittel. 2 Bände. Leipzig bey Steinacker. 3 Rthlr.

— — Handbuch der Lebensweisheit. Leipzig bey Barth. 2 Bände. 3 Rthlr.

— — Bilder des Lebens, 2 Theile, mit 2 Kupfern. 8. 3 Rthlr. oder 5 Fl. 30 kr.

— — Der Charakter und die Bestimmung des Mannes. Ein Gegenstück zu des Verfassers Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geschlechte. gr. 8. mit einem Kupfer. 1 Rthlr. 20 Gr. oder 3 Fl.

— — Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geschlechte. Zweite verbesserte, zum Theil ganz umgearbeitete Auflage. gr. 8. mit einem Kupfer. 2 Rthlr. oder 3 Fl. 30 kr.

— — Reden über wichtige Gegenstände der höhern Lebenskunst. gr. 8. 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 kr.

Ehrenberg, Euphranor. Ueber die Liebe. Ein Buch für die Freunde eines schönen, gebildeten und glücklichen Lebens. gr. 8. 1r Thl. mit Kupf. 1 Rthlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 45 kr.

— — Desselben Buchs 2r Theil. 1 Rthlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 45 kr.

— — Festpredigten 1 Rthlr. 20 Gr. oder 3 Fl.

— — Handbuch für ästhetische und moralische Bildung. 2 Rthlr. oder 3 Fl. 30 kr.

— — Das Schicksal. 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 kr.

Bei C. F. Amelang in Berlin sind noch nachstehende Werke zu haben.

Chauffour's, des jüngeren, Betrachtungen über die Anwendung des Kaiserlichen Dekrets vom 17ten März 1808, in Betreff der Schuldforderungen der Juden. Aus dem Französischen übersetzt, und mit einer Nachschrift begleitet von Friedrich Buchholz. 8. 1809. Broschirt. 12 Gr.

Duportal, A. E. Anleitung zur Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes der Branntweinbrennerei in Frankreich, so wie der Mittel, die Branntweinbrennerei in allen Ländern zu vervollkommnen: aus dem Französischen übersetzt, so wie mit erläuternden Anmerkungen und Zusätzen, die Verbesserung der deutschen Branntweinbrennereien, der Fabrikation der dessillirten Branntweine, der Liqueure, der Crem's und der Ratafia-Arten betreffend, begleitet vom Geheimen Rath Hermbstädt. Mit 5 Kupfertafeln. gr. 8. 1812. geheftet. 1 Rthlr.

Formey, (Königl. Preuß. Geheimer Rath und Leibarzt) Ueber den gegenwärtigen Zustand der Medicin, in Hinsicht auf die Bildung künftiger Aerzte. 8. 1809. Broschirt. 8 Gr.

Soll in Berlin eine Universität seyn? Ein Vorspiel zur künftigen Untersuchung dieser Frage. 8. 1808. 12 Gr.

Wilmsen, F. P., Die Lehre Jesu Christi in kurzen Sätzen und in Gesängen, für den katechetischen Unterricht. 8. 1811. 6 Gr.

— — Die ersten Verstandes- und Gedächtniß-Uebungen, ein Handbuch für ungeübte Lehrer. 8. 1812.

Das

Volk und ſeine Fürſten,

Volkswesen und Volksſinn.

Reden

von

Friedrich Ehrenberg.

Leipzig, bey Gerhard Fleiſcher d. J.
1815.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Reden

von

Friedrich Ehrenberg.

Vorwort.

Ueber die Bestimmung dieser Reden gibt die Erste derselben die nöthigen Erläuterungen. Sie wünschen mitzuwirken, daß das Herrliche, was in der letzten Zeit unter uns offenbar geworden, bey uns bleibe, nach allen Seiten hin seinen bildenden Einfluß verbreite, und sich immer vollkommener nach der Idee eines vernünftigen Lebens der Menschheit ausgestalte. Bey einigen der hier verhandelten Gegenstände bedurfte es näherer Erörterungen für den Verstand, die sich hier und da mit dem lebendigen Fortschreiten, das die eigentliche Rede charakterisirt, nicht wohl vereinigen ließen; und es gehörte mit zu der Absicht des Verfassers, seine Gedanken von diesen Gegenständen mitzutheilen.

Angehängt ſind, wegen ihres verwandten Inhaltes, drey geiſtliche Reden, welche von dem Verfaſſer zur Feyer wichtiger Ereigniſſe dieſer großen Zeit in Gegenwart des Hofes und der höchſten Militär- und Civil-Behörden, in der Hof- und Domkirche zu Berlin gehalten ſind. Die Letzte derſelben iſt bereits früher im Druck erſchienen (Berlin bey Dieterici). Da ſie aber mit den übrigen gewiſſer Maßen ein Ganzes ausmacht, und wenig in den Buchladen gekommen: ſo hat man für zweckmäßig erachtet, ſie in dieſe Sammlung mit aufzunehmen.

Inhalt.

Seite.

Erſte Rede. Der Menſch, das Volk und die Menſchheit. . . 1
Zweyte Rede. Das Volk und die Fürſten. 28
Dritte Rede. Selbſtſtändigkeit und Freyheit der Völker . . . 65
Vierte Rede. Der Volksgeiſt und Volks-Charakter. 88
Fünfte Rede. Die Ehre der Völker. 118
Sechſte Rede. Der Nationalſtolz. 149
Siebente Rede. Die Verächter ihres Volkes. 176
Achte Rede. Der Völkerhaß. 207
Neunte Rede. Die Religion des Volkes, des Menſchen und der Kirche 231

Anhang.

Seite.

I. Beym Auszuge der vaterländiſchen Krieger 1813. 263
II. Zur Feyer der Siege bey Groß-Beeren, an der Katzbach, bey Kulm und bey Dennewitz. 294
III. Zur Feyer der Siege bey Paris und des Einzuges in dieſe Hauptſtadt. 319

Erſte Rede.

Der Menſch, das Volk und die Menſchheit.

Wenn wir die gegenwärtige Zeit mit hoher Begeiſterung als eine herrliche preiſen, und daß unſer Leben in dieſe Zeit gefallen iſt, zu dem Köſtlichſten und Erfreulichſten zählen, wodurch daſſelbe ausgezeichnet werden könnte: ſo dürfen wir dabey eben ſo ſehr, und wohl mehr noch, den Sinn und Geiſt, die ſich in ihren Ereigniſſen und Thaten ausgedrückt, die Darſtellung, welche in denſelben das Leben der Menſchheit, nach ſeinen großen Verhältniſſen gewonnen, als dieſe Ereigniſſe und Thaten ſelbſt in das Auge faſſen. Wie die Menſchheit ſich im Menſchen und in Völkern offenbaren will, wie der Menſch zu ihr und zu ſeinem Volke ſich halten ſoll, von welchen Geſinnungen der Menſch, der wahrhaftig ein Menſch — das Volk, das wahrhaftig ein Volk — der Fürſt, der wahrhaftig ein Fürſt zu ſeyn begehrt, beſeelt ſeyn

muß, und auf welche Weiſe die einzelnen Völker und Fürſten ſich zu einander zu ſtellen und zu ordnen haben, damit die Idee der Menſchheit in allen ihren Beziehungen realiſirt werde: das hat in den Ereigniſſen und Thaten dieſer Zeit ſo klar und rein und kräftig ſich kund gethan, daß uns, nachdem die koſtbaren Güter, Ehre, Freyheit und Friede, nun wieder errungen ſind, für das Heil der Zukunft, der wir aus der leidensvollen Gegenwart freudig hoffend entgegen blicken, kaum etwas übrig bleibt, als was aus dem Innern der Menſchen ſich von ſelbſt ſo herrlich geſtaltete, feſt zu halten, weiter auszubilden, und in alle beſondern Verhältniſſe des Lebens hinüber zu leiten. Laſſen Sie uns zu dem Ende das Wort des gewaltigen Geiſtes, von dem unſere Zeit getrieben wird, auffaſſen, und ſeine großartigen Andeutungen, in ihrer Uebereinſtimmung mit der Idee eines vernünftigen Lebens der Menſchheit, bey uns zu einem deutlichen Bewußtſeyn zu erheben ſuchen.

Wir betrachten zuerſt und für dies Mahl das Weſen des Volkes, wie daſſelbe durch die Idee der Menſchheit in ihrer Beziehung auf den einzelnen Menſchen beſtimmt wird. Denn

von der Menschheit, in dieser Hinsicht dem höchsten Gedanken, muß jede vernünftige Würdigung menschlicher Dinge ausgehen; und wie alle vernünftigen Triebe zu ihr hinstreben, so muß auch alles in ihr seinen Ort und seine Bestimmung antreffen.

Der Mensch gehört der Menschheit an, und er ist Mensch — nur in wie fern er ihr angehört. Vernünftiger Weise vermag er sich nicht anders zu denken, als in seiner Verbindung mit ihr. Mensch ist er — und in der Menschheit begriffen, ehe er etwas anders ist und seyn kann; und was er außerdem noch ist, das ist er in Kraft seines Menschseyns und in dem durch sein Menschseyn bestimmten Maße. Daher wird ihm die höchste Aufgabe, für die Menschheit, in ihr und durch sie zu leben, der Menschheit alles zu opfern und alle seine Kräfte zu weihen. Bestehen soll er zwar in seiner individuellen Form, so weit diese sich mit der reinen Gestalt der Menschheit vereinigen läßt; aber hingeben soll er an der Menschheit sein persönliches Interesse, und es an, in ihr — nicht als sein eignes, sondern als Interesse der Menschheit — wiederfinden; die Menschheit soll er wollen und lieben in sich und in andern; in der Menschheit soll er denken, fühlen und

handeln, und von ihr empfangen, wodurch er in seiner Individualität fortdauert, genießt und sich bildet. So ringt er sich los von den Fesseln der Selbstsucht, und tritt in das heitere Gebiet der Freyheit und des sittlichen Lebens, er wird Mensch mit Herz und Gemüth, und gewinnt in eben dem Maße sich selbst, nach seinem menschlichen Wesen, nach seinem Höchsten und Besten, als er sich mit seinen persönlichen Trieben und Zwecken an die Menschheit verliert.

Während er nun dabey auf der Einen Seite unaufhörlich in Gefahr geräth, seiner eigenthümlichen Weise und mit ihr seiner Selbstständigkeit und seines Werthes als unterschiedener Theil des Ganzen beraubt zu werden, und all sein Besondres in das Allgemeine verschwinden zu sehen, arbeitet auf der andern unaufhörlich das sinnliche Selbstgefühl, ihn von neuem in den Kreis egoistischer Beschränkung zurück zu ziehen. In dem unermeßlichen Ganzen der Menschheit umschließt ihn enger die Familie, damit sie theils seine Individualität in Schutz nehme, theils seine Verbindung mit der Menschheit vermittle. In der Familie findet der Mensch sich selbst wieder, wenn das Leben im Ganzen und für das

Ganze ihn sich selbst entrissen hat. Seine Art zu seyn, zu denken, zu fühlen und handeln, seine Stimmungen, seine Hoffnungen und Wünsche, seine Leiden und Freuden stellen sich ihm hier unter mannichfaltigen — aber leisern — Modificationen an einer Zahl befreundeter und vereinter Menschen dar, und indem diese sich um ihn sammeln, und in treuer Liebe an ihn anschließen, empfängt er ein neues, veredeltes Gefühl seines persönlichen Daseyns und Werthes. Dagegen knüpft ihn seine Familie auch durch die sanftesten und süßesten Empfindungen, durch eheliche Zärtlichkeit, durch Vater- und Muttergefühl an die Menschheit. Die Familie wird ihm ein, mit frohen Regungen angeschautes, Bild der Menschheit, da er diese selbst sich nur in Gedanken vergegenwärtigen kann. Seine Begeisterung für die Menschheit erzeugt sich aus der Erwärmung, die das Familienleben seinem Herzen mittheilt. Mit stiller Gewalt zieht das Leben in der Familie den Menschen von sich selbst ab, ihn in das selige Reich der Liebe zu geleiten. Durch sein Weib und seine Kinder lernt der Mensch erst ganz fühlen, daß er der Menschheit angehört, wird er erst ganz fähig, der Menschheit zu leben. Die einzelnen Familien bestehen in der Menschheit,

wie der einzelne Mensch in ihr besteht, und finden wie dieser in derselben ihre Bedeutung und Bestimmung. Sie sind, nach ihrem eigenthümlichen Charakter, verschiedene Gestalten der Menschheit. Nur der Familien-Egoismus, von dem der gemeine Familien-Stolz eine Art ist, reißt von der Menschheit sich los; es ist aber auch unmöglich, daß bey ihm ein weises, würdiges und schönes Familienleben bestehe. Ueberall muß der Egoismus weichen, wo Weisheit, echter Menschenadel und die reine Freude gedeihen sollen.

Mittelst seiner Familie berührt die Menschheit den Menschen — jedoch aus so weiter Ferne, daß er nur die Berührung und das Medium fühlen, ihrer selbst aber kaum inne — und noch weniger mit ihr fester vereinigt werden würde, wenn nicht zwischen der Familie und der Menschheit eine neue Vermittelung einträte.

Nähmlich wie Menschen zu Familien, so sammeln sich Familien zu Völkern. Ein Volk wird zunächst nicht aus Individuen, sondern aus Familien, und aus Individuen nur in so fern, als sie Glieder einer Familie sind, gebildet. Darum wo kein Familiensinn — auch kein echter Volks-

inn; wo der Familienverein seine Festigkeit und seine Heiligkeit verloren hat, da hat auch der Volksverein seine Festigkeit und Heiligkeit eingebüßt, und höchstens wird man da das schwache und unsichere Zusammenhalten antreffen, das der Eigennutz und der falsche Nationalstolz hervorbringen, und eine Zeitlang unterhalten. Der in der Mehrzahl der Familien herrschende Geist erhebt sich zum Volksgeiste, und gestaltet als solcher die Denkart und alle Verhältnisse des Volkes, wie zahlreich und gewaltig auch Einzelne ihm entgegen treten, und mit welcher Weisheit und Energie auch die genialsten und kräftigsten Naturen ihn bekämpfen. Die Fehler wie die Tugenden der Familien machen in dem ganzen öffentlichen Leben sich bemerkbar, wie vieles und Wirksames sich ihnen auch anderwärts her widersetze. Alles Große und Herrliche eines Volkes hat seinen Ursprung im Schoße der Familien, und wer unter seinem Volke etwas Bedeutendes, Bleibendes und wahrhaft Preiswürdiges leisten will, der muß zunächst auf die Familien seinen wohlthätigen Einfluß äußern. Niemand kann von ganzem Herzen seinem Volke angehören, der nicht von ganzem Herzen seiner Familie angehört, niemand aus reiner Liebe sich für sein

Vaterland aufopfern, der nicht mit gränzenloſer Aufopferungsluſt ſeiner Familie lebt, für Weib und Kind, Vater und Mutter freudig in den Tod geht. Wir lieben von Natur unſer Volk, weil wir in ihm unſre Familie wiederfinden — wir in der Familie uns ſelbſt — und die ſelbſtſtändige Exiſtenz derſelben geſichert ſehen, weil der Geiſt und Charakter unſrer Familie uns in allen Eigenthümlichkeiten und Einrichtungen des Volkes anſpricht.

Ein Volk im weitern Sinne ſcheidet ſich aus von dem Ganzen der Menſchheit, und wird zu einem für ſich beſtehenden kleinern Ganzen, ohne darum aufzuhören organiſches Glied jenes großen Ganzen zu ſeyn: durch gemeinſchaftliche Abſtammung, durch Uebereinſtimmung in Geiſtesrichtung, Geſinnung und Gemüthsart in Sitte und Sprache.

Das Zuſammentreffen in der Art zu denken, zu fühlen und zu handeln iſt hier das Wichtigſte. Die gemeinſchaftliche Abſtammung gibt ſich zu erkennen und äußert ihre vereinigende Kraft einzig dadurch, daß ſie einen gemeinſamen Charakter hervorbringt. Wenn irgend ein Zufall verſchiedene Völkerſtämme, die an ſich einander fremd ſind, zu Einem

Volke vereinigt, oder Ein Volk einen ihm fremden Stamm in sich aufnimmt: so wird die, nun bald sich bildende, Uebereinstimmung in Geistesrichtung, Gesinnung und Gemüthsart den Mangel der gemeinschaftlichen Abstammung leicht vergessen lassen: und das auf diese Weise erwachsene oder vergrößerte Volk wird nicht minder ein Volk seyn. Der National-Charakter ist es, was ein Volk im weitern Sinne zu Einem Volke macht, und eine Masse von Menschen, die keinen unterscheidenden Charakter hat, obgleich sie dieselbe Sprache redet, und in vielen Stücken dieselbe Weise übt, kann nicht verlangen, Ein Volk zu heißen. Aber selten wird der National-Charakter auch da ganz fehlen, wo man Eine Sprache redet und Eine Weise übt.

Die Geistesrichtung, Gesinnung und Gemüthsart eines Volkes drücken sich aus: zunächst in seiner Sitte, wenn wir mit diesem Worte die Gestalt seines ganzen thätigen Lebens, seine, der Wissenschaft und Bildung gewidmeten Anstalten, seine gesellschaftlichen Einrichtungen, seine Art gesellschaftlich zu leben, auf einander einzuwirken, menschliche und göttliche Dinge anzusehen, zu beurtheilen und zu behandeln, seine Bemühungen auf dem Gebiethe

der Literatur und Kunst und sein kriegerisches Wesen bezeichnen; — vielfältiger aber und vernehmbarer noch in seiner Sprache, da diese sich reicher, bestimmter, bleibender gestaltet, und auf tausend Angelegenheiten des Lebens den entschiedensten Einfluß äußert, welche die Sitte nur leise und aus der Ferne berührt, von den kleinsten Nüancen der Gedanken und Gefühle, die in der Sitte kaum dem geübtesten Auge bemerklich werden, scharfe Eindrücke annimmt. Nicht Sitte und Sprache haben den National-Charakter, sondern dieser hat jene hervorgebracht, aber einmal vorhanden wirken sie vielfältig auf denselben zurück. Durch sie werden die Geistesrichtung, Gesinnung und Gemüthsart des Volkes in ihrer Eigenthümlichkeit erhalten, fortgepflanzt und weiter ausgebildet. An seiner Sitte und Sprache erkennt sich ein Volk. Wo ich die Sitte meines Volkes wahrnehme und seine Sprache höre, da glaube ich auch meines Volkes Sinn, dieselbe Liebe und denselben Haß, dieselbe Trauer und dieselbe Lust voraussetzen zu dürfen. An diese Sitte und Sprache hat das Volk seinen Charakter befestigt; wer ihm eine andere Sitte und Sprache aufdränge, würde damit gewiß eine bedeutende Umgestaltung in seinem Charakter hervorbringen;

ja jede Veränderung in Sitte und Sprache muß auf den National-Charakter ihren Einfluß äußern. Die ausländiſche Weiſe, das ausländiſche Wort, ſeine Bedeutung, ſeine Fügung, ſeine Ausſprache ſind Zeichen, in denen der ausländiſche Sinn ſich kund gethan; ich kann mich ihrer nicht bedienen, ohne mehr oder weniger in dieſen einzugehen, mich an ihn zu gewöhnen und ihn allmählich zu dem meinigen zu machen. Mit der Sitte und Sprache ſeines Volkes empfängt das heranwachſende Geſchlecht nicht bloß die, dem Volke eigenthümlichen Begriffe und Gefühle, die ſich in beyden ausgedrückt haben, die durchaus dieſe Sitte fodern, und nur in dieſer Sprache ſich rein und vollkommen ausdrücken konnten, ſondern auch alle Gemüthseigenthümlichkeiten, die ſich an der Bildung dieſer Sitte und Sprache wirkſam bewieſen. In ſeiner Sitte und Sprache hat das Volk ſeine eigenthümlichen Anſichten, Gedanken, Rührungen, Herzensſtimmungen geoffenbart; und ſo oft ſie in dieſer Sitte und Sprache ihm begegnen, ſtimmen Geiſt und ſein Gemüth zu beſtätigen, wird in ihnen das Eigenthümliche des Volkes ſich ſtärken und weiter entwickeln. Sitte und Sprache ſind nicht die herrlichſten Güter eines Volkes, aber ſie ſind die Zeichen,

die Unterpfänder ſeiner koſtbarſten Beſitzthümer, die Mittel ſich dieſe zu ſichern, die Bedingungen, unter welchen allein ſie unangetaſtet bleiben können. Wir haben daher allerdings Urſache mit groſſer Sorgfalt über unſerer Sitte und Sprache zu wachen, das Ausländiſche, was nur im Geringſten unſre beſſre Volkseigenthümlichkeit bedroht, aus allen Kräften von ihnen fern zu halten, und was etwa Fremdartiges und Entſtellendes in ſie eingedrungen ſein möchte, aus ihnen wegzuſchaffen, wenn wir in Kraft und Wahrheit ein Volk ſeyn wollen.

Noch inniger und vollkommner wird die Vereinigung zu Einem Volke, wo die, welche dieſelbe Sitte haben und dieſelbe Sprache reden, zugleich Ein bürgerliches Ganzes ausmachen. Wo ſie aber in mehrere bürgerliche Vereine ſich theilen, da bildet der bürgerliche Verein ein Volk im engern Sinne.

Der bürgerliche Verein beabſichtigt zunächſt Sicherheit der Rechte. Darauf beruht die zwingende Gewalt, womit er ſich conſtituirt, und jeden nöthigt, ſich dem Geſetze zu unterwerfen, und die Verpflichtungen zu erfüllen, die für ihn aus dem Weſen des Vereines hervorgehen. Die Glieder dieſes

Vereines ſind zuſammengetreten, um jeden Einzelnen im Gebrauche ſeiner Freyheit, ſo weit dieſer ſich mit der Freyheit der Uebrigen verträgt, und im ungeſtörten Beſitze der Güter, ohne welche ſich kein Gebrauch der Freyheit denken läßt, weil ſie entweder die Werkzeuge oder die äußere Sphäre derſelben ausmachen, und deswegen Rechte heißen, zu ſchützen.

Er hat aber nicht bloß die Rechte des Einzelnen gegen Einzelne, ſondern auch die Geſammtrechte aller, das Eigenthum, was der Verein in ſeinen Individuen beſitzt, gegen jeden gewaltſamen Angriff von außen her zu vertheidigen. Das vermag er nun durch eben das, was er beſchützen ſoll, die Beſitzthümer, die körperlichen und geiſtigen Kräfte ſeiner Individuen. Er wird deswegen darauf bedacht ſeyn müſſen, jene auf alle Weiſe zu vermehren, dieſe auf alle Weiſe zu erhöhen, und die Thätigkeit ſeiner Individuen dahin zu leiten, daß durch gemeinſame Anſtrengungen das Ganze für ſich ſelbſt und in ſeinen einzelnen Gliedern reich, ſtark an Körper und Geiſt, groß und geachtet werde. National-Wohlſtand, National-Bildung, National-Tapferkeit, Fortſchritte in Wiſſenſchaft und Kunſt, die zwar das Verdienſt des Einzelnen ſind, aber, vom Ganzen kräftig unter-

ſtütze, dieſem zur Ehre gereichen, und mannichfachen Vortheil bringen, leiſten dem Vereine Bürgſchaft für ſeine Exiſtenz und die Erreichung ſeiner Zwecke, während ſie dem Einzelnen die äußere Sphäre ſeiner Freyheit erweitern, um welcher willen er ſich dem Vereine angeſchloſſen hat. So wird es die zweyte Angelegenheit des bürgerlichen Vereines, den Wohlſtand, die Bildung, die Tapferkeit der Nation, ihre Fortſchritte in Wiſſenſchaft und Kunſt, durch die Richtung, die er den Kräften der Individuen gibt, ſo weit es ohne rechtswidrige Beſchränkung ihrer Freyheit geſchehen kann, zu befördern, und dadurch die Ehre der Nation zu verherrlichen. Er wird hierin aber um ſo glücklicher ſeyn, je mehr er dabey das Nationale im Auge behält, und ſein Eigenthümliches in Fähigkeit und Vermögen zu behaupten und zu entwickeln ſucht.

Jeder Einzelne findet alſo ſein Leben und ſeine wichtigſten Intereſſen abhängig von dem bürgerlichen Vereine, dem er angehört. Er ſetzt ſeine Beſitzthümer mit denen der Uebrigen zu Einem Nacional-Eigenthum — ſeine Kräfte mit denen der Uebrigen zu Einer National-Kraft vereinigt. Die Unfälle, die den Verein betroffen, werden ihn

mit treffen; Vortheile, welche der Verein erlangt, werden ihm mit zu Gute kommen; was sein Volk auszeichnet, dessen wird auch er sich rühmen können, weil er dazu beigetragen hat. So lange er in dem Vereine lebt hat er von demselben Wohlthaten, wichtige Wohlthaten empfangen, die ihn durch Dankbarkeit an denselben fesseln. Die gemeinschaftliche Gesetzgebung, die gemeinschaftliche Verfassung, das gemeinschaftliche Regiment müssen nicht bloß ein neues gemeinschaftliches Interesse am Ganzen, sondern auch eine bedeutende Uebereinstimmung in Gesinnung, Gesinnung und Gemüthsart, einen eigenthümlichen Volkscharakter erzeugen, und, wo sie einen solchen schon antreffen, und aus ihm hervorgegangen sind, ihn noch schärfer ausprägen. Ueberdies darf es je der Verein, um seiner selbst willen, nicht an Anstalten fehlen lassen, welche die Bildung zum edlen Menschheitsleben in nationaler Gestalt zum Zwecke haben, und dadurch die Kraft des Zusammenhaltens vermehren.

Nur in Völkern kann die Menschheit nach allen Seiten sich ausbilden und ihr ganzes, reiches, herrliches Vermögen entwickeln; und es ist die Vernunftbestimmung der Völker, durch ihren eigenthüm-

lichen Charakter die verschiedenen Gestalten auszudrücken, in denen die Menschheit sich darzustellen vermag. Durch das Volk verbinden sich die Familien mit der Menschheit. Das Leben in unserm Volke, für unser Volk, durch unser Volk führt zum Leben in der Menschheit, für die Menschheit, durch die Menschheit. Niemand kann der Menschheit leben, der nicht von ganzem Herzen seinem Volke lebt. Wie das Familienleben zuerst die Fesseln der Selbstsucht löst, so befreyt uns das Volksleben auf der einen Seite von dem Egoismus des Familiensinnes, während es uns auf der andern einen Wirkungskreis in dem grenzenlosen Gebiethe des Menschheitslebens bestimmt, daß unsere Bemühungen sich nicht in das Unbestimmte und Leere verlieren. Der Menschheit vermag man nicht anders anzugehören, als in seinem Volke und von dem Volke aus, und mit denselben Gefühlen und Bestrebungen, womit man seinem Volke angehört. Weltbürgersinn bleibt allerdings das Höchste, wie er das Freyeste und Herrlichste ist; aber es gibt keinen Weltbürgersinn, der nicht durch den Volkssinn bedingt wäre, und aus demselben erwachsen müßte. Ohne Volkssinn fehlt es dem Weltbürger-

sinne entweder an innerem kräftigen Leben, oder an äußerer thätiger Erweisung, bleibt man also entweder auf sich selbst beschränkt, oder irrt unsicher umher in mancherley vielleicht anscheinendem jedoch fruchtlosem Beginnen. Dagegen kann man auch seinem Volke nicht wahrhaft leben, ohne dabey immer die Menschheit im Auge zu haben. Es gibt keinen echten Volkssinn, der nicht vom Weltbürgersinn sein Wesen hätte, und im Weltbürgersinne seinen Ort fände. Der echte Volkssinn ist Weltbürgersinn in einer engern Sphäre und in stärkerer Aeußerung. Von Natur liebt der Mensch sein Volk, weil es sein Volk ist, weil er Gesichtsbildung, Gesinnung und Gemüthsart mit ihm gemein hat, weil er bey demselben sein Recht und sein Gut geschützt findet, weil des Volkes Gesetz, Regiment und Verfassung ihn umschließen; aber die Vernunft fordert, daß er in seinem Volke eine Gestalt der Menschheit liebe, und in dem, was er für sein Volk thun, sich der Menschheit weihe. Durch mein Volk gehöre ich der Welt an, und in dem Besten meines Volkes soll ich das Beste der Welt befördern.

Der echte Volkssinn und der echte Weltbürgersinn können so wenig mit einander in Streit

grauſen, daß ſie vielmehr der Eine nur durch den andern beſtehen können. Aber der egoiſtiſche Volksſinn, aus dem der National-Eigennutz und der National-Dünkel hervorgehen, in dem man ſein Volk, bloß als das ſeinige, über alles hoch hält, und zum Mittelpuncte ſeiner Beſtrebungen macht, der indeß auch in dem Augenblicke verſchwindet, wo der ſtärkere perſönliche Egoismus ſich wider ihn erhebt, kämpft in ſeinem werthloſen und verderblichen Weſen unabläßig gegen den Weltbürgerſinn; und der phantaſtiſche Weltbürgerſinn, der einzig in gutmüthigen Träumen ſich wirkſam beweiſt, erklärt den Volksſinn für ſelbſtſüchtige Beſchränkung.

Wer uns in der Menſchheit das Höchſte erſcheint — dasjenige, wofür die Vernunft unſer ganzes Daſeyn, alle unſre Kräfte und Intereſſen in Anſpruch nimmt: ſo zeigt ſich uns in der Familie das Nächſte, dasjenige, wohin das Herz immer mit ſeiner ſtärkſten und mächtigſten Liebe ſich wendet. In dem Volke vereinigen ſich Familie und Menſchheit, unſer Höchſtes und Nächſtes. Darum muß es unſer angelegentlichſtes Beſtreben ſeyn, mit Sinn und Herz, Geiſt und Gemüth zu leben in unſerm Volke, durch unſer Volk, für unſer Volk im Geiſte dieſer

großen Zeit, die uns auf das dringendste hierzu auffordert.

Die Schmach, die an allem selbstsüchtigen Wesen ewig haftet, hat sich in dieser Zeit allen, und selbst denen, die noch immer nicht von sich selbst lassen mochten, und fortfuhren zuerst sich zu berücksichtigen, fühlbar gemacht — so auch die ewige Ehre des patriotischen Gemeingeistes. Menschen, die sonst keineswegs geheim damit thaten, daß ihnen nichts wichtiger sey als ihr Vortheil, die wohl gar öffentlich dessen sich rühmten, durften nicht mehr wagen, ihre Gesinnungen und Grundsätze offenbar werden zu lassen; sie mußten wenigstens den Schein annehmen, als ob es auch für sie noch etwas Höheres gäbe, oder sie waren genöthigt, sich in die schmutzigen Schlupfwinkel ihres elenden Treibens zu verkriechen; und wer selbst keine Lust hatte, etwas zu leisten, prahlte wenigstens mit den Opfern der andern. Vor der Gefahr für das Ganze — wie verächtlich erschienen uns die, welche allein oder doch am meisten für sich selbst in Sorgen waren! Als von allen Seiten die reichen Gaben hervorströmten, als Tausende ihr letztes, Tausende das kaum und nur mit schmerzlicher Selbstverläugnung zu Entbehrende — auch der Aermste

ſein Scherflein — Tauſende das Liebſte und Beſte dem Vaterlande freudig überlieferten, die Väter und Mütter ihre Söhne, die Bräute und Frauen ihre Geliebten, die Jünglinge und Männer ſich ſelbſt, den fröhlichen Genuß, das bequeme häusliche Daſeyn, den geſunden Körper, das blühende Leben — wie verächtlich da die, welche ſich ängſtlich zurückzogen, oder darauf dachten ſich möglichſt wohlfeil von den Forderungen, die ſie nicht mehr abzuweiſen vermochten, loszukaufen, und es ſich gern gefallen ließen, daß andere die Laſt, — ſo nannte es ihr niedriger Sinn — für ſie mit trugen! Und als nun die Jünglinge und die Männer aufſtanden in ihrer Kraft und in ihrem Muthe, feſt entſchloſſen, das Letzte daran zu ſetzen, und alles von Einem Geiſte beſeelt war, Ein großer Entſchluß in allen Gemüthern wohnte, alle Gedanken, alle Gefühle Einem Ziele zueilten, und jeder nur ſeyn mochte mit dem Ganzen, in dem Ganzen, und jeder ſich unüberwindlich wußte im feſten Anſchließen an das Ganze, und mit dem Glauben der Sieg ſchon in allen Gemüthern lebte; und als nun endlich das große Beginnen glorreich hinausgeführt wurde durch die Völker — o, da fühlte jeder, wie herrlich und herzerhebend es ſey, einem Volke anzugehören, und

was der Mensch vermöge, wenn er einem Volke angehört, wie er erst in einem Volke Mensch ist, und das Würdige und Gewaltige der Menschheit entwickeln und offenbaren kann.

Dieses Gefühl lasset uns bewahren und mitnehmen in die Kreise des weniger glänzenden, aber gewiß nicht weniger verdienstlichen Wirkens. Unserm Volke wollen wir immer mehr uns einfügen, unserm Volke immer mehr uns ausbilden, unsers Volkes Weise immer mehr uns zu eigen machen, in uns selbst und in unsern Verhältnissen zu immer größerer Vollkommenheit führen. Jedes Ruhmes, den unser Volk sich erwirbt oder schon besitzt, und alles Vorzüglichen, was an Talent, Kunst, Wissenschaft und weiser Lebensthätigkeit aus unserm Volke hervorgeht, ohne Rücksicht darauf, wie gering oder wie bedeutend unser Antheil daran sey, neidlos uns freuen, und darin die Sache des Volkes, ohne zu fragen, welcher Glanz dabey auf uns falle, eifrigst fördern. Was an uns etwa Vorzügliches sich finden und durch uns Vorzügliches geworden seyn mag, wollen wir nicht als das Unsrige, sondern als etwas betrachten, worin die Ehre unsers Volkes sich verherrlicht, die in eben dem Maße auf uns ihre Strahlen wirft, in welchem

wir zu ihrer Erhöhung beytragen — stolz nicht darauf, daß wir groß sind, sondern daß unser Volk groß ist — auch durch uns, und in uns seine Würdigen erblickt. Was wir an äußern und innern Gütern, an Fähigkeit und Tüchtigkeit besitzen, das werde auf das treueste verwendet zum Besten unsers Volkes, nicht bloß wo dasselbe dessen im strengsten Sinne bedarf, sondern überall, wo es an sich selbst oder in seinen Individuen dadurch größer, besser, glücklicher seyn kann. In dem Interesse unsers Volkes und durch dasselbe lasset uns das unsrige besorgen, unbekümmert darum, ob auch ein Angemessenes auf uns zurückfallen werde, fest überzeugt, daß wir für unser wahres Wohl nichts Besseres thun können, als was wir mit edler Resignation für unser Volk wirken, und gewiß, daß, indem wir die verhängliche Existenz ihm opfern, wir in ihm ewig sicher und herrlich fortleben, da wir hier eine neue Existenz gewinnen, die unbewegt den Strom der Zeit tief unter sich fluthen sieht.

Aber wie, wenn nun das Volk im weitern Sinne nicht mit dem im engern Sinne zusammenfällt, sondern etwa in mehrere bürgerliche Vereine sich spaltet? Welches soll ich für mein Volk erkennen

— das, welches durch Gemüth, Sprache und Sitte, oder das, welches durch Geſetz, Regiment und Verfaſſung und die daraus ſich ergebenden Züge des Charakters mich zu den Seinigen zählt? Offenbar ſind beyde mein Volk, das letztere aber am meiſten, weil es mich am engſten umſchließt, und am feſteſten an ſich hält, weil ich in das Leben deſſelben am vielfältigſten verflochten bin, weil ich die meiſten Güter mit ihm gemein — und ihm das Meiſte zu verdanken habe. Dieſem alſo ſoll ich auch am meiſten angehören, ihm ſoll ich zunächſt mein Leben weihen, und überall, wo, unglücklicher Weiſe, ſein Intereſſe ſich abſondern möchte von dem Intereſſe der übrigen Vereine, ſeinem Intereſſe ungetheilt ergeben ſeyn, nie aber vergeſſen, daß es mit dieſen Vereinen wieder ein Ganzes bildet, einen gemeinſchaftlichen Grund-Charakter und in ſo vielen Angelegenheiten ein gemeinſchaftliches Intereſſe hat, daß es ſich zu dem größern Ganzen verhält, wie dieſes zur Menſchheit, als Glied zu einem organiſchen Körper, und mit den übrigen beſtimmt iſt, die Idee des größern Ganzen in ihren verſchiedenen Geſtalten auszudrücken. Daher ſoll ich mich beſtreben, den Grund-Charakter des Ganzen mir ſelbſt von dem beſondern Vereine, dem

ich angehöre, zu erhalten, so viel ich kann verhüten, daß das Interesse desselben mit dem Interesse des größern Ganzen in Streit gerathe, dahin wirken, daß der Geist des größern Ganzen ihn durchdringe, und er mit den übrigen die Idee des Ganzen in ihren verschiedenen, nicht einander widersprechenden, sondern wesentlich zu einander gehörenden, einander ergänzenden Formen darstelle, und alles kräftigst unterstützen, was sich dazu eignet, die verschiedenen Vereine auch äußerlich fester in ein Ganzes zu fügen.

Wir sind Deutsche — und dessen wollen wir, bey aller patriotischen Anhänglichkeit an den bürgerlichen Verein, der uns zu den Seinigen zählt, immer eingedenk bleiben. Deutscher Sinn, deutsches Gemüth, deutsche Art und Kunst, deutsche Tugend und Sitte, Wissenschaft und Sprache haben selbst in der Zeit der unnatürlichen Trennung durch fremden Trug und fremde Gewalt nicht aufgehört uns zu vereinigen. Fest haben auch in dieser Zeit alle Bessern im Innern zusammengehalten, und mit brennendem Verlangen den Augenblick erwartet, wo sie ihre Gesinnung würden offenbaren, und sich an die Einverstandenen anschließen können. Ja diese unnatürliche äußere Trennung hat die Kraft des innern Zusam-

menhaltens auf alle Weiſe verſtärken müſſen. Das ganze deutſche Volk hat mit uns die Leiden und Erniedrigungen der letzten Jahre erduldet, und dabey den Ernſt und die Würde, die Ruhe und Beſonnenheit, die Stärke und Feſtigkeit des deutſchen Charakters bewieſen, — in deutſcher Ehre, Treue und Redlichkeit den unſterblichen Ruhm ſeiner Väter behauptet. — Dieſelben Gefühle haben in Norden und Süden die Herzen der Deutſchen erfüllt und begeiſtert; derſelbe Haß und dieſelbe Liebe haben alle Gemüther entflammt. Das deutſche Volk hat ſich erhoben in ſeiner Kraft und in ſeinem Muthe, den übermüthigen Fremdling zu Boden geworfen, das ſchwere Joch zerbrochen, Deutſchlands Freyheit gerettet und Deutſchlands Nahmen herrlich gemacht. Und wenn viele erſt ſpäter hinzutraten, für die deutſche Sache zu kämpfen, nachdem ſie lange wider ihr Volk und Vaterland die Waffen gerichtet, ſo haben wir darüber nicht ſie, ſondern das Mißgeſchick, das über Deutſchland waltete, anzuklagen.

Darum Deutſche wollen wir ſeyn ſammt allem, was in und an uns iſt, und mit unerbittlicher Strenge verfolgen, verſpotten, züchtigen alles ausländiſche Weſen, was ſich unſerm deutſchen Charakter anpreiſen,

anſchmeicheln oder aufdringen möchte, ihn zu zerrütten und zu verderben, nicht müde werden zu eifern, zu arbeiten, zu kämpfen gegen alles, was von dieſer Art noch bey uns anzutreffen iſt, allenthalben geltend machen deutſches Recht, deutſchen Sinn, deutſche Ehre, deutſche Weiſe. In der Geſtalt des bürgerlichen Vereines, dem wir angehören, wollen wir den Geiſt und das Gemüth des Deutſchen ſo rein und vollkommen ausdrücken als wir es vermögen, dahin ſtrebend, daß in jedem Verhältniſſe des öffentlichen und beſondern Lebens eben das Deutſche das Herrſchende werde, mit ungetheilter Kraft in alles eingehen und alles befördern, was dahin abzweckt, die deutſchen Völker zu Einem deutſchen Volk feſter zu verbinden, mit Nachdruck aber beſtreiten, was Zwietracht und Eiferſucht erwecken kann, damit die äußere Spaltung, ſtatt die Gemüther einander zu entfremden, dazu diene, wozu ſie beſtimmt iſt, das eigenthümliche Deutſche nach allen Seiten hin glücklicher auszubilden, und jedem beſondern Vorzuge in ſeinem beſondern Kreiſe eine höhere Vollkommenheit mitzutheilen, als er hierhin und dahin durch das Ganze verſtreut erlangen könnte.

Laſſet uns aber auch nicht vergeſſen, daß wir als

Deutsche der Menschheit leben sollen, und uns verwahren vor dem National-Egoismus, der zwar manches Schimmernde, aber noch nie etwas bleibend Großes und echt Humanes hervorgebracht hat, der die Vernunft, vor der nur das Menschlich-Würdige besteht, und alles Menschliche von dem Wesen der Menschheit seinen Adel empfängt, nicht anders als verurtheilen und für verderblich erklären kann. Nicht vergessen lasset uns, daß ein edles Volksleben aus einem reinen, gebildeten, schönen Familienleben sich entwickeln muß. In der Liebe zu den Unsrigen lasset uns die Liebe zu unserm Volke — in dem Einverständnisse mit und unter den Unsrigen die bürgerliche Eintracht, den bürgerlichen Zusammenhang und den Einen Geist, der alles beseelen soll, fest und sicher begründen, im Schooße unserer Familien die Güter immer reicher erzeugen, die wir dem Schutze unsers Volkes anvertrauen, durch die unser Volk uns theuer wird, jedes Vortreffliche, das unserm Volke zur Zierde gereicht, und all' die Tugenden pflegen, aus denen die wahre Größe, der unvergängliche Ruhm des Volkes hervorgeht.

Zweyte Rede.

Das Volk und die Fürsten.

Wenn die gegenwärtige Zeit reiner und vollkommner denn irgend eine andere die Idee des öffentlichen Lebens in der Wirklichkeit dargestellt hat: so gilt das ganz vorzüglich von der Art, wie in dieser Idee das gegenseitige Verhältniß des Volkes und seiner Fürsten herrlich bezeichnet ist. Nie hat die Welt ein so genaues und lebensvolles Einverständniß zwischen den Fürsten und ihren Völkern, ein so festes gegenseitiges Anschließen, ein so kräftiges Halten an einander, eine so freudige Entschlossenheit alles mit einander gemein zu haben in Glück und Unglück, alles für einander zu thun und zu leiden bis zum Aeußersten wahrgenommen, als wir jetzt mit Rührung und Bewunderung fast in allen Staaten Europa's antreffen.

Wie oft zeigt uns die Geschichte das Interesse der Fürsten und ihrer Völker, nicht bloß von einander getrennt, sondern auch einander feindselig gegenüber gestellt, bald einander argwöhnisch bewachend und belauernd, bald im offenbaren Kampfe mit einander

begriffen. Wir erblicken Fürsten, welche die Geißel ihrer Völker sind — und Völker im Aufstande gegen ihre Fürsten — nicht selten gegen die edelsten. Dieses traurige und schreckliche Uebel drohte in der jüngst verflossenen Zeit sich furchtbarer und verderblicher denn je in der Europäischen Menschheit zu wiederholen. Nur von kurzer Dauer war der Revolutionsschwindel, mit dem das unruhigste aller Völker auch in andern Ländern hier und da einige unruhige Köpfe angesteckt hatte, da das neue System der Völkerbeglückung sich nur über Blutgerüsten und Brandstätten zu erheben vermochte, und Räuberbanden die Herolde des glücklichen Jahrhunderts wurden. So verschwand denn auch bald das Mißtrauen, womit hin und wieder die Fürsten ihre Völker betrachtet — und die harten Maßregeln hörten auf, die einige geglaubt hatten ergreifen zu müssen. Vergebens hatte der letzte und übermüthigste Revolutionsheld alles aufgebothen, was die treulose Arglist vermag, die Fürsten und ihre Völker zu entzweyen. Aber wäre ihm gelungen, was er beabsichtigte — und es fehlte nicht viel daran — die Welt zu erobern, und alle rechtmäßigen Fürsten von ihren Thronen zu vertreiben und dann wäre überall das wahre Verhältniß zwischen

den Fürſten und Völkern aufgelöst worden, an die Stelle der Fürſten wären Vögte und Schergen getreten im ewigen Kampfe mit den unterjochten und gemißhandelten Völkern, bis endlich einmal in allgemeiner Empörung, unter blutigen ſchauervollen Auftritten die alte ewig gültige Ordnung ſich wieder hergeſtellt hätte.

Dahin ſollte es nicht kommen, aus dem Unglück der Zeit ſollten vielmehr jene herrlichen Erſcheinungen hervorgehen. Die Fürſten und ihre Völker ſahen ſich mit derſelben Verachtung behandelt, mit derſelben Frechheit ihre Rechte verſpottet, dieſelben Mißhandlungen hatten ſie erduldet, dieſelben Leiden und Erniedrigungen hatten ſie zu fürchten. Die Fürſten konnten ihre fürſtliche Würde nur durch ihre Völker behaupten, und die Völker konnten der fremden, entehrenden Gewalt ſich nicht anders entziehen, als durch ihre Fürſten. Die Fürſten mußten ihren Thron verlaſſen, wenn ihre Völker ſich nicht um ihn ſammelten, gerüſtet zum Streit; und die Völker ſanken in die tiefſte, ſchimpflichſte, jammervollſte Knechtſchaft, wenn nicht ihre Fürſten ſie zum Kampfe riefen, und ſich an ihre Spitze ſtellten.

Doch es war nicht bloß die gemeinſchaftliche Noth

und das gemeinschaftliche Interesse, was die Fürsten und ihre Volker fester vereinigte als man je sie vereinigt gesehen. Ausgezeichnet edle Fürsten, an denen man das Menschlich-Vortreffliche und das Fürstlich-Erhabene mit gleicher Rührung erblickte, der Stolz und die Freude ihrer Völker saßen auf den Thronen Europa's. Die Gefahr, diese Fürsten zu verlieren, weckte in den Völkern das volle Gefühl der Verehrung und Liebe, womit sie ihren Fürsten immer still ergeben gewesen, und mit demselben einen gränzenlosen Enthusiasmus, die frohe Bereitwilligkeit, alles für sie zu wagen und aufzuopfern. Und die Fürsten erfuhren jetzt erst ganz, mit welcher Liebe und Treue die Völker ihnen anhingen; im glänzendsten Lichte zeigten sich ihnen die Kraft, die Tüchtigkeit, der Hochsinn und jede Tugend ihrer Völker. Solche Völker waren es werth von ihren Fürsten hochgeachtet und innig geliebt zu werden.

Das Unglück der Zeit mußte überdies — und das verdient hier am meisten unsre Aufmerksamkeit — in den Fürsten und Völkern ein deutliches Bewußtseyn ihres wahren, von den Veränderungen der Zeit und dem gemeinschaftlichen Interesse unabhängigen, in der Natur tief begründeten Verhältnisses zu einander hervorbringen. Die Fürsten und

Völker erkannten sich in der Einheit ihres unauflöslichen Zusammenbestehens; die Fürsten wurden inne, daß sie nichts seyen ohne ihr Volk — und die Völker, daß sie nichts seyen ohne ihre angestammten Fürsten. Als man den Völkern die Fremdlinge aufdringen wollte, da waren die Völker freudig gewiß, ewig nur ihren rechtmäßigen Fürsten angehören zu können, und die Fürsten — ewig von ihrem Volke nicht lassen zu können. Die Völker sahen in ihren Fursten sich selbst verspottet, und die Fürsten in dem Elende und der Schmach ihrer Völker sich selbst verhöhnt. Die Fürsten zogen in den Kampf — zunächst nicht fur ihre Thronen, sondern für ihr Volk — von diesem die Knechtschaft abzuwenden, und es als freyes, edles, kräftiges und glückliches Volk zu erhalten; das Volk griff zu den Waffen — zunächst nicht, um den unerträglichen Druck zu entfernen, sondern um seiner Fürsten Existenz und Ehre zu vertheidigen, und nur Ein Gedanke lag ihm in den Worten, die es vor der Stirne trug: für Fürst und Vaterland. Die Fürsten wollten lieber sterben, als ohne ihre Völker leben, und die Völker lieber untergehen, als ihrer Fürsten beraubt werden. Und wenn gestritten wurde für

Freyheit und Recht: ſo war das nicht etwas Verſchiedenes, ſondern es geſchah eben dadurch, daß die Fürſten für ihre Völker und die Völker für ihre Fürſten ſtritten. Die Gedanken der Fürſten waren, ehe ſie noch offenbar geworden, auch die Gedanken ihrer Völker. Die Völker wußten, was ihre Fürſten beſchließen würden, und bereiteten ſich im Stillen zum Kampfe, und erwarteten den fürſtlichen Aufruf. Und die Fürſten wußten, daß es nur ihres Wortes noch bedürfe, um alles in Bewegung zu ſetzen. Was die Fürſten anzuordnen für gut fanden, das war gleichſam aus dem innerſten Gemüth des Volkes herausgedacht, und traf genau mit dem zuſammen, was das Volk und jeder Einzelne in demſelben gewählt haben würde.

So hat das Verhältniß der Fürſten zu ihren Völkern jetzt in der Wirklichkeit herrlich ſich dargeſtellt. Möge es in dieſer Geſtalt und in dieſem Geiſte ferner beſtehen, und ſich immer glücklicher ausbilden! laſſen Sie uns verſuchen noch etwas tiefer in die Natur deſſelben einzudringen.

Die Idee des Fürſten geht hervor aus der Idee eines Volkes im engern Sinne des Wortes, und läßt ſich nur als eine nähere Beſtimmung

der letztern entwickeln und aufhellen. Das Volk ist nicht um des Fürsten willen, sondern der Fürst um des Volkes willen. Er ist Fürst für das Volk und durch das Volk; vom Volke hat er sein fürstliches Ansehen. Dagegen ist das Volk auch nur in seinem Fürsten und durch seinen Fürsten wahrhaft ein Volk. Nur in seinem Fürsten und durch seinen Fürsten vermag das Volk theils die Zwecke zu erreichen, zu welchen es sich vereinigt hat, theils sich als ein Ganzes in seiner nationalen Gestalt geltend zu machen — welches die beyden Hauptangelegenheiten jedes Volkes sind. Daraus ergibt sich die zwiefache Bestimmung des Fürsten: sein Volk zu regieren und sein Volk darzustellen.

Der Fürst hat also erstens die Bestimmung sein Volk zu regieren.

Wie die Kräfte des Einzelnen, wenn die Zwecke des individuellen Lebens — so bedürfen auch die Kräfte des Volkes der vernünftigen Leitung, wenn die Zwecke des gemeinsamen Lebens erreicht werden sollen. So wenig die einzelnen Ge-

dänken in Beſtrebungen des Menſchen von ſelbſt ſich fügen zu Einem Ganzen des Denkens und Handelns: eben ſo wenig werden ohne einen ordnenden Verſtand und ohne einen beſtimmenden Willen die ins Unendliche verſchiedenartigen und oft mit einander ſtreitenden Gedanken und Beſtrebungen eines Volkes auf die Zwecke des gemeinſamen Lebens ſich richten. Dieſer ordnende Verſtand und dieſer, nach der Erkenntniß des Beſten, beſtimmende Wille ſind aber nicht beym Volke, das als Ganzes nur in der Idee vorhanden iſt; und nie wird aus jenen Gedanken und Beſtrebungen von ſelbſt ein gemeinſamer Verſtand und ein gemeinſamer Wille ſich bilden, höchſtens mag daraus die Tendenz zu einem gemeinſamen Verſtande und Willen entſpringen. Der gemeinſame Verſtand und Wille müſſen über jenen Gedanken und Beſtrebungen ſtehen, um ſie beherrſchen zu können, und ein ſelbſtſtändiges Anſehen haben, wie im einzelnen Menſchen der Geiſt wacht mit ſelbſtſtändiger Kraft. Das Volk kann ſich nicht ſelbſt regieren, weil es aus Individuen beſteht, und nie im ſtrengſten Sinn des Wortes eine Einheit iſt. Die Irrthümer der Beſchränktheit und die Intereſſen der Individualität, der Familien, der

Stände und des Parteygeiſtes würden ſich überall ſuchen geltend zu machen, und ſtatt der gemeinſamen Einſicht und des gemeinſamen Willens würde in den meiſten Fällen irgend eine mächtige Privat-Meynung, ein überwiegender Privat-Wille durchgeſetzt werden, wenn das Volk ſich ſelbſt regieren ſollte. Um ſich ſelbſt regieren zu können, müßte das Volk ganz und in jeder Hinſicht Individuum werden, was es aber allein dadurch werden kann, daß es ſich Einem unterwirft. Aus jener Tendenz alſo zu einem gemeinſamen Verſtande und Willen ſammelt ſich das Volk um ſeinen Fürſten, und erkennt in ihm die Seele des Ganzen. Der Fürſt iſt das Selbſtbewußtſeyn ſeines Volkes, in welchem die verſchiedenen Meynungen und Intereſſen des Volkes ſich ausgleichen zu einem gemeinſamen Verſtande und zu einem wahrhaft gemeinſamen Willen, da er ſelbſt nicht als Individuum zum Volke gehört, auch nicht als Individuum dem Volke gegenüber ſteht, ſondern das Volk in ihm als Individuum ſich darſtellt.

Des Volkes Recht und Anſehen geht demnach über auf den Fürſten. Das Volk, als Volk, iſt nur im Fürſten vorhanden, wie die Gedanken im Bewußtſeyn, aber der Fürſt auch nur im Volke,

wie das Bewußtſeyn ohne Gedanken eine leere Form wären. Der Fürſt darf ſich eben ſo wenig vom Volke abſondern und ihm entgegenſtellen, als das Volk von ſeinem Fürſten abfallen oder ſich wider ihn erheben darf. Der Geiſt und die Gedanken können nicht anders als in ihrer Vereinigung beſtehen. Das Volk iſt dem Fürſten von Rechts wegen unterthan — die Gedanken dem Geiſte, die Begierde dem erleuchteten Willen —; aber auch nur deßwegen, weil das Volk im Fürſten den gemeinſamen Verſtand und Willen erkennt, der auf alle Weiſe das Intereſſe des Ganzen befördern ſoll.

Die erſte Forderung, die an den Fürſten ergeht, iſt: daß er ungetheilt ſeinem Volke lebe, und nicht allein kein, von dem Intereſſe des Volkes verſchiedenes Intereſſe habe, ſondern auch in dem Intereſſe ſeines Volkes ſein höchſtes eignes Intereſſe finde, das Seinige bloß in ſofern beabſichtigend, als es ſich von den Zwecken des gemeinſamen Lebens nicht trennen läßt — und einzig um dieſer Zwecke willen. Es iſt etwas Herrlich-Großes ein Fürſt ſeyn, weil man es nicht wahrhaft ſeyn kann, ohne ſich in jedem Augenblicke, mit jedem Wunſche, mit jeder That und Sorge dem Ganzen aufzuopfern, und ſein individuelles Leben völlig an das

Ganze zu verlieren, während der Einzelne, mit welcher Anstrengung und Entsagung er auch, dem Befehle, der Pflicht getreu, dem Ganzen sich weihe, doch immer in seinem individuellen Daseyn wurzelt und eine individuelle Selbstständigkeit behält. Selbstverläugnung ist die erste Tugend und zugleich die glänzendste Ehre des Fürsten, und niemand vermag Selbstverläugnung zu beweisen, wie der Fürst sie zu beweisen vermag, dessen Leben eine unaufhörlich sich wiederholende That der Selbstverläugnung ist. Daher wage es keiner, den Stand des Fürsten als etwas Beneidenswerthes zu preisen, der nicht den Muth hat, fürstliche Verläugnung zu üben, und in der Verläugnung das Erhabenste und Seligste der Menschheit zu erkennen. Das fürstliche Herz allein macht den Fürsten seines Nahmens werth — obgleich er auch, wenn dieses Herz ihm fehlt, das äußerliche Recht des Fürsten behält, da niemand unter dem Volke sein Richter seyn kann — und freudig wird das Volk dem nur huldigen, der das fürstliche Herz hat, ihm aber eine gränzenlose Anhänglichkeit beweisen.

Demnächst wird vom Fürsten gefordert: daß er im Gesetze und der Vollstreckung desselben den gemeinsamen Willen — und in den Be-

ſchlüſſen, die er zur Realiſirung des Geſetzes oder zur Beförderung der Zwecke des gemeinſamen Lebens faßt, den gemeinſamen Verſtand unverfälſcht und vollſtändig ausdrücke. Das Geſetz ſey ſo beſchaffen, als wenn das Volk, was es freylich bey dem Einfluſſe der Leidenſchaften nicht vermochte, es ſich ſelbſt gegeben hätte, und jeder Beſchluß ſo eingerichtet, als ob er von einem, in allen ſeinen Individuen erleuchteten und uneigennützig nur das Wohl des Ganzen erſtrebenden Volke ausgegangen wäre. So geſellen ſich zur Selbſtverläugnung, als vornehmſte Tugenden des Fürſten, Gerechtigkeit und Weisheit.

Keiner im Volke ſoll ſich rühmen dürfen gerechter zu ſeyn als der Fürſt. Gerecht ſoll der Fürſt ſeyn im ſtrengſten Sinne des Wortes, und kein Wort, keine That in ſeinem Leben angetroffen werden, die nicht allen Forderungen der Gerechtigkeit Genüge leiſteten. Nicht in demſelben Maße kann von dem Fürſten die Weisheit verlangt werden, da die Weisheit zu einem bedeutenden Theile von den Gaben der Natur abhängt und keinem Sterblichen vergönnt ward, in der Weisheit das Höchſte zu erreichen. Wohl aber kann von ihm verlangt

werden, daß er ſeinen Geiſt erleuchtet habe mit den Gedanken der Weiſen, beſonders derer, die ſeinem Volke angehören, daß er die Weiſeſten ſeines Volkes kenne, und ſie um ſich verſammle, und fähig ſey, ihre Rathſchläge zu prüfen. So werden ſeine Beſchlüſſe, wenn nicht immer das Beſte enthalten, doch immer der Ausdruck des gemeinſamen Verſtandes ſeyn.

Endlich muß das Volk von ſeinem Fürſten erwarten: daß ſeine Geſetze und Beſchlüſſe nicht bloß das Intereſſe eines bürgerlich-gemeinſamen Lebens überhaupt, ſondern auch das Intereſſe dieſes Volkes, in ſeiner unterſcheidenden Nationalität, im Auge haben: denn das Volk will gerade als dieſes Volk unter ſeinen Fürſten ſich weiter bilden. Wie die Herrſchaft der Vernunft im Menſchen keinesweges den individuellen Charakter durch das allgemeine Menſchliche zerſtören, ſondern dieſes in jenem darſtellen, und ihn ſo ſeiner menſchlichen und ſeiner individuellen Beſtimmung zugleich entgegen führen ſoll; ſo ſoll auch die Herrſchaft des Fürſten im Volke keinesweges den eigenthümlichen Volkscharakter durch das allgemeine Geſetzliche vertilgen, oder neben demſelben verſäumen, ſondern dahin ſtreben, daß dieſes in jenem, der Natur deſſelben angemeſſen, ſich offen-

bare, und ſo der eigenthümliche Volkscharakter in ſeinem Vorzüglichſten ſich ohne Aufhören immer mehr vervollkommne. Der ordnende Verſtand und der geſetzlich beſtimmende Wille des Ganzen können freylich, wie wir ſchon bemerkt haben, nicht aus den einzelnen Gedanken und Beſtrebungen des Volkes wirklich hervorgehen; aber ſie ſollen dem, was dieſen Gedanken und Beſtrebungen zum Grunde liegt, genau ſich anſchließen, und ſo geſtaltet ſeyn, als ob ſie aus denſelben hervorgegangen wären, damit ſie in jeder Hinſicht das Gemeinſame darſtellen. Das vollkommen gerechte Geſetz iſt ein National-Geſetz, mit beſtimmt durch des Volkes Geiſt, Gemüth, Sitte, Lage und Geſchichte, ausgedrückt in des Volkes Sprache. Der wahrhaft weiſe Beſchluß iſt ein National-Beſchluß, berechnet auf des Volkes Bedürfniß, abgefaßt in des Volkes Geiſt und gegründet in des Volkes eigenthümlicher Anſicht und Denkart.

Darum iſt noch eine weſentliche Forderung an den Fürſten, daß er ſein Volk in der Eigenthümlichkeit deſſelben verſtehe und liebe. Ohne ſein Volk zu verſtehen in der herrſchenden Stimmung, in den Kräften, Meynungen, Wünſchen, Beſtrebungen, An-

lagen, Fertigkeiten, Sitten und Gebräuchen, gesellschaftlichen und häuslichen Einrichtungen, den Irrthümern und ausgebildeten Einsichten, den Fehlern und Tugenden desselben vermag der Fürst nicht einmal das Interesse des bürgerlich gemeinsamen Lebens überhaupt zu besorgen, da er nicht weiß, wie auf das Volk mit Erfolg gewirkt werden kann, noch vielweniger aber das nationale Interesse und die nationale Vollkommenheit zu befördern. Wie könnte der die Seele des Ganzen seyn, dem nicht von der Beschaffenheit dieses Ganzen das deutlichste Bewußtseyn beywohnt! Ein Fürst, der sein Volk nicht in der Eigenthümlichkeit desselben liebt, kann auch nicht mit Kraft in das Leben dieses Volkes eingreifen, dessen Idee er nicht im Stande ist sich anzueignen. Mit dem besten Willen und den eifrigsten Anstrengungen wird er überall nur Mattes und Lebloses oder Verkehrtes und Verderbliches hervorbringen, unaufhörlich im Kampfe mit dem ihm verhaßten und ihm widerstrebenden Geiste des Volkes, nirgends erfreut und nirgends Erfreuliches stiftend, und selbst noch mehr zu beklagen seyn, als das Volk auf dessen Thron sein böses Schicksal ihn gesetzt hat. Wer ein Volk nicht zu lieben vermag, sollte selbst darauf Ver-

zicht leiſten, dieſes Volkes Fürſt zu ſeyn; im niedrigſten Stande und in der tiefſten Verborgenheit würde er nützlicher und glücklicher ſeine Tage verleben. Sein Volk ganz verſtehen und lieben kann aber der Fürſt nur dann, wenn er in dieſem Volke geboren und aufgewachſen, in dem Geiſte und Charakter, der Sprache und Sitte dieſes Volkes erzogen, von Jugend auf umgeben von Einrichtungen, Thaten und Werken, in denen der Sinn des Volkes ſich ausprägte, nicht allein durch lange Erfahrung mit jeder Eigenthümlichkeit deſſelben in Weiſe und Gemüth, Denkart und Geſinnung vertraut geworden, ſondern auch jede ſchöne Eigenthümlichkeit deſſelben in Weiſe und Gemüth, Denkart und Geſinnung an ſich ſelbſt findet, und ſo ein, in allen Theilen aufgehelltes Bild von der geiſtigen Geſtalt des Volkes in ſeinem Innern trägt, daß dieſe Geſtalt ihm unter allem das deutlichſte und gegenwärtigſte iſt, jeden Vorzug ſeines Volkes kennt und zu ſchätzen weiß, und um ſo höher hält, da er darin das ihm am meiſten Verwandte erblickt, der ſein Volk ſchon deßwegen liebt, weil er immer ihm angehört hat in den zarteſten, mächtigſten und heiligſten Gefühlen. Wurde er überdies auch für dieſes Volk geboren, hat er, im Bewußtſeyn

ſeiner erhabenen Beſtimmung, ſich ſchon frühe bemüht, ſein Volk zu ergründen und ſich für daſſelbe zu bilden, hat das Volk ihm ſchon frühe rührende Beweiſe von Ehrfurcht und Liebe gegeben: dann kann kein anderer ſein Volk verſtehen und lieben, wie es von ihm verſtanden und geliebt wird, und keinem andern kann das Volk mit dieſer gränzenloſen Anhänglichkeit ſich weihen, und ſo unbedingt und völlig ſich anvertrauen.

Schwerlich wird der Fremdling, der einem Volke zum Fürſten ſich aufdrang oder aufdringen ließ, je dieſes Volk nur einigermaßen verſtehen und lieben lernen; das Erſte nicht, weil es ihm ſowohl an Geneigtheit dazu, als an Sinn und reiner Empfänglichkeit für das Eigenthümliche des Volkes fehlt; das andre nicht, weil es nicht wahrhaft ſein Volk iſt, und viele Eigenthümlichkeiten deſſelben ihm nicht anders als mißfällig ſeyn können, weil er, bekannt mit dem Widerwillen des Volkes gegen ihn, es immer mit Blicken des Argwohns betrachten muß. Er wird dem Volke ſelbſt, unwillkührlich, die Denkart und das Gemüth, die Sitte und Weiſe des Volkes, von dem er abſtammt, anzuzwingen ſuchen. Er wird überall Einrichtungen treffen, die mit dem Geiſte

des Volkes im Widerspruch stehen, und, ohne daß es ihm mit seinem Beginnen gelänge, allenthalben Verwirrung anrichten, in Kurzem den ganzen Haß des Volkes auf sich laden, und auf keine Art seiner Existenz bey demselben froh werden. Wäre das aber auch nicht: so wird er doch nie des Volkes Vertrauen und Zuneigung gewinnen; nie wird das Volk ihm wahrhaft angehören, und mit ihm Eins werden; nie wird er unter diesem Volke im vollen Sinne des Wortes als Fürst sich erweisen. Der Fremdling, der mit Gewalt über ein Volk, dessen Sprache er nicht einmal redet, wider des Volkes Willen, die Herrschaft führt, frevelt gegen die ewige Ordnung der Dinge. Die Geschichte unsrer Zeit hat dies in das hellste Licht gestellt, und ein schreckliches Gericht gehalten über dieses strafbare Beginnen — den künftigen Zeiten zur Warnung, daß keiner ferner es wagt, den heiligen Gesetzen der Natur Hohn zu sprechen.

Wohl mag der Fremde eines Volkes Fürst seyn, wenn des Volkes freye Wahl ihn auf den Thron gerufen, und dieser dem Rufe folgt, weil er das Volk achtet und liebt, und sich fähig und bereit fühlt, ihm alles aufzuopfern, was sich nicht mit dem Interesse und der Eigenthümlichkeit desselben verträgt,

wenn er ſich nun aus allen Kräften bemühe, mit dem Verſtande, dem Herzen und der That in des Eigenthümliche dieſes Volkes einzudringen, und ſich ihm auf alle Weiſe anzuſchließen, jede Spur davon an ſich zu vertilgen — ja ſelbſt zu vergeſſen, daß er je einem andern Volke angehörte. Aber auch dieſer wird nimmer ſo ganz mit dem Volke Eins werden, und ſo vollkommen als Fürſt ſich erweiſen, wie der, welcher in dieſem Volke und für dieſes Volk zum Fürſten geboren wurde.

Ein Volk kann, als Volk, nur beſtehen im Verhältniſſe zu ſeinem rechtmäßigen Fürſten, wie wir daſſelbe begründet in dem Bedürfniſſe eines gemeinſamen Verſtandes und Willens von dem höchſten Zwecke des gemeinſamen Lebens erkannt haben. Darum ſoll nun auch das Volk ſich ſtäts in dieſem Verhältniſſe betrachten und daſſelbe freudig *ehren*, in der Geſinnung und mit der That.

Dem Fürſten hat das Volk die Leitung ſeiner gemeinſamen Angelegenheiten übertragen; und dem Volke liegt ob, in allem, was die Leitung der gemeinſamen Angelegenheiten betrifft, ſich dem Fürſten unbedingt zu unterwerfen, dem Geſetze zu gehorchen, und ſich in alle Beſchlüſſe des Fürſten zu fügen, ſelbſt

dann, wenn der Fürſt nicht iſt, was er ſeyn ſoll, die Einheit des Ganzen, ſondern despotiſch ſich dem Ganzen entgegenſtellt, wenn das Geſetz nicht den gemeinſamen Willen — die Beſchlüſſe nicht die gemeinſame Erkenntniß wahrhaft ausdrücken, oder wohl gar mit derſelben im Widerſpruche ſind, worüber dem Volke kein Urtheil zuſtehen kann. Denn das Volk iſt in allem, was die Leitung der gemeinſamen Angelegenheiten betrifft, dem Fürſten gegenüber, nicht mehr Volk, ſondern eine Anzahl von Individuen; das Volk als Ganzes exiſtirt hier allein noch im Fürſten. Des Fürſten Wille muß immer als der gemeinſame — und jede Widerſetzlichkeit gegen den Fürſten als Aufſtand im Volke gegen das Volk angeſehen werden, wenn auch alle Individuen, die das Volk ausmachen, ſich darin vereinigten. Anders verhält es ſich freylich, wo die Conſtitution dem Volke oder einer Repräſentation deſſelben einen gewiſſen Einfluß auf die Regierung zuſichert. Da hat das Volk einen Theil der fürſtlichen Gewalt ſich ſelbſt vorbehalten, und ſo weit ſein conſtitutionsmäßiger Einfluß reicht, iſt es ſelbſt Fürſt, handelt es mit fürſtlichem Anſehen, und ſteht zwar in gewiſſer Hinſicht dem Fürſten, dieſen beſchränkend, gegenüber, aber nicht als

eine Zahl von Individuen, sondern als Ganzes — und dann auch wieder mit dem Fürsten allen Individuen, die das Volk ausmachen, wobey von selbst erhellet, daß es sich gegen den wirklichen Fürsten nichts erlauben darf, was ihm nicht durch die Constitution gestattet ist.

Durch seinen Fürsten will das Volk groß und glücklich werden; deßwegen soll das Volk nicht bloß sich dem Fürsten unbedingt unterwerfen, sondern auch sich fest an ihn anschließen, sich treu zu ihm halten mit allem, was er besitzt und vermag, dem Interesse des Fürsten das eigne willig aufopfern, und mit ganzer Seele leben im Geiste des Fürsten, unablässig bemüht, immer tiefer in seine Gedanken, Absichten und Beschließungen einzudringen, des Fürsten Sinn immer besser zu verstehen, und immer mehr all' sein Denken, Fühlen, Wirken mit demselben in Uebereinstimmung zu setzen, auch das Nichtbefohlne zu thun, sobald man gewiß seyn kann, daß es zur Zufriedenheit des Fürsten geschehen werde.

Sich unterwerfen und anschließen dem Fürsten soll das Volk selbst da, wo es kein Vertrauen fassen kann. Das ist die Seelenstärke und Selbstverläugnung, wodurch die Völker mächtig und

herrlich ſind, das ſichert ihnen, in dieſem ungünſtigen Verhältniſſe, ein Glück, eine Größe und einen Glanz, die beneidet zu werden verdienen, wie es die Einheit beſchützt, und ihnen bewahrt und erhöht die Kraft des Gemüthes und die Erhabenheit der Geſinnung. Zweyfach werden ſie es um ſo beſſer vermögen, mit je größerem Vertrauen ſie auf ihre Fürſten hinblicken. Eine der erſten Angelegenheiten des Fürſten iſt: ſich das Vertrauen des Volkes zu erwerben, und Eine der erſten Angelegenheiten des Volkes: Vertrauen gegen ſeinen Fürſten in ſich zu wecken, zu nähren und zu befeſtigen. Kann das Volk kein völliges Vertrauen zu ſeinem Fürſten faſſen: ſo ſoll es wenigſtens dem Mißtrauen wehren, und ſich hüten, die Maßregeln der Regierung mit den Augen des grübelnden Argwohns zu betrachten. In ihrem Vertrauen zeigt ſich die Großherzigkeit der Völker, wie in dem lauernden Mißtrauen, womit ſie die Schritte der Regierung beobachten, immer ein verächtlicher Sinn und Mangel an Energie ſich an den Tag legen. Das großherzige Volk vertraut ſeinem Fürſten, ſo lange dieſer ſich nicht des Vertrauens völlig unwerth bewieſen, wie ſehr auch der Schein wider ihn ſey, und im ſchlimm-

ſten Falle fühlt es ſich verpflichtet zu gehorchen und ſich anzuſchließen.

Iſt der Fürſt, was er ſeyn ſoll, in Selbſtverläugnung, Gerechtigkeit und Weisheit, verſteht und liebt er ſein Volk: dann wird auch leicht das Volk ihm vertrauen und ſich ihm ungetheilt hingeben in gränzenloſer Liebe. Nur auf der höchſten Stufe des moraliſchen Verderbens konnte ein verwildertes, entmenſchtes Volk von ſeinem Fürſten ſich losſagen, oder gar wider ihn aufſtehen. Unvertilgbare Schande haftet an den Völkern, die ſich wider gute Fürſten empörten, mit dem tiefſten Abſcheu wird die Geſchichte zu ewigen Zeiten ihre, durch empörende Gräuel jeder Art befleckte Nahmen nennen.

Da iſt der vollkommne Zuſtand der Dinge, wo Fürſten und Völker nicht bloß in ihren Geſinnungen, ſondern auch in ihren Gedanken ſich begegnen, daß das Volk nichts wünſcht und will, was nicht auch von den Fürſten beſchloſſen wird, und die Fürſten keine Maßregel ergreifen, von der ſie nicht gewiß ſind, ſie werde die allgemeine Zuſtimmung des Volkes finden, ſie habe ſich ſchon in den Gemüthern des Volkes vorbereitet, bemerklich gemacht, angekündigt, ehe ſie ausgeſprochen wurde, und überall ſich offenbart der gleiche Sinn, das

gliche Gemisch, der unzertrennliche Zusammenhang, das feste Bestehen und Beharren in Einem.

Kein Volk, das sich nicht gemeinen gewichtigen Sitze, seine gemeinsamen Rechte und Besitzthümer, ja sogar seine National-Existenz gegen gemeinsame Angriffe von aussen zu vertheidigen. Dies kann ein Volk aber nicht anders, als es die Zwecke seines gemeinsamen Lebens zu erreichen sucht, nämlich durch seine Gesammt-Kraft, unter der Leitung des Fürsten. Die Regierung, das Organ des gemeinsamen Willens, hat für die äussere, wie für die innere Sicherheit des Volkes Sorge zu tragen, da das Volk ohne jene nicht im Stande wäre, sich dieser zu erfreuen — und das Volk alles zu leisten, was die Regierung in dieser Absicht von ihm fordert. Die Mittel des Widerstandes sind beym Volke, die Regierung wählt sie aus und wendet sie an, das Volk bringt das, was an Gut und Kraft von ihm verlangt wird, und fügt sich den Anordnungen, welche die Regierung zu treffen für zweckmässig erachtet. Der Fürst, des Volkes Haupt, ist zugleich sein oberster Feldherr, und ihm liegt ob, nicht bloß sein Volk zum Streite zu rufen, und die Art, wie er geführt werden soll, zu bestimmen, sondern auch sein Volk um sich zu versammeln, und vor ihm herge-

ziehen in den Kampf, und überall an seiner Spitze zu stehen, und es zu begeistern durch seine Gegenwart, es zu ermuntern durch sein Wort, mit ihm zu theilen jede Beschwerde, Noth und Gefahr, und willig sein Leben zu wagen für das Volk, außer wo von diesem Leben die freye und selbstständige National-Existenz des Volkes abhängt, denn da ist es heilige Pflicht, dasselbe nicht in Gefahr zu setzen. Dem Volke aber liegt ob, freudig dem Rufe des Fürsten zu folgen, für des Fürsten Recht und Ehre, die sein eignes Recht und seine eigne Ehre sind, heldenmüthig zu kämpfen, des Fürsten kostbares Leben, wie eine feste Mauer ihn umringend, in der Gefahr zu beschützen, mit Dahingebung des eignen, im Blick auf den Fürsten verachtend Mühseligkeit und Entbehrung, Wunden und Tod. So sollen Fürst und Volk Eins seyn im Leben und im Sterben.

Die zweyte Bestimmung des Fürsten ist: sein Volk darzustellen.

Das Volk nähmlich, in seinem Fürsten gleichsam begriffen und mit ihm Eins in allem, was die gemeinsamen Angelegenheit betrifft, bleibt doch außer

demſelben und von ihm verſchieden in allem, was zum Privat-Leben gehört und wenigſtens für jetzt nicht zur Erreichung des gemeinſamen Zweckes in Anſpruch genommen werden kann, was alſo außer der Sphäre des gemeinſamen Verſtandes und Willens liegt, wie die phyſiſchen und moraliſchen Kräfte, der Reichthum, die Fähigkeiten, die Einſichten und Geſchicklichkeiten der Individuen, in wie fern die Anwendung davon ihnen ſelbſt überlaſſen iſt, ferner der Fleiß, die Betriebſamkeit derſelben, die Richtung ihrer Thätigkeit, in wie fern es dabey zunächſt auf das beſondere Intereſſe der Einzelnen abgeſehen iſt, ihre Tugenden und Sitten, was ſie im Gebiethe der Wiſſenſchaft und Kunſt hervorgebracht, was ſie im geſelligen und häuslichen Leben eingerichtet haben. Dies alles hat, ungeachtet ſeiner nächſten privaten Beſtimmung, ſeine hohe Bedeutung und Wichtigkeit für das Ganze. Es offenbart ſich darin des Volkes Geiſt und Charakter; es gründet ſich darauf des Volkes Nationalität; es beſteht darin die National-Kraft, der National-Reichthum, die National-Bildung, die National-Tugend, die National-Induſtrie, das nationale Streben, die nationale Weiſe; es geht daraus

hervor die National-Größe und der National-Ruhm. Der Nation gehören in gewissem Sinne die Werke der Kunst und Literatur an, die unter ihr erzeugt worden sind, wie sie ja auch mehr oder weniger unter dem Einflusse des nationalen Wesens sich gestaltet haben. In diesem allen erkennt das Volk sich selbst, seinen Werth und seine Trefflichkeit; durch dieses alles sichert es sich die Achtung anderer Völker; von diesem allen kann es, sobald es nöthig wird, zur Erreichung seiner gemeinsamen Zwecke Gebrauch machen.

Die Ehre seines nationalen Wesens und seiner nationalen Ehre aber muß das Volk an etwas sichtbares befestigen, damit sie ihm selbst immer gegenwärtig bleibe, und auch andern vernehmbar werde. Das Volk bedarf der Repräsentation in seinem eigenthümlichen Vermögen und in seiner eigenthümlichen Größe, um sich selbst zu fühlen und zu ehren, wie es sich gebührt, und sich bey den andern Völkern das Ansehen zu verschaffen, das zur Erhaltung seiner National-Existenz nöthig ist. Eine solche Repräsentation bewahret das Volk, daß es nicht, sich selbst vergessend, und gering haltend, unter sich selbst herabsinke, sie

erhöht in ihm das Bewußtſeyn ſeines Zuſammenhanges, ſie gibt ihm den kräftigſten Antrieb zum nationalen Weiterſtreben, und ſichert ihm einen Rang unter den Völkern. Niemand aber kann ein Volk repräſentiren als ſein Fürſt und die der Fürſt in dieſer Hinſicht ſich zugeſellt, indem er ihnen zur Mitrepräſentation fürſtliche Würde oder doch fürſtliche Auszeichnung verleiht.

In Anſehung der National-Kraft und des National-Reichthums verſteht es ſich von ſelbſt, daß der Fürſt ſie repräſentire, da er ja über dieſelbe zur Beförderung des gemeinſamen Zweckes zu gebiethen hat, und ſie ihm in ſofern unterworfen ſind, als ſie zur Erreichung dieſes Zweckes angewendet werden müſſen.

Die National-Kraft repräſentirt er theils durch ſeine Perſon, als des Volkes Haupt, und die Macht, die er in einzelnen Fällen zur Vollſtreckung des Geſetzes und zur Vertheidigung ſeines Volkes wirklich ausübt, theils durch das ſtehende Heer, in dem das Herrlichſte dieſer Kraft ſich verſammelt, das hiervon die äußern Zeichen an ſich trägt, und jederzeit fähig und bereit iſt, die fürſtlichen Befehle zur Wirklichkeit zu bringen. So

bedarf denn das Volk eines geübten und tapfern ſtehenden Heeres — nicht bloß um durch daſſelbe ſeine innere Ordnung zu erhalten und dem fremden Angriffe mit Gewalt Widerſtand zu leiſten, oder um ſich an daſſelbe anſchließen und durch daſſelbe organiſiren zu können, wo es ſeine Geſammtkraft aufbiethen ſoll, ſondern auch, damit es in demſelben ſeiner Stärke inne werde, damit es auf daſſelbe hinblickend einer freudigen Zuverſicht lebe, auf daſſelbe hinweiſend allenthalben Achtung für ſeine Geſammtkraft einflöße. Auf die Größe, die kriegeriſche Bildung, die würdige Haltung, die Tapferkeit, das Ehrgefühl und die hohen Geſinnungen ſeines Heeres kann und ſoll das Volk ſtolz ſeyn — vorausgeſetzt daß es ſelbſt von dem Geiſte dieſes Heeres beſeelt ſey, und in dieſem Heere ſein eignes Vermögen erkenne — durch daſſelbe aber auch ſich zu allen Anſtrengungen, die von ihm verlangt werden, begeiſtert fühlen. Darum hat der Fürſt das Heer mit ſich in nähere Beziehung zu ſtellen, ſich öffentlich als des Heeres Oberſten zu zeigen, und wenigſtens einen Schimmer ſeiner fürſtlichen Glorie auf daſſelbe fallen zu laſſen.

Den National-Reichthum repräſentirt der Fürſt durch den Glanz, womit er ſich umgibt.

Dieſer Glanz hat nicht allein den Zweck, die fürſtliche Würde zu bezeichnen, und das fürſtliche Anſehen zu behaupten, ſondern auch im Volke ſelbſt und überall eine angemeſſene Vorſtellung von dem Herrlichen zu erwecken, was das Volk in dieſer Hinſicht das Seinige nennen darf. Die Pracht des fürſtlichen Lebens verkündigt die Ehre des Volkes, und das Volk erblickt ſie mit froher Erhebung.

Was ſonſt noch ein Volk Schätzbares und Treffliches hat — ſein wiſſenſchaftliches und Kunſtgenie, ſeine Geiſtesbildung, ſeine Tugend, ſeine Induſtrie, ſein nationales Streben, ſeine nationale Sitte — das wird freylich auf gewiſſe Weiſe ſchon repräſentirt durch diejenigen, welche darin die Vorzüglichſten ſind. Aber es fehlt dieſer Repräſentation an Sicherheit und Feſtigkeit. Zu einer genau beſtimmten, äußerlich und allgemein anerkannten, und überdies unverändert fortdauernden Repräſentation, wie das Volk ihrer bedarf, eignet ſich nur der Fürſt. Wäre es auch, daß der Fürſt ſich in keinem von dieſen Dingen perſönlich auszeichnete, würde er gar darin von den Mittelmäßigen ſeines Volkes übertroffen — wie es denn nicht möglich iſt, daß er in allen hervorrage, und manche, ihrer Ausübung nach,

außer der Sphäre der fürſtlichen Thätigkeit liegen —: ſo wird das Volk doch in ſeinen Gedanken leicht alles Bedeutende, Große, Treffliche an das Weſen knüpfen, in dem es bereits den Repräſentanten ſeiner Macht und ſeines Reichthums antrifft. Ueberdies ſteht es in des Fürſten Gewalt, die Vorzüglichſten in jeder Art, die gebildeteſten, weiſeſten und tugendhafteſten Männer, die reich Begabten am Geiſte, die Herrlichen in Wiſſenſchaft und Kunſt in ſeine Nähe zu ſtellen, und die edelſten Werke aus jedem Gebiethe menſchlicher Anſtrengung, die in ſeinem Volke ſind hervorgebracht worden, um ſich zu verſammeln. Das iſt es auch, was dem Fürſten als dem Repräſentanten alles Bedeutenden, Großen und Trefflichen unter ſeinem Volke geziemt. Nichts indeß von dem, was er repräſentiren ſoll, darf ihm völlig fremd ſeyn, für alles muß er Sinn haben, auf alles muß er ſich einiger Maßen verſtehen, alles muß er zu würdigen wiſſen. Er wird das Herrliche ſeines Volkes um ſo glücklicher repräſentiren, je mehr er ſich ſelbſt davon angeeignet hat. Das gilt am meiſten von des Volkes Tugend und Tapferkeit, da dieſe die vornehmſten Beſtandtheile ſeiner wahren Größe ſind, zu allem führen, wodurch ein Volk ſonſt noch groß iſt,

und für eine fortdauernde ruhmvolle Existenz desselben die sicherste Bürgschaft leisten. Des Menschen Tugend und Tapferkeit gehorchen seiner freyen Selbstbestimmung, während zu andern Eigenschaften der Seele Natur und Glück mitwirken müssen. Darum ist es keine überspannte Forderung: daß der Fürst hierin der Erste unter seinem Volke sey. Nicht, als ob ohne dies das Volk ihn nicht als seinen Fürsten betrachten könnte, und nicht verbunden wäre, in ihm den Fürsten zu ehren; aber es wird um so freudiger in ihm den Fürsten erblicken und ehren, je weiter er an Adel der Seele, an Kraft der Selbstbeherrschung und an bewährtem Heldenmuthe alle hinter sich zurück läßt.

Auch in dieser Hinsicht, da nähmlich der Fürst sein Volk darstellen soll, ist nöthig, daß er dem Volke angestammt, oder doch durch das Volk auf den Thron gerufen, dessen rechtmäßiger Fürst und Herr sey. Außerdem würde man nicht leicht den Repräsentanten des Volkes in ihm erkennen, da es an der dazu erforderlichen Beziehung auf das Volk fehlte. Zudem vermag keiner ein Volk zu repräsentiren, der nicht ganz in der Idee dieses Volkes lebt, der nicht in seiner Bildung und Tugend, in

ſeinem Streben und in ſeiner Sitte das Eigenthümliche dieſes Volkes an ſich trägt, des Volkes Sprache redet, und was dieſes Volk im Felde der Wiſſenſchaft, Kunſt und Induſtrie Treffliches hervorgebracht hat, allem Ausländiſchen vorzieht.

Das iſt die Begeiſterung des Volkes für ſeinen Fürſten, daß es in dieſem den Repräſentanten ſeiner nationalen Größe und Trefflichkeit ſieht. In der Verachtung ſeines Fürſten fühlt es ſich ſelbſt verachtet. Indem es für die Ehre ſeines Fürſten kämpft, ſtreitet es für ſeine eigne Ehre. Was der Tugend und Tapferkeit ſeines Fürſten neuen Glanz verleiht, das erhebt das Volk zu neuem Ruhme und neuer Herrlichkeit. Ein Volk, das ſeinen Fürſten ſchmähen kann, hat aufgehört ein Volk zu ſeyn. Ein Volk, welches leidet, daß man ſeinen Fürſten herabſetze, verdient nicht einen Fürſten zu haben. Wer den Fürſten anzutaſten wagt, der ſchändet das Volk; das ganze Volk ſoll wider ihn aufſtehen. So haben die Völker in der letzten glorreichen Zeit ihre Fürſten betrachtet — ſo müſſen ſie fernerhin dieſelben betrachten, damit der errungene Ruhm behauptet werde, und ſie in ihrer Größe und Trefflichkeit ſich immer höher emporſchwingen. Im Blicke auf ſeinen Fürſten

fühle jedes Volk sich muthvoll und stark, alles zu wagen und zu vollführen, was Pflicht und Ehre gebierhen.

Das Volk soll in seinem Fürsten den Repräsentanten seiner nationalen Größe und Trefflichkeit erkennen — auch wenn der Fürst nicht leistet, was in dieser Hinsicht von ihm verlangt werden kann: denn an die Idee ist es gewiesen, und an diese gebührt ihm sich zu halten, wo die Wirklichkeit mit ihr im Widerspruch steht; durch die Idee muß es in diesem Falle sich begeistern für den Fürsten, an den sie sich geknüpft hat. Aber mit welcher feurigen Liebe wird es dem Fürsten sich weihen, wenn in ihm die Idee und die Wirklichkeit sich auf das glücklichste vereinigen! Nie vergesse deßwegen der Fürst, daß er die erhabene Bestimmung hat, das Volk in seiner Größe und Trefflichkeit darzustellen, daß es für ihn keine andere Größe und Trefflichkeit gibt als diese, und daß er sich selbst tief unter sein Volk herabsetzt, wenn er sich nicht seines Volkes werth zeigt, daß er um so mehr Fürst ist, je mehr er unter seinem Volke an nationaler Größe und Trefflichkeit hervorragt.

Die Repräſentation des Volkes erhält einen neuen Glanz, indem das ganze fürſtliche Haus an dieſer Repräſentation Theil nimmt. Alle Mitglieder der fürſtlichen Familie ſind geborne Fürſten und Mitrepräſentanten, und ihnen gebühret, wie durch fürſtliche Eigenſchaften, ſo auch durch die Pracht des fürſtlichen Lebens ſich zu unterſcheiden, damit auch auf ſie das Volk mit Stolz und Begeiſterung hinſehe — und ſeine Ehre ihm allenthalben begegne.

Außerdem wird die Repräſentation erhöht, wenn der Fürſt noch andere ſich zugeſellt, denen er zur Mitrepräſentation die fürſtliche Würde — oder doch eine Auszeichnung verleiht, die ſie dieſer nahe bringt. Dabey iſt weder das Geſchick noch das Verdienſt in Anſchlag zu bringen, ſondern allein dahin zu ſehen, ob jemand durch irgend eine perſönliche Eigenſchaft vorzüglich fähig ſey, das Große und Treffliche des Volkes in irgend einer Beziehung darzuſtellen: denn nicht als Belohnung oder Verherrlichung des Individuums, ſondern bloß als Darſtellung nationaler Trefflichkeit ſoll dieſe Auszeichnung gelten. Darin unterſcheidet ſie

ſich von der, welche die höchſten Staatsämter begleitet. Staatsweisheit und Tapferkeit eignen ſich vor allem beſonders repräſentirt zu werden — nächſt dieſer Wiſſenſchaft und Kunſt. Die Tugend aber, die im Herzen ihr Weſen hat, und vor kein menſchliches Gericht geſtellt werden kann, läßt ſich nicht durch ein beſtimmtes Individuum, das etwa darin für vorzüglich erkannt würde repräſentiren. Sie muß ſich ſelbſt repräſentiren; auch könnte eine fürſtliche Auszeichnung derſelben leicht die urſprüngliche Würde verdunkeln, in der ſie über alle irdiſche Größe erhaben iſt. Jeder Tugendhafte iſt ein Fürſt im geiſtigen Sinne; des höchſten Adels theilhaftig bedarf er der äußern fürſtlichen Auszeichnung nicht.

So wollen wir denn die als Fürſten freudig ehren, denen der oberſte Fürſt des Volkes, als ſolchen, die er für die Weiſeſten und Tapferſten erkennt, fürſtliche Würde verliehen hat, und im Blick auf ſie uns begeiſtern, in allem Großen und Trefflichen uns immer höher zu erheben. Nicht das ſey unſer Ehrgeiz, fürſtliche Würde und Auszeichnung zu beſitzen, welches, da es ſeiner Natur nach nicht

Belohnung ſeyn kann, auch kein Gegenſtand des Ehrgeihes ſeyn darf; das ſey unſer Ehrgeih, im geiſtigen Sinne zu leben als Fürſten unter unſerm Volke, — als ſolche, die es werth ſind, fürſtliche Würde zu tragen, und die jedes Groſſe und Treffliche unter demſelben ruhig vermehren helfen.

Dritte Rede.

Selbſtſtändigkeit und Freyheit der Völker.

Ihrer Selbſtſtändigkeit und Freyheit galt der Kampf, den die Völker in dieſer Zeit ſo glorreich beſtanden haben; das wußte und fühlte jeder vom Höchſten bis zum Niedrigſten, und es war Keiner, dem nicht die Seele erfüllt geweſen wäre von dieſem Gedanken, und das Herz geglüht hätte vom Verlangen, alles daran zu ſetzen, daß Selbſtſtändigkeit und Freyheit wieder errungen würden. Die ſchweren Leiden, die auf ihnen laſteten, hätten die Völker wohl noch länger und in größerm Maße ertragen; aber die Mißhandlung und den Druck, den Uebermuth und den Hohn der Fremdlinge noch länger und in größerm Maße zu ertragen vermochten ſie nicht. Das ſchimpfliche Joch mußte abgeworfen werden, ſollten auch ſchwerere Leiden dafür zu übernehmen ſeyn. Selbſtſtändig und frey mußte man leben können, und kein Preis war zu hoch, um welchen das zu erlangen ſtand. So hat ſich erwieſen, daß auch die Menge nicht allein von der Noth der Bedürfniſſe und Begierden

der ſinnlichen Natur getrieben wird, daß auch bey ihr die dem Geiſte unvertilgbar einwohnenden Gedanken von Recht und Würde eine Gewalt üben, welche die ſtärkſten Forderungen der ſinnlichen Natur zu überwinden vermag, und den ſinnlichen Schmerz, wie die ſinnliche Luſt, verachten lehrt. Es hat zugleich ſich erwieſen, daß Selbſtſtändigkeit und Freyheit zu den Gütern gehören, von denen der Geiſt ewig nicht laſſen kann, welche mit der höchſten Anſtrengung zu vertheidigen er ſich durch ſein innerſtes Weſen gedrungen fühlt.

Der Kampf iſt glücklich geendigt, das herrliche Ziel iſt erreicht. Die Völker ſind ſelbſtſtändig und frey. Möchten wir nun auch die koſtbaren Güter zu bewahren, zu genießen und uns ihrer auf alle Weiſe werth zu machen wiſſen. Zu dem Ende wollen wir jetzt über die Selbſtſtändigkeit und Freyheit der Völker einige Betrachtungen anſtellen.

Die Selbſtſtändigkeit und Freyheit der Völker wurzelt in der Selbſtſtändigkeit und Freyheit ihrer Individuen. Nur aus ſelbſtſtändigen und freyen Menſchen kann ein ſelbſtſtändiges und freyes Volk gebildet werden. Wo Selbſtſtändigkeit und Freyheit für den Einzelnen keinen Werth mehr haben, da muß

auch das Volk gegen dieſelben ſich gleichgültig zeigen. Auf das Recht des Einzelnen an Freyheit und Selbſtſtändigkeit gründet ſich das Recht des Ganzen ſelbſtſtändig und frey zu ſeyn.

Selbſtſtändig nennen wir den, der nicht in einem andern oder durch einen andern, ſondern für ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt beſteht — mit eignem Rechte, auf eigne Weiſe, in eigenthümlicher Sphäre und in eigenthümlicher Geſtalt des Daſeyns, fähig, in dieſer Sphäre und Geſtalt des Daſeyns ſich kräftig zu erweiſen, und ſich neben jedem andern mit gleichem Anſpruche zu behaupten. Frey nennen wir den, der nach eignem Belieben zu handeln, ſeinen Willen überall, wo er nicht von überlegenen Naturkräften gehindert wird, auszuführen vermag, ohne von einem andern Vorſchriften annehmen zu dürfen. Die Selbſtſtändigkeit bezieht ſich auf unſer Seyn — die Freyheit auf unſer Thun. Jener ſteht entgegen die Abhängigkeit, als bleibender Zuſtand — dieſer die Beſchränkung in einzelnen Fällen — jener das Beſtehen in einem andern, dieſer die Nothwendigkeit, ſich dem Willen eines andern zu unterwerfen. In der Idee gehören beyde weſentlich zuſammen,

obgleich in der Wirklichkeit jemand im Ganzen selbstständig und doch in einzelnen Fällen gezwungen seyn kann sich einem andern zu fügen, und umgekehrt in manchen einzelnen Fällen nach Belieben zu handeln vermag, während er im Ganzen von einem andern abhängig bleibt. Vollkommne Selbstständigkeit schließt zugleich Freyheit in sich und vollkommne Freyheit läßt sich nicht ohne Selbstständigkeit denken, wenn man nicht etwa darunter völlige Bestimmungs- und Charakterlosigkeit verstehen will. Wer keine Selbstständigkeit besitzt, muß die Freyheit, die man ihm etwa noch gestattet, als eine zufällige Gunst ansehen, und jeden Augenblick fürchten auch diese einzubüßen. Wer genöthigt ist, sein Thun nach willkührlichen Befehlen anderer einzurichten, schwebt jeden Augenblick in Gefahr, auch seine Selbstständigkeit zu verlieren. Ihrem Werthe nach sind daher beyde gleich zu achten, und was in dieser Hinsicht von der Einen gilt, das gilt auch von der andern. In unserer Betrachtung dürfen wir sie nicht von einander trennen.

Selbstständigkeit und Freyheit sind des Menschen heiliges Recht, das niemand antasten soll, so lange er sich desselben nicht dadurch verlustig mache, daß er die Selbstständigkeit und Freyheit andrer

bedroht. Ja, alle Rechte des Menſchen gehen hervor aus dem Rechte ſelbſtſtändig und frey zu leben, welches ſein oberſtes Recht iſt. So gewiß der Menſch in eigenthümlicher Form des Daſeyns und mit dem Vermögen ſich ſelbſt zu beſtimmen geboren wird: ſo gewiß ſoll er ſelbſtſtändig und frey ſeyn, und allein den, welchem, aus Mangel an Verſtande oder aus Uebermacht der Leidenſchaft, dieſes Vermögen fehlt, hat die Natur zum Sclaven geſtempelt. Selbſtſtändigkeit und Freyheit begründen im Menſchen den Charakter der Menſchheit; von ſeiner Selbſtſtändigkeit und Freyheit kann er nicht laſſen, ohne von der Menſchheit in ſich zu laſſen, und auf alles Große, wozu er berufen iſt, Verzicht zu leiſten. Die Fähigkeit, das Große zu denken, an das Große zu glauben, und es ernſtlich zu wollen, iſt an des Menſchen Selbſtſtändigkeit geknüpft: denn nur in der eigenthümlichen Geſtalt unſers perſönlichen Daſeyns und mit dem Bewußtſeyn es auch vollführen zu können, läßt ſich das Große erfaſſen und beſchließen. Im Gefühle unſrer Selbſtſtändigkeit und Freyheit erwachen die herrlichen Gedanken und entzündet ſich die Begeiſterung für die herrlichen Ziele. Der Verluſt ſeiner Selbſtſtändigkeit und Freyheit pflegt den Menſchen in jeder Hinſicht zu entwürdigen;

völlige Kraft- und Charakterlosigkeit, Feigheit, Argliſt, Tücke, ſchamloſe Selbſterniedrigungen pflegen ihn zu begleiten. Was ſoll den, der nicht als Menſch leben darf, den man von den Genüſſen der edlern Menſchheit ausgeſchloſſen, in dem man das Gefühl der edlern Menſchheit abgeſtumpft hat, zurückhalten, daß er nicht in allen thieriſchen Lüſten ſich wälze, um dadurch ſeinem werthloſen Daſeyn noch einigen Reitz zu verſchaffen? was ihn zurückhalten, daß er nicht des Schändlichſten ſich bediene, um die Gegenſtände ſeiner ſchnöden Begierden an ſich zu bringen? Tief geſunken, völlig zerſtört in ſeinem menſchlichen Weſen muß der ſchon ſeyn, all' ſein Beßres muß der ſchon aufgegeben haben, der den Verluſt ſeiner Freyheit und Selbſtſtändigkeit gleichgültig ertragen kann. Wüßte indeß auch jemand ſich gegen die nachtheiligen Wirkungen eines ſolchen Zuſtandes zu verwahren; wie ſoll er vollführen, was die Pflicht ihm gebiethet? wie, überall gehindert, beſchränkt und fremden Einfluſſe unterworfen, ſeiner menſchlichen Beſtimmung ſich weihen, und das in ſich ausbilden, was die Natur in ihm angelegt hat? wie eines Lebens froh werden, in welchem er ſich unaufhörlich gedrückt, beraubt, zu Widerwärtigkeiten gezwungen, in ſeinem Eigenſten und Liebſten ge-

hindert fühlt — eines Lebens voll Kummer, Muthlosigkeit und Sorge, in welchem ihm nie das erhebende Gefühl für sich etwas zu seyn und zu vermögen zu Theil wird?

Vollkommene Selbstständigkeit und Freyheit des Einzelnen können da nicht Statt finden, wo mehrere Individuen neben einander leben. Da alle dasselbe Recht auf Selbstständigkeit und Freyheit haben: so ist jeder genöthigt, seine Selbstständigkeit und Freyheit in die Gränzen zu weisen, innerhalb welcher sie mit der Selbstständigkeit und Freyheit der übrigen und den Bedingungen derselben, also auch mit der gemeinsamen Wohlfahrt, bestehen kann. Diese Gränzen bestimmt das bürgerliche Gesetz, das jedem im Volke gleichmäßig sein Recht zusichert. Ueberdieß ist jeder, damit der Zweck des gemeinsamen Lebens erreicht werden könne, genöthigt, sich der obersten Gewalt in allem zu unterwerfen, was sie zur Erreichung jenes Zweckes anzuordnen für gut findet. Dadurch büßt er von neuem ein, sowohl an Selbstständigkeit, da er nicht mehr bloß für sich besteht, sondern in gewisser Hinsicht Theil des Ganzen — und von diesem abhängig wird, sein Recht, seine Weise, seine eigenthümliche Sphäre und Daseyns-Gestalt, dem Rechte, der Weise,

der Sphäre und Geſtalt des Ganzen unbequemen — da er im Ganzen und dem Sinne des Ganzen gemäß leben muß — als auch an Freyheit, da er ſich von allen Seiten durch den Willen des Ganzen beſchränkt ſieht, und von der oberſten Gewalt die Verbothe und Befehle anzunehmen hat, welche das Recht und die Wohlfahrt des Ganzen beabſichtigen. Die Art, wie dieſes geſchehen ſoll, beſtimmt die Verfaſſung, welche dem Einzelnen ſein Verhältniß zum Ganzen bezeichnet, und die durch dieſelbe angeordnete oberſte Gewalt, welche darüber verfügt, was der Einzelne in beſondern Fällen für den Zweck des Ganzen zu leiſten habe.

Das Geſetz indeß darf der Selbſtſtändigkeit und Freyheit des Einzelnen keine engern Gränzen ſetzen, als die Selbſtſtändigkeit und Freyheit der übrigen verlangt. Vor dem Geſetze ſind alle gleich — nicht in ſofern, daß ſie alle dieſelben Rechte hätten, da ja Rechte erworben und verloren werden, und der Zweck des Ganzen mit ſich bringen kann, Einzelnen beſondere Rechte zu verleihen — doch in ſofern, daß alle auf dieſelbe Weiſe ihr Recht geſchützt ſehen, und auf dieſelbe Weiſe von dem Geſetze behandelt werden. Weder die Verfaſſung noch die oberſte Gewalt darf jemand zwingen, von ſeiner Selbſtſtändigkeit mehr aufzugeben, als der Zweck

des Gesammtlebens erheischt, oder die Freyheit eines Einzelnen anders beschränken, als nach der Idee des gemeinsamen Verstandes und Willens, zur Beförderung der Zwecke des Ganzen — keinesweges nach bloßer Willkühr oder für irgend ein Privat-Interesse. Von seiner Selbstständigkeit darf keiner mehr einbüßen als der andere; auch nicht von seiner Freyheit im Allgemeinen, aber in besondern Fällen muß die oberste Gewalt oft dem Einen Anstrengungen ansinnen, die sie dem andern nicht ansinnt, weil dadurch allein der Zweck des Ganzen erreicht werden kann; nur daß hierbey nichts als die Nothwendigkeit gebiethe, und eine angemessene Entschädigung das gestörte richtige Verhältniß wieder herstellt. Von selbst versteht sich übrigens, daß, wer die größern Vortheile vom Ganzen genießt, auch die größern Lasten für dasselbe trage. Das ist die Selbstständigkeit und Freyheit des Menschen in seinem Volke, gegenüber dem Ganzen.

Von dieser unterscheiden wir die Selbstständigkeit und Freyheit des Volkes in der Menschheit, gegenüber andern Völkern.

Kann gleich der Einzelne nicht vollkommen selbst-

ſtändig und frey ſeyn in ſeinem Volke: ſo kann er es doch mit ſeinem Volke; er kann es nicht bloß, er ſoll es auch. Was er an perſönlicher Freyheit und Selbſtſtändigkeit verliert für das Ganze, das ſoll er dadurch wieder gewinnen, daß er, als Glied des Ganzen, an der Selbſtſtändigkeit und Freyheit dieſes Ganzen Theil nimmt. Niemand vermag, ohne ſich tief zu entehren, von ſeiner Selbſtſtändigkeit und Freyheit dem Ganzen etwas aufzuopfern, wenn nicht das Ganze ein ſelbſtſtändiges und freyes iſt, und den, der ſich ihr hingibt, zum Genuſſe einer neuen herrlichern Selbſtſtändigkeit und Freyheit erhebt. Aus der Selbſtſtändigkeit und Freyheit der Einzelnen ſoll durch Beſchränkung ſich bilden Selbſtſtändigkeit und Freyheit des Ganzen — jene mit reicherm Gehalte, dieſe in weiterm Umfange und in kräftigerer Erweiſung. Jeder, der in einem Volke lebt, ſoll wiſſen und fühlen, daß dies wahrhaft ein Volk, ein abgeſchloſſenes, für ſich beſtehendes und wirkſames, allein ſeinem Willen gehorchendes, und fremden Einfluß nicht anders, als mit eigner freyer Beſtimmung duldendes Ganzes iſt, damit er ſich durch die Beſchränkung, die er erleidet, nicht erniedriget, ſondern verherrlichet, ſeine Thätigkeit nicht verringert, ſondern ver-

gröſſert, ſein geiſtiges Selbſtbewußtſeyn und ſeine Kraft nicht geſchwächt, ſondern verſtärkt fühle.

Die Selbſtſtändigkeit eines Volkes verlangt, daß es weder unter einem andern noch in einem andern, ſondern neben allen andern für ſich ſelbſt ſey, mit eignem Recht und Anſpruch, mit eigner Gewalt und Weiſe, in eigner kräftiger Daſeyns-Kraft und einer dieſer entſprechenden Wirkſamkeit. Das ſelbſtſtändige Volk hat ſein Geſetz und ſeine Verfaſſung; und dieſe ſind ihm nicht aufgedrungen von irgend einem andern Volke, es hat ſie frey ſich ſelbſt gegeben, es hat ſie gebildet in ſeinem Geiſte und nach ſeinem Charakter, ſo daß es darin ſich, nach der einzigen ihm angemeſſenen Art gemeinſam zu leben, wiederfindet; ſie ſind genau berechnet auf ſeinen Zuſtand und ſeine Bedürfniſſe, und geeignet, das Volk zu aller ihm erreichbaren Größe zu erheben, und ihm in ſeiner Eigenthümlichkeit den höchſten Daſeynsgenuß zuzuſichern. Alle ſeine Einrichtungen ſind von ihm ſelbſt getroffen, alle ſeine innern Verhältniſſe von ihm ſelbſt angeordnet. So weit des Volkes Gebieth reicht, herrſcht ſeine Sitte und bildet ſich ab in allen gröſſern und kleinern Formen des Lebens. In allen Dingen, die zu den gemeinſamen Angelegenheiten gehören, ja

nur einiger Maßen auf dieſelben Bezug haben, gilt keine andere Sprache, als die ſeinige; es weiß von keiner andern, und verſteht keine andre, und darf unberückſichtigt laſſen, was nicht in ſeiner Sprache zu ihm geredet wird. Aus ihm ſelbſt iſt hervorgegangen, was es unter ſich anerkennt, und durch ſich ſelbſt ſchreitet es fort auf dem Wege ſeiner Vervollkommnung, in allem, was es Treffliches beſitzt, in jeder Hinſicht das Seinige erblickend, mit eigner Macht von ſich ausſchließend und fern haltend, was es nicht für das Seinige erkennen kann. Die Beſchlüſſe, die unter ihm ausgeführt werden, ſind das reine Werk der gemeinſamen Einſicht und des gemeinſamen Willens, wie derſelbe durch ſeinen Fürſten ſich kund thut.

Zur vollkommnen Selbſtſtändigkeit eines Volkes iſt nicht genug, daß es ſeinen eignen Fürſten habe; dieſer Fürſt muß dem Volke angeſtammt, oder durch des Volkes freye Wahl zu ſeinem Fürſten berufen, mithin fähig ſeyn, das Volk zu regieren und darzuſtellen. Doch auch unter ſeinem rechtmäßigen Fürſten kann man ein Volk nicht ſelbſtſtändig nennen, das ſich genöthigt ſieht, von einem andern Volke Geſetz und Verfaſſung anzunehmen, die fremde Sprache und Sitte über die eigne zu ſtellen. Auch iſt des Volkes Selbſtſtändigkeit

gefährdet, wenn der Fürſt ihm fremde Sprache und Sitte aufzubringen ſucht, wobey durch ihn mehr ein fremder Wille als der gemeinſame des Volkes die Gewalt führt.

Die Freyheit des Volkes verlangt, daß es keinem gehorchen dürfe, als dem, durch welchen die gemeinſame Erkenntniß und der gemeinſame Wille zur Wirklichkeit kommen, ſeinem rechtmäßigen Fürſten, und daß jeder, auch der leiſeſte, Einfluß fremder Gewalt von ſeinem Thun entfernt bleibe. Des Volkes Freyheit beſteht in der unumſchränkten Freyheit ſeines Fürſten, vorausgeſetzt, daß dieſer nicht, ein Deſpot, vom Volke ſich abſondere, und willkührlich herrſchend ſich über daſſelbe ſtelle. Das freye Volk gehorcht in ſeinem Fürſten ſich ſelbſt und weder in ihm noch außer ihm einem andern.

Selbſtſtändigkeit und Freyheit ſind der Völker, wie der Individuen, heiliges Recht. Die Anſprüche der Individuen gehen auf das Volk, in dem dieſe ſich vereinigen, über. Nur unter einem ſelbſtſtändigen und freyen Volke vermag der Einzelne ſeine menſchliche Selbſtſtändigkeit und Freyheit zu behaupten; wo das Volk ſeine Selbſtſtändigkeit und Freyheit verloren hat, da leben auch die Einzelnen in ſchimpflicher Knechtſchaft,

und alles was ſie koſtbares beſitzen iſt dem Zufalle Preis gegeben. In ſeinem Volke fühlt der Einzelne ſich groß, wenn es ein freyes und ſelbſtſtändiges Volk iſt; mit ſeinem Volke büßt der Einzelne ein, was ihm das Herz erhebt, und mit edlem Stolze ſeine Seele erfüllt, wenn dieſes einer fremden Gewalt zur Beute wird. Seine Selbſtſtändigkeit und Freyheit zu bewahren iſt erſte Pflicht des Volkes gegen ſeine Individuen und gegen ſich ſelbſt. Die Natur hat gewollt, daß Völker ſeyen, damit in ihnen die Menſchheit nach ihren verſchiedenen Geſtalten ſich offenbare. Nach Geſetzen der Natur haben ſich die Völker aus Individuen gebildet; ſie ſelbſt hat die Völker geſchaffen, und einander beygeordnet, und den nationalen Geiſt und das nationale Selbſtgefühl ihnen eingehaucht. Was aber die Natur hervorgebracht hat, das hat ein Recht fortzudauern in ſeiner Kraft, nach ſeinem Geſetze und in ſeinem Weſen ſo lange es vermag, und der Zweck ſeines Daſeyns es verlangt. Ein Volk ohne Selbſtſtändigkeit und Freyheit verdient nicht ein Volk genannt zu werden; es iſt nicht ihm Stande, ſich als Volk zu erweiſen, und als Volk etwas zu erſtreben; es kann die Zwecke nicht erreichen, die ihm die Natur angewieſen hat, ſein gemeinſames Leben hat ſeine Bedeu-

tung verloren, von ſeinem Eigenthümlichen wird es das Eine nach dem andern einbüßen, und es ſteht zu erwarten, daß es bald ſelbſt aus der Reihe der Völker völlig verſchwinden werde. Selbſtſtändig und frey hat die Natur die Völker geſchaffen; darum ſollen ſie in ihrer Selbſtſtändigkeit und Freyheit beharren, mit jeglicher Anſtrengung ihre bedrohte Selbſtſtändigkeit und Freyheit vertheidigen, die verlorene wieder erkämpfen mit Daranſetzung des Aeußerſten, und lieber völlig untergehen, als in der Sclaverey ein ſchmach- und jammervolles Daſeyn friſten.

Der Selbſtſtändigkeit und Freyheit bedarf ein Volk, um das Große und Treffliche, wozu ihm die Anlage verliehen iſt, zu entwickeln, und die herrlichen Reichthümer der Menſchheit zu vermehren. Selbſtſtändigkeit und Freyheit müſſen ihm dazu nicht bloß das Vermögen ſichern, ſondern auch den Trieb erhalten und befeuern. Wozu könnte ein Volk noch Muth haben, dem nicht geſtattet iſt, für ſich etwas zu ſeyn oder zu thun, das vielmehr die traurige Beſtimmung hat, ſich und ſein Wirken zu verlieren an die fremde verhaßte Gewalt, und ſogar den Ruhm ſeiner Thaten dieſer zum Opfer zu bringen. Nichts Fröhliches und Kräftiges mag bey unterjochten Völkern gedeihen; ſie

ſinken entweder zu thieriſcher Fühlloſigkeit, zu träger Gleichgültigkeit und Mattherzigkeit, zu völliger Kraftloſigkeit, bis der letzte Funken des geiſtigen Lebens in ihnen erliſcht, hinab, oder ſie verbringen in düſterm Unmuthe und wilder Erbitterung ihre Tage, geſchieden auf ewig von aller Freude. Ein Glück, wenn wenige Edle ſich retten vom allgemeinen Untergange, und den Geiſt erhalten und nähren, von dem muß das neue Leben ausgehn. Der Sinn für das wahrhaft Große, der edle Trotz auf ſich ſelbſt, die erhabene Kühnheit und die ſiegreiche Stärke ſind allein bey den Völkern, die ihre Freyheit und Selbſtſtändigkeit noch beſitzen, oder noch ſich werth fühlen, für ihre Freyheit und Selbſtſtändigkeit zu kämpfen. Wo hingegen Freyheit und Selbſtſtändigkeit ganz verſchwunden ſind, da iſt auch keine rechte Ehre mehr, es ſey denn, daß ſie hier und da im Buſen des Einzelnen wohne; und gewiß wird in eben dem Maße als das Gefühl für Freyheit und Selbſtſtändigkeit erſtirbt, alles ehrloſe Weſen bey einem Volke überhand nehmen, und das ſittliche Verderben mit furchtbarer unwiderſtehlicher Gewalt, bis zur Vernichtung aller Scheu vor dem Gewiſſen und aller Ehrfurcht vor dem Heiligen, ſich über daſſelbe verbreiten.

Muthig und ſtark muß ein Volk ſeyn, um mit reinem Sinne etwas über ſich zu erkennen und anzubethen; das feige und ohnmächtige kriecht vor den Göttern der Erde, und verläugnet und verſpottet die ewigen Gewalten des Himmels. Muthig und ſtark iſt aber nur das ſelbſtſtändige und freye Volk. In vollen feurigen Herzen, in aufwärts gerichteten Gemüthern lebt der Glaube, die Liebe, die Hoffnung; leer und kalt ſind die Herzen, niederwärts gerichtet die Sinne und Gedanken bey jedem Sklavenvolke, und wer ein Volk verhindert, ſeinen Gott auf ſeine Weiſe zu verehren, der nimmt ihm ſeinen Gott.

Doch nur unter gewiſſen Bedingungen kann ein Volk ſeinen Anſpruch auf Selbſtſtändigkeit und Freyheit geltend machen.

Zuvörderſt zeige es ſich der Selbſtſtändigkeit und Freyheit werth durch die ſelbſtſtändigen und freyen Geſinnungen der Einzelnen, die das Volk ausmachen. Das Volk, bey dem ein gemeiner niederträchtiger Sinn herrſcht, bey dem ſchmutzige Gewinnſucht die Triebfeder der Handlungen, Trug und Argliſt eine gewöhnliche Erſcheinung iſt, dem es für Ehre und Größe an Gefühle fehlt, das in den größten Laſtern ſich wälzt, das ekelhaft beſudelte,

zerlumpte, feige, knechtiſche, diebiſche Bettelvolk kann kein freyes und ſelbſtſtändiges Volk ſeyn. Es dient dem edlern Volke, von dem es ſich eine humane Behandlung verſprechen darf, bis es in der Verbindung mit dieſem zu beſſern Geſinnungen erzogen werden. Selbſtſtändigkeit und Freyheit würden einem ſolchen Volke zum Verderben gereichen, und in der Geſtalt deſſelben nur die Nichtswürdigkeit verewigen und vollenden.

Das Volk, welches begehrt [illegible] und frey zu ſeyn, zeige ſich aber auch der Selbſtſtändigkeit und Freyheit fähig. Ein Volk, welches noch auf einer ſo tiefen Stufe der Kultur ſteht; daß es ſeine Angelegenheiten nicht zu ordnen, ſeine Verhältniſſe nicht einzurichten, die öffentliche Sicherheit nicht zu begründen, das Verbrechen in ſeiner Mitte nicht zu ſteuern, das zu ſeiner Wohlfahrt und Bildung Erforderliche noch nicht zu beſorgen vermag, iſt noch nicht reif zur Freyheit und Selbſtſtändigkeit; es gehorche daher willig einem andern, oder unterwerfe ſich wenigſtens einem fremden Herrſcher.

Zur Fähigkeit für Selbſtſtändigkeit und Freyheit gehört, daß ein Volk wahrhaft ein Volk ſey, das heißt, einen eigenthümlichen Geiſt und Cha-

rafter habe, der es von den übrigen Völkern unterscheide, und, wenn nicht in einer eigenthümlichen Sprache, doch in einer eigenthümlichen Sitte sich ausdrücke, ein eigenthümliches Recht und eine eigenthümliche Verfassung begründe, und in einem nationalen Fürsten sich darstellen möge. Das charakterlose Volk, das einem andern nachäfft, oder von allen Seiten zusammenträgt, was es an sich wahrnehmen läßt, das Volk, das seinen eigenthümlichen Charakter durch allerley Ausländisches entstellt und unkenntlich gemacht hat, das Volk, in dem der Charakter nicht entschieden, geistvoll, gebildet, mit edelm Stolze, mit trefflichen Eigenschaften des Geistes und Herzens geschmückt, hervortritt, wird wenigstens seinen Anspruch auf Freyheit und Selbstständigkeit nicht hinlänglich zu bewahren. Der entschiedene, geistvolle, gebildete, mit trefflichen Geistes- und Herzens-Eigenschaften ausgerüstete, zu einem edeln Stolze erhebende Charakter eines Volkes ist seine innere Selbstständigkeit, aus welcher die äußere erwachsen muß. Je mehr National-Treffliches bey einem Volke, desto größer sein Recht als Ganzes für sich zu bestehen.

Endlich darf auch kein Volk verlangen frey und

ſelbſtſtändig zu ſeyn, das die Freyheit und Selbſtſtändigkeit anderer Völker zu achten ſich weigert. Selbſtſtändigkeit und Freyheit kann ein Volk nur in dem Maße beſitzen, in welchem es ſie andern zugeſteht. Das Volk wird, wie der Einzelne, mit Recht ſeiner Selbſtſtändigkeit und Freyheit verluſtig, ſobald es die Selbſtſtändigkeit und Freyheit der andern gefährdet; und mit vereinter Kraft ſollen die Völker aufſtehen wider das Volk, das nicht davon ablaſſen will, zu erobern, zu rauben und zu unterdrücken, und es vertilgen und unter ſich theilen, daß keine Spur ſeines eigenthümlichen Daſeyns mehr übrig bleibe. Der Menſchen und der Völker Recht geht nie weiter als ihre Gerechtigkeit, und der Menſchen wie der Völker, Selbſtſtändigkeit und Freyheit bedingende, Stärke iſt nicht ihr Egoismus und ihre Leidenſchaft, ſondern ihre Weisheit und Mäßigung.

Das großherzige Volk zeigt ſeine Weisheit und Mäßigung nicht bloß in der Achtung, womit es die Selbſtſtändigkeit und Freyheit anderer Völker betrachtet, ſondern auch in der edeln Liberalität, womit es ihres ſelbſtſtändigen Daſeyns und ihrer, dieſem zum Grunde liegenden nationalen Vorzüge ſich freut, womit es verhütet, daß ſeine ſelbſtſtändige

Größe andern Völkern, von denen es nicht bedroht wird, drückend werde, bey ihnen Neid, Eifersucht, Unmuth oder Erbitterung errege — es ihnen die humanste Behandlung angedeihen läßt, das heilige Recht in ihnen ehrend, denen Beystand leistet, die man ihrer Selbstständigkeit berauben will, auf alle Weise bemüht ist, andern Völkern zu einem höhern Gefühle und Genusse ihres selbstständigen Daseyns zu verhelfen, zu ihrem Vortheile selbst seine Freyheit beschränkt, auf fest begründete Rechte Verzicht thut, geringfügigen Beleidigungen nachsieht, ihnen einen anmaßungs- und gefahrlosen Einfluß auf sich gestattet, und auf ihre Ideen, Vorschläge und Wünsche Rücksicht nimmt.

Mit dieser Weisheit und Mäßigung wollen wir es unsrer Selbstständigkeit und Freyheit halten — immer bereit, jedem zu wehren, der etwas gegen sie zu unternehmen wagt, und mit den Waffen in der Hand sie zu vertheidigen gegen jeden, der sie angreift — immer gerüstet wider die, von denen wir für unsre Selbstständigkeit und Freyheit zu besorgen haben — ihnen sonderheit durch unsern Muth und die Stärke unsers Armes und die Erleuchtung unsers Geistes —

immer wachsam, daß nicht irgendwo etwas heimlich sich entspinne, was unsre Selbstständigkeit und Freyheit in Gefahr bringen könnte. Und wo dann Kampf oder Widerstand gilt, da werde der Kampf geführt, der Widerstand geleistet mit glühendem Herzen, tapfer und kräftig, fest und beharrlich in Einem Sinne und Streite für die herrlichen Güter.

Sichern wollen wir unsre äußere Selbstständigkeit und Freyheit, wie sie am besten gesichert werden kann, nähmlich dadurch, daß wir die innere bey unserm Volke und bey uns selbst unablässig zu vermehren suchen. Nicht leicht wird ein Volk die Beute eines andern werden, in dem ein edler Charakter sich scharf ausgeprägt hat, und in eigenthümlicher Gestalt sich immer weiter bildet, dessen Individuen, in sich selbst fest gegründet, jedes auf besondre Weise den National-Charakter in seinen edelsten Zügen darstellen, jedes, auf sich selbst ruhend, mit ungetheiltem Herzen dem Ganzen anhangen, und mit ihm Eins sind. Und nicht leicht wird ein Volk Fesseln tragen, das mit erleuchteter und kräftiger Entschlossenheit sich selbst zu bestimmen, und seine Angelegenheiten zu ordnen gewohnt ist, dessen Indi-

ihnen gelernt haben, erhaben über die Macht der Vorurtheile, des Ansehens und des Zeugnisses ihre Ueberzeugungen bilden, und aus reiner Ueberzeugung, unabhängig von sinnlichen Antrieben, der sinnlichen Lust wie dem sinnlichen Schmerze standhaft widerstehend, gehorsam dem heiligen Befehle der Vernunft, das Rechte und Gute vollbringen.

Vierte Rede.

Der Volksgeist und Volks-Charakter.

Die äußere Selbstständigkeit eines Volkes, mit welcher zuletzt unser Nachdenken sich beschäftigte, hat ihren Grund in des Volkes eigenthümlichem Geiste und Charakter. Diese lassen Sie, um ihre Betrachtung zu vollenden, und uns über das Wesen eines Volkes ganz zu verständigen, jetzt noch etwas schärfer in das Auge fassen.

Der Geist eines Volkes ist das, in ihm herrschende lebendige und belebende Prinzip, welches das Ganze gestaltet und zusammenhält, und in ihm erzeugt, matter oder kräftiger, weicher oder fester, oberflächlicher oder tiefer, langsamer oder schneller, flüchtiger oder beständiger, besonnener oder feuriger, verworrener oder klarer, abgerissener oder zusammenhängender, schwankender oder gehaltener, in geringerm oder größerm Reichthume, die Gedanken, die Spiele der Phantasie, die Ansichten und Meynungen, die Gefühle und Stimmungen, die Wünsche und Hoffnungen, die Sorgen und Bestrebungen.

Das Bleibend-Eigenthümliche und Unterscheidende des Volkes, welches durch den Geist desselben bestimmt wird, bezeichnen wir als den Charakter des Volkes.

Des Volkes Charakter hat seinen Ursprung im Geiste. Nur der lebendige Geist vermag einen mannichfaltigen Charakter zu erzeugen; das geistlose Volk ist auch ein charakterloses, denn was etwa von außen her Bleibend-Eigenthümliches und Unterscheidendes einem Volke sich angebildet haben mag, verdient nicht Charakter genannt zu werden. Der lebendige Geist muß überall in einem scharf ausgeprägten Charakter sich offenbaren. In einem charakterlosen Volke können Einzelne Geist haben; das charakterlose Volk selbst aber ist immer ein geistloses, denn der Geist erweist sich als selbstständige Einheit, wie im Einzelnen so im Ganzen, und was etwa ein Volk von geistigem Wesen ohne selbstständige Kraft von andern Völkern an sich gebracht, kann nicht Zeugniß geben von einem Geiste dieses Volkes. Geist und Charakter gehören wesentlich zusammen. Daher können wir hier davon reden als von Einer Sache, willkührlich bei Einem, oder der andern, oder beyder Benennungen uns bedienend.

Der Geiſt und Charakter eines Volkes drücken ſich aus in ſeiner Verfaſſung und in ſeinem Geſetze, in ſeiner Literatur, Kunſt und Induſtrie, in ſeinem geſellſchaftlichen und häuslichen Leben, in ſeiner Sitte und Sprache.

Eine Verfaſſung und Geſetz von dem Volke ſelbſt entſprungen, und nicht von einem andern ihm aufgedrungen worden: ſo wird des Volkes Geiſt und Charakter beym erſten Blick jeden anſprechen; es wird ſich gleich bemerklich machen, daß ſie Verfaſſung und Geſetz dieſes Volkes ſind, und keines andern Volkes ſeyn können, ſowohl in ihrer Form als in ihrem Gehalte. Schlaff oder kräftig, ſchwankend oder beſtimmt, unſicher oder feſt, ſchwerfällig oder beweglich, oberflächlich oder tief, düſter oder heiter, einem ernſthaften Ernſt oder eine leichte Fröhlichkeit begünſtigend, ängſtlich beſchränkend oder der Freyheit weiten Raum laſſend, wie das Leben des Volkes, iſt auch das Leben ſeiner Verfaſſung und ſeines Geſetzes. An den Ordnungen, welche feſt ſtehen, an der Strenge, womit über denſelben gehalten wird, oder an der [illegible] Liberalität, womit ſie behandelt werden dürfen, an den vielen oder wenigen, an den künſtlichen oder einfachen Abtheilungen, in welche das

Ganze geſondert iſt, an den Rechten, die ſich am meiſten des Schutzes zu erfreuen haben, an den Zwecken des gemeinſamen Lebens, die man am eifrigſten zu erreichen trachtet, und an den Mitteln, die man für dieſelben aufbiethet, werden erkannt des Volkes herrſchende Neigungen, ſeine eigenthümlichen Begriffe, Anſichten, Vorurtheile und die eigenthümliche Richtung ſeines Verſtandes. Geiſt und Charakter kann man keinem Volke zugeſtehen, daß von einem andern Geſetz und Verfaſſung annimmt, ohne dieſelben nach ſeinem Sinne umzugeſtalten. Das wahrhaft geiſt- und charaktervolle Volk nimmt nicht an, ſondern ſchafft rein aus ſich ſelbſt, ohne jedoch die Benutzung des Fremden zu verſchmähen, ſo weit es allgemein menſchlich oder ſeinem Eigenthümlichen nahe verwandt iſt, und dieſem, ohne es zu entſtellen oder zu verkehren, zur Bereicherung dient.

Ein Volk, das Geiſt und Charakter hat, hat nothwendig eine Literatur, in der es ſich eben ſo ſehr als in ſeinem Geiſte und Charakter von andern Völkern unterſcheidet — durch die Gegenſtände, welche ſie mit vorzüglicher Liebe bearbeitet, durch die Seiten, von welchen ſie ihre Gegenſtände faßt, durch den Standpunkt, von welchem ſie dieſelben anſieht, durch

die Art, wie der Verſtand ſich an ihnen thätig erweiſ't, durch die Verknüpfungen, die ſie unter denſelben hervorbringt, durch das Verhältniß, worein ſie dieſelben mit den heiligſten Gefühlen und den höchſten Angelegenheiten des Herzens oder mit den Zwecken des ſinnlichen Lebens ſetzt — noch mehr aber durch die Empfindungen, die ſich in ihr ausdrücken, durch die Stimmung, die in ihr überall wiederkehrt, durch ihr Feuer oder ihre Kälte, durch ihren Ernſt oder ihre Flüchtigkeit, durch ihre ſittliche Strenge oder ihre Frivolität, durch den herrſchenden Sinn für das Große oder Alltägliche, der ſich darin bemerklich macht, durch ihr Würdevolles oder Niedriges, durch die Stärke, Kühnheit, Tiefe und Originalität ihrer Gedanken — am meiſten durch die Ideen und Formen, die, aus Einer Grundidee und Grundform geboren, in ihr ſich darſtellen.

Um uns Deutſchen, wie einige es verſucht haben, eine eigenthümliche Literatur abzuſprechen, müßte man uns Geiſt und Charakter abſprechen. Wo Geiſt und Charakter iſt, da iſt auch eigenthümliche Liebe, eigenthümliche geiſtige Thätigkeit, eigenthümliche Form und Verknüpfung der Gedanken, eigenthümliche Höhe oder Tiefe des Standpunktes, ein eigenthümliches Ge-

müth — und eine eigenthümliche Grundidee und Grundform, die allenthalben ihre Anwendung ſuchen. Wer darf aber jetzt noch ſagen: es fehle den Deutſchen an Geiſt und Charakter? Wahrlich, ſie haben bewieſen, daß ſie Geiſt und Charakter beſitzen, in ihrem frühern Dulden, in ihrem ſpätern Handeln, in der Kraft, womit ſie zur Zeit der Unterdrückung an ſich ſelbſt gehalten, dem fremden Verderben Widerſtand geleiſtet, ihre Sitte und Weiſe und jede beßre Eigenthümlichkeit ſich bewahret, den überall ſich aufdringenden Einfluß des Ausländiſchen in ihrer Denk- und Gemüthsart und in ihrem Privatleben von ſich gewieſen, ihrem Glauben und ihrem Rechte treu geblieben, — in dem Eifer, womit ſie, verachtet und verſpottet, ihre wiſſenſchaftlichen Bemühungen fortgeſetzt — in den übereinſtimmenden Gefühlen, die ſie genähret — in den ſtillen Vorbereitungen, die ſie getroffen — in der Einmüthigkeit und Beharrlichkeit, womit ſie, von Einem Gedanken begeiſtert, für Eine Sache gearbeitet, gekämpft, geblutet — in den Tugenden die ſie geübt — in dem, was immer ihrer Seele vorgeſchwebt, wie in dem, was durch ſie groß und herrlich ſich geſtaltete. Deutſcher Geiſt, deutſcher Charakter iſt in dem deutſch begonnenen, deutſch voll-

endeten Werke. Nicht verkennen, nicht verdunkeln wollen wir den Ruhm der Völker, die mit uns gewesen, freudig zugestehen wollen wir jedem seine eigenthümliche Ehre; indeß auch uns bleibe die eigenthümliche; es geselle sich zu einander alles Preiswürdige, zu bestehen in seiner Art, und zu offenbaren auf seine Weise das Herrliche der Menschheit, und es gelte, daß wir, wie jedes der andern Völker, gehandelt haben in unserm Geiste und Charakter. Wie konnte aber dieser Geist und Charakter in dem sich verläugnen, was unmittelbar aus dem Geiste hervorgeht, und unter dem immerwährenden Einflusse des Charakters sich bildet? Und in der That es erfordert keine große Mühe, in den bessern Werken unsrer Literatur nicht bloß nationale Eigenschaften des Geistes und Charakters, deutschen Ernst, deutsche Tiefe, deutsche Gründlichkeit, deutschen Gedankenreichthum, deutsches Gemüth, deutsche Ehre und Treue, deutsche Kraft und deutschen Sinn für das Heilige, sondern auch eine deutsche Grundidee, eine deutsche Grundform nachzuweisen. Die deutsche Literatur ist vielseitiger als irgend eine andere, denn das deutsche Gemüth hat, wie kein andres, das menschliche Wesen nach seinen mannigfaltigen Beziehungen in sich

entwickelt, es weiß, wie kein andres, ſich mit allem echt Menſchlichen in Verbindung zu ſetzen, und beſitzt, wie kein andres, Empfänglichkeit für das echt Menſchliche auch in ausländiſcher Geſtalt. Es gibt kaum eine Anſicht des Lebens, die dem Deutſchen völlig fremd wäre — kaum ein Gefühl des Herzens, das der Deutſche nicht verſtände, deſſen Deutung er nicht in ſich ſelbſt entröfe — kaum eine Stimmung des Gemüthes, in der nicht der Deutſche zu leben vermöchte — kaum eine Geſtalt des Daſeyns, in welcher nicht der Deutſche ſich durch Wort und That kräftig gezeigt hätte. Daher die große Ausbreitung der deutſchen Literatur in Gehalt und Form nach allen Gegenden des geiſtigen Lebens hin, wobey leicht die in ihr herrſchende urſprüngliche Einheit übersehen wird; daher ihr öfteres Angränzen an das Ausländiſche, wobey leicht der ihr einwohnende ſelbſtſtändige Geiſt unbeachtet bleibt. Ihre Grundideen und ihre Grundformen verlieren ſich dem weniger ſcharfen Blicke in die untergeordneten Ideen und Formen, die dieſer in ihrem Zuſammenhange nicht zu faſſen vermag, wohl aber in ihrer zufälligen Verwandtſchaft mit dem Fremden erkennt. Ueberdies hat die deutſche Literatur, wegen ihrer großen Vielſeitigkeit, ſich

noch nicht nach allen Richtungen hin so ausgebreitet, daß ihr Eigenthümliches überall gleich in die Augen fallen könnte. Sie hat in einzelnen Gebiethen vollendete National-Werke in nicht geringer Zahl aufzuzeigen, aber in andern noch nicht die Höhe erreicht, die sie auch hier erreicht haben müßte, wenn der Geist und Charakter des Ganzen sich von selbst, und zwar allenthalben, bemerklich machen sollte. Wir können daher jedes Anerbiethen, uns mit einer Literatur zu beschenken getrost und ohne Gefahr, damit etwas einzubüßen, zurückweisen. Unsre Literatur kann, auch in Rücksicht des nationalen Geistes und Charakters, mit jeder andern wetteifern, und sie darf nur auf dem angetretenen Wege muthig fortschreiten, um in Kurzem jede andre, in ihrer ausgebildeten reichen Eigenthümlichkeit zu übertreffen.

Daß des Volkes Geist und Charakter in seiner Kunst sich offenbare, bedarf keines Beweises. Die Kunst eines Volkes ist das Symbol seines geistigen Lebens. Die Stufe zur ästhetischen Vollendung, auf welcher die Kunst bey einem Volke steht, die Liebe, die sie bey demselben antrifft, der Theil des weiten Kunstgebiethes, der in demselben vorzüglich kultivirt ist, die Gegenstände und die Art seiner künstlerischen

Thätigkeit, die Ideen, welche in seinen Kunstwerken am häufigsten und vielfältigsten sich abbilden, die Bedeutungen, die es in seine künstlerischen Schöpfungen legt, die Stimmung des Gemüthes, welche sich in ihnen vorherrschend zeigt, die Gedanken und Gefühle, die sich mit ihnen verknüpfen oder in ihnen ausdrücken, das Große, Kühne, Gewaltige oder das Sanfte, Milde, Gefällige, das Freye und Feurige oder das Gehaltene, Correcte, Abgeglättete bezeichnen des Volkes Geist und Charakter. Alle echte künstlerische Genialität hat ihre Wurzel in der Nationalität; worin Einer genial ist, das gehört zu der Eigenthümlichkeit des Volkes, wenn es auch in seinem Zusammenhange mit derselben noch nicht begriffen seyn sollte, und original kann keiner anders seyn, als in seines Volkes Weise. Leere Nachäfferey, eitle Gebährdung ist, was auf andere Weise darauf Anspruch macht für original zu gelten. Nie wird das, einiger Maßen gebildete, künstlerische Gefühl in dem echten Kunstwerke das Nationale verkennen; in den meisten wird es sogar den ungebildeten vernehmlich.

Die Industrie eines Volkes zeugt von dessen Geist und Charakter nicht weniger durch die Producte, die sie hervorbringt und das Verhältniß der-

ſelben zu den Bedürfniſſen oder zu den Genüſſen oder zu den höhern Zwecken des Lebens, als durch den Fleiß, das Erfindungsvermögen, den Ernſt, die Beharrlichkeit, den Mechanismus oder die Freyheit des Geiſtes, den Sinn für das Kleinliche oder für das Wichtige, Bedeutſame, die ſich dabey offenbaren, durch die beſondre Beſchaffenheit der Thätigkeit, die dabey geübt wird, wie durch das Reine, Nette, Zierliche, Bequeme, Sinnreiche, oder das Plumpe, Vernachläſſigte, Ungefällige, was man an ihren Producten wahrnimmt, an dem Soliden, Dauerhaften oder an dem bloß Schimmernden, Flitterreichen derſelben.

Im geſellſchaftlichen und häuslichen Leben eines Volkes ſind es vornehmlich ſein Hang zu Zerſtreuungen und rauſchenden Luſtbarkeiten oder ſeine Neigung zur ſtillen häuslichen Eingezogenheit, die Wahl ſeiner Vergnügungen, ſein Geſchmack für gewiſſe Ergötzlichkeiten, die eingeführten Formen des Umganges, das Offne, Freye und Herzliche, das Verſteckte, Kalte, Abgemeſſene deſſelben, die ſtrengen oder laxen Grundſätze in Anſehung des Sittlichen, die Behandlung, welche dem weiblichen Geſchlechte widerfährt, der Werth, den man auf häusliche Verhältniſſe ſetzt, der Sinn für häusliche Freuden, die

Achtung, worin die eheliche Verbindung steht, die Sitten, die im Innern der Familien herrschen, die Art, wie die Mitglieder derselben einander begegnen, der Wohlstand und die Zufriedenheit, die man in denselben antrifft, wodurch der Charakter des Volkes sich zu erkennen gibt.

Wie endlich des Volkes Charakter am meisten in seiner Sitte und Sprache sich ausdrücke, das bedarf hier um so weniger der Erörterung, da hiervon schon in dem Ersten dieser Vorträge die Rede gewesen.

Der Geist und Charakter eines Volkes bilden sich aus dem Temperamente, den natürlichen Anlagen, Gefühlen und Trieben desselben unter dem beständigen Einflusse des Wohnlandes, des Verkehres mit andern Völkern und der Veränderungen, die sich mit ihm selbst zutragen, mit der Bedingung, daß das Angeborne das Herrschende bleibe, da im entgegengesetzten Falle das Volk seinen Geist, mithin auch seinen wahren Charakter einbüßen würde. Das Temperament, die natürlichen Anlagen, Gefühle und Triebe müssen den Einfluß der äußern Dinge leiten und beschränken, damit ein Volk zur nationalen Persönlichkeit gelange, und sich behaupte auf eigne Weise, mit eignem Rechte und mit eigner Kraft.

Verfassung und Gesetz, Literatur, Kunst und Industrie, gesellschaftliches und häusliches Leben, Sitte und Sprache, in denen der Charakter des Volkes sich darstellt, wirken, sobald sie eine Gestalt gewonnen, in dieser Gestalt zurück; und da in denselben fast immer sich etwas findet, das, obgleich mit dem Geiste des Volkes vereinbar, nicht von diesem ausgegangen ist, so werden sie unvermeidlich in seinem Charakter neue Bestimmungen hervorbringen, wobey es nur darauf ankommt, daß diese Bestimmungen willig dem Angebornen sich unterordnen, wenn nicht dem Volke nach und nach ein fremder Charakter aufgedrungen werden soll. Hat ein Volk Verfassung und Gesetz von einem andern angenommen, für seine Literatur, Kunst und Industrie, für sein gesellschaftliches und häusliches Leben, für seine Sprache und Sitte, sich von einem andern Normen geben lassen: so steht zu besorgen, daß es nie einen eigenthümlichen Charakter gewinne, daß das gewaltige Fremde das Angeborne niederwärts halte, und endlich ganz unterdrücke. Nur in ungewöhnlicher Stärke Widerstand leistend, oder schon vor dem Einflusse des Fremden tief eingewurzelt und durch lange Gewöhnung befestigt, oder einmal in kühnem Schwunge sich erhebend, wird

es ſich behaupten und den Charakter des Volkes ſichern.

Das Wichtigſte in dem Charakter eines Volkes iſt das Gemüth. Im Gemüthe wohnt die Energie des geiſtigen Lebens, und vom Gemüthe hängt es ab, wie feurig, wie ſchnell, wie ausdauernd alle übrigen Kräfte wirken, und an welche Gegenſtände ſie ſich deßwegen, als die, ihrer feurigen oder ruhigen, ſchnellen oder langſamen, ausdauernden oder flüchtigen Thätigkeit angemeſſenen, wenden werden. Die zum Verſtande gehörigen Fähigkeiten äußern auf das Gemüth nur einen ſchwachen, momentanen, unſichern, nie tief dringenden — dieſes aber auf jene einen entſcheidenden, durchgreifenden und bleibenden Einfluß. An aller menſchlichen Thätigkeit hat das Gemüth ſeinen Antheil; durch das Gemüth muß alles hindurch, was zu einer kräftigen Erweiſung gelangen will. Unſer Denken und Träumen und Glauben ſteht unter der Herrſchaft des Gemüthes, während Gedanken, Phantaſiebilder, Meynungen, die jemand anders wo her empfängt, oder in ſich ſelbſt erzeugt, nur ſelten, und nur kaum merklich, Veränderungen im Gemüthe hervorbringen. Selbſt die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft wird beſtimmt durch die Energie

des Gemüthes. Wenig wird der ausrichten, der durch Begriffe auf den Charakter eines Volkes zu wirken ſucht, wenn er nicht zugleich das Gemüth mit in Anſpruch nimmt, dagegen der des Erfolges gewiß ſeyn kann, der die Kunſt verſteht, Gefühle zu wecken, Neigungen zu leiten, Leidenſchaften in Bewegung zu ſetzen, eine Sache gefällig zu machen, durch Gewohnheit zu feſſeln. Nie wird bloße Verſtandesaufklärung einem Volke einen Charakter geben, oder ſeinen Charakter bedeutend verändern; wohl aber vermag flache Aufklärerey durch ihren Indifferentismus und dadurch, daß ſie dem kräftigen Leben des Gemüthes entgegenarbeitet, ein Volk völlig charakterlos zu machen. Damit ſoll aber der echten Aufklärung, auch in dieſer Hinſicht, nicht aller Werth abgeſprochen werden: denn die echte Aufklärung iſt eben ſo ſehr Sache des Gemüthes als des Verſtandes.

Die Natur hat jedem Volke durch das Temperament, die Anlagen, Gefühle und Triebe, die ſie ihm gegeben, einen Charakter beſtimmt, und dieſer von der Natur entworfene Charakter iſt der wahre Charakter dieſes Volkes — eine Idee des Weltgeiſtes — wie der wahre, ihm von der Natur beſtimmte, Charakter des Individuum eine Idee

des Volksgeistes ist; und wie die individuellen Charaktere zu der Grundidee des Volkes, so verhalten sich die Charaktere der Völker zu der Idee der Menschheit, als integrirende Darstellungen Eines Gedankens. In jedem findet sich die Idee des Ganzen ausgedrückt — aber auf eine andre Weise; und diese verschiedenen Weisen müssen zusammen kommen, um die Vollkommenheit des Ganzen zu offenbaren.

Jedes Volk soll seinen besondern Charakter haben, und zwar den ihm von der Natur bestimmten; darauf beruht sein moralisches Recht, als Volk zu existiren. Ein Volk, das keinen besondern Charakter haben kann, soll auch kein besonderes Volk seyn wollen, sondern an ein anderes, mit dem es den Charakter gemein hat, sich anschließen und etwa als eine Abtheilung dieses Volkes fortdauern, damit es nicht den Plan der Weltordnung zerrütte, in welchem auf eine besondre nationale Existenz desselben nicht gerechnet ist. Die höchste Aufgabe jedes wirklichen Volkes bleibt: seinen wahren Charakter ganz zu gewinnen, von seinen Flecken zu läutern, unabläßig weiter zu bilden, um in demselben die Idee des Weltgeistes immer vollkommner darzustellen.

Ein Volk wird zwar, so lange es überhaupt noch einen Charakter behält, auch seinen wahren Charakter nicht ganz verlieren: denn es ist nicht möglich, daß es denselben gegen einen andern austausche; durch den Verlust seines wahren Charakters müßte es völlig charakterlos werden. Aber der wahre Charakter eines Volkes findet sich auch nie in der Wirklichkeit ohne Mängel und Flecken, dagegen häufig mit groben Entstellungen — kaum nach seinen Grundzügen noch kenntlich — und in Verbindung mit wichtigen Nacional-Fehlern. Die Natur hat nähmlich dem Volke seinen Charakter nicht gegeben, sie hat ihm denselben angedeutet, gegeben hat sie ihm das Temperament, die Anlagen, Gefuhle, Triebe, worin diese Andeutung enthalten ist, und woraus der Charakter sich bilden soll. Das Volk kann, wie der Einzelne, die Andeutungen der Natur mißverstehen: es kann sich absichtlich verbilden; es kann dem Ausländischen einen seinen Charakter zerrüttenden oder doch verwirrenden Einfluß auf sich gestatten. Das Temperament, die natürliche Anlage, Gefühle und Triebe jedes Volkes umschließen überdies die Keime eigenthümlicher Verderbnisse, wie, außer dem rein Moralischen und Religiösen, alles Vorzügliche, was in der

menſchlichen Natur angetroffen wird, die Dispoſition, die Fähigkeit, den Reiz zu eigenthümlichen Verirrungen mit ſich führt, vor denen keines bewahrt geblieben. Jedes Volk hat, durch wie große und glänzende Eigenſchaften es ſich auszeichnen möge, ſeine nationalen Schwächen, Irrthümer, Thorheiten, Ausſchweifungen und Laſter — oft um ſo bedeutendere, je mehr es durch große und glänzende Eigenſchaften ſich auszeichnet — die ſeinen Ruhm verdunkeln und ſeinen Charakter verunſtalten. Daher unterſcheiden wir den empiriſchen und den idealen Charakter des Volkes. Jener iſt ſein wahrer Charakter mit den Gebrechen, die in der Wirklichkeit an ihm hafteten — dieſer ſein wahrer Charakter in ſeiner Reinheit — jener veränderlich und abhängig vom Zufälligen — dieſer unwandelbar und beſtimmt durch die Nothwendigkeit des Gedankens. Der empiriſche bedarf der Läuterung, daß der ideale ſich rein in ihm ausdrücke — der ideale der Entwickelung, daß die Idee des Weltgeiſtes in ihm immer reicher, kräftiger und ſchöner ſich geſtalte.

Die erſte Angelegenheit eines Volkes in Beziehung auf ſeinen Charakter iſt: daß es denſelben in ſeiner Wahrheit und Idealität erkenne,

Der wahre, ideale Charakter eines Volkes aber wird erkannt theils aus dem Temperamente, den natürlichen Anlagen, Gefühlen und Trieben, wie sich dieselben in seiner Verfassung und in seinem Gesetze, in seiner Literatur, Kunst und Industrie, in seinem gesellschaftlichen und häuslichen Leben, in seiner Sprache und Sitte ausdrücken, und dem Fremden entgegensetzen, theils aus dem Bilde rein vollendeter Menschheit, welches in allen Völkern dasselbe ist, in jedem nationalen, wie jedem individuellen, Charakter auf besondere Weise sich offenbaren will, und jedem nationalen, wie jedem individuellen, Charakter die sittliche Würde und menschliche Trefflichkeit verleiht. Aus dem Temperamente, den natürlichen Anlagen, Gefühlen und Trieben wird der Charakter des Volkes erkannt in seiner Eigenthümlichkeit und in seinem Unterschiede von den Charakteren andrer Völker, daß wir im Stande sind, diesen Charakter in seinem Eigenthümlichen zu erhalten, und den zerrüttenden Einfluß des Ausländischen von uns abzuwehren. Aus dem Bilde der rein vollendeten Menschheit wird dieser Charakter erkannt in seiner Uebereinstimmung mit den idealen Charak-

teren aller Völker und dem allgemeinen Geſetze der Tugend, daß wir unſern nationalen Charakter gegen nationale Verderbniſſe zu ſichern und ihn von denſelben zu läutern vermögen. Jeder, der einem Volke angehört, hat die Pflicht, den Charakter ſeines Volkes kennen zu lernen, da er ohne das nicht fähig ſeyn würde, auf denſelben zu wirken, wie von ihm gefordert wird. Darum ſoll ſich jeder, der die dazu nöthige Bildung beſitzt, ſich über die Verfaſſung und das Geſetz, die Literatur, Kunſt und Induſtrie, das geſellſchaftliche und häusliche Leben, die Sitte und Sprache ſeines Volkes in ihrem Unterſchiede von dem Ausländiſchen, ſo genau als möglich unterrichten, um darin des Volkes Sinn, Geiſt und Gemüth zu erforſchen; wobey indeß alles darauf ankommt, daß ſorgfältig ausgeſchieden werde, was etwa im Laufe der Zeit ſich Fremdartiges eingemiſcht haben möchte, und wir uns bedeutend gefördert und vor Irrthümern geſchützt ſehen, wenn wir uns mit dem zunächſt angränzenden Ausländiſchen bekannt gemacht haben. Hierüber aber werde nicht verſäumt, auch die höchſte Regel des Lebens zu erwägen, und nicht vergeſſen, daß allem Nationalen das rein Menſchliche zum Grunde liegen — und daß, wie tief auch

etwas im Eigenthümlichen eines Volkes wurzeln möge, es doch aus dem Charakter desſelben vertilgt werden müſſe, ſobald es ſich mit jener höchſten Regel nicht vereinigen läßt. Nur zu geneigt iſt unſer Zeitalter, jedem Eigenthümlichen, ohne Rückſicht auf das moraliſche Geſetz, ein Recht zuzugeſtehen, und allem, was in ſeiner Art ſich kräftig oder geiſtvoll hervorthut, ungeachtet ſeiner ſittlichen Verwerflichkeit, Ehre zu erweiſen, da doch das Unſittliche nirgends und unter keiner Bedingung beſtehen ſoll, und den Keim ſeiner Zerſtörung in ſich ſelbſt trägt.

Demnächſt hat jedes Volk dafür zu ſorgen, daß es ſich ſeinen wahren Charakter, ſo weit es denſelben beſitzt, erhalte, denn es iſt ſeine Beſtimmung, in dieſer Geſtalt da zu ſeyn, und dieſen Gedanken des Weltgeiſtes zu realiſiren; und jeder Einzelne im Volke hat dazu kräftigſt mitzuwirken. Weg daher mit dem Ausländiſchen, das nur im mindeſten unſern Charakter zu verfälſchen droht! es droht ja eben damit, uns unſre Selbſtſtändigkeit zu entreißen, und uns unter das Joch der Fremdlinge zu beugen. Wer die Geiſter ſich unterworfen hat, wird leicht auch die Leiber bezwingen; ſie ſind ſeiner Herrſchaft bereits anheim gefallen. Weg auch mit dem unſchädlichen

Ausländiſchen, wenn es nicht unſrer geiſtigen Entwickelung förderlich iſt, oder uns ſonſt in irgend einer Hinſicht wahren und bedeutenden Gewinn bringt, damit es uns nicht dem ausländiſchen Weſen befreunde, und allmählich dem Schädlichen den Weg bahne! Vor allem aber weg mit dem Ausländiſchen, das unſre Sitten zu verderben und unſre Herzen zu vergiften ſucht! Unabläſſig wollen wir auf unſrer Huth ſeyn, daß nicht etwas der Art, wie unbedeutend es auch ſey, und unter welchem glänzenden Scheine es ſich auch anpreiſe, in unſre Verfaſſung und und in unſre Geſetze, in unſre Literatur, Kunſt und Induſtrie, in unſer geſellſchaftliches und häusliches Leben, in unſre Sitte und Sprache ſich einſchleiche. Fern bleibe von uns, wer Ausländiſches bey uns geltend machen will, oder mit ausländiſchem Weſen uns anſtecken möchte; ihn züchtige Spott und Verachtung. Wer unſre Sitte nicht annehmen — unſre Sprache nicht reden mag, der werde ausgeſchloſſen von unſern Kreiſen. Schande dem Herzloſen, der ferner eine Ehre darein ſetzt, die glatte Sprache des zweyzüngigen Volkes unter den Einheimiſchen im Munde zu führen. Forſchen wollen wir in unſrer Verfaſſung und in unſerm Geſetze, in

unſrer Literatur, Kunſt und Induſtrie, in unſerm geſellſchaftlichen und häuslichen Leben, in unſrer Sitte und Sprache, ob nicht etwa hier und da Ausländiſches, deſſen wir entrathen können, ſich bereits eingeſchlichen habe, und, je nachdem unſre Stellung im bürgerlichen Leben iſt, es bekämpfen mit dem Worte oder mit der That, darauf hinweiſen, die Kräfte dawider aufregen, oder ſelbſt es vertilgen, ſollte dabey auch an äußerer Bequemlichkeit und an äußern Vortheilen des Lebens manches verloren gehen, daß wir beſtehen in unſerer Freyheit, und ungehindert jedes Treffliche in uns entwickeln können.

Ferner ſoll jedes Volk unermüdbar in großer Anſtrengung arbeiten an der Läuterung ſeines Charakters, damit es immer mehr frey werde von ſeinen Irrthümern, Thorheiten, Fehlern, Ausſchweifungen und Laſtern — immer geſünder, ſtärker, reiner in ſich ſelbſt, immer fähiger, ſich in ſeinem nationalen Daſeyn zu behaupten, und alles Edle kräftig aus ſich hervor zu treiben, dadurch auch immer höher geachtet, bey den Völkern die es umgeben — ein Muſter unſträflicher Sitten, die allen Vorzügen, deren es ſich rühmen darf, zur Zierde gereichen. Jeder Einzelne im Volke ſey ihm ein eifriger Wächter und ein

ſtrenger Richter; jeder Einzelne rede und handle wider alles, was er bey ſeinem Volke, Gemeines, Unwürdiges, Thörichtes, Schändliches und Verderbliches wahrnimmt, wie es fruchten kann, freymüthig, ernſt, nachdrücklich, mit Begeiſterung, wo es Noth thut mit Spott, ſchonungslos gegen das, was durch ſein Anſehen ſchrecken könnte, ohne Furcht, daß man ihn der Härte, der Ungerechtigkeit, der Bitterkeit, der Ueberſpannung, des Mangels an Patriotismus beſchuldige. Wahrlich, nicht der iſt der rechte Patriot, der zu dem Uebel ſchweigt, damit ſeines Volkes Ehre nicht leide — die ja aber dadurch leidet und immer mehr leiden muß, daß das Uebel vorhanden iſt — der es wohl gar beſchönigt, mit glänzenden Lobſprüchen bezeichnet, und ihm Nahrung gibt. Der iſt der rechte Patriot, der das Schlechte angreift und verfolgt, wo er es findet, und laut davon redet, damit er alles in Bewegung ſetze, dem Volke ſeine Schmach unter die Augen ſtellt, um deſſen Ehre zu retten, und den Haß ſeines Volkes auf ſich ladet, um deſſen Wohlthäter zu werden. Durch das Beyſpiel reiner Geſinnungen und ſtrenger Sitten vornehmlich ſoll jeder den Charakter ſeines Volkes zu reinigen ſuchen, dadurch, daß er am meiſten vor den Fehlern ſich

verwahrt und die Fehler an ſich vertilgt, die er für National-Fehler erkennt, und dann auch ſich bemüht, ſie fern zu halten und zu vertilgen bey denen, auf die er zunächſt zu wirken vermag.

Endlich bleibt der Charakter des Volkes, wie des Einzelnen, ſelbſt der wahre und geläuterte, immer einer weitern Ausbildung fähig, ſeine Kräfte und Triebe können mehr entwickelt und verſtärkt, es kann Schlummerndes in ihm angeregt werden, ſeine eigenthümliche Geſtalt kann ſich ſchärfer und gefälliger ausprägen; und jeder im Volke ſoll ſich angelegen ſeyn laſſen, dazu nach beſtem Vermögen beyzutragen — ſowohl in ſeinem Arbeiten an ſich ſelbſt, als in ſeinem Wirken auf andre und auf das Ganze. Haben wir den wahren Charakter unſers Volkes, in ſeinem Unterſchiede von den Charakteren anderer Völker und in ſeinem Verhältniſſe zur Idee der rein vollendeten Menſchheit, begriffen: dann werden wir leicht beurtheilen, auf welche Weiſe und durch welche Mittel derſelbe weiter geführt werden könne. Das meiſte ſteht hier von denen zu erwarten, welchen vergönnt iſt, mit ihrem Einfluſſe die Gemüther des Volkes und der Jugend zu erreichen. Aber auch durch die Bemühungen, die wir in Staatsämtern, im Gebiethe

der Wissenschaft, der Kunst und der Industrie anwenden, durch unser Handeln im gesellschaftlichen und häuslichen Leben, durch unser Bestreben unsers Volkes eigenthümliche Sitte und Sprache zu vervollkommnen, und ihnen jeden Vorzug, jedes Liebliche, Schöne und Gefällige, wofür sie empfänglich sind, mitzutheilen, und das Nationale in ihnen zu heben und zu bereichern, können wir den Charakter unsers Volkes in seiner Ausbildung fördern. Hauptsächlich indeß dadurch, daß wir jede menschliche und nationale Tugend und Trefflichkeit im hellsten Glanze an uns selbst suchen darzustellen.

Dabey wollen wir nicht verschmähen, von andern Völkern aufzunehmen, was uns wahrhaft förderlich seyn kann, ohne unsern National-Charakter zu verunstalten. Der wahre Charakter des Volkes umschließt neben seinem Eigenthümlichen auch Allgemein-Menschliches; ja das Allgemein-Menschliche ist die Grundlage des Eigenthümlichen, und soll durch dasselbe zwar auf besondre Weise gestaltet, aber nicht in seinem Wesentlichen verändert werden. Von diesem Allgemein-Menschlichen hat jedes Volk gewisse Momente und Bestimmungen, die mit seinem Eigenthümlichen mehr zusammenhängen, in sich ver-

züglich entwickelt und kann darin andern Völkern zum Muſter dienen, während es in andern Momenten und Beſtimmungen einſeitig zurück geblieben iſt, und ſich darin andre zu Vorbildern wählen kann. Wie die Geſchlechter ſo ſollen auch die Völker nicht bloß mit einander, durch ihr Vorzügliches, die Menſchheit darſtellen, ſondern auch einander von ihrem Menſchlich-Vorzüglichen mittheilen, und ſo einander ergänzen, daß zugleich jedes für ſich der reinen Idee der Menſchheit immer näher komme. Nicht verſteinern wollen wir in unſern Formen, ſondern in ihnen freyes, bewegliches, kräftiges Leben behalten, nicht zerſtören durch das Eigenthümliche das Allgemein-Menſchliche, ſondern es in demſelben herrlich offenbaren, darum uns in freudiger Anerkennung zu eigen machen, was andre Völker im Gebiethe des Allgemein-Menſchlichen Treffliches beſitzen, die Früchte ihres wiſſenſchaftliche Fleißes, ihre hellern Begriffe und Anſichten, ihr uns fehlendes Geſchick, ihre uns fremd gebliebenen rein menſchlichen Gefühle, ihr Gefälliges in der Sitte, ihr Feines und Angenehmes im Umgange, ihr Heitres oder Ernſtes in der Stimmung, wie wir des Einen oder des andern bedürfen, und in wie fern es nicht mit ihren National-Fehlern

in unzertrennlicher Verbindung ſteht, ihr Fließendes, Klares, Gerundetes, Wohlklingendes im Ausdrucke, ſorgfältig in dem allen das Rein-Menſchliche ſcheidend von dem Nationalen — vornehmlich aber ihre Tugenden. Indeß auch von ihrem Nationalen mögen wir herüber hohlen, was, dem unſrigen verwandt, daſſelbe wahrhaft zu bereichern vermag. Immerhin wollen wir uns das ausländiſche Wort gefallen laſſen, wenn unſre Sprache noch keins beſitzt, das ihr daſſelbe erſetzen könnte, was in der Regel nicht ihrer Armuth, ſondern unſerm Reichthum an Gefühlen, an ſcharf beſtimmten, genau geſchiedenen Gedanken, und der Mannichfaltigkeit unſrer Anſichten von derſelben Sache zuzuſchreiben iſt, unter der Bedingung, daß das ausländiſche Wort deutſche Geſtaltung annehme; daß es nicht irgend einen falſchen oder ausländiſchen Begriff zu uns herüberbringe, unſere eigenthümlichen zu verwirren, und daß es nie anders gelte, als zur genauen Bezeichnung des von uns ſelbſt Gebildeten, und in nationaler Reinheit Erhaltenen.

Nichts iſt ſo ſehr geeignet, uns bey der Erhaltung, Läuterung und Vervollkommnung unſers National-Charakters zu unterſtützen, als die Geſchichte

unſers Volkes im weiteſten Sinne, wo ſie uns nicht bloß die Schickſale und Thaten, ſondern auch ſeine Einrichtungen, ſeine bürgerlichen und häuslichen Verhältniſſe, ſeine wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Beſtrebungen, ſeine Induſtrie und Sitten, in den verſchiedenen Perioden ſeines geiſtigen Lebens, nach ihren Veränderungen und ihrem Fortſchreiten, zugleich die Entwickelung ſeiner Sprache vergegenwärtigt. Nur durch die Geſchichte unſers Volkes können wir zu einer vollſtändig genauen Kenntniß ſeines idealen Charakters gelangen. Seine Geſchichte wird uns über denſelben nicht lange zweifelhaft laſſen, ſie wird bald ein helles, kräftiges, ausgeführtes Bild deſſelben in uns erzeugen, vorausgeſetzt, daß wir einen lautern und geſchärften Sinn für das Rein-Menſchliche zu derſelben mitbringen. Seine Geſchichte wird uns über die Verirrungen belehren, die bey demſelben am meiſten zu fürchten ſind, und uns dadurch in den Stand ſetzen, ihnen vorzubeugen; ſie wird uns unſre wirklichen Fehler noch beſtimmter anzeigen, und uns mit den Quellen derſelben und den Mitteln ihrer Verbeſſerung bekannt machen. Die Geſchichte unſers Volkes wird unſre Wärme für daſſelbe erhöhen, da ſie uns nicht bloß die eigenthümlichen Vorzüge

deſſelben im helleſten Glanze darſtellt, ſondern auch ſeine großen Männer und was von ihm Herrliches iſt vollbracht worden, an uns vorüberführt, und laut des Volkes Ehre und Ruhm verkündiget. Durch ſeine Geſchichte wird ſein Geiſt immer kräftiger und durchdringender ſich uns mittheilen, daß wir immer mehr unwillkührlich in dieſem Geiſte reden und handeln, von ihm entzündet, bewegt und geleitet, dieſen Geiſt wecken und ſtärken überall, wohin unſer Einfluß zu reichen vermag. Darum ſoll ein Volk ſeine Geſchichte werth halten, und die Edelſten unter ihm ſollen am eifrigſten ſich bemühen, in ſeiner Geſchichte zu leben. In eben dem Maße, als ein Volk ſeine Geſchichte ehrt, ehrt es ſich ſelbſt, und darf es hoffen, ſich in nationaler Größe und Trefflichkeit immer höher zu erheben.

Fünfte Rede.

Die Ehre der Völker.

Daß die Ehre der Völker mit ihrer Selbstständigkeit und Freyheit, mit ihrem Geiste und Charakter in genauer Verbindung stehe, daß sie zu ihren kostbarsten Gütern, zu den wesentlichsten Bedingungen ihrer nationalen Existenz gehöre, daß auf die Behauptung und Erhöhung der Ehre ihre sorgfältigsten und beharrlichsten Anstrengungen gerichtet seyn müssen, daß sie in mancher Hinsicht ihre Wohlfahrt der Ehre aufopfern, daß sie ein solches Daseyn als das traurigste Uebel ansehen, und den völligen Untergang ihm vorziehen sollen: das macht sich jedem von selbst fühlbar, das hat sich in den gewaltsamen Bewegungen dieser großen Zeit mächtig kund gethan, davon sind alle Herzen voll gewesen, und tausend freudige Stimmen haben es laut durch die erschütterte Welt gerufen. Der Kampf für Fürst und Vaterland, für Freyheit und Recht, für Religion, Sprache und Sitte war zugleich ein Kampf der Völker für ihre Ehre. Ihre Ehre wollten sie retten, ihre Ehre verherrlichen, mit Ehre wollten sie leben, und wenn dies nicht seyn

könnte, sterben mit Ehre. Daher auch brannte ihnen das Feuer im Busen, und die Edelsten dürsteten nach Gefahren und Thaten, weil hier wohl Ehre zu erringen stand.

Aber vollkommen deutliche Begriffe von dieser Ehre möchte man wohl, selbst unter den Gebildeten, nur bey wenigen antreffen. Die meisten möchten dieselbe wohl nur in einem unbestimmten Gefühle kennen, das nie zu sichern und übereinstimmenden Urtheilen führen kann. Woher sonst die grosse Verschiedenheit der Meynungen darüber, worin die Völker ihre Ehre suchen, wie sie dieselbe vertheidigen und geltend machen, und was sie für dieselbe thun sollen? Woher so viele diese Sache betreffende Aussprüche, denen wir unmöglich unsre Zustimmung geben können. Haben nicht sogar jene, wider welche wir aufgestanden sind, und mit denen wir gewiß die Gesinnung nicht werden theilen wollen, ja in deren Wesen und Treiben wir so viel Ehreloses verabscheuen mußten, den Nahmen der Ehre im Munde geführt? und haben nicht manche der Unsrigen ihnen darin Recht gegeben, daß sie auf Ehre zu halten, und wenigstens in gewisser Hinsicht für ihre National-Ehre zu leben wissen? haben nicht manche das Streben derselben,

die Welt zu untersuchen, damit einiger Maßen zu entschuldigen, gesucht, daß sie doch dabey die Ehre ihres Volkes im Auge gehabt? Sollte das wirklich die wahre Ehre eines Volkes seyn? worin besteht die wahre Ehre eines Volkes? was gereicht einem Volke am meisten zur Ehre? was verlangt die Ehre von einem Volke? wodurch wird ein Volk seiner Ehre verlustig? wie kann es die verlorne wieder gewinnen? was darf, was soll ein Volk thun für seine Ehre? das sind Fragen, deren richtige Beantwortung uns um so wichtiger seyn muß, da auch für unsre Zukunft alles daran gelegen ist, daß an der wahren Ehre unsers Volkes von uns gehalten werde.

Daher wollen wir die Ehre der Völker jetzt zum Gegenstande unsrer Betrachtung machen; wir wollen unsre Begriffe von dem Wesen derselben aufzustellen suchen, wo sich dann die Beantwortung jener Fragen von selbst ergeben wird.

Nicht ohne Schwierigkeit ist unser Beginnen, da die Sache selbst so viele Beziehungen hat, und das Wort Ehre in so verschiedenen Bedeutungen gebraucht wird. Es wird uns am besten gelingen, wenn wir dabey von der Ehre des Menschen, in

welcher ja die Ehre des Volkes ſich gründet, ausgehen.

Mit dem Worte Ehre bezeichnen wir bald die Eigenſchaften, wodurch jemand fähig iſt, ſolche Eindrücke hervorzubringen, die ihm bey andern Gewicht geben, und ihm eine aufmerkſame Behandlung ſichern, bald die vortheilhafte Meynung, welche er durch jene Eigenſchaften einflößt, die Ehrſäße, welche derſelben ſich zugeſellen, und die Begegnung, deren er ſich deßhalb zu erfreuen hat. Jene nennen wir die innere — dieſe die äußere Ehre. Wo beyde zuſammenkommen, da iſt Ehre im vollen Sinn des Wortes. Durch die innere Ehre iſt jemand ein Mann von Ehre, durch die äußere ein geehrter Mann. Die innere Ehre iſt Ehre, die man beſitzt — die äußere, Ehre deren man genießt. Wir müſſen dieſen Unterſchied feſt halten, um gewiſſe einander widerſprechende Urtheile, die doch, jedes für ſich betrachtet, feſt begründet ſind, mit einander vereinigen zu können. Die innere Ehre kann mir niemand rauben, ich kann ſie nur durch mich ſelbſt einbüßen; die äußere aber kann von andern angetaſtet und beeinträchtigt werden. Die innere Ehre gibt Anſprüche, die äußere befriedigt

diese Ansprüche. Innere Ehre kann man haben — unerkannt von der Welt, in der tiefsten Dunkelheit des äußern Zustandes; äußere Ehre hat man in den Gemüthern der Menschen, in ihren Worten und Thaten. Das Wort und die That indeß, die uns auszeichnen, ohne im Gemüthe ihren Ursprung zu haben, die geheuchelten Ehrenbezeugungen, verdienen nicht hier in Betrachtung zu kommen, da sie bloß der Ehre leerer Schein sind, wie denn auch der kräftige Mensch sie immer mit Verachtung zurückweist. Die innere Ehre macht in der äußern sich geltend, und die äußere ist nicht im Stande sich zu behaupten, wenn ihr nicht die innere zum Grunde liegt.

Dem an Geist und Gemüth gesunden und kräftigen Menschen ist es wichtig die Eigenschaften zu besitzen, welche die äußere Ehre zu begleiten pflegt, da sie größtentheils zu dem Besten gehören, was der Mensch besitzen kann, und unvertilgbare Triebe seines Wesens auf sie gerichtet sind. Aber es ist ihm auch wichtig, diese Eigenschaften von andern anerkannt zu sehen, und andre von den Empfindungen erfüllt zu wissen, welche dieselben einzuflößen vermögen. Er schätzt die mit der innern verbundene äußere Ehre:

zuerſt weil ſie in ihm das Gefühl des perſönlichen Daſeyns und Werthes verſtärkt, zweytens weil ſie ihm Einfluß auf andere verſchafft, und ihn in den Stand ſetzt, ſeine Zwecke im geſellſchaftlichen Leben beſſer zu erreichen.

Die gute Meynung, welche andere von uns an den Tag legen, weckt in uns die Vorſtellung einer Vollkommenheit, die wir uns nun glauben zuſchreiben zu dürfen, oder ſie beſtätigt uns die Ueberzeugung, die wir bereits hatten, und erhöht dadurch das Bewußtſeyn unſerer Kraft und Selbſtſtändigkeit, unſers Anſpruches an andre und unſrer Würdigkeit unter Menſchen menſchlich zu leben. Wenn die uns eingepflanzten Triebe der Selbſterweiterung und der Selbſtbefeſtigung das Verlangen erzeugen, in andern eine Exiſtenz zu gewinnen: ſo muß dieſe Exiſtenz um ſo erfreulicher ſeyn, je mehr ſie auf ſolchen Eindrücken ruht, die wir durch Eigenſchaften, welche uns rühmlich auszeichnen, hervorbringen. Wie wir wünſchen, uns ſelbſt achten zu können, ſo müſſen wir auch wünſchen bey andern geachtet zu werden, und nächſt der Selbſtverachtung müſſen wir die Verachtung, womit uns andre betrachten, als das traurigſte Uebel anſehen, in welchem allein das Gefühl der Unſchuld und

der Selbstzufriedenheit einiger Maßen zu beruhigen vermag. Allerdings gehört der zu den Nichtswürdigen, der den Beyfall der Welt durch Handlungen zu erkaufen sucht, die er selbst tadelt und verurtheilt. Aber man kann auch gegen die Meynung der Welt nicht gleichgültig seyn, ohne gegen die Eigenschaften selbst gleichgültig zu seyn, auf welche sie sich bezieht. Mit dem Gefühl für Ehre verliert sich das Gefühl für das Edle, Große, Herrliche und die Kraft des Gemüthes, sich zu irgend einem Langmuthsarm zu erheben. Dem Menschen, welchem die Ehre keinen Werth hat, hat auch die Tugend keinen Werth mehr; für ihn gibt es kein Verdienst, keine Erhabenheit der Seele, und nichts schützt ihn, daß er nicht zu jeder Gemeinheit herabsinke. Wenn die Ehre nichts ist, so ist auch die Schande nichts, und wenn man sich nicht scheut, die Verachtung der Welt zu tragen, wird man sich auch nicht fürchten ein Verächtlicher zu seyn. Die innere Ehre soll uns in sofern mehr gelten als das Leben, daß wir lieber sterben, als das ehrlose thun; die äußere aber soll wenigstens höher von uns geachtet werden als Reichthum und Lebensgenuß.

Die vortheilhafte Meynung, welche andere von

uns haben, sichert uns eine ausgebreitete und glückliche Wirksamkeit. Ihr verdanken wir, daß man auf uns merkt, Vertrauen zu uns faßt, uns entgegen kommt, uns einen Wirkungskreis öffnet, unsrer Thätigkeit einen weiten freyen Raum schafft, und uns auf alle Weise behülflich wird, daß man auf der andern Seite sich fürchtet uns zu beleidigen, und uns in den Weg zu treten, während der Ungekannte übersehen, zurückgesetzt, abgewiesen wird, nirgends einen Platz findet, auf welchem er seine Existenz nützlich machen könnte, und allenthalben suchten muß mächtigen Widerstand anzutreffen, beschränkt, unterdrückt, gemißhandelt zu werden. Der Selbstsüchtige begehrt der Ehre um zu glänzen und zu herrschen, um sich zu ergötzen an seiner Wichtigkeit und seine eigennützigen Zwecke besser zu erreichen. Der Weise aber begehrt ihrer, weil er ihrer zu der Wirksamkeit bedarf, die er für die Bestimmung seines Lebens erkennt, und der er freudig seine Kräfte geweiht hat. Von sich selbst hinwegsehend, findet er sich durch die Ehre, deren er genießt, mächtig unterstützt in dem Bestreben das Gute zu befördern. Um die Meynung der Welt von sich gering zu achten, müßte man es auch für etwas Geringes halten, sich um die Welt Verdienste zu erwer-

ben, und das Schöne, Gute, Heilsame und Erfreuliche unter seinen Anstrengungen sich mehren zu sehen.

In der ersten Beziehung, wo wir die Ehre als Zeichen unsers persönlichen Werthes betrachten, können uns nur solche Eigenschaften Ehre geben, die man im eigentlichen Sinne an uns achten kann, weil sie die wahre Würde des Menschen ausmachen, weil wir sie uns durch freye Anstrengungen verschafft, oder doch im Kampfe mit Umständen, die ihnen Verderben drohten, erhalten haben, und sie in sofern uns selbst zuschreiben dürfen, wie Geistesbildung, Kenntnisse, Tugenden, Verdienste, in wie weit sie aus unsern Bemühungen hervorgegangen sind. In der andern Beziehung, wo die Ehre als Mittel einer glücklichen Wirksamkeit geschätzt wird, kann alles, wodurch wir Menschen wichtig sind, und einen bedeutenden Einfluß auf sie äußern, alles, woran die Idee der Vollkommenheit sich geknüpft hat, alles, was die Menschen gewohnt sind auszuzeichnen und mit Aufmerksamkeit zu behandeln, wenn es nur nicht zu den geringfügigen Dingen gehört, übrigens gleich viel, ob es in — oder außer uns sey, ob wir es uns selbst erworben, oder ob eine Gunst es uns zugetheilt, zur Ehre

gerechnet werden, wie Talente, Glücksgüter, Rang, Verbindungen. Wir unterscheiden daher die wahre Ehre und das Ansehen. Wahre Ehre kann der Mensch nur durch das erlangen, was er ist, — und zwar durch sich selbst ist, Ansehen auch durch das, was er besitzt, sogar ohne sein Zuthun. Auf seine wahre Ehre kann man stolz seyn; auf ihr Ansehen sind allein die Thoren stolz. Von der wahren Ehre ist die Rede, wenn behauptet wird: dieses oder jenes, das doch unläugbar einen Menschen wichtig macht, könne ihm keine Ehre verleihen, oder: nicht das Urtheil der Menge, sondern das Urtheil der Edeln und Erleuchteten bestimmen die Ehre des Menschen. Wo es auf das Ansehen und den davon abhangenden Einfluß ankommt, entscheidet nicht selten die Menge mehr als die Edeln und Erleuchteten. Soll uns nun gleich auch das Ansehen nicht gleichgültig seyn: so fällt doch in die Augen, daß es nicht mit der wahren Ehre denselben Werth für uns haben kann, und daß wir für dasselbe nicht alles thun und aufopfern dürfen, was wir für die wahre Ehre zu thun und aufzuopfern verpflichtet sind.

Das von der Ehre des Menschen unter uns

Festgestellte gilt ohne Ausnahme und Einschränkung auch von der Ehre der Völker.

Die Ehre der Völker ist theils eine ursprüngliche, theils eine erworbene.

Die ursprüngliche Ehre hat jedes Volk von Natur, in wie fern es wahrhaft ein Volk ist; es hat sie, so lange es dieselbe nicht verwirkt, mit den übrigen Völkern gemein, sie verleiht ihm noch keine Auszeichnung. Die erworbene Ehre besitzt es ausschließend; nur durch Zufall könnte es sie auf dieselbe Art und in demselben Maße mit einem andern gemein haben. Durch sie erhebt es sich über die Völker, durch sie ist es unter den Völkern ein großes, herrliches, geehrtes Volk.

Die ursprüngliche Ehre eines Volkes bezeichnet eigentlich nicht mehr, als daß noch keine Schande an ihm hafte. Sie schließt in sich das nationale Bestehen eines Volkes und die Eigenschaften, wodurch es desselben würdig — und fähig ist, sich in seinem nationalen Bestehen zu behaupten. Es gehören demnach zu ihr: die Freyheit, die Kraft, der Muth und die Rechtlichkeit des Volkes. Des Volkes erste Angelegenheit ist, sich in diesen

Gütern die urſprüngliche innere Ehre, die ihm theurer ſeyn ſoll als alles andre zu bewahren.

Freyheit iſt jeder andern Ehre Bedingung und Grundlage — darum in der urſprünglichen Ehre das Vornehmſte. Ein ſeiner Freyheit beraubtes Volk kann als Volk nichts beſitzen, wodurch es Achtung einflößt; Ehre vermag nur das zu haben, was für ſich exiſtirt, und Leben und Kraft hat in ſich ſelbſt. Das unterjochte Volk iſt nicht immer ein ehrloſes — denn manches Volk gerieth ohne ſeine Schuld, durch ſein ſchweres Verhängniß, in Knechtſchaft, und oft hat bey unterjochten Völkern in den Herzen vieler Einzelnen die Ehre gewohnt, und mächtig und herrlich ſich erwieſen in Worten und Thaten — aber es iſt ein entehrtes. Einzelne können unter ihm mit Ehre leben, wenn ihrer zu wenige ſind, als daß ſie etwas vermöchten, oder ſonſt die Pflicht gebiethet, die Thaten der Befreyung erſt vorzubereiten, und einer beſſern Zeit aufzuſparen; aber von dem Ganzen iſt die Ehre gewichen. So lange es in der Knechtſchaft ſchmachtet, muß es ſich häufig das Schändliche befehlen laſſen, daß auch das Gefühl für Ehre bey demſelben immer mehr verfälſcht und abgeſtumpft wird, bis es gänzlich verſchwindet.

Für seine Freyheit, die schon an sich zu seinen kostbarsten Gütern gehört, soll darum ein Volk alles wagen, selbst das Leben — auch um der Ehre willen. Mit den Waffen in der Hand soll es sie bis auf den letzten Mann vertheidigen gegen jeden, der sie angreift, entschlossen zu siegen oder unterzugehen — fürchterlich auch in seinem Untergange. Für seine Ehre gleichviel dann, ob es siege oder untergehe; im letzten Falle wird sie unverletzbar durch alle Zeiten strahlen. So soll auch um seiner Ehre willen jedes unterjochte Volk aufstehen wider seine Unterdrücker, denen es nicht schuldig ist Treu und Glauben zu halten, da sie selbst Treu und Glauben unter die Füße getreten, sobald die Stunde gekommen ist, wo es einen glücklichen Erfolg seines Unternehmens hoffen kann — bis dahin einzig lebend für diese Stunde. Und auf keine Schonung hat der Anspruch, der einem Volke nach seinem Kostbarsten trachtet — nach seinem Leben.

Aus seiner Kraft, seinem Muthe und seiner Rechtlichkeit entspringt dem Volke sein nationales Lebensgefühl; durch Kraft und Muth und Rechtlichkeit muß es andern Völkern Achtung für seine nationale Existenz einflößen, und sich seine nationale Fortdauer sichern. Das erschlaffte, feige, moralisch ent-

würdigte Volk kann ſich ſelbſt nicht achten, und kein Recht mehr geltend machen; nur um des thieriſchen Genuſſes willen kann es auf ſeine Exiſtenz Werth ſetzen, nie aber mit Selbſtgefühl und Zuverſicht auf ſich hinblicken. Es hat es als eine Gunſt anzuſehen, wenn ihm geſtattet wird, neben andern Völkern, ohne lebendigen Zuſammenhang, in tiefer Schmach, zu beſtehen. Ein ſolches Volk verdient in die ſchimpflichſte Knechtſchaft zu ſinken. Darum ſind Kraft, Muth und Rechtlichkeit der Völker urſprüngliche Ehre, die man an ihnen ſo lange anerkennen ſoll, als ſie nicht ſelbſt dieſelbe verwirkt haben: denn nur durch ſich ſelbſt kann ein Volk dieſe Ehre einbüßen.

Ein Volk hat ſich entehrt, wenn es der kriechenden Unterwürfigkeit, der ſchimpflichen Erniedrigung vor andern, der feigherzigen Flucht vor dem Feinde, der Wortbrüchigkeit, der Verrätherey, des Raubes, der Grauſamkeit gegen Wehrloſe ſchuldig geworden, wenn es zu ſchändlichen Unternehmungen andrer, zu Unterdrückung und Verderben mitgewirkt hat.

Doch die durch einzelne Handlungen verlorne Ehre läßt ſich wieder gewinnen, obgleich ungewöhn-

liche Anstrengungen, kostbare Opfer und viele ausgezeichnete Thaten der Ehre dazu gehören, Eine That der Schande zu vertilgen. So haben nicht selten Völker herrlich ihre Schuld versöhnt, und aus der frühern Schande ist ihnen neue Ehre strahlend hervergegangen. Im Gefühle dessen, was sie in Vergessenheit zu bringen hatten, haben sie geleistet, was alle Zeiten mit Erstaunen betrachten werden. Aber ehrlos müssen wir das Volk nennen, dem in träger Weichlichkeit und üppigen Sinnengenüssen alle Kraft, alle Lust zu handeln und zu wagen dahingeschwunden, das, unfähig zu lassen von seiner Gemächlichkeit und Ruhe, erschrocken schon bey dem Gedanken der Gefahr, lieber bey jedem um Gnade bettelt, und jede Mißhandlung erduldet, als sich zu geringen Anstrengungen entschließt und kleinen Gefahren sich bloßstellt, bey dem niedre Hab- und Erwerbsucht, Betrug und Tücke, Schmeicheley und Kriecherey, Völlerey und Wohllust, gewöhnliche Erscheinungen sind, das ohne Scham und Scheu in schmutzigen Lastern sich wälzt, ohne Furcht vor dem Heiligen alle Grundsätze verläugnet und verspottet; und schwerlich wird ein solches die verlorne Ehre je wieder gewinnen. Durch eine Reihe harter Schicksale, durch gewalt-

ſame Erſchütterungen, die es bis tief in ſein Innerſtes aufregen, allein kennte es dahin gelangen.

Deßwegen iſt jedes Volk ſeiner Ehre ſchuldig, in ſich zu erhalten die Kraft, den tapfern Sinn und die ſittliche Würde, wodurch es ein edles, ehrenwerthes Volk bleibt, über ſich zu wachen, daß man ihm weder in Wort noch in That Schändliches vorwerfen kann, und von ſich auszuſtoßen die durch Wohlluſt und Weichlichkeit entarteten Schwächlinge, die feigherzigen Knechte der Fremden, die Erkäuflichen, die Wortbrüchigen und Verräther, welche die Ehre ſeines Nahmens beflecken, und das ehrloſe Weſen immer weiter unter ihm verbreiten, ſich zu widerſetzen muthig und kräftig allem, was von außen her Entmannendes, Muth lähmendes, Geſinnung und Charakter Verderbendes bey ihm eindringen möchte.

Jedem Volke muß aber auch daran gelegen ſeyn, daß ſeine urſprüngliche innere Ehre anerkannt werde, und ſo die äußere ſich ihr geſelle. Ein edles Volk läßt ſeine Ehre nicht antaſten. Zwar wird es die Schmähung unbedeutender Stimmen hochherzig ertragen, da es ſie ſeiner Aufmerkſamkeit nicht werth achtet, ſeine Ehre dadurch nicht gekränkt fühlen kann, und ſie jeden Augenblick mit

der That widerlegt. Aber nicht dulden wird es das gewichtvolle ehrenrührige Wort öffentlich ausgesprochen, sondern es ansehen als Herausforderung zum Kampfe, und mit den Waffen in der Hand entweder zur Zurücknahme desselben nöthigen, oder doch, wenn es unterliegen sollte, seine Ehre vor den Augen der Welt herrlich erweisen. Am wenigsten wird es dulden, daß man seinen Fürsten schmähe, da es aufhören würde ein Volk zu seyn, wenn es nicht für diesen allenthalben Ehrfurcht forderte. Es wird dies auch da nicht dulden, wo die Schmähung von einem Einzelnen herrühret, und zu geringfügig ist, als daß die Ehre des Fürsten dadurch beeinträchtigt werden könnte, weil es verlangt, daß man selbst in Gedanken nichts Unwürdiges mit seinem Fürsten, auf dem seine nationale Existenz ruht, in Verbindung bringe, es wird bey dem Volke, dem jener Einzelne angehört, darauf dringen, daß er bestraft und zum Widerrufe genöthigt werde, und sollte es diesen sich weigern, es mit Gewalt dazu zwingen. Das Volk hat keine Ehre mehr, dem nicht die Ehre seines Fürsten heilig ist, das nicht für sie Blut und Leben wagt. Endlich duldet ein edles Volk auch nicht, daß Einer aus seiner Mitte den Fremdlingen beschimpft oder gemißhandelt

werde, es fühlt in diesem Einen sich selbst beschimpft und gemißhandelt, und muß, wenn die Beleidiger ihm nicht Genugthuung geben, von ihrem Volke sie fordern, und darf nicht eher ruhen, als bis dieses sie ihm wirklich gegeben — oder es sich selbst genommen hat.

Das haben die Völker gefühlt, die in dieser Zeit aufgestanden sind wider die übermüthige Unterdrückung, zu retten und zu verherrlichen der Fürsten Ehre und die eigne. Wehren wollten sie dem Schimpf und der Mißhandlung, strafen den Frevel, welcher nicht aufhörte zu schmähen und unter die Füße zu treten, dann durch Edelmuth ihrer Ehre ein ewiges Denkmal errichten. Und wahrlich, wann irgend, so ist die Ehre bey denen, die vergeben können, weil bey ihnen die wahre Kraft, der erhabenste Muth und die ehrwürdige Tugend ist.

Die erworbene Ehre eines Volkes besteht theils in der vermehrten natürlichen, also in einem höhern Grade der Kraft und Tapferkeit und der sittlichen Würde, theils in den übrigen Eigenschaften, wodurch ein Volk, indem es sich in denselben über andre erhebt, ein großes, herrliches Volk ist, und darauf Anspruch hat, mit Auszeichnung

behandelt zu werden. Dahin gehören vorzüglich seine Bildung und Tüchtigkeit, seine Macht und Wohlstand.

Die innre Ehre eines Volkes ist also um so glänzender, je mehr es über andre hervorragt durch Fähigkeit zu Anstrengungen, durch heldenmüthige Verachtung der Gefahr, durch Besonnenheit und Unerschrockenheit in dem Augenblicke der Gefahr, durch Stärke im Entbehren und Erdulden, durch Abhärtung gegen Noth und Beschwerden, durch Geschicklichkeit im Gebrauche der Waffen, durch kriegerische Zucht und Ordnung, durch Kenntnisse, durch reiche und geübte Geisteskraft, durch helles und tief eindringendes Denken, durch schönes und sinnvolles Dichten, durch feines und lebendiges Fühlen, durch die edeln, sanften und großen Rührungen, die unter ihm die Herzen bewegen, durch seinen Sinn für das Höchste und Herrlichste, durch die Festigkeit seines Willens, durch die Würde seiner Gesinnungen, durch die Tugenden, die es in sich entwickelt hat, durch seine edeln und gefälligen Sitten, durch die freundlich heitre und doch zugleich ernste Gestalt seines Lebens, durch die Fertigkeiten, die es sich erworben und den [illegible] es in der Anwendung derselben zeigt,

durch die Reichthümer, die es im Ganzen und in seinen Individuen besitzt, durch den Umfang der Länder und die Summe der Kräfte, über die es zu gebiethen hat.

Am meisten offenbart sich die Ehre eines Volkes in seiner Kraft, in seinem Muthe, in seiner Bildung, in seiner Tugend und Tüchtigkeit, weil man in diesen Eigenschaften zwar von der Natur begünstigt seyn — aber sich nicht auszeichnen kann, ohne eigne angestrengte Bemühungen; daher ein Volk auch mit erhebendem Selbstgefühle sich dieser Eigenschaften bewußt seyn darf, sie geben ihre wahre Ehre. Macht und Wohlstand sind zwar nicht selten Geschenke des Glückes, und immer hat das Glück bedeutend dazu beygetragen, daß ein Volk reich und gewaltig ward; doch nicht selten auch verdanken die Völker ihre Macht und ihren Wohlstand größtentheils ihrer Kraft und Tapferkeit, ihrer Bildung und Tugend, ihrem Fleiße und ihrer Tüchtigkeit; in den meisten Fällen haben sie doch dabey etwas von jenen Eigenschaften gezeigt; in jedem Falle aber machen sie ein Volk wichtig und herrlich in den Augen andrer Völker, gestatten ihm einen weit verbreiteten Einfluß, und erleichtern ihm das Erreichen seiner Zwecke;

deßwegen ſoll ein Volk nicht verſchmähen, auch durch ſie ſeiner Ehre einen neuen Glanz zu erwerben.

Alle Vorzüge indeß können nur in ſofern einem Volke zur Ehre gereichen, als ſie national ſind. Vorzüge, in denen kein nationaler Geiſt lebt, ſind nicht des Volkes wahres Eigenthum; es wird eben ſo wenig von denſelben ein erhöhtes Bewußtſeyn ſeines Daſeyns und Werthes empfangen, als ſie ihm die Achtung andrer Völker gewinnen werden. Ein Volk, das in etwas anderm als in ſeinem Nationalen Ehre ſuchte, würde damit alle Hoffnung für ſich ſelbſt Ehre zu erlangen aufgeben, und in eben dem Maße ſich ſelbſt verdunkeln, als es den fremden Glanz um ſich her verbreitete.

Die Ehre eines Volkes offenbart ſich in ſeinen Werken, da in ihnen die Kraft, der Muth, die Bildung, die ſittliche Würde und die Tüchtigkeit, die Macht und der Wohlſtand deſſelben ſich bemerkbar machen. Daher rechnen wir einem Volke auch zur Ehre die Anſtrengungen, die es bewieſen, die Arbeiten, die es hervorgebracht, die Hinderniſſe, die es überwunden, die Heldenthaten, die es verrichtet, die Siege, die es davon getragen, die Proben ausgezeichneter Tapferkeit, die es abgelegt, die Mühſeligkeiten und

Beſchwerden, die es dabey erduldet, die Schriften, wodurch es das Gebieth der wiſſenſchaftlichen Erkenntniß erweitert, die Geiſter erleuchtet und die Herzen erwärmt, die Werke der Kunſt, wodurch es die Gemüther entzückt und heiligt, die Tugenden, worin es andern ein Vorbild iſt, ſeine Weisheit, Gerechtigkeit, Mäßigung, Selbſtverläugnung, ſeine Seelenſtärke, ſeine echte Menſchlichkeit, ſeine Sittenreinheit, die nützlichen Erzeugniſſe ſeines Fleißes, den Einfluß, den es auf die Angelegenheiten andrer Völker geäußert, die Wohlthaten, die von ihm andern Völkern zufließen, überhaupt die Verdienſte um die Welt, deren es ſich rühmen darf. Nicht bloß was zunächſt durch das Ganze oder einen bedeutenden Theil deſſelben geſchehen iſt, ſondern auch was Einzelne unter ihm Treffliches geleiſtet haben, kann ein Volk ſich zur Ehre rechnen.

Iſt gleich die erworbene Ehre eines Volkes nicht ſo wichtig als die natürliche: ſo ſoll ſie doch ein Gegenſtand ſeiner feurigen Liebe und ſeiner angelegentlichen Beſtrebungen ſeyn; jedes Volk ſoll ſich unabläſſig bemühen, ſich durch ſeine Ehre herrlich auszuzeichnen, und ſich immer höher zu erheben unter den Völkern der Erde. Das kann aber ein Volk

nicht anders, als dadurch, daß es ſich jene Vorzüge in immer reicherm Maße zu verſchaffen ſuche. Es ſoll die äußere Ehre nicht wollen ohne die innre, wie es ſie ohne dieſe ſchwerlich würde erlangen, noch weniger behaupten, auf keinen Fall aber von ihr Genuß haben und Nutzen ziehen können. Die Vorzüge, welche die Ehre eines Volkes ausmachen, ſind an ſich ſchon der größten Anſtrengungen werth, da ſie ſeine koſtbarſten Güter ſind; ſie werden es dadurch noch mehr, daß in ihnen ſeine Ehre glänzt.

So ringe denn das Volk, das für die Ehre fühlt — auch um der Ehre willen — durch ſeine Kraft, ſeine Tapferkeit, ſeine Bildung, ſeine Tugend und Tüchtigkeit ſich immer herrlicher auszuzeichnen, damit es andern Völkern immer bedeutender werde, und einen immer höhern Rang unter ihnen erlange. Alle ſeine Einrichtungen ſeyen darauf berechnet, dieſe Vorzüge unter demſelben zu befördern, und der Geiſt, der es beſeelt, unterhalte und verſtärke in allen Ständen dieſes Streben. Vornehmlich aber wirke ſowohl die häusliche als die öffentliche Erziehung dahin, daß das heranwachſende Geſchlecht von Jugend auf der Ehre ſeines Volkes lebe, daß es vor Weichlichkeit und Wohlluſt bewahrt bleibe, daß die Kraft des

Körpers und des Geiſtes in ihm genährt werde und es gewaltig durchdringe und durchſtröme, daß es lerne die Gefahr gering halten, ja in ihr ſeine Vertraute finden, wo es den edlern Preiſen gilt, daß freudig ſein Herz, dürſtend nach Thaten, der Gefahr entgegen ſchlage, daß es in echt nationaler Bildung jedes Treffliche ſich aneigne, und in Weisheit, Gerechtigkeit, Mäßigung, Selbſtverläugnung, Seelenſtärke, echter Menſchlichkeit, Sittenreinheit und edeln Früchten ſeines Fleißes einſt den Ruhm ſeines Volkes glänzender mache.

So ringe das Volk, das für Ehre fühlt, ſeine Macht und ſeinen Wohlſtand zu erhöhen, damit es auch darin ſich ſelbſt lebendiger empfinde, und bey andern größern Einfluß gewinne; doch ohne den Verkehr anderer Völker zu ſtören, von ihrem Ländergebieth ihnen etwas zu entreißen, ihr Gut widerrechtlich an ſich zu bringen. Nie wird einem Volke das zur Ehre gereichen, was es mit Gewalt zu dem Seinigen gemacht. Schande hat es ſich dadurch zugezogen, die nicht anders als durch freywilliges Zurückgeben getilgt werden kann. Das Räubervolk iſt in jeder Hinſicht ein ehrloſes Volk, denn wo die Ehre des Charakters verloren ging, da kann, bey den glän-

zendſten Eigenſchaften, von keiner andern die Rede ſeyn. Durch ſeine Rechtlichkeit muß ein Volk vor allem beweiſen, daß es ein Volk von Ehre iſt.

Jeder Einzelne im Volke ſoll ſeines Volkes Ehre durch Beförderung des Ehrenwerthen an demſelben zu heben ſuchen. Wer noch nichts zur Ehre ſeines Volkes beygetragen, der darf ſich ſeines Volkes nicht rühmen; er iſt außer ſeinem Volke in allen Dingen, welche die Ehre betreffen, wenn ihn auch im übrigen das Volk in ſeiner Gemeinſchaft noch duldet. Zur Ehre ſeines Volkes trägt aber der Einzelne bey; indem er, wirkend auf andre und auf das Ganze, Kraft, Tapferkeit, Bildung, Tugend und Geſchick bey demſelben zu vermehren, durch unermüdbare gemeinnützige Anſtrengungen ſeine Macht und Wohlfahrt zu vergrößern ſtrebt; indem er an ſich ſelbſt immer reiner und vollkommner darſtellt, worin die Ehre des Volkes glänzt, daß man an ihm dieſe Ehre erblicke, und ſein Leben andern ein ermunterndes Vorbild ſey; indem er Thaten verrichtet und Werke hervorbringt, die ſeinem Volke neue Ehre verleihen, und zwar in dem Sinne und mit der Abſicht, daß ſein Volk dadurch Ehre gewinne, und alle Ehre, die ihm ſelbſt

daraus erwächst, nicht bloß als seine, sondern mehr noch als seines Volkes Ehre betrachtet.

Anerkennung seiner erworbenen Ehre, die ihm allerdings nicht gleichgültig seyn darf, kann ein Volk sich nicht anders verschaffen, als durch anspruchslose Darlegung seiner Vorzüge, wie es sich dazu veranlaßt und aufgefordert fühlt. Durch Werke der Ehre und Besitzthümer der Ehre allein läßt sich beweisen, daß man der äußern Ehre werth sey; wer es anders zu beweisen sucht, der hat die Ehre noch nicht einmal begriffen, und wird nie auf diesem Wege dahin gelangen, wirklich geehrt zu werden.

Nicht leicht wird einem Volke, das sich immer Ehre erworben, die dem Grade derselben angemessene Auszeichnung fehlen. Mit stiller aber mächtiger Gewalt wirkt das Treffliche, wo es sich enthüllt, auf die Gemüther der Menschen; und diese, wie sie sich dagegen sträuben, werden ihm ihre Bewunderung nicht versagen können. Durch den Eifer, womit sie es zu verkleinern suchen, werden sie diese an den Tag legen; das aber ist die Wuth der Verächtlichen, daß sie im Herzen zugestehen müssen, was ihr Wort abläugnet. Und sollte die äußere Auszeichnung fehlen, weil man es noch zu wenig beachtet hat, oder unfähig

iſt, es in ſeinem Eigenthümlichen zu verſtehen: ſo wird das edle Volk, im Gefühl ſeines Werthes, das mit Würde ertragen, der gewiſſen Erwartung, einſt deſto heller ſeine Ehre glänzen zu ſehen.

Nie hat ein edles Volk ſelbſt ſeine Ehre verkündigt; nie hat ſich an einem Volke etwas Bedeutendes zu ehren gefunden, das ſeine vermeynte Ehre zur Schau geſtellt, und meiſt leerer Schein ſind die Vorzüge, womit die Völker Geräuſch machen und Gepränge treiben. Eitle und darum kleine Völker ſind es geweſen, die ſich ſelbſt die großen genannt. Was wahrhaft groß iſt liebt nicht von ſich zu reden, nicht einmal von ſich reden zu laſſen. Das ruhmredige Volk bringt ſich in den Verdacht, ſelbſt der Vorzüge, die es wirklich beſitzen mag, zu ermangeln.

Eben ſo wenig vermag ein Volk die Anerkennung ſeiner erworbenen Ehre mit den Waffen in der Hand zu erzwingen. Höchſtens könnte es damit den Ruhm der Tapferkeit geltend machen; aber Tapferkeit iſt nur ein Theil der Ehre, und bey weitem nicht der wichtigſte, daraus, daß ein Volk tapfer iſt, folgt nicht, daß es ein erleuchtetes, weiſes, edles, tüchtiges Volk ſey. Auch die Siege eines Volkes entſcheiden nicht über ſeine Größe: denn man weiß, wie viel

dabey theils auf das Glück, theils auf ehrloſe Verſchlagenheit ankomme; und dadurch, daß ein Volk die Völker um ſich her überwindet und unterjocht, und alle Gewalt an ihnen übt wird es keine andre Meynung von ſeiner Bildung, Gerechtigkeit, Mäßigung, Seelenſtärke, von ſeiner Charaktergröße und Humanität bey denſelben hervorbringen. Das Wort läßt ſich erpreſſen — und doch nicht von allen — aber die Meynung läßt ſich nicht gebiethen, wie man auch durch nichts ſich verſichern kann die Meynung gewonnen zu haben. Was iſt aber das Wort ohne die Meynung? Das Wort verhallt, und die Meynung fährt fort, die Welt zu regieren. Wer möchte wohl eine Ehre, die bloß im Worte ihr Weſen — an der das Herz keinen Theil hätte? Wäre es dem jetzt glücklich bezwungenen Volke gelungen, wie es wollte, die Welt zu erobern: würde ihm deßwegen wohl Einer geglaubt haben, daß es die groſſe Nation ſey? Das hätte es freylich erlangt, von feigen Knechten, elenden Speichelleckern, gedungenen Lobrednern aus allerley Volk, wie früher ſchon geſchehen, geprieſen zu werden, als das Erſte, Herrlichſte der Völker, für welches eben die Welt und die andern Völker geſchaffen worden. Doch auch nur das —

und das verachten wir! Wir kennen die Ehre der Tapferkeit, und halten ſie hoch, und haben es wahrlich bewieſen, daß wir darin nicht unter den letzten ſind; aber wir wiſſen zugleich, daß Tapferkeit nicht allein die Ehre eines Volkes ausmacht, daß es noch andere Vorzüge gibt, die dieſer Ehre erſt den rechten Glanz verleihen; und das wollen wir nie vergeſſen, damit wir jede Art von Ehre bey uns vereinigen, und uns die höchſte erſtreben.

Wäre es indeß möglich, die verweigerte Anerkennung der erworbnen Ehre mit den Waffen zu erzwingen: wir dürften es nicht, wir haben hier kein Recht zu zwingen; dieſe Anerkennung iſt nicht wichtig genug, dafur Menſchenleben auf das Spiel zu ſetzen. Mit der natürlichen Ehre verhält es ſich anders, weil von ihr die Exiſtenz des Volkes abhängt. So kann auch der Einzelne erzwingen, daß man ſeinen guten Nahmen unangetaſtet laſſe, aber nicht, daß man ihm die ihm insbeſondre gebührende Ehre erweiſe. Der Ueberzeugung und dem Willen andrer bleibt anheim geſtellt, was ſie uns in dieſer Hinſicht zugeſtehen mögen.

Einem edeln Volke iſt es nicht darum zu thun, in ſeiner Ehre über andre hervorzuragen, die andern

dadurch von ſich abhängig zu ſehen, und ſie zu beherrſchen und zu gebrauchen für die Zwecke ſeiner Selbſtſucht. Die höchſte Ehre hat es im Auge, ihr ſtrebt es nach, ſich bewußt, wie weit es von ihr noch entfernt iſt, doch unbekümmert darum, wie nahe oder fern ihr die andern ſeyn, welche ihm vorangeeilt und welche es hinter ſich zurückgelaſſen, jedem gern förderlich in ſeinem Streben nach höherer Ehre, ſo weit es möglich iſt, ohne Verſäumung eigner wichtigerer Vortheile, ſelbſt auf die Gefahr hin von ihm verdunkelt zu werden, wenn nur ſeine Exiſtenz nicht durch die Macht und Größe des andern Volkes gefährdet wird. Der egoiſtiſche Ehrtrieb, der nichts als die eigne Verherrlichung und das eigne Uebergewicht will, tödtet alle wahrhaft liberalen Geſinnungen, und mit ihnen alle wahrhaft großen Gedanken; er ſchändet die Völker, während der humane Ehrtrieb ſelbſt unter den ehrenwerthen Dingen eine der erſten Stellen einnimmt, und allem Großen, Schönen und Guten zur Unterſtützung gereicht, in wie fern es das Erbe und der Adel — nicht dieſes oder jenes Volkes, ſondern der Menſchheit iſt. Wenn das edle Volk einem andern nacheifert, ſo geſchieht es nicht um über dieſes andre, ſondern um über die Höhe, zu der dieſes ſich

bereits emporgeſchwungen, hinweg zu kommen. Des andern Volkes größere Ehre verſinnlicht ihm den nächſten Theil der Bahn, die es zurückzulegen hat, auf eine Art, die ſein Herz begeiſtert. Dahingn will es zuerſt, wo es die Kronen der Ehre ſo herrlich ſtrahlen ſieht — und dann darüber hinaus — ins Unendliche.

So vermag denn auch das edle Volk nicht andre mit ſeiner Ehre zu drücken, oder ihnen ſein Uebergewicht auf eine kränkende Art fühlbar zu machen. Es freut ſich der errungenen Ehre, es genießt darin den Lohn ſeiner Anſtrengungen, es läßt ſich durch ſie zu neuen größern Anſtrengungen befeuern, und möchte alles mit ſich fortreißen zu dem ſtrahlenden Ziele, daß in ſeiner Ehre und in der Ehre der andern ſich offenbare die Ehre der Menſchheit.

Sechste Rede.

Der Nationalstolz.

Nicht mit Unrecht könnte man uns in der frühern Zeit vorwerfen, daß es uns, wenn auch nicht überall in den engern bürgerlichen Vereinen, doch als Deutschen an Nationalstolz, ja sogar an nationalem Selbstgefühle fehle, in Hinsicht auf das größere, durch Sprache und Sitte zusammengehaltene Ganze, wo doch allein der wahre Nationalstolz kräftig gedeihen, und in vollem Sinne sich erweisen kann. Wir wußten kaum, daß wir ein Volk seyen; wie hätten wir denn als Volk uns fühlen, unsrer bessern Eigenthümlichkeiten inne werden, und in derselben uns selbst schätzen sollen? Das Ausland hörte nicht auf, mit seinen vermeynten Vorzügen zu prahlen, sich voll Dünkel über uns zu erheben, uns zu verachten und zu bemitleiden, und dachte großmüthig uns eine unschätzbare Wohlthat zu erweisen, wenn es sich unsrer Erziehung annähme; und wir hörten nicht auf, zu bewundern, uns demüthig, dankbar und gelehrig zu zeigen. Darüber waren die meisten unter denen, die etwas bey

der Menge zu ſagen hatten, einverſtanden, daß wir der rechten Kultur noch ermangeln, und daß wir ſie aus dem Auslande holen müſſen, wo ſie in der herrlichſten Blüthe ſtehe; und wir hatten nichts Angelegentlicheres zu thun, als uns im Auslande zu bemühen um Moden, Aufklärung, guten Geſchmack, feine Lebensart und Sittenverderben, und uns auszuzeichnen in ausländiſcher Weiſe, Abgeſchliffenheit, Gewandtheit, Gleißnerey, Frivolität und Flachheit. Die galten unter uns für die Beſten, die ſich die Sprache und Sitte des Auslandes am glücklichſten zu eigen gemacht hatten — die aber für gemein, die ihre Mutterſprache beſſer redeten als die ausländiſche. Zu den Vornehmen konnte man nicht gezählt werden, wenn man in der deutſchen Sprache rein, richtig und fließend ſich ausdrückte. Nicht bloß in unſre Geſellſchaften — auch in unſer häusliches Leben hatten wir das ausländiſche Weſen eingeführt, und nichts vermochte unſre Aufmerkſamkeit zu gewinnen, was nicht aus dem Auslande zu uns gekommen war, oder in ausländiſcher Geſtalt ſich zeigte. Darin nur wetteiferte man noch mit einander, wer am geſchickteſten in den fremden Formen ſich bewege und das Einheimiſche verläugne. Unter den höhern Ständen war

bereits alles Vaterländiſch-Eigenthümliche weggetilgt, und allein in dem Ungeſchick und der Plumpheit, womit man ſich des Ausländiſchen bediente, verriethen ſich die Spuren des Angebornen. In nichts aber hatten ſie es ſo weit gebracht, als in der Nachahmung der ausländiſchen Laſter und der ausländiſchen Schamloſigkeit. Wahrlich es konnte dem Auslande nicht ſchwer werden uns zu unterjochen, da es uns ſo lange Zeit bearbeitet und für ſeine Pläne vorbereitet, uns ſeine Sprache und Sitte aufgedrungen, an ſeine Weiſe und Einrichtungen gewöhnt, ſie uns zum Bedürfniß gemacht, da es unſre Jugend erzogen und zugerichtet hatte, da wir in ihm unſern Meiſter fühlten und ehrten, und die Herzen ihm offen ſtanden.

Hierhin mußte es kommen, dieſen Druck, dieſe Demüthigung, dieſen Hohn und Uebermuth der Fremden mußten wir erfahren, ſo mußten ſie uns unter die Füße treten, zu dieſer Knechtſchaft uns herabwürdigen, damit wir erkannten, wohin die Vergötterung des Ausländiſchen führe, und wieder anfingen, den Fremden gegenüber, als ein Volk uns zu fühlen. In der Maſſe des Volkes hatte wohl immer gelebt, und von den Weiſen und Kräftigen unter demſelben war wohl immer genährt worden das,

worauf das Nationalgefühl sich gründet; aber die Weisen und Kräftigen waren nicht die, welche den meisten Einfluß auf das Volk äußerten, darum vermochte es nicht, sich zu etwas zu gestalten. O, schon lange vorher, ehe wir in die äußere Knechtschaft sanken, hatten die Edeln unsre Schmach empfunden, und erkannt, wir seyen reif zu dieser Knechtschaft, und männlich geredet wider das, was uns zu Grunde richtete; indeß ihr Wort war verlacht, sie selbst waren als tolle Schwärmer, als gefährliche Neuerer verschrieen worden. Des erschütterndem Anstoßes von aussen bedurfte es, um das Schlummernde zu wecken. Kaum aber auch war er erfolgt, so zeigte sich, daß die Deutschen allerdings ein Volk — und ein herrliches Volk seyen, und daß nur die Umstände sie verhindert hatten, als ein Volk sich zusammen zu halten, zusammen zu wirken, und sich ihres selbstständigen Daseyns und ihrer eigenthümlichen Vorzüge bewußt zu werden. Wenn die knechtischen Bewunderer des Fremden zum Theil verstockt, oder abgestumpft oder niederträchtig genug waren, jetzt noch dem Ausländischen zu huldigen und das Einheimische herabzusetzen: so mußten sie doch dem gewaltigen Geiste verstummen, der unter dem Volke sich erhoben

hatte. Endlich iſt die Zeit gekommen, wo das deutſche Volk ſich kennt und achtet, und freudige Zuverſicht hägt, und ſeine Ehre geltend zu machen weiß. Voll edeln Stolzes iſt es aufgeſtanden, und die Thaten die es gethan, die Tugenden, die es bewieſen, haben neuen edeln Stolz ihm eingeflößt.

Daß wir uns nur dieſen Stolz auch bewahren! daß er nur auch wirke, was er zu wirken vermag! daß wir nur nicht in dieſem Stolze Nachahmer des Auslandes werden, ſondern ihn kräftigſt ſichern gegen die Entartungen, in welcher wir ihn in der letzten Zeit an den Fremdlingen wahrgenommen haben!

Mit dem echten Nationalſtolze wollen wir jetzt unſer Nachdenken beſchäftigen. Laſſen Sie uns vor allem in das Weſen deſſelben etwas tiefer einzudringen ſuchen.

Wie es einen egoiſtiſchen Privatſtolz gibt, ſo gibt es auch einen egoiſtiſchen Nationalſtolz. Wie ich in jenem mich ſelbſt hoch halte, eben weil ich es ſelbſt bin, ſo halte ich in dieſem mein Volk hoch, weil es mein Volk iſt. Wie jener gründet ſich dieſer auf Täuſchungen der Eigenliebe. Bey dem egoiſtiſchen Nationalſtolze iſt man blindlings für ſein Volk eingenommen — von allem

genommen, wodurch dieſes Volk ſich unterſcheidet, ſelbſt von ſeinen Irrthümern, Thorheiten und Laſtern; man dichtet ſeinem Volke rühmliche Eigenſchaften an, die es nicht beſitzt — wenigſtens nicht in dem Maße, worin man ſie ihm zuſchreibt; man denkt um gewiſſer, vielleicht nicht zu verachtender, Vorzüge willen größer von ſeinem Volke, als man ſollte, und denkt von wichtigern Vorzügen gering, weil man geſtehen muß, darin von andern übertroffen zu werden; man betrachtet Kleinigkeiten als Dinge von großer Bedeutung, ſobald man ſein Volk darin ſich auszeichnen ſieht. Der egoiſtiſche Nationalſtolz iſt, wie der egoiſtiſche Privatſtolz, verbunden mit Geringſchätzung des Fremden, und verächtlichem Herabſehen auf andre; er macht, wie dieſer, ungerecht, hart, grauſam, und verwandelt ſich, vom Scheine genährt und vom Glücke begünſtigt, bald in jenen Uebermuth, der noch jedes Volk, deſſen er ſich bemächtigt, ins Verderben geſtürzt hat.

Der echte Nationalſtolz gleicht im Weſentlichen dem edeln Privatſtolze, in welchem er auch ſeinen Urſprung hat. In dem edeln Privatſtolze gehe ich nicht aus von mir ſelbſt — ſondern von dem, was ich Achtungswerthes beſitze. Ich ſchlage

nicht dieſes hoch an, weil es das Meinige iſt, ſondern ich achte mich ſelbſt, weil ich dieſes bey mir antreffe — mein Ich kommt hierbey nur in ſofern in Betrachtung, als ich es damit in Verbindung erblicke.

Der edle Privatſtolz iſt das Gefühl — nicht bloß etwas zu ſeyn, ſondern auch etwas werth zu ſeyn, etwas gelten zu können, etwas fordern zu dürfen von andern. Nur das Edle in mir, das iſt, meine ſittliche Würde kann mir einen edeln Stolz einflößen, weil man durch ſie allein wahrhaft und im vollen Sinne etwas werth iſt, durch ſie allein wahrhaft und im vollen Sinne ein Gegenſtand der Achtung wird — und ſelbſt meine ſittliche Würde nur in ſofern, als meine Freyheit ſich an derſelben wirkſam bewieſen, ſey es in der Erhöhung oder doch in der Bewahrung derſelben. Der Stolz auf andre Vorzüge, ob ſie gleich, wie z. B. glänzende Fähigkeiten, zu unſerm Selbſte gehören, und uns einen ausgebreiteten Einfluß auf andre ſichern, iſt nie ein edler, nicht einmal ein vernünftiger, weil wir dieſe Vorzüge uns nicht ſelbſt gegeben haben, und ſie nicht das Innerſte und Weſentliche unſers Selbſtes ſind — vielweniger iſt es der Stolz auf ſolche Vorzüge, die das Glück mit uns in eine zufällige und

loſe Verbindung geſetzt. Ich darf mich dieſer Vorzüge freuen, aber ich darf nicht ihretwegen mich höher achten.

In dem edeln Stolze iſt man ſich bewußt, treu an ſich ſelbſt gehalten, ſich ſelbſt auf keine Weiſe erniedrigt, ſeinen ſittlichen Charakter unentweiht behauptet, edle Geſinnungen in ſich gebildet, und in edeln Thaten bewieſen zu haben. Dieſes Bewußtſeyn gibt der Seele eine gewiſſe Erhebung — nicht über andre, ſondern über das Schlechte und Gemeine. Vergleichung mit andern, die den egoiſtiſchen Stolz unterſcheidet, bleibt dem edeln Stolze fremd — darum auch die Geringſchätzung andrer, das ſich beſſer Dünken und höher Stellen. Ohne Rückſicht auf andre, außer, wo ſie ſeinem Rechte zu nahe treten, lebt er ganz in ſich ſelbſt. Behaupten will er ſich wohl gegen andre, das Erniedrigende nicht von ihnen dulden, aber nicht die andern unter ſich ſehen; er würde auch nicht geringer ſeyn, wenn man ſich etwa genöthigt fände, die meiſten über ſich zu erkennen. Der edle Stolz zeigt ſich ſogar geneigt, das, wovon er Nahrung zieht, auch bey andern vorauszuſetzen.

So kann denn auch der edle Stolz nie in Ueberſchätzung ausarten. Wie man im edeln

Stolze ſich nicht über andre erhebt: ſo erhebt man ſich auch nicht vor Gott, da man ſeine Mängel kennt, und ſich beſcheidet, ſeine ſittliche Würde und die Kraft ſie zu bewahren und zu erhöhen empfangen zu haben. Bey jedem Blicke auf Gott verwandelt er ſich in tiefe Demuth. Man iſt ſtolz darauf ein Menſch — ein nicht ganz unwürdiger Menſch zu ſeyn; aber man wähnt nicht, ein über andre hervorragender, noch weniger ein vollkommner Menſch zu ſeyn. Der Egoismus erzeugt den Dünkel aus Verblendung und Selbſtbetrug — und mit ihm Anmaßung und Hochmuth.

Der Nationalſtolz hat mit dem edeln Privatſtolze das gemein, daß er ſich auf Selbſtgefühl gründet. Der edle Privatſtolz geht hervor aus dem Bewußtſeyn der frey über ſich ſelbſt gebiethenden Kraft. Man wird deſſelben nicht eher theilhaftig, als man in ſich wirklich etwas iſt, dieſes weiß, und zudem weiß, daß man noch etwas anders ſeyn, und etwas leiſten kann. Je mehr freye Kraft, je ſtärker das Vermögen ſich ſelbſt zu beſtimmen; deſto größer die Fähigkeit edeln Stolz zu fühlen. So auch der echte Nationalſtolz: das nationale Selbſtgefühl iſt ſeine Wurzel — das Gefühl, zu einem Volke zu

gehören, das wahrhaft ein Volk, ein freyes, selbſtſtändiges Volk, ein in ſich geſchloſſenes Ganzes iſt, in dem Kraft und Geiſt wohnen, das ſeinen entſchiedenen, feſtgehaltenen Charakter hat, in ſeiner nationalen Eigenthümlichkeit eine nothwendige Idee des Weltgeiſtes darſtellt, das in ſofern mit jedem andern ſich meſſen darf, und ein Recht beſitzt, ſich neben den andern zu behaupten — und das Vermögen, ſich neben ihnen geltend zu machen. Wo dieſes Selbſtgefühl fehlt, da wird, bey den größten und glänzendſten Vorzügen, nie ein ſicherer und kräftiger Nationalſtolz aufkommen. Aber das nationale Selbſtgefühl iſt noch nicht Nationalſtolz, obgleich häufig aus demſelben der egoiſtiſche Dünkel entſpringt, der Exiſtenz und Nationalität mit dem Vortrefflichen verwechſelt, und uns in unſerm Volke ein großes ſehen läßt, weil wir, ganz in demſelben befangen, von dem, was außer ſeiner Sphäre liegt, uns keinen rechten Begriff machen können.

Der echte Nationalſtolz erwacht erſt da, wo wir an unſerm Volke Vorzüge wahrnehmen, auf die wir mit innerer Erhebung hinblicken, und in Beziehung auf welche wir uns ſelbſt höher ſchätzen, da wir zu dieſem Volke gehören, und feſt in daſſelbe eingefügt,

uns alles auf gewiſſe Weiſe zueignen dürfen, was dieſes Volkes Gemeingut geworden.

Hier nun iſt dem Nationalſtolze geſtattet weiter zu gehen, als der edle Privatſtolz. Er hat mit dieſem nicht dieſelbe Bedeutung und denſelben Anſpruch: denn er iſt Stolz auf etwas Gemeinſames, das ich mir nicht zum Verdienſte anrechnen — das nicht einmal die jetzt lebende Generation ſich zum Verdienſte anrechnen — wobey von Verdienſt im ſtrengſten Sinne des Wortes nicht die Rede ſeyn kann. Auf das, was meines Volkes iſt, bin ich nicht in dem Maße ſtolz, als ich auf mein Beſondres ſtolz bin, ich verlange nicht — wenn ich nicht in egoiſtiſcher Beſchränkung mich an die Stelle meines Volkes ſetze —, daß es mir zugeſchrieben werde, wie meine eigne bewahrte und gebildete ſittliche Würde, und daß man mich deßwegen mit der Unterſcheidung behandle, die ich für meine bewahrte und gebildete ſittliche Würde fordern darf. Ich fühle die Vorzüge meines Volkes und freue mich ihrer und freue mich unter dieſem Volke zu ſeyn, und blicke mit Zuverſicht auf mein Volk, und will, daß man mein Volk gelten laſſe. Wie viel von dieſen Vorzügen von den ſittlich-freyen, rein menſchlichen Bemühungen

Einzelner, die auf das Volk vorzüglich Einfluß gehabt — und nur dem Einzelnen kann man ſittliche Freyheit beylegen, das Ganze ſteht unter Geſetzen der Nothwendigkeit — und wie viel von anderweitigen Anſtrengungen herzuleiten ſey, vermag ich nicht zu beſtimmen. Wenn ich aber bey mir ſelbſt nur auf das Sittlich-Freye ſtolz ſeyn darf, ſo darf ich bey meinem Volke auf alles ſtolz ſeyn, was demſelben zur Verherrlichung gereicht, und, durch die Anſtrengungen deſſelben errungen, des Volkes Geiſt und Kraft offenbart — auf alles, worin dieſes Volk als ein edles, großes, tüchtiges Volk daſteht, fähig in ſeinem Adel, in ſeiner Größe und Tüchtigkeit ſich überall zu erweiſen — andern Völkern ein glänzendes Vorbild. Nur nicht auf das darf ich ſtolz ſeyn, was das Glück meinem Volke zugeworfen hat, weil mir darin nicht das Volk ſelbſt ſichtbar wird, und was ohne eignes Mitwirken gewonnen iſt, jeden Augenblick verloren gehen kann.

Mit gerechtem Stolze erfüllt uns bey unſerm Volke das ſtark ausgeprägte Nationale deſſelben, wenn daſſelbe gleich nicht ein ausgezeichnet Vortreffliches, wenn es nur nicht ein an ſich Verkehrtes — wenn es nur wirklicher Ausdruck einer

Idee des Weltgeiſtes iſt. Das ſtark ausgeprägte Nationale zeugt von kräftigem Leben und reichem Gehalte, von Energie des Willens und feſtem Ruhen auf ſich ſelbſt. In dieſem ſtark ausgeprägten Nationalen erfüllt ein Volk ſeine Beſtimmung, und übt eine folgenreiche Wirkſamkeit.

Stolz kann darum auch ein Volk ſeyn auf ſein Halten am Nationalen, auf ſeinen nationalen Sinn, ſein nationales Streben, ſeinen nationalen Gemeingeiſt, auf die Anſtrengungen und Opfer, mit denen es ſich in ſeiner Nationalität zu behaupten ſucht, auf die echt nationalen Anſtalten, die unter ihm vorhanden ſind.

Stolz kann ein Volk ſeyn auf die allgemein menſchlichen Vorzüge, wodurch es ſich auszeichnet, auf die unter ihm verbreiteten Kenntniſſe, auf die unter ihm herrſchende Geiſteserleuchtung, auf die unter ihm entwickelten Fähigkeiten, auf ſeinen gebildeten und edeln Geſchmack, auf ſein Geſchick zu Hervorbringungen jeder Art, auf die großen Gedanken und Gefühle, die unter ihm genährt werden, auf die Geſundheit und edle Einfalt ſeines Gemüthes, auf ſeine Tapferkeit, Weisheit, Mäßigung, auf ſeine Gerechtigkeit und Menſchlichkeit, auf die Reinheit ſeiner Ge-

ſinnungen und Sitten, auf die Einfachheit ſeiner Lebensweiſe, auf Ordnung und Zucht in ſeiner Mitte, auf das Anſehen, worin Religion und göttliche Dinge bey ihm ſtehen.

Darum auch kann ein Volk ſtolz ſeyn auf ſeine gute Verfaſſung, denn ſie iſt aus des Volkes Geiſt und Gemüth hervorgegangen, kein Volk kann eine gute Verfaſſung haben, das ihrer nicht werth erfunden wird, in ſeiner Verfaſſung ſpiegeln ſich ſeine Anſichten, Ueberzeugungen und Tugenden, offenbart ſich ſeine Kraft und Tüchtigkeit —; ſtolz ſeyn auf ſeinen trefflichen Fürſten, denn ſein Volk hat ihn erzogen, des Volkes Weſen und Charakter werden an ihm wahrgenommen, des Volkes Leben hat ihn durchdrungen, und es iſt ſeine Beſtimmung, das Volk in ſeinem Herrlichſten zu repräſentiren —; ſtolz ſeyn auf die Helden und großen Männer ſeiner Vorzeit und Gegenwart, denn ihm gehören ſie an, von ihm haben ſie empfangen, unter ihm haben ſie Aufmunterung, Anerkennung, Vertrauen und einen weiten Spielraum gefunden, und von dem Glanze ihres Ruhmes ſieht es ſich beſtrahlt bis zu ſeinen ſpäteſten Zeiten — dagegen gereicht es ihm zur ewigen Schande, ſeine Helden und ſeine großen Männer geſchmäht,

mit Undank belohnt, ſie überſehen, vergeſſen, oder doch nicht geehrt zu haben, wie ſie es verdienten —; ſtolz ſeyn auf die rühmlichen Thaten, die unter ihm verrichtet worden, auf ſeine Größe und ſeinen Wohlſtand, ſo weit es ſie durch ſeine Anſtrengungen errungen hat.

Vornehmlich aber kann ein Volk ſtolz ſeyn auf das gebildete Treffliche ſeiner Nationalität, weil es darin am meiſten es ſelbſt iſt.

Daß dabey nur fern bleibe der egoiſtiſche Dünkel, der alles Nationale für etwas Treffliches hält, der die Völker verleitet, ſich in jeder Hinſicht als einzig und unübertreffbar, als Muſter der übrigen, als Regel des Vollkommnen zu betrachten, und nicht bloß die beßre Nationalität, ſondern auch alle Gebrechen derſelben andern Völkern aufdringen möchte, der die Völker berauſcht, verblendet, übermüthig macht, zu unbeſonnenem Beginnen dahinreißt, und endlich ins Verderben ſtürzt, wie wir ihn zu dieſer Zeit in ſeiner häßlichſten und empörendſten Geſtalt geſehen, wie wir uns ſelbſt nicht ganz davon freyſprechen können — fern der egoiſtiſche Dünkel, der auch das Thörichte, Widerſinnige, Abgeſchmackte, läppiſche, der die Irrthümer und Laſter eines Volkes für etwas

erklärt, worauf man ſtolz ſeyn könne — fern die bemitleidenswürdige Eitelkeit, die mit kleinlichem Weſen und nichtigem Tande, ſich groß wähnt, und ſich glaubt über andre Völker erheben zu dürfen, weil ſeine Tänzer und Schauſpieler, ſeine Haarkräuſeler und Putzmacher die erſten der Welt ſind, weil es flattern, gaukeln und buhlen, ſich kleiden und amüſiren kann, wie kein andres, und in geſellſchaftlichen Künſten alle andere hinter ſich zurückläßt. Dem eiteln Volke müſſen wir die Fähigkeit zum echten Nationalſtolze völlig abſprechen; ſein Herz iſt zu enge, um ein ſo großes Gefühl in ſich aufzunehmen.

Der echte Nationalſtolz trägt ſich — und das hat er mit dem edeln Stolze gemein — mit keiner leeren Einbildung; er legt dem Volke, zu dem man gehört, keine Vorzüge bey, die es nicht beſitzt; er ſchreibt ihm ſeine wirklichen Vorzüge nicht in einem höhern Grade zu, als ſie ihm eigen ſind; er verkennt nicht deſſen Unvollkommenheiten und Fehler; er denkt nicht geringer von ihnen als recht iſt, er erhält vielmehr in ſich ein lebendiges Gefühl derſelben, das zur Verbeſſerung kräftig antreibt.

Es gibt eine Demuth, die nicht bloß den Einzelnen, ſondern auch den Volkern ziemt, und den

echten Nationalſtolz ſo unzertrennlich begleitet, daß in ihr eben ſeine Echtheit ſich bewähren muß. Dieſe Demuth iſt in der Wahrheit gegründet, und darum kann ſie des Volkes Kraft und Muth nicht lähmen. In ihr erhebt ſich des Volkes Kraft und Muth mit freudigem Stolze. Ein edles Volk denkt nicht gering von ſich; es weiß, was es iſt und gelten kann und fordern darf; es weiß aber auch, wie weit es noch von dem Ideale menſchlicher und nationaler Trefflichkeit entfernt ſteht — und dieſes ſein doppeltes Wiſſen erzeugt in ihm die feurigen Gefühle, die ſein unabläſſiges Streben beſeelen.

Dem echten Nationalſtolze iſt es, wie dem edeln Privatſtolze, unmöglich, mit den vermeynten Vorzügen ſeines Volkes zu prahlen; das geſtattet ihm nicht die mit ihm verbundene Demuth; er findet es überdies unter ſeiner Würde. Der luſtigen Eitelkeit, der leeren Aufgeblaſenheit und der ſeichten Oberflächlichkeit überläßt er das Prahlen, von welchen es immer ein übelzweydeutiges Zeichen iſt. Wer daran verzweifeln muß, durch ſich etwas gelten zu können, da er nichts in ſich findet, nimmt zu ruhmredigen Worten ſeine Zuflucht, um die Welt und endlich auch ſich ſelbſt mit dem nichtigſten Scheine zu täuſchen.

Der echte Stolz, in sich selbst fest und gewiß, bedarf der so oft erkäuflichen und werthlosen Meynung der Welt nicht; er kann ruhig abwarten, wie sie seine Ansprüche achten werde, und ruhig ertragen, daß sie keinen derselben gelten lasse. Es fällt ihm nicht ein, und fiele es ihm ein, es würde ihm erniedrigend dünken, nur einen Schritt zu thun, um die Vorzüge, auf die er sich gründet, in das rechte Licht zu stellen.

Der echte Nationalstolz unterscheidet sich noch dadurch von dem edeln Privatstolze, daß, während dieser sich jede Vergleichung mit andern versagt, er sich seiner Vorzüge auch in Vergleichung mit andern bewußt wird. Ihm ist gestattet, sein Volk mit andern zu messen, und ihm den Preis zuzugestehen, wo er ihm gebührt. Er darf dieses ebenfalls, weil er nicht Privatstolz, sondern Stolz auf das Gemeinsame ist, wodurch verhindert wird, daß diese Vergleichung den Egoismus nähre und zu inhumaner Behandlung andrer verleite. Nicht das Meinige — sondern meines Volkes ist das, worauf ich hier stolz bin; nur in thörichtem Wahne könnte ich mich selbst deßwegen über andre erheben. Mein Volk aber mag ich über andre erheben, wenn es sich dessen werth

zeigt — aber auch nur wenn es deſſen werth iſt, und ſo weit es deſſen werth iſt.

Dem egoiſtiſchen Nationalſtolze iſt es eigen, ſein Volk allein gelten zu laſſen, alle andre neben dieſem gedankenlos herabzuſetzen, und ſie entweder gar nicht zu beachten, als ob es ſich von ſelbſt verſtehe, daß ſie keiner Beachtung werth ſeyen, oder doch, wenn man ſie einiger Aufmerkſamkeit würdigt, ihre Vorzüge zu überſehen, ſie ihnen ausdrücklich abzuſprechen, und, vermag er das nicht, ſie als etwas Unbedeutendes darzuſtellen, oder wohl gar für Fehler und Gebrechen zu erklären, auf jeden Fall andre Völker in Vergleichung mit dem ſeinigen klein zu finden, vornehm und verachtend auf ſie herabzublicken, und was er ihnen etwa einräumt als eine Gunſt zu betrachten. Der echte Nationalſtolz läßt jedem Volke Gerechtigkeit widerfahren; er forſcht nach den Vorzügen anderer Völker, die ſein geſchärfter Sinn für das Treffliche ihn auch leicht wahrnehmen läßt; er erkennt ſie öffentlich an, ſelbſt in dem Nationalen, was von der Eigenthümlichkeit ſeines Volkes am meiſten abweicht, wie ſie ſich ihm zeigen, ohne auf irgend eine Weiſe zu verkleinern, ſie in ein nachtheiliges Licht zu ſtellen; ihnen Mängel anzudichten,

ihre wirklichen Mängel aufzusuchen; er freut sich ihrer, und macht sie bemerklich, da er in ihnen den Ausdruck edler Menschheit findet, und es ist ihm hoher Genuß, andern Völkern einen herrlichen Ruhm zu verschaffen.

So kann denn auch der echte Nationalstolz nicht andere Völker verachten, und noch weniger sich roh, beleidigend, gewaltthätig und übermüthig gegen andre Völker betragen: denn bey jedem Volke findet er etwas, wodurch es auf Achtung Anspruch machen kann; sind es nicht ausgezeichnete und gebildete Vorzüge, so ist es die edle Gestalt der Menschheit, die in diesem Volke sichtbar werden will. Der verachtende, rohe, beleidigende, gewaltthätige Stolz hat immer seinen Grund entweder in grober Unwissenheit, oder in egoistischer Ueberschätzung des Eignen, oder in einem dunkeln Bestreben, durch Geringschätzung des Fremden das Gefühl des eignen Werthes zu erhöhen. Er kann nicht anders als die andern Völker wider das seinige empören, dessen fortschreitende Bildung aufhalten und ihm sicheres Verderben bringen. Das wahrhaft große Volk ist ein erleuchtetes Volk, es kennt sich selbst — alle seine Gebrechen; seiner wirklichen Vorzüge sich bewußt, braucht es nicht durch

Herabsetzung andrer sich zu erheben; seine Menschlichkeit lehrt es, das Treffliche überall anerkennen — sein hoher Sinn den Egoismus besiegen, und für seine höchste Ehre hält es, jedem Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Das edle Volk weigert sich sogar nicht, andern Völkern die Vorzüge zuzugestehen, wodurch es selbst von ihnen verdunkelt wird, und sie über sich zu setzen, wo es wirklich von ihnen übertroffen wird. Das gibt und bewahrt ihm den feurigen Trieb der Nacheiferung.

Aber das von echtem Nationalstolze beseelte Volk will vor keinem andern sich beugen, von keinem andern sich verachten und sich gebiethen lassen — selbst nicht von dem, welchem es Vorzüge vor sich einräumen muß; es will keines andern Volkes Bewunderer und Knecht seyn, und standhaft weigert es sich den fremden Götzen zu huldigen. Es will für sich stehen, auf sich ruhen, aus sich selbst sich entwickeln, seinen eignen Gesetzen gehorchen, und seinen Rang unter den Völkern behaupten, weil es weiß, daß es das kann, und daß es dazu ein heiliges Recht hat. Dieses Recht ist es bereit zu vertheidigen

bis auf das äußerſte; es will lieber untergehen als eines andern Volkes Joch tragen.

Das von echtem Nationalſtolze beſeelte Volk verſchmäht die Nachahmung des Ausländiſchen, wodurch es nimmer gewinnen — nur ſein Eigenthümliches entſtellen und ſein Beſtes einbüßen kann. Wenn es das ſich ihm eignende Treffliche andrer Völker aufnimmt: ſo nimmt es damit nicht dieſer Völker Eigenthümliches, ſondern ein allgemein Menſchliches auf, und verarbeitet es auf eigne Weiſe, bildet es zu ſeinem Eigenthümlichen, daß nicht eine Spur des Urſprunges in ihm bleibe. Bey weniger Glanz und Glätte dünkt es ſich in ſeiner reinen Eigenthümlichkeit nicht ſchlechter als andre, und hält ſich für zu gut, um bey andern Völkern zu betteln. Während es an andern Völkern ihre Eigenthümlichkeit ehrt, muß es ſie in Beziehung auf ſich für etwas Entehrendes erklären. Sein Stolz verbietet ihm, fremde Sitte und Sprache unter ſich zu dulden; und es wird die nie für die Seinigen erkennen, die unter ihm fremde Töne lallen, fremde Mode und Gebräuche einzuführen ſuchen, es wird ſie, als Ehrvergeſſene, die ihm zur Schande gereichen würden, von ſich ausſchließen. Am wenigſten wird es dem Auslande ſich

gleichſtellen, um deſſen Beyfall zu gewinnen; dadurch würde es ja Verachtung ſeiner ſelbſt an den Tag legen, und die fremden zu Muſtern und Richtern ſeiner Vortrefflichkeit machen. Es mag dieſen Beyfall nicht; ihm genügt das Bewußtſeyn ſeines Werthes, es trägt in dieſem Bewußtſeyn gern den jämmerlichen Spott derer, die in ihrer Beſchränktheit nicht fähig ſind, ſeinen Werth zu beurtheilen. So unverſchämte Lobpreiſungen des Ausländiſchen, als ſie in der jüngſten Zeit wohl unter uns laut geworden, konnten nur aus dem Munde der Elenden und Niederträchtigen kommen, in denen der letzte Funke von Nationalſtolz, ja vom gemeinſten Selbſtgefühl erloſchen war. Sich ſelbſt warfen ſie den Fremdlingen unter die Füße, damit ſie getreten würden.

Der echte Nationalſtolz iſt die Seele des nationalen Gemeingeiſtes. Was ſoll den Einzelnen im Volke antreiben, ſich feſt an ſein Volk anzuſchließen und ſich ihm ganz hinzugeben, für die Exiſtenz deſſelben und die gemeinſchaftlichen Güter zu ſtreiten und in den Tod zu gehen, dieſes Volkes Ehre und Glück mit jeder Anſtrengung zu fördern, und ihm die theuerſten Opfer zu bringen: wenn er nicht in ſeinem Volke ſich fühlt, wenn beym Blicke

auf ſein Volk ſich ihm nichts darſtellt, das ihn begeiſtern kann, wenn er nicht bey ſeinem Volke gemeinſchaftliche Güter antrifft, die jedem das Herz erheben, und es werth ſind, daß man für ſie ſtreite und in den Tod gehe? Die Vortheile, welche dem Einzelnen aus dem Beſtehen und der Wohlfahrt des Ganzen erwachſen, ſind zu unſicher, und gerathen zu oft mit dem Privatvortheile ins Gedränge, als daß ſie die heilige Flamme zu entzünden und zu nähren vermöchten. Die beſtändige Rückſicht auf ſie verengt das Herz, und begünſtigt die Selbſtſucht. Sie verlieren vollends alle Bedeutung, wo das Leben gewagt werden ſoll. Feurige Vaterlandsliebe läßt ſich nicht denken ohne edeln Nationalſtolz. Was Religion und Pflicht hier gebiethen bleibt ſo lange ohne Anwendung auf das Leben im Volke und ohne Kraft die Gemüther zu bewegen, als nicht der Einzelne ſich ſeines Zuſammenhanges mit dem Volke in freudiger Erhebung bewußt wird, und in den Verzügen ſeines Volkes auch für ſich einen herrlichen Ruhm findet. Freyheit und Selbſtſtändigkeit — was können ſie einem Volke ſeyn, dem es an Nationalſtolz fehlt? wie könnte ein ſolches Volk etwas für ſie fühlen? wie etwas für ſie thun oder leiden? Kaum, daß es ſich etwas dabey zu denken vermag. Nicht

werth ferner als Volk zu beſtehen, getheilt in ſich ſelbſt, ohne Kraft ſich zu behaupten, beraubt ſeines edelſten Vermögens, und darum reif zum Untergange, die ſichere Beute des erſten Eroberers, der Luſt hat, ſich ſeiner zu bemächtigen iſt das Volk, welches den Stolz auf ſich ſelbſt verlaſſen hat.

Auch das von einem edeln Stolze erfüllte Volk kann eine Zeit lang unglücklich ſeyn, von ſeinem Mißgeſchicke verfolgt, von ſeinen Bundesgenoſſen verlaſſen, von Trug und Verrath umſtrickt, der fremden Gewalt unterliegen — bey der äußerſten Anſtrengung. Aber es verzagt nicht in ſeinem Unglück, das Bewußtſeyn das Unglück nicht verſchuldet, ſeine Würde nicht verletzt zu haben, das Gefühl ſich ſelbſt treu geblieben und in ſeinem Innern nicht beſiegt zu ſeyn, das Gefühl der von den Vätern ererbten Vorzüge, der in ihm wohnenden herrlichen Kraft, die Erinnerung an den Ruhm einer frühern Zeit, der immer rege Trieb ſich von neuem zu erheben, der nur noch auf den günſtigen Augenblick wartet — bewahren ihm den den friſchen, lebendigen Muth, die freudige Hoffnung einer beſſern Zukunft und das feſte Vertrauen, daß es an ihm nicht fehlen werde, wenn jener Augenblick gekommen. So trägt es ſtandhaft

und großherzig, ohne ſich auf irgend eine Weiſe zu erniedrigen, das Ungemach der Gegenwart.

Ein Volk, das echten Nationalſtolz beſitzt, kann nichts thun, das ſeiner unwürdig wäre. Es verſchmäht die glänzendſten Urtheile, die nur durch Trug und verrätheriſche Argliſt zu erlangen ſtehen; es weist mit Verachtung die lockendſten Erbiethungen zurück, die ihm Schändliches anſinnen; es duldet lieber die harten Drangſale, als daß es ſich durch Dinge, die ſich nicht mit ſeiner Ehre vertragen, von ihnen loskaufen ſollte. Es verfolgt mit unerbittlicher Strenge alles ehrloſe Weſen, das unter ihm bemerklich wird; es wacht mit unerbittlicher Strenge über ſeiner Geſinnung und Sitte, daß ſein Nahme unbefleckt erhalten werde. Feigheit, Treuloſigkeit, Verrath, niedrige Schmeicheley, ſchmutzige Gewinnſucht werden allein unter denen angetroffen, die das Volk, obgleich ſie ihm äußerlich angehören, nicht zu den Seinigen zählt.

Der echte Nationalſtolz lehrt ein Volk in ſeiner edeln Eigenthümlichkeit beharren und ſich unabläſſig weiter bilden. Jede Vortrefflichkeit will es ſich zu eigen machen, zu jeder Höhe will es ſich emporſchwingen. Sein Stolz gibt ihm große Gedanken und Geſinnungen, und erhöht in ihm jede Tugend, die das

Eigenthum ſtarker Seelen iſt. In ſeinem Stolz fühlt es ſich allem Großen verwandt, zu allen großen Thaten berufen, fähig der erhabenſten Verläugnung. Eine heilige Unruhe bewegt alle Gemüther, und ſetzt alle Kräfte in Thätigkeit, wo die ſtrahlenden Ziele ſich enthüllen, und jedem dünkt es ein Geringes für das Große zu bluten und zu ſterben.

Dieſen Stolz wollen wir uns erhalten; wir ſind zu demſelben berechtigt — unſre glorreiche Vergangenheit und die letzte glorreiche Zeit, ſo viele große Männer, die unter uns gelebt, ſo viele ruhmvolle Thaten, die unter uns geſchehen, ſo viele preiswürdige Werke, die unter uns entſtanden ſind, die Stufe der Bildung, die unſer Volk erſtiegen, die Tugenden, wodurch unſer Volk ſich ausgezeichnet, mögen das bezeugen —; unſrer Jugend wollen wir ihn einflößen, daß ſie freudig in ihm aufwachſe, den ererbten Ruhm treu bewahre und auf alle Weiſe erhöhe. Aber fern bleibe von ihr und uns der verblendete, vermeſſene und verderbliche Dünkel — und während wir mit gerechtem Stolze auf das Herrliche unter unſerm Volke hinblicken, wohne in unſern Tempeln, in unſern Häuſern und Herzen die Demuth.

Siebente Rede.

Die Verächter ihres Volkes.

Als wir jüngst den echten Nationalstolz nach seinem Wesen und Werthe betrachteten, mußte wohl jeder unter uns an eine Menschenklasse erinnert werden, die schon früher unter unserm Volke sehr zahlreich gewesen, nie aber unverholener und unverschämter ihren Sinn an den Tag gelegt, als zur Zeit unsrer Unterdrückung, und auch jetzt, nach der glorreichen Wiederherstellung des vaterländischen Ruhmes, noch nicht völlig verschwunden ist, obgleich sie sich genöthigt sieht, leiser und unter mannichfaltiger Verkleidung aufzutreten. Ich meyne die Verächter ihres Volkes. Es ist der Mühe werth, sie näher in das Auge zu fassen, damit wir die Fehler, die Krankheiten und Zerrüttungen des Gemüthes kennen lernen, durch die man ein Verächter seines Volkes wird, und uns vor derselben verwahren können, damit jene nicht fortfahren, durch die vielfachen trüglichen Gestalten, die sie so geschickt anzunehmen wissen, das Volk zu täuschen und zu verderben, und — denn

dahin geht bey nicht wenigen das eifrige Beſtreben — zum Werkzeuge ihrer egoiſtiſchen Abſichten zu machen.

Zuerſt laſſen Sie uns diejenigen von ihnen abſondern, die man mit Unrecht, oft in falſchem patriotiſchen Eifer, in der Ueberſpannung des Unwillens oder der Begeiſterung, oft aber auch aus böſer Geſinnung, ihnen zugezählt hat.

Nicht alle, die in der letzten Zeit die Gebrechen ihres Volkes aufgedeckt, ſind Verächter deſſelben geweſen. Die es thaten aus Leichtſinn, aus Hochmuth, aus Verdruß über vermeynte Zurückſetzung oder buhlend um fremde Gunſt machte ihre Sprache kenntlich genug. Aber wahrlich es gab auch edle Männer, die es thaten aus heiliger Liebe zu ihrem Volke, aus tiefem Schmerz über ihres Volkes Schmach und Elend, aus hoher Entrüſtung über die, welche die Schuld davon trugen — weil ſie nicht mehr ſchweigen konnten, nicht mehr ſchweigen durften. Große, traurige Verderbniſſe waren unter uns eingeriſſen; allerley Tand und Spiel hielt uns Sinne, Geiſt und Herz gefeſſelt; die Thorheit hatte überall ihre Altäre; Weichlichkeit und Ueppigkeit verzehrten unſre Kräfte, das Mark unſers Lebens; Schwelgerey

und Wohlluſt verſpotteten die Geſetze der Mäßigung und des Anſtandes, übten ſchamlos, wozu die thieriſche Begierde reitzte, und erklärten dies für die echte Lebensweisheit; Leerheit, Gedankenloſigkeit, Schlaffheit wurden allenthalben bemerklich; Betrug und Verrath, Schande und Verbrechen ſchlichen allenthalben im Finſtern; ſich zu bereichern, ſich emporzuſchwingen galt jedes Mittel für gut; Gewiſſenhaftigkeit, Treue, Rechtlichkeit waren zum Gelächter geworden — die Ehre ein bloßer Schall, Religion ein veralteter Aberglaube; Uebermuth und Gewaltthätigkeit erlaubten ſich, was ſie ungeſtraft glaubten ausführen zu können — jeden Raub, jede Bedrückung, jede Rohheit und Härte. Keine Kunſt blieb unverſucht, die Köpfe zu verfinſtern, die Begriffe zu verwirren, die Gewiſſen zu zerrütten, das Heilige zu profaniren, dem Herzen ſeinen Glauben, ſeine edelſte Liebe, ſeine freudigſte Hoffnung zu entreißen, indem man ihm die Gegenſtände ſeiner Verehrung, die Stützen ſeiner Tugend bald hinwegſtritt, bald in Wortnebel, die nichts weiter verhüllten, wie viel ſie auch zu verhüllen den Schein haben wollten, auflöste. Daher unſre Leiden und unſre Erniedrigung. Wer dieſe Leiden, dieſe Erniedrigung ſah — ſein Volk ſo gedemüthigt, ſo

zertreten, ſo jammervoll — und noch ein Herz im Buſen trug — wenn er auch ſelbſt nicht mit unter den Gedemüthigten, den Zertretenen, den Jammervollen geweſen wäre — und die Quellen aller Uebel erkannte — wie konnte der ſchweigen? wie konnte der anders als laut und nachdrücklich reden, als frey und kräftig alles herausſagen, was ihm das Herz bewegte, und alles anzeigen, was ſich ihm als Urſache der Uebel dargeſtellt hatte, und, in Spott und Ernſt, wie es Noth that und wie es wirken konnte, züchtigen das Schlechte und Verderbliche. Der aber, der hier zu ſprechen wußte, und es nicht ſprach wäre der Verächter ſeines Volkes geweſen. Des Scherzens darüber war bereits mehr als zu viel; das Winken und Andeuten war fruchtlos geblieben; das ängſtliche Umgehen, das leiſe Berühren und all' die glatten, gefälligen Worte hatten das Unheil ärger gemacht. Daß man ſich's in die Ohren flüſterte, konnte wahrlich zu nichts führen. Geſagt mußte es werden — öffentlich, unumwunden, einfältig und klar, daß jeder es wiſſe und verſtehe. Hervorgezogen werden mußte aus ſeinen Schlupfwinkeln das Verbrechen, an's helle Tageslicht mußte kommen aus ihrem Dunkel die Schande, damit jeder die Verbrecher und die Schänd-

lichen kenne, ſich vor ihnen hüthe und ihnen wehre, und die verdiente Strafe ſie treffe. Dargeſtellt mußte werden jedes in ſeiner wahren Geſtalt und genannt bey ſeinem rechten Nahmen, damit der geſunde Sinn und die reine Anſicht wieder geltend — und zerſtört werde das gefährliche Blendwerk. Erfahren mußte das Volk, welche Verderbniſſe unter ihm herrſchen, damit es ihnen ſteure, und durch Verbeſſerung in ſeinem Innern zu neuer Ehre und zu neuem Glücke ſich erhebe. Wer hier redete, der redete für ſein Volk, und bewies, daß er ſein Volk achte. Ein nicht geringer Muth gehörte dazu — bey der ſichern Ausſicht, verfolgt, verſchrieen, geläſtert und auf alle Weiſe angefeindet zu werden. Auch über diejenigen durfen wir uns nicht beſchweren, die ihr Volk gegen andre Völker herabſetzten, wo es von ihnen übertroffen wurde, und wo es Noth that, ſie ſich zum Muſter zu nehmen und ihnen nachzueifern.

Auch dürfen wir nicht Verächter ihres Volkes nennen: jene Verſtimmten, die in ihrem Mißmuthe über unläugbar vorhandene Uebel, über zahlreiche Mißgriffe und Fehlſchlagungen, beſonders wenn das Andenken an eine frühere glänzende Zeit, die ſie ſelbſt erlebt, an eine untergegangene ſtrahlende Größe, an

der ſie ſelbſt noch Theil gehabt, ſich dem zugeſellte, in der Gegenwart ihres Volkes alles noch übrig gebliebene Geſunde und Kräftige überſahen — nichts von dem wahrnahmen, wozu man Vertrauen faſſen konnte, und darum überall mit der finſtern Miene und dem bittern Worte des Tadlers auftraten — jene Schwachen, die, da ſie in ſich ſelbſt nichts hatten, auch außer ſich nichts antrafen als Unvermögen — jene Beſchränkten, für die alles verloren geht, was tiefer liegt oder nicht ſogleich in die Augen fällt, die in Maß und Zahl haben müſſen, was ihnen Vertrauen einflößen ſoll — jene Kurzſichtigen, die nie über den gewöhnlichen Gang der Dinge hinausrechnen, denen wohl bange wird vor jeder kühnen Combination des Geiſtes, da ſie in dem Hergebrachten, Alltäglichen allein das Rechte erblicken — jene Kleinmüthigen, die, ergriffen und erſchüttert von dem gewaltigen Geiſte, der durch die Welt ſchritt, bis ins Innerſte erſchreckt durch die Kraft, die in den Stürmen daher brauste, und die Verwüſtungen, die ſie ſchon angerichtet, nirgends mehr Hülfe ſahen, jeden Widerſtand für verderblich hielten, und in eben dem Maße, als ihr Erſtaunen und ihre Furcht höher ſtieg, mit ihrem Glauben an ſich und ihr Volk tiefer ſanken

Alle dieſe hätten ſich wohl gern mit ihrem Volke groß gefühlt, denn ihr eignes Heil hing ja daran; aber ſie vermochten es nicht. Sie verdienen unſer Mitleid um der erlittenen Angſt und Noth willen: wir können ihnen nicht einmal Glück wünſchen zu der beſſern Zeit, da ſie auch dieſer wohl nicht froh werden möchten.

Zu den Verächtern ihres Volkes zählen wir mit Recht zuvörderſt diejenigen, die ſchon früher in Geſinnung, Kultur, Sprache und Sitte, ſich des Ausländiſchen, als deſſen Bewunderer und Lobredner ſie bey jeder Gelegenheit ſich darſtellten, aus allen Kräften befließen, dagegen das Einheimiſche und ihr Volk, als roh, ungeſchliffen und ungeſchickt auf alle Weiſe herabſetzten, und uns einen Dienſt zu erzeigen hoffren, wofür wir nicht genug danken könnten, wenn ſie recht viel Ausländiſches zu uns herüberbrächten, die nichts Angelegentlicheres zu thun hatten, als in die fremde Hauptſtadt, den Mittelpunct alles geiſtigen, ſittlichen und phyſiſchen Verderbens zu eilen, und ſich dort verſpotten und mißhandeln zu laſſen, um zu holen, was ſie unter den Barbaren, unter denen ſie aufgewachſen waren, zu finden verzweifeln mußten, die es ſich wohl gar zur Ehre rechneten,

von dem fremden Volke beſchimpft und bemitleidet zu werden, wenn es ſie dafür eine Zeitlang unter ſich duldete. Dieſe Menſchenart, obgleich weniger zahlreich als ehedem, iſt bey weitem nicht unter uns ausgeſtorben; noch vor ganz Kurzem hat ſie laut und öffentlich genug ihr Weſen getrieben. Jetzt hat ſie ſich vor dem Geiſte des Volkes, den ſie ſonſt zu beherrſchen und zu ſchrecken gewohnt war, in die Stille zurückgezogen, um den Augenblick abzuwarten, wo ſie wieder ohne Scheu hervortreten kann — nicht ohne Hoffnung, bald das verlorne Anſehen wieder zu gewinnen; und die Uebel, von den ihre Denkungsart erzeugt worden, hören nicht auf, uns gefährlich zu ſeyn.

Viele unter ihnen kannten ihr Volk und das vaterländiſche Gute nicht. Im Ausländiſchen erzogen und aufgewachſen, was für das Zeichen vornehmer Geburt galt, von Jugend auf an das Ausländiſche in Begriff, Sprache und Sitte gewöhnt, gewöhnt auch an das Vorurtheil, daß bey ihrem Volke nichts von dem anzutreffen ſey, was das Leben bilde und ſchmücke, hielten manche es nicht der Mühe werth, ſich nach ihrem Volke umzuſehen, ſeine Sprache zu erlernen, nach ſeiner Kunſt und Wiſſen-

ſchaft zu forſchen, ſich begnügend mit dem, was man ihnen immer vorgeſagt, und wähnend, da ſie es oft genug nachgeſprochen, ſich ſelbſt davon überzeugt zu haben. Dem Pöbel meynten ſie das Vaterländiſche überlaſſen zu müſſen, und um ſich recht ſtark vom Pöbel zu unterſcheiden, ſuchten ſie alles Vaterländiſche ſo weit als möglich von ſich zu entfernen. Es fehlte ſogar nicht an ſolchen, die ſich ſtellten, als ob ſie das Vaterländiſche nicht kenneten, und auf keine Weiſe damit umzugehen wüßten, die Unwiſſenheit und Erſtaunen, nicht ſelten höchſt ungeſchickt, affectirten, wo von vaterländiſcher Sprache oder den alltäglichſten vaterländiſchen Dingen die Rede war, damit man ja groß von ihrer edeln Erziehung denken möchte. Manche, durch irgend einen Zufall, zur Zeit der regſten Empfänglichkeit und der beginnenden Selbſtbildung, zuerſt an das Ausländiſche gewieſen, hatten dies ſo vortrefflich gefunden, daß ihnen keine Zeit übrig blieb, ſich mit dem Vaterländiſchen zu beſchäftigen. Sie ſetzten es eben deßwegen herab, weil es nicht das Glück hatte, von ihnen gekannt zu ſeyn, oder weil das, was ſich davon unter ihre Umgebungen verirrt hatte, freylich nicht geeignet war, ihm zur Empfehlung zu dienen. Manche auch, durch ihre Ver-

hältniſſe genöthigt, ſich vorzüglich im Ausländiſchen zu üben, hatten ſich bald ſo damit angefüllt und genährt, und es ſich ſo zu eigen gemacht, daß das Vaterländiſche ihnen fremd und zuwider wurde. Sie verachteten es, weil ſie ſich nicht darein zu finden, weil ſie es nicht zu behandeln wußten.

Menſchen dieſer Art, werden unter uns kaum noch angetroffen, ſeit die öffentliche Stimme für das Vaterländiſche entſchieden, das Ausländiſche, auch bey Deutſchlands Fürſten den Glauben verloren hat, und das deutſche Wort vor den Thronen am liebſten gehört wird. Denn diejenigen unter uns, die noch immer Ausländer ſeyn wollen, weil vor Jahrhunderten ihre Vorfahren es geweſen, überlaſſen wir billig ihrem Schickſal und ihrer Thorheit. Dafür iſt wohl geſorgt, daß nicht ferner jemand unter uns mit dem Vaterländiſchen unbekannt bleibe. Mögen wir nun auch uns hüthen, durch Uebertreibung auf der andern Seite, durch leidenſchaftlichen Haß des Ausländiſchen, der ihm durchaus allen Werth abſpricht, und durch Verzerrungen des Einheimiſchen, wie ſie nicht ſelten unter uns zum Vorſcheine gekommen, die unbefangenen Gemüther dem Ausländiſchen wieder zuzuwenden!

Andre wurden Verächter ihres Volkes aus Sym-

pathie mit dem Ausländiſchen. Die flachen Gedanken und die gedankenloſen Worte, die ſeichte Aufklärung, der flüchtige gehaltloſe Witz, die Kunſt, mit allem zu ſpielen, die Politur des Aeußern bey einem ausgeleerten Gemüthe, der raffinirte Sinnengenuß, die laxen Grundſätze, wenn hier anders noch von Grundſätzen die Rede ſeyn kann, jene allen Lüſten ſchmeichelnde Moral, die das höchſte Gut des Menſchen in den eignen Vortheil und die Annehmlichkeiten des Lebens ſetzt, und von keinen Beſchränkungen weiß, als die der Anſtand und die Klugheit gebieten, die ſchlechten Begriffe von Ehre, die Abſtumpfung des Gefühls für Recht und Menſchenwürde, der Leichtſinn, die Frivolität, die Verſpottung des Heiligen, das methodiſche Sittenverderben, die geſchmückten Laſter, die Zucht- und Schamloſigkeit, die zahlreichen Erfindungen zur Beförderung des Vergnügens, wodurch das Ausland alles Flache und Verderbte anlockte, hatten auch für ſie zu viel Verführeriſches, als daß ſie ſich nicht mit Geiſt und Herz dem Auslande hätten hingeben ſollen. Im Auslande fanden ſie ſich ſelbſt und Befriedigung ihrer Neigungen — was ſie am eifrigſten ſuchten, worin allein ſie zu leben vermochten. In das Ausland gehörten ſie mit der Geſtalt ihres

Gemüthes. Und weil ſie das Ausländiſche liebten, haßten ſie ihr Volk; weil ſie das Ausland bewunderten, mußten ſie das Einheimiſche herabſetzen. Der Ernſt, die Tiefe und Gründlichkeit, das kräftige, anſtrengungsvolle Streben, die Energie und Feſtigkeit, die ſtrenge Moral, die hohen Begriffe von Tugend und Menſchenwürde, die Geringſchätzung des Scheines, die Ehrfurcht vor dem Heiligen, das Halten an alter Sitte und altem Rechte konnten auf keine Weiſe ihnen zuſagen; das rohe, ſchwerfällige, pedantiſche, von Vorurtheilen jeder Art gefeſſelte, mühſelige, engherzige Volk, wie ſie es nannten, dem es ſogar an Empfänglichkeit für höhere Kultur fehle, konnten ſie nicht anders als mit Verachtung betrachten.

Durch dieſes unter uns weit verbreitete, und immer weiter ſich verbreitende Verderben vornehmlich war es dem Auslande gelungen uns zu unterjochen. Die große Zeit hat darüber Gericht gehalten, und es der verdienten Schande Preis gegeben. Unſre Jünglinge und Männer, die das ausländiſche Weſen in ſeiner Heimath geſehen, ſind mit einem glühenden Abſcheu und mit einer heiligen Entrüſtung zurückgekehrt — die Schlechteſten unter ihnen haben ſich empört gefühlt, und ſind ſtolz geworden auf das alte

Vaterländiſche, und haben erkannt den hohen Werth gründlicher Einſicht, ſtrenger Sitte und echter Ehre. Wir wollen aber nicht vergeſſen, wie ſehr ein ſolches Buhlen mit dem Ausländiſchen von den natürlichen Begierden des Herzens begünſtigt wird, wie viel Urſache wir deßwegen haben, dem flachen, trägen, üppigen und ſelbſtſüchtigen Weſen unter uns entgegen zu arbeiten, den Sinn für das Tiefe, Große, Kräftige, am meiſten aber den Sinn für Religion und Tugend zu nähren und zu ſtärken, und unſre Jugend dahin zu bilden, daß ſie das Vaterländiſche achten muß, weil ſie das Edelſte deſſelben im Herzen trägt, und das am eifrigſten begehrt, was ſie am reinſten bey ihrem Volke antrifft.

Ein unruhiger Trieb nach dem Neuen hat ebenfalls nicht wenige Verächter ihres Volkes unter uns hervorgebracht. Wir können nicht läugnen, daß, wie ſehr auch ſonſt der deutſche Charakter durch Feſtigkeit und Liebe zum Alten ſich auszeichnen mochte, dieſer Trieb jetzt zu unſern bedeutendſten Nationalfehlern gehöre. Unſre vielſeitige Empfänglichkeit, der Einfluß, den das Ausland auf unſre Bildung geäußert, die lange Gewohnheit uns Fremdes anzueignen, hieher und dorthee zuſammen zu tragen und in größter

Mannichfaltigkeit bey uns aufzuhäufen, der Geiſt einer genußſüchtigen Zeit, der ſich bey uns in alle Angelegenheiten und Verhältniſſe des Lebens zu drängen wußte, haben uns nach und nach die Abwechſelung zum dringendſten Bedürfniſſe gemacht. Der Hang Neues zu ſehen, zu hören, zu fühlen, zu denken und zu treiben, geſtattet uns nicht, bey irgend etwas zu verweilen, irgend etwas feſtzuhalten, und in ein Bleibendes, fortdauernd Wirkſames zu verwandeln. Die herrlichſten Erſcheinungen gehen an uns vorüber, und ſind in kurzem vergeſſen. Das Trefflichſte wird uns langweilig, wenn es nicht mehr neu iſt; wir wenden uns zu dem Trivialen, Abgeſchmackten, Läppiſchen, und finden darin köſtliche Befriedigung, ſobald es uns mit dem Reitze des Neuen entgegen kommt. Unſre Literatur und unſer geſelliges Leben haben die traurigſten Beweiſe davon vorzuzeigen. Aber auch außer dieſen — wie vielen Thorheiten haben wir gehuldigt, damit wir einmal wieder etwas Neues hätten! Wie viel Schönes haben wir von uns geſtoßen, weil es uns alt und darum gleichgültig geworden. So nahmen denn manche, überdrüßig des längſt bekannten Einheimiſchen, und voll Ekel an dem, was ihnen auf allen Straßen begegnete, und immer wieder

daſſelbe war, zu dem Auslande ihre Zuflucht, das überdies im Gebiethe der Kleidermoden mit dem wohlbegründeten Ruhme des ſchöpferiſchen Geiſtes prahlen durfte. Entzückt über die köſtliche Unterhaltung und den friſchen Genuß eines abgeſtorbenen Lebens, den ſie hier antrafen, wurden ſie bald begeiſterte Lobredner des Fremden und kalte Verächter des Einheimiſchen.

Es iſt hohe Zeit, dieſem unruhigen Triebe nach dem Neuen, den die großen Begebenheiten und Anſtrengungen unter unſerm Volke, bey der großen Zahl der Müßigen, Weichlichen, Verbildeten, ſo wenig haben unterdrücken können, daß ſie ihm vielmehr zur Nahrung dienten, zu wehren, damit er uns nicht von neuem das Einheimiſche verachten lehre, und das Aufkommen alles Gediegenen, Kräftigen und Selbſtſtändigen, wovon unſre weitere Bildung ausgehen muß, und das Gedeihen alles Trefflichen, worauf wir ſtolz ſeyn können, hindre, damit nicht das Gemeine, wie es faſt Gefahr iſt, ſiege über das Große und Herrliche.

Endlich fehlte es auch nicht an Eiteln, die mit dem Ausländiſchen ſich ſchmückten — entweder um den Fremden zu gefallen, um nicht ferner von

ihnen mit den Uebrigen in Eine Klaſſe geworfen — und Barbaren geſcholten zu werden, über alles glücklich, wenn dieſe ſie einiger Maßen gelten ließen, für fähige, vorurtheilsfreye Köpfe, für bildſame Gemüther, für rühmliche Ausnahmen von der allgemeinen Beſchränktheit erklärten — oder um bey den Ihrigen durch den ausländiſchen Firniß zu glänzen, und ihnen in ausländiſcher Glätte und Gewandtheit liebenswürdig, in den ausländiſchen Formen ungemein, in der Gelehrigkeit und dem Geſchick ſich anzueignen als brillante Geiſter, in der Vollkommenheit, worin ſie das Fremde an ſich darſtellten, als unerreichbare Muſter zu erſcheinen, hoch erfreut, geläufig die fremde Zunge zu reden, einige Sentiments an ſich gebracht zu haben, und mit den Fremden zu ſpotten über den vaterländiſchen Aberglauben und die vaterländiſche Ungeſchliffenheit. Darf es uns wundern, wenn dieſe, nicht zufrieden, ſich im Ausländiſchen hervorzuthun, auch auf das Einheimiſche mit Verachtung herabſahen, da ſie ja eben das für ihr Beſtes halten, wodurch ſie ſich am meiſten von ihrem Volke unterſcheiden, da durch ihre Verachtung am meiſten bemerklich wird, wie hoch ſie über ihrem Volke ſtehen, und ſie ſich für die Mühe des

Erlernens doch so hoch als möglich bezahlt machen müssen?

Leicht war diesen, in ihrer Geistesarmuth, die kindische Ergötzung an sich selbst und der lustige Wahn ihrer Größe zu gönnen — und eben so leicht ihre nichts bedeutende Verachtung zu verschmerzen, hätten sie nicht auf die Menge, der sie imponirten, und mit der sie in vielfältiger Berührung waren, einen so nachtheiligen Einfluß geäußert, und wäre nicht ihre Zahl durch modische Verhätschelung und pädagogisches Spielwerk unglaublich herangewachsen, daß nicht wenige beßre Köpfe unter sie geriethen und verdarben. Eitle Narren wird es zu allen Zeiten geben, weil es zu allen Zeiten beschränkte Köpfe und leere Herzen geben wird. Lasset uns nur dafür sorgen, daß was unter uns gesund, kräftig, lebensvoll und brauchbar ist, nicht ferner von dem Uebel ergriffen werde. Die Hinwendung zum Ausländischen, die Verläugnung und Verachtung des Einheimischen möchte so wenig das vornehmste als das einzige Unheil seyn, das wir davon zu fürchten hätten. So müsse denn nichts unter uns Aufmerksamkeit erregen, und mit Auszeichnung behandelt werden, was nicht durch gediegenen Gehalt darauf Anspruch machen kann, und

jede Thorheit, die ſich weiſe dünkt, finde ſofort die verdiente Züchtigung.

Eine andere Gattung von Verächtern ihres Volkes hat ihren Urſprung in der Zeit, wo das franzöſiſche Volk, durch einen gewaltſamen Aufſtand, dann durch glänzende Waffenthaten, durch vielfältig — am meiſten aber von ihm ſelbſt — geprieſene Siege, durch eine Macht, die es eben ſo ſehr ſeiner treuloſen Argliſt und ſeinem Glücke, als ſeiner Einſicht, ſeinen Anſtrengungen und ſeiner Tapferkeit verdankte, die Aufmerkſamkeit der Welt feſſelte, und die Herrſchaft über die Welt an ſich zu reißen drohte.

Da gab es zuerſt Verblendete, die nichts als Großes und Herrliches — die, was nur irgend groß und herrlich genannt zu werden verdiene, bey dieſem Volke anzutreffen glaubten, dagegen alles andre — und auch ihr Volk erbärmlich und klein fanden, wohl gar unfähig, ſich je zur wahren Größe zu erheben. Bethört vom glänzenden Scheine und von hochherfahrenden Worten hielten ſie fanatiſche Wuth für hohe Begeiſterung, rohe Brutalität für Kraft und Mannsſinn, gränzenloſen Hochmuth für edles Selbſtgefühl, wilde Raub- und Zerſtörungsſucht für

Selbſtverläugnung zum Heil der Welt, die Paroxismen des Wahnſinnes für kühne, preiswürdig Anſtrengungen. Bey einer gewiſſen Tapferkeit, Ausdauer und Verachtung der Beſchwerden, die dieſes Volk unläugbar bewieſen, überſahen ſie die kleinlichen Geſinnungen, die jämmerlichen Antriebe, die dabey zum Grunde lagen — die Eitelkeit, die Hab- Genuß- und Rachgier, wodurch das Herrlichſte verdunkelt werden müßte, wenn ſich anders wahrhaft Herrliches damit vereinigen ließe. Die Thaten dieſes Volkes mit ihren großen Erfolgen anſtaunend, vergaßen ſie, in Anſchlag zu bringen, welche Begünſtigungen von außen ihm dabey zu Statten gekommen, und, einmal zur gedankenloſen Bewundrung hingeriſſen, nahmen ſie jede prahlende eigne Verkündigung, wie ſtark ihr auch das Gepräge der unverſchämten Lüge aufgedrückt ſeyn mochte, für baare Wahrheit. Da jenes Volk beſtändig die Ehre im Munde führte: ſo meynten ſie, die rechte Ehre müſſe bey ihm wohl zu Hauſe — und die Triebfeder aller Unternehmungen ſeyn. Da es nicht aufhörte, ſeine tiefe Weisheit anzupreiſen, und zu rühmen, daß es alles verſtehe — und ſich ſelbſt das große zu nennen: ſo gewöhnten ſie ſich daran, es für das erleuchtete, alles ergründende und

mit Geſchick behandelnde, für das große Volk gelten zu laſſen. Blickten ſie nun auf ihr eignes, unglückliches, unterjochtes, duldendes Volk: ſo ſchien es ihnen eben darum das unglückliche, unterjochte, duldende zu ſeyn, weil es ihm an dem allen fehle, wodurch jenes zu der ſtrahlenden Höhe ſich erhoben habe; und wenn ſie aus alten Erinnerungen, durch neue Begebenheiten angefriſcht und verſtärkt, nicht wagten, ihrem Volke die Tapferkeit abzuſprechen, ſo hielten ſie ſich für berechtigt es deſto tiefer herabzuſetzen, wo es auf erleuchtete Einſicht, auf Freyheits- und Unternehmungsgeiſt, auf Gefühl für Ehre, auf Begeiſterung für das Große, auf die Fähigkeit etwas durch ſich ſelbſt auszuführen ankomme. Es ſey nur eben beſtimmt, wähnten ſie, jenem zu dienen, und müßte ſich glücklich ſchätzen, in einem untergeordneten Verhältniſſe bey ſeinen umfaſſenden Plänen mitwirken zu können. Kein Zweifel, daß jene nichts anders beabſichtigen, als das Heil der Welt und daß daſſelbe allein auf dem von ihnen vorgezeichneten Wege zu erreichen ſtehe. Eine neue herrliche Ordnung der Dinge, ein ewiger Friede, die beſten Geſetze, allgemeines Völkerglück unter dem väterlichen Regiment eines Einzigen, das goldne Zeitalter war im Anbruch, und wartete

nur noch auf die Freyheit der Meere. Dafür konnten wir uns denn wohl etwas Erpreſſung, Raub, Hohn, Mißhandlung, Nothzucht und Mordbrennerey gefallen — einiges Menſchenblut darauf gehen — einige blühende Länder verheeren, und den Wohlſtand von kaum Einer Generation verſchlingen laſſen: denn das Große will ſeine Opfer. Mit der Sittlichkeit nahm man es ohnehin nicht mehr ſo genau; das Zeitalter — vorzüglich aber dieſe Art Menſchen war längſt gewöhnt, ſie, wo von Größe die Rede war, nicht mehr mit in Anſchlag zu bringen, oder ſie doch, in Vergleichung mit andern Eigenſchaften, als etwas höchſt Geringfügiges zu betrachten; bey nicht wenigen ſogar war es ausgemacht, daß ſie der Größe eines Volkes mehr hinderlich als förderlich ſey, und daß kein Volk zu Macht und Ehre gelange, welches durch ihre Geſetze ſich ſelbſt engherzig beſchränke. Unter uns behaupteten ſie — und wie ſollten ſie nicht, die Fremdlinge hatten es ja geſagt und wiederholten es täglich? — ſey alles erbärmlich, ſchlecht, veraltet, zerrüttet und aufgelöst. Wir verſtanden weder das Schadhafte zu verbeſſern, das Zerriſſene zuſammenzufügen, was noch halten wollte zu behandeln, noch etwas Neues zu ſchaffen; es fehlte uns an allem

unſre Angelegenheiten zu ordnen, und wir mußten uns glücklich preiſen, daß jene die Mühe übernahmen, uns zu regieren. Sie eben, die auf dieſe Weiſe ihr Volk ſchmähten, meynten die rechten Patrioten zu ſeyn und unſern Dank fordern zu dürfen, da ſie uns über unſern Zuſtand die Augen geöffnet.

Das iſt vorübergegangen; unſer Volk hat mit der That bewieſen, was es ſey und vermöge, daß es an Tapferkeit und erleuchteter Einſicht keinem nachſtehe, daß es an echtem Freyheits- und Unternehmungsgeiſte, an echtem Gefühle für Ehre und an echter Begeiſterung für das Große jene weit übertreffe, die ſo ſtolz auf daſſelbe herabſehen. Niemand glaubt mehr an das Völkerheil, das aus der Völker Blut und Elend erwachſen ſoll; und auch das ſtumpfſte Gefühl iſt empört von den Gräueln und Verbrechen, womit das gefeyerte Volk ſeinen Nahmen verherrlichte. Laſſet uns nun bewahren den geſunden, reinen, kräftigen Sinn, der gegen ſolche Verblendung ſichert, und tief wurzle in allen Gemüthern die Ueberzeugung, daß die wahre Größe der Völker am meiſten beſtehe in ihrer Gerechtigkeit und Mäßigung und der Scheu vor der ſtrafenden Gottheit.

Es gab ferner in dieſer Zeit und zwar in nicht

geringer Zahl ſolche, denen bey ihrer tiefverderbten Gemüthsart, nichts erwünſchter ſeyn konnte, als die neue Methode der Weltbeglückung, die allen ihren Leidenſchaften Befriedigung verſprach. Hier ſahen ſie das ins Große gebildet und in ein Syſtem gebracht, was ſie ſelbſt vielfältig ſchon im Kleinen verſucht und geübt — hier die Erſchwerungen, Hinderungen und Beſchränkungen aus dem Wege geräumt, mit denen Geſetz und Sitte, eine weiſe Ordnung und eine gerechte Gewalt ihnen, zu ihrem großen Verdruſſe, entgegen traten — hier die Maximen geſchützt und zu Ehren gefördert, nach denen ſie bisher nur heimlich und verſtohlen mit großer Vorſicht ihr Weſen treiben durften — hier mit glänzenden Nahmen geſchmückt, was man bisher mit Verachtung genannt — mit hohen Würden und Reichthümern belohnt, was bisher nur im Dunkeln vor Schande und Strafe ſich ſicher wußte — hier die Männer geächtet, in Kerker geworfen, hingerichtet, die ihnen bisher durch ihre Wachſamkeit, Unbeſtechlichkeit und ſittliche Strenge furchtbar geweſen. Jeder Schlechte durfte ohne Erröthen ſich in die Reihen der neuen Fürſten ſtellen, und, wenigſtens im Herzen, ſagen: ich bin wie Euer Einer.

Viehiſche Wollüſtlinge, Kuppler, Betrüger, Diebe, Meineidige, Landesverräther erblickten in ſich, zu ihrem nicht geringen Erſtaunen, wahre Ehrenmänner; und jedem, der Muth zu Bubenſtücken hatte, leuchtete das Glück der Emporkömmlinge. Wie hätten da nicht alle Nichtswürdigen, denen es nicht an Luſt fehlte, nach der neuen Weiſe die Welt zu beglücken, bey jeder Gelegenheit ſich als Lobredner des fremden — als Verräther des eignen dummen, altväteriſchen, engherzigen Volkes, das ſo wenig ihre Weisheit, ihre Energie und ihr Verdienſt zu ehren verſtand, darſtellen ſollen?

Sie ſind, Gottlob! wieder zurück geſcheucht in ihre düſtern Schlupfwinkel, ſie dürfen es nicht mehr wagen, ihre Stimme laut werden zu laſſen; viele unter ihnen hat die verdiente Strafe ſchon getroffen, und viele wird ſie noch ereilen. Der erwachte beßre Geiſt hat ſich wider ſie erhoben, und mit der verdienten Schande ſie gezüchtigt. Möge nur keiner von ihnen aus groß-müthiger Nachſicht geduldet werden an einem Platze der öffentlichen Wirkſamkeit, wo er ſich eingeſchlichen oder eingedrängt: denn überall kann auch der leiſeſte Einfluß dieſer Menſchen nur Verderben bringen!

Zahlreicher noch als dieſe zeigten ſich die Elen-

den, die aus Ehrgeiz und Eigennutz Diener der Fremdlinge und Verächter ihres Volkes wurden. Die Unbedeutenden, die, bisher von niemand beachtet, ſich wichtig zu machen und Aufſehen zu erregen hofften, wenn ſie die ausländiſchen Formen an ſich trügen und mit den Zeichen der Fremdlinge ſich ſchmückten, mit ihnen in Verbindung — von ihnen gelitten zu ſeyn und auf gewiſſe Weiſe zu ihnen, oder auch nur zu ihrem Troſſe zu gehören ſchienen, die Brut der Pflaſtertreter und Taugenichtſe, die in einer rechtlichen Ordnung der Dinge nichts werden konnten, da ſie nichts gelernt hatten und zu nichts brauchbar waren, und hier leicht Anſtellung erlangten, weil ſie ſich zu allem Ehrloſen bereit erwieſen, und ſich mit wenigem abfinden ließen, die Hungerleider, die, für dürftigen Sold, Lob- und Schandreden ſchrieben, verdienen kaum unſre Aufmerkſamkeit. Aber es fehlte nicht an Männern von Talent, Geiſt und Bildung, die, entweder aus Furcht aus ihren einträglichen Aemtern und angenehmen Verhältniſſen vertrieben zu werden, oder aus angeborner Schwäche, der es Bedürfniß iſt, gefällig zu ſeyn, zu ſchmeicheln, ſich zu demüthigen — beſonders vor den Gewalthabern, um ſich ihrer Gunſt zu erfreuen, oder

weil man ihnen ſelbſt geſchmeichelt, weil ſie durch die Fremdlinge etwas geworden waren oder zu werden wünſchten, weil man ihnen Hoffnung gemacht auf Antheil an der Beute, auf Titel und Würden, oder weil man ſie dafür bezahlte, in eben dem Maße als ſie jene prieſen, vergötterten, und ſchamlos jede Nichtswürdigkeit als eine herrliche Erſcheinung des glorreichen Jahrhunderts ausſchrieen — ihr eigen Volk ſchmähten und läſterten. Unter ihnen gab es ſolche, von denen man wohl glauben kann, daß ſie ſelbſt fühlten, wie tief ſie ſich erniedrigten, die durch die edeln und großen Geſinnungen, die ſie früher vorgeſpiegelt, ſich ein gewiſſes Vertrauen erworben. Dem Gerüchte, daß einige unverſchämt genug geweſen, für das, was ſie durch den Verluſt ihrer Herren eingebüßt, Schadloshaltung zu fordern, wollen wir lieber keinen Glauben beymeſſen, aber mit deſto größerm Ernſte darüber wachen, daß dieſes Gerücht nie und an keinem Orte wieder unter uns aufkomme, und aus jedem Heiligenſcheine, mit dem es ſich umgibt, in ſeiner wahren Geſtalt hervorgezogen werde.

Endlich müſſen wir auch Menſchen als Verächter ihres Volkes anklagen, die wohl von den wenigſten dafür gehalten werden, da ſie immer unter

den Erſten und Lauteſten waren, die wider das Ausländiſche eiferten, und, wenigſtens wo es auf das Wort und das gefahrloſe Wirken ankam, als die feurigſten und geſchäftigteſten Freunde ihres Volkes ſich zeigten, die eben darum jetzt die gefährlichſten ſind, und, nachdem die Ereigniſſe der Zeit die übrigen von ihren Plätzen vertrieben, fortfahren ihren verderblichen Einfluß zu äußern, ja nun erſt für denſelben einen freyen und recht großen Raum gewonnen haben.

Oder wie anders ſollen wir die nennen, die in dieſer großen, ernſten Zeit, mit allerley Tand und Spielwerk, das von einem kräftigen und gewaltigen Geiſte ergriffene Volk hinzuhalten ſuchten, die in läppiſchen Kleinigkeiten, in kindiſchem Weſen in lächerlichen Grimaſſen vorgaben, das echt Deutſche, deſſen wir uns leider zu wenig befliſſen, woher denn unſer Verfall rühre, gefunden zu haben, die wohl gar in mancherley Abgeſchmacktheit, Thorheiten, Verbildungen und Verzerrungen des Geiſtes uns ein echt deutſches Gepräge, das wahrlich der geſunde, einfache, ſchlichte, kräftige Deutſche nie für das ſeinige erkannt hat, mittheilen wollten, in der That aber nur dahin ſtrebten, ſich einen Nahmen zu machen, was ſie durch

Großes, Bedeutendes und Heilſames zu bewirken verzweifeln mußten? Wahrlich der verachtet ſein Volk, der, um ſich ſelbſt zu verherrlichen, dieſem aufzudringen ſtrebt, wodurch es verunſtaltet, herabgewürdigt und verdorben wird.

Und was ſollen wir ſagen von denen, die in dem letzten großen Kampfe nichts anders erblickten, als ein Mittel, ſie in dem Beſitze der ihnen nachgebliebenen Vorrechte zu ſichern, und ihnen, wo möglich, das Verlorne wieder herzuſtellen, die ihm in ihren Gemüthern keine andere Beziehung zu geben wußten als auf ſich, ihre Familien, ihren Stand und ihre Vorurtheile, die keine Gefahr kannten, und keiner Rettung bedurften, außer im engen Umkreiſe ihres egoiſtiſchen Lebens, die es wohl gern ſahen, daß das ganze Volk zu den Waffen griff, die ſelbſt dazu ermunterten und anfeuerten, wenn nur Sie, als die Edelſten im Volke, für welche Blut und Leben zu wagen die Uebrigen eben geboren ſeyen, eine Ausnahme machen durften, die ſogar jedes andre Opfer, das ſie bringen, und jede Laſt die ſie tragen ſollten, für eine ungebührliche Zumuthung hielten? Was von denen, die, nachdem ſie zum allgemeinen Aufſtande gerathen, ihn anordnen helfen, die Gemüther in Be-

wegung gesetzt, und allerley Pomp und Gepränge getrieben mit ihren hochherzigen Gesinnungen, mit ihrem gränzenlosen Patriotismus, mit ihrer Selbstverläugnung, ihrem Muthe und ihrem Thatendurste, zur Zeit der herannahenden Gefahr, wo man erwartete, sie würden nun an die Spitze sich stellen, und bewähren, was sie vorgespiegelt, sich als die Ersten zur Flucht zeigten, wie sie die Ersten zum Worte gewesen, damit sich vertheidigend, sie wagten zu viel, wenn sie mit in die Gefahr zögen? freylich zu viel, — das überaus kostbare Leben, wohl werth, daß Tausende dafür das ihrige auf das Spiel setzten.

Allen diesen war es nicht um ihr Volk, sondern um sich selbst zu thun; ihr Volk verachteten sie, indem sie ihm eine Ehre zu erweisen glaubten, wenn sie ihm gestatteten sich für sie aufzuopfern, und meynten, am Volke sey nichts gelegen, wenn nur in ihnen des Volkes Kern übrig bliebe, möge immer die Masse untergehen, auf den Geist komme es an, und der wohne in ihnen. Nicht bloß ihr Volk — auch die Menschheit verachten diese in ihrem rohen Egoismus. Wie sie auch sich brüsten und prahlen mit ihres Volkes Tugend und Trefflichkeit: sie haben allein das Ihrige im Auge, und das Volk ist

hier niemand anders als ſie ſelbſt. Wie ſie auch ſich ereifern über das Ausländiſche, und es ſchelten mit heftigen Worten: ſie wollen doch nichts geltend machen, als ihr Gut, ihre Anſicht, ihr Werk, und alles, was außer ihnen iſt, ſoll ihnen dazu dienſtbar werden. Den großen Tyrannen haßten ſie, die kleinen, weil er ſich gegen ſie herausnahm, was nur ihnen gegen andre gebührte.

Wir aber wollen den kleinen Tyrannen mit demſelben Muthe, derſelben Kraft und Ausdauer, im Gefühle unſers Werthes, widerſtehen, womit wir dem großen widerſtanden haben; und wie wir für die Freyheit und Selbſtſtändigkeit des Ganzen gekämpft, ſo wollen wir nun auch auf jedem Gebiethe des Lebens, und beſonders auf dem Gebiethe des Geiſtes, unſre Freyheit und Selbſtſtändigkeit behaupten, fortan keines Menſchen Knecht ſeyn, und nichts über uns erkennen, als, in bürgerlicher Hinſicht, das Geſetz, die geſellſchaftliche Ordnung und die höchſte Gewalt — in jeder andern, die Wahrheit, das Schöne, das Gute und den, der aller Wahrheit, Schönheit und Güte ewiger Urquell iſt, für nichts uns geboren glauben, als das Reich Gottes zu fördern, und zu dienen aus freyer Liebe, jedem gegenüber ſtehen feſt gegründet im

Gefühle unſrer menſchlichen Würde und in der Ueberzeugung, daß wir uns von niemand dürfen verachten laſſen.

Auf der andern Seite indeß wollen wir uns hüthen, ſelbſt unter den Verächtern ihres Volkes, die alles auf ſich ſelbſt beziehen, erfunden zu werden, und nicht vergeſſen, daß man nur in ſofern groß ſeyn kann, als man in die Gemeinſchaft des Ganzen ſich mit ſeinem Perſönlichen verliert, nur in ſofern auf perſönliche Achtung Anſpruch machen kann, als man ſein Volk achtet, und nur in ſofern ſein Volk zu achten vermag, als man die Menſchheit achtet — auch im Geringſten.

Achte Rede.

Der Völkerhaß.

Häufig hat man uns in der Zeit des letzten entscheidenden Kampfes Haß gegen die Fremdlinge gepredigt, die durch ihre Rohheit, ihre scheusliche Unnatur, ihre Ehrvergessenheit und ihre Laster so stark unser Inneres empörten, die uns so große und vielfache Leiden verursacht, die uns so oft in ihrem schnöden Uebermuthe fühlen ließen, was kaum zu ertragen war, und durch Gräuel und Verbrechen jeder Art ihren Nahmen schändeten. Nicht ungern hörten wir eine Aufforderung, der die Stimmung unsrer Gemüther entgegen kam, und die nichts von uns begehrte, als was wir schon lange im Busen genährt. Haß, glühenden Haß verlangte man gegen ein Volk, das uns auf alle Weise zum Hasse zu berechtigen —, das es darauf angelegt zu haben schien, unsern Haß zu erregen. Diesen Haß, den man als etwas Großes und Herrliches, als das Wahrzeichen edler Seelen, als hohe Kraft des Gemüthes, als die stärkste Triebfeder ruhmvoller Thaten, als das

einzige Mittel die Fremdlinge zu beſiegen, und uns entſcheidend von dem Verderben abzuſondern, das wir an ihnen verabſcheuten, darſtellte, ſollten wir bey uns unterhalten und entflammen, daß er ein verzehrendes Feuer werde. Das Evangelium ſogar, aus deſſen Munde man ſonſt nur Lehren der Liebe vernommen, behauptete man, billige dieſen Haß, es fordre ihn, es flöße ihn ein, und man könne kein Chriſt ſeyn, ohne recht gründlich zu haſſen. Dem konnten nun freylich viele nicht beyſtimmen; aber es mag wohl nur wenige unter uns gegeben haben, die nicht in dieſem Falle den Haß für verzeihlich und mit einer edeln Gemüthsart vereinbar gehalten hätten, und gewiß iſt die Zahl derer nicht gering geweſen, die ihn, wenn nicht für eine Tugend — doch zum mindeſten für gut, recht und wohlthätig erklärten.

Die Sache verdient, daß wir ſie in nähere Erwägung ziehen — um ſo mehr, da, nach der Meynung der Wortführer, der Haß nicht eine vorübergehende Wirkung der ſtürmiſchen Zeit, ſondern ein unauslöſchlicher ſeyn ſollte, und wir, wenn wir jenen überall zuſtimmen müßten, nur in einem fortdauernden Haſſe gegen alle Völker, die zu uns in demſelben Verhältniſſe ſtehen, unſer Heil ſichern könnten.

Wir werfen alſo hier die Frage auf: gibt es einen erlaubten, wohl gar nothwendigen Nationalhaß oder müſſen wir denſelben überall unſittlich und verwerflich nennen?

Um dieſe Frage gründlich zu beantworten laſſen Sie uns zuerſt die Natur des Haſſes im allgemeinen betrachten.

Der Haß iſt eine Leidenſchaft. Jede Leidenſchaft aber hat ihren Urſprung in der Sinnlichkeit und dem Egoismus; der Egoismus ſteigert die ſinnliche Luſt oder den ſinnlichen Abſcheu zu der Heftigkeit, welche das Weſen der Leidenſchaft bezeichnet. Das äſthetiſche, ſittliche und religiöſe Gefühl, ſo lange ſie in ihrer Reinheit ſich behaupten, gehen nie in Leidenſchaft über, wie dasjenige, was ich, ohne Einmiſchung des eigenen Intereſſe's, nach der Regel des Schönen und Guten würdige, nie eine Leidenſchaft erregen wird. Ich kann nichts haſſen, ohne es vorher mit mir in Beziehung zu bringen, ein mir Widerwärtiges, Feindſeliges darin wahrzunehmen. Wo ich bloß die Abweichung von den Geſetzen des Schönen und Guten erblicke, empfinde ich nur Abſcheu, der nicht Leidenſchaft — vielmehr

oft ein rein ſittliches und wahrhaft edles Gefühl iſt. Auch das Böſe, ob es gleich immer meinen Abſcheu erregt, wird mir nicht eher Haß einflößen, als ich darin ein mir Verderbliches angetroffen habe. Der Haß kann den Abſcheu in ſich aufnehmen, oder ſich ihm zugeſellen, und dadurch entſteht nicht ſelten der Schein, als ob er ſelbſt edlerer Art wäre. Was aber aus der Sinnlichkeit kommt, daß iſt nie ein Würdiges, was der Egoismus erzeugt hat, müſſen wir immer für verwerflich erklären: denn mit ihm hat ja der höhere Sinn jenen heftigen Kampf zu beſtehen, aus welchem alles Freye, Königliche, Herrliche im Menſchen hervorgeht.

Der Zuſtand, worin das Gemüth ſich befindet, während es von einer Leidenſchaft bewegt wird, iſt an ſich ſchon ein unſittlicher; es iſt ein Zuſtand der innern Empörung und gewaltſamen Erſchütterungen, die Leidenſchaft ſtört das Gleichgewicht der Seele, das harmoniſche Zuſammenwirken aller Kräfte, welches Wohlgeſtalt des innern Menſchen bildet, jene Ruhe, wodurch überall der Weiſe ſich auszeichnet, und in welcher allein das Würdige und Treffliche gedeihen kann. Sie wiegelt das Gemüth auf, entzündet in ihm regelloſe Beſtrebungen, eine wilde

Unordnung, und erhält in ihm einen beſtändigen Streit mit ſich ſelbſt, eine immerwährende ängſtliche Spannung. Das Licht der Seele iſt untergegangen; die Vernunft hat die Herrſchaft über den Menſchen verloren; eine gedankenloſe Macht treibt und nöthigt ihn; der Menſch gehört ſich ſelbſt nicht mehr an: und wenn die Leidenſchaft zuweilen das eingibt, was mit den Geſetzen der Vernunft übereinſtimmt, ſo fehlt ihr doch das Maß, wodurch die Uebereinſtimmung unſrer Handlungen mit den Geſetzen der Vernunft geſichert wird. Die Leidenſchaft weiß von keinem Maße, unerſättlich, wie ſie iſt, reißt ſie, wenn man ſich ihr einmal überlaſſen hat, zum Aeußerſten fort, jedes Geſetz unter die Füße tretend.

Der Haß iſt überdieß eine feindſelige Leidenſchaft; er wurzelt in der Erbitterung, er geht aus auf Schaden und Verderben; und dies gehört ſo weſentlich zu der Natur desſelben, daß ſich ohne den Trieb zu ſchaden und zu verderben kein Haß denken läßt. Abſcheu kann ich haben vor Sachen, während ich Haß nur gegen lebende Weſen hägen kann, die fähig ſind, einen Schmerz, den ich ihnen zufüge, zu fühlen. In dem Haſſe zeigt ſich uns das an ſich Unſittliche, das was in der menſchlichen

Natur mit dem Gefolge der Tugend im ſtärkſten Widerſpruche ſteht, die Quelle der fürchterlichſten Verbrechen. Der Haß kann in ſeinen Wirkungen mit dem pflichtmäßigen Widerſtande gegen das Böſe zuſammen treffen; aber er wird ſich nie darauf beſchränken, weil er nicht in dieſer Abſicht ſeinem Gegenſtande das Ueble zufügt, ſondern nur um ſich ſelbſt zu befriedigen; er wird überall ſo weit gehen, als es ihn treibt und ſein Vermögen reicht. Der Haß ergötzt ſich an den Leiden deſſen, gegen welchen er gerichtet iſt; er hat ſeine Luſt an den Qualen, die er verurſacht — und dies kann nie und in keinem Falle erlaubt ſeyn —. Zu einer gewiſſen Stärke gelangt — was aber ſoll ihm Gränzen ſetzen, wenn man ihm einmal das Recht eingeräumt hat? — will er den höchſten Schmerz des Gehaßten, ſeinen völligen Untergang, ſeine Vernichtung.

Keine That des Haſſes beſteht vor dem Gerichte des Gewiſſens, jede iſt in ihrem Prinzip das Höchſte der Unſittlichkeit; und was an ſich und ſeinem Weſen nach verurtheilt werden muß, das kann auch nicht in irgend einem beſondern Falle gerechtfertigt werden. Ließe er ſich indeß in irgend einem beſondern Falle rechtfertigen: ſo dürften wir ihn doch nicht

bey uns dulden, weil er, das Innere des Menschen zerrüttet, alle bessern Empfindungen, und besonders das Gefühl für fremde Schmerzen und Freuden, abstumpft, weil er jede der Tugend verwandte Neigung erstickt, und den, der sich ihm hingibt, hart, grausam — zum Barbaren macht.

Die Moral des Evangeliums will, das läßt sich gar nicht verkennen, den Haß bis auf die letzte Spur desselben aus den Gemüthern vertilgen, sie fordert Sanftmuth, Duldsamkeit, nie ermüdende Vergebung, sie stellt die Liebe dessen, der seine Sonne über Gute und Böse scheinen läßt, uns zum Vorbilde auf, sie verlangt: segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen.

Nicht die leisesten Regungen des Hasses finden wir in der Seele des hohen Verkündigers dieser Lehre, in dem wir das vollendete Muster menschlicher Größe und Vortrefflichkeit erblicken, ob gleich er, wie kein andrer, erfahren hat, was zum Hasse reitzt, und womit man den Haß zu entschuldigen pflegt. Den muthigsten Bestreiter des Bösen — sehen wir ihn oft heilig entrüstet wider Heucheley und Laster — aber immer mit den reinen Gefühlen

der Tugend, nie mit den ſtürmiſchen Bewegungen der Leidenſchaft, voll feurigen Eifers gegen das Arge — aber immer mit freundlichem Wohlwollen gegen die Menſchen und bemüht ihnen einen beſſern Sinn mitzutheilen. Den Haß kennt das Herz des Göttlichen nicht, und ſelbſt in dem Augenblicke wo es von den heftigſten Schmerzen zerriſſen wurde, welche die Wuth erbitterter Feinde des Rechtes und der Wahrheit ihm zugefügt, blieb der Haß dieſem Herzen fremd — und nichts als Liebe wohnte in dieſem Herzen.

Edle Seelen ſind erhaben über den Haß, weil die Liebe in ihnen alles Feindſelige überwindet. Große Gemüther wiſſen von keinem Haſſe, weil ſie in ihrem Innerſten von dem nicht berührt werden, was die kleinen zu Haß und Rache entflammet.

Die Moral des Menſchen iſt auch die Moral der Völker, und wenn wir den Haß der Menſchen gegen einander für unſittlich erklären müſſen: ſo können wir über den Haß der Völker kein günſtigeres Urtheil fällen.

Laſſen Sie uns indeß den Urſachen des Völkerhaſſes nachforſchen, ob vielleicht darin etwas angetroffen werde, woraus ſich der Völkerhaß vertheidigen oder doch entſchuldigen ließe.

Die Völker haſſen einander, zuvörderſt, aus Antipathie des National-Charakters. Hätte die Natur einzelne Völker, in Rückſicht des Temperamentes, der Geiſtesanlagen, der Gemüthsſtimmung, der vorherrſchenden Neigungen, ſo verſchieden organiſirt, das ſie durch das alles nothwendig einander abſtoßen, und mit widrigen Empfindungen auf einander hinblicken müßten, dann wäre es allerdings ſchwer, ſich des Nationalhaſſes zu erwehren, und man könnte dann vielleicht ſagen, die Natur habe dieſe Völker beſtimmt einander zu haſſen. Indeß das hat die Natur nirgends gethan. Sie hat die Völker verſchieden organiſirt; aber ſie hat dieſelben nicht im Widerſtreit mit einander geſetzt und zum Haſſe gereitzt; ſie hat nie Völker von einander entfernt, ohne ſie von einer andern Seite her mit einander zu verbinden, und bey den ſtärkſten Gegenſätzen, hat ſie es nicht an freundlichen Annäherungen und zahlreichen Berührungspuncten fehlen laſſen. Wie hätte ſie das auch vermocht, da ſie ja in den Völkern Eine und dieſelbe Menſchheit, nach ihren verſchiedenen, weſentlich zu einander gehörenden, durch die Idee der Menſchheit zu Einem Ganzen verknüpften, und einander das Gleichgewicht haltenden Aus-

geſtaltungen darſtellen wollte? Gleich den Trieben im einzelnen Menſchen, die nur in ihrer Ausartung einander bekriegen, in ihrer urſprünglichen Beſchaffenheit aber die Einheit des Lebens begründen, hat ſie die Völker in der Menſchheit einander beygeordnet, und überall die Mittheilung, das Anſchließen, die Bildung des Einen durch das andere begünſtigt; ja ſie hat das Eine des andern bedürftig gemacht — mehr noch, als in Anſehung ſeiner phyſiſchen Exiſtenz, in Hinſicht auf ſeine höhern Beſtrebungen. Wo der Gegenſatz ſtärker hervortritt, und die Völker zum Haſſe gegen einander reizt, da dürfen wir dies nicht der Natur zuſchreiben, ſondern müſſen die Völker darüber anklagen, daß ſie, in ihrem nationalen Egoismus, ſich zu nationaler Einſeitigkeit und Beſchränktheit verbildet, daß ſie, mehr als billig, und mit Vernachläſſigung des Allgemein-Menſchlichen, ſich in ihrem Nationalen, bis zur Unfähigkeit das Fremde zu verſtehen und zu würdigen, befeſtigt, und ſich abſichtlich immer weiter aus einander getrieben, woven immer die Schuld auf beyde fällt, denn die einſeitigen Beſtrebungen bloß des Einen werden ſie nicht in den Widerſtreit bringen, der den Haß zur Folge hat. Aber auch die traurigſten

Verbildungen dieſer Art können die Völker nicht ſo weit von einander entfernen, daß ſie genöthigt wären, um des Abſtandes willen einander zu haſſen. Wenn die Völker aus Antipathie einander haſſen, ſo geſchieht es, weil ſie, immer nur mit dem beſchäftigt, worin ſie von einander verſchieden ſind, nicht beachten, worin ſie mit einander übereinſtimmen. Das häufiger ſich Darbiethende und ſtärker in die Augen ſpringende Abſtoßende, da es nicht bloß an ſich ihren Widerwillen erregt, ſondern auch ihren Dünkel beleidigt, macht ſie unfähig, das Verwandte, Anziehende wahrzunehmen, dem edeln Volke, dem das Menſchliche mehr gilt, als das Nationale, iſt es Bedürfniß, dieſes Menſchliche und das ihm zuſagende Nationale an andern Völkern aufzuſuchen, und ſich dadurch mit ihnen zu befreunden.

Eine andere Urſache des Völkerhaſſes iſt die moraliſche Verdorbenheit, die ein Volk bey dem andern anzutreffen glaubt. Und in der That, wenn irgend etwas uns zum Haſſe gegen ein Volk zu berechtigen den Anſchein hat: ſo ſind es die Laſter und Verbrechen desſelben. Gerade die edelſten Naturen fühlen ſich am ſtärkſten gereitzt zum Haſſe gegen ein Volk, das frech und ſchamlos göttliche und menſchliche Geſetze verſpottet, ſich ohne irgend eine

Scheu ſeinen rohen, ungezügelten Begierden überläßt, mit den gröbſten Ausſchweifungen einer thieriſchen Sinnlichkeit prahlt, ſich jeder Ungerechtigkeit, jedes Truges, jeder Gewaltthat ſchuldig macht, um ſeine Hab- Raub- und Herrſchſucht zu befriedigen, und ſeinem Hochmuthe Opfer zu bringen. Könnte indeß die moraliſche Verdorbenheit eines Volkes uns wirklich berechtigen, dasſelbe zu haſſen: ſo würde ſie es doch nur da thun, wo dieſe Verdorbenheit das ganze Volk ergriffen und durchdrungen, und nichts Gutes an ihm übrig gelaſſen hätte; das Volk müßte in allen ſeinen Individuen — es müßte in allen Beziehungen — es müßte teufliſch ſchlecht ſeyn, es müßte ſo gar die Anlage zum Guten in ſich zerſtört haben, damit wir es haſſen dürften. Wer aber mag behaupten, daß das bey irgend einem Volke der Fall ſey? wer mag läugnen, daß ſelbſt das Verderbteſte der Völker, in nicht geringer Zahl, edle Menſchen unter die Seinigen zähle, daß das Verderbteſte der Völker aus dem Schiffbruche ſeiner Sittlichkeit noch einige Trümmer gerettet habe? Nur in leidenſchaftlicher Verblendung vermöchten wir einem Volke alles abzuſprechen, was ihm bey dem beſſern Sinne zur Fürſprache gereichen könnte. Sollten wir gar, wie

es denn wohl gemeynt iſt, nicht bloß Generationen eines Volkes, ſondern das Volk ſelbſt, in ſeinem unvergänglichen Weſen haſſen: ſo müßte das Böſe nicht etwa in der Entartung, ſondern im unvergänglichen Weſen desſelben ſeinen Grund haben; es müßte das unvergängliche Weſen dieſes Volkes ſelbſt, es müßte der ihm von der Natur beſtimmte Charakter ſeyn. So kann es ſich aber nie und nirgends verhalten. Der natürliche Charakter jedes Volkes iſt, als eine Idee des Weltgeiſtes, auch in ſeiner Eigenthümlichkeit, ein guter, und gewährt in ſeiner reinen Ausbildung ein Vortreffliches. Indeß enthält er die Diſpoſition zu eigenthümlichen Fehlern, und ſo wohl die einſeitige Ausbildung als die Verbildung desſelben erzeugt Böſes, das nur die kurzſichtige Betrachtung dem innern Weſen eines Volkes zuſchreiben kann, während die ſcharfe und umſichtige Beobachtung es dieſem fremd findet — immer veranlaßt durch zufällige Einwirkungen. Wäre das Böſe eines Volkes im reineſten Weſen desſelben; dann gehörte dieſes Volk nicht in die Ordnung der Dinge; die Natur hätte es dem Untergange geweiht; es wäre Pflicht ein ſolches Volk als Volk zu vertilgen. Und auch dann — verachten möchten wir es wohl, denn

Verachtung iſt ein Gefühl ſittlichen Urſprunges — haſſen dürften wir es nicht — um unſrer ſelbſt willen nicht, weil der Haß Leidenſchaft iſt, und den, der ihn nähret, herabwürdigt — auch um ſeinet willen nicht, weil der Haß zu ſchaden und zu verderben trachtet, eben um zu ſchaden und zu verderben — über das Recht und die Billigkeit hinaus — ohne Maß und Gränze.

Aber ſollen wir denn nicht wenigſtens das Böſe an einem Volke haſſen? das Böſe an ſich, und geſchieden von dem, der es an ſich hat, kann man nicht im eigentlichen Sinne haſſen. Man haßt den Menſchen, indem man das Böſe zu haſſen vorgibt, oder auch ſich ſelbſt überredet: denn der eigentliche Haß iſt immer gegen fühlende Weſen gerichtet, denen er Schmerz verurſachen will. Freylich ſollen wir gegen das Böſe nicht gleichgültig bleiben, wie wären wir ſonſt im Stande, uns ſelbſt davon rein zu erhalten, und es außer uns zu bekämpfen, was doch die heilige Pflicht gebiethet, wozu die edelſten Empfindungen des Herzens uns antreiben, was die preiswürdigſten Menſchen für den erhabenen Beruf ihres Lebens, für das verdienſtlichſte und rühmlichſte Geſchäft, dem ſie ſich weihen könnten, und

wofür keine Anſtrengung zu groß und kein Opfer zu koſtbar ſey, erkannt haben? Verabſcheuen ſollen wir das Böſe im Tiefſten des Herzens. Abſcheu iſt das lautre Gefühl, welches das Böſe an ſich und geſchieden vom Menſchen uns einflößt, das uns nöthigt, uns vom Böſen wegzuwenden, jede Gemeinſchaft des Böſen mit unſerm Herzen zu verhüthen, ihm aus allen Kräften entgegen zu arbeiten, und es zu zerſtören, wo wir es antreffen, und wie wir es vermögen, während das Herz frey bleibt von Erbitterung und feindſeligen Regungen, und der Menſch noch immer ein Gegenſtand unſrer Erbarmung und unſers Wohlwollens iſt — ein Gefühl, das zur glühenden Entrüſtung ſich erheben kann, ohne von dem egoiſtiſchen Weſen der Leidenſchaft auch nur das Geringſte in ſich aufzunehmen. Dieſen Abſcheu in ſeinen höhern Graden bezeichnen wir zuweilen mit dem Nahmen des Haſſes, und von ihm iſt die Forderung zu verſtehen: haſſet das Arge.

Wenn ein Volk das andere nicht einmal um ſeiner Laſter und Verbrechen willen haſſen darf; ſo darf es dasſelbe noch weniger haſſen, um der Drangſale und Uebel willen, die ihm von demſelben bereitet werden, da es allein in ſeiner Selbſtliebe den

Rechtfertigungsgrund zu einem ſolchen Haſſe finden könnte. Dem Krieger verzeihen wir im heißen Gewühl der Schlacht den Haß, weil hier das ganze Gemüth aufgewiegelt — und die ſittliche Herrſchaft über ſich ſelbſt unmöglich iſt, weil ihm jeden Augenblick vom Feinde widerfährt, was die wildeſte Leidenſchaft erregt, weil er ſich jeden Augenblick in Gefahr ſieht, vom Feinde das Härteſte und Schimpflichſte zu erleiden, von des Feindes Hand den Tod zu empfangen, weil der Wuth und Erbitterung des Feindes Wuth und Erbitterung entgegen geſetzt werden müſſen, wenn man nicht ſeine Sache verloren geben will. Indeß, was für einen unnatürlichen und unſittlichen, obgleich zuweilen unvermeidlichen, Zuſtand gilt, das gilt nicht für das gewöhnliche Leben. Die Völker ſollen auch im Kriege einander nicht haſſen; und ſelbſt die, welche die Waffen gegen einander führen, ſollen aufhören, einander zu haſſen, ſo bald der Kampf ſein Ende erreicht hat. Schwer mag es zumal dem überwundenen Volke ſeyn, unter der Schmach, den Beraubungen, Bedrückungen und Mißhandlungen, die es vom Uebermuthe des Siegers erfährt, ſich des Haſſes zu erwehren; aber das Edle, Rühmliche iſt überall das Schwere, und indem es mit freyer, königs-

licher Geſinnung die Leidenſchaft im Böſen bezwingt, trägt es über das andere Siege davon auf dem herrlichen Gebiethe des Geiſtes, wo eben die glorreichſten — die unvergänglichen Siege, die Siege errungen werden, von denen das Glück nichts zurück fordern darf, da ſie allein das Werk der eignen Anſtrengung ſind — und nur die wahrhaft Großen, die das Zeichen der Erwählung im Herzen haben, ſie davon tragen.

Doch, wie, wenn ein Volk nicht bloß durch ſeine Laſter und Verbrechen überhaupt, ſondern auch durch die Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten, durch die Grauſamkeiten und Erpreſſungen, die es allenthalben ausübt, durch die Verwüſtungen, die es in muthwilliger Zerſtörungsluſt allenthalben anrichtet, den Hohn und die Verachtung, womit es alle behandelt, den Frevel, womit es ſelbſt das Heilige antaſtet und ſchändet, durch das Streben alle Völker um ſich her zu unterjochen und zu beherrſchen, durch Lug und Trug und jede Treuloſigkeit alles wider ſich empört? Ja, dann mag in heiligem Zorne das Herz uns brennen, dann mögen wir aufſtehen in unſrer ganzen Kraft, mit allen Waffen gerüſtet, und bereit bis auf das letzte zu kämpfen, ihm entgegen treten. Doch

das edle Volk haßt auch dann nicht, obgleich es wenigstens menschlich wäre, hier zu haſſen; es zeigt ſich erhaben über den Haß, bewegt von den großen Gefühlen, welche die Tugend in ihm entzündet hat. Im Nahmen der Wahrheit und des Rechtes — im Nahmen Gottes will es dem Böſen ſteuern und es vertilgen, den Frevel ſtrafen, der gegen Wahrheit und Recht und Gottes heiliges Geſetz ſich auflehnt, die Ordnung wieder herſtellen, die ewig beſtehen ſoll, das unverbeſſerliche Volk ausſtoßen aus der Reihe der freyen und ſelbſtſtändigen Völker, und es nöthigen, in ſchimpflicher Knechtſchaft, andern zu dienen.

Wäre es erlaubt, ja ſogar Pflicht, ein Volk zu haſſen: ſo müßte es auch erlaubt, ſogar Pflicht ſeyn, an dieſem Volke jede Grauſamkeit zu üben, jedem Einzelnen im Volke alle Uebel zuzufügen, wozu man das Vermögen beſitzt; wir dürften, ja wir müßten jeden Unglücklichen, der dieſes Volkes iſt, ohne Erbarmen von uns weiſen, ihn dem äußerſten Elende Preis geben, und ſeiner Qualen uns freuen; wir dürften, ja wir müßten dem Ueberwundenen, dem Gefangenen, dem Wehrloſen alle Schonung verſagen, und gegen ſie handeln, wie ſeine unmenſchliche Luſt dem Barbaren es eingibt; die Völker, auf die wir

Abſcheu hinblicken, müßten wir zu unſern Muſtern nehmen, und hätten nichts angelegentlicheres zu thun, als alle Gefühle der Menſchlichkeit in uns auszulöſchen. Von Räubern und Mordbrennern hätten wir die Ehre und die Tugend zu erlernen. Jedes Volk, das ſich von uns beeinträchtigt, oder ſonſt zum Haſſe gereizt glaubt, würde ſich zu derſelben Handlungsweiſe gegen uns berechtigt halten; und bald würden wir, da der Haß auch die Gleichgültigen, die er zu berühren vermag, ergreift und im wilden Taumel mit ſich fortreißt, das ganze Geſchlecht der Menſchen von Blut triefen und in fürchterlichen Kämpfen ſich aufreiben ſehen.

Woher, fragt man, ſoll denn der tapfre Widerſtand kommen, wenn nicht der Haß die Gemüther entflammt, die Trägen aufregt, die Bequemen in Bewegung ſetzt, die Feurigen über ſich ſelbſt erhebt, dem Arm des Schwachen nie gefühlte Stärke mittheilt, gegen Beſchwerden abhärtet, der Gefahr ins Angeſicht ſchauen, Wunden und Tod verachten lehrt, und mit unwiderſtehlicher Gewalt hineindrängt in die dichten feindlichen Schaaren? Hat nicht der Haß vorzüglich zu der glücklichen Entſcheidung beygetragen, welcher die Welt jetzt ihre Freyheit verdankt?

So wenig ſollten wir geben auf die Liebe, daß wir uns ohne den Haß nicht zu behaupten und vor der Macht des Böſen zu retten wüßten? — ſo wenig auf die Ehre, auf den Sinn für das Große, auf die fromme Begeiſterung, daß wir uns ohne den Haß für verloren achten müßten? — ſo wenig auf die Kraft des Edeln in der Menſchennatur, daß wir genöthigt wären, unſer Heil einer blinden, einer höchſt gefährlichen und verächtlichen Leidenſchaft anzuvertrauen? Oder wäre etwa der große Haufe unfähig, die höhern Antriebe zu empfinden, welche das Gefühl für Pflicht, die Anhänglichkeit an Fürſt und Vaterland und an all das Theure, was das Vaterterland in ſich ſchließt, die Liebe zur Freyheit, das Elend der Knechtſchaft und das Leiden der Länder, eine edle Ruhmbegierde, der Durſt nach würdigen Thaten, der Glaube an einen Gott, welcher will, daß man ſtreite für ſein Geſetz und ſeine Ordnung, und denen Schutz und Helfer iſt, die in ſeinem Nahmen die Waffen tragen, auf ſein Geheiß den Frevel zu ſtrafen, in den Gemüthern der Beſſern hervorbringt, verurtheilt, immer und überall, auch da, wo er für die herrlichſten Zwecke ſich anſtrengen ſoll, bloß das Werkzeug niedrer Begierden zu ſeyn? Mögen wir

dieſe höhern Antriebe in gewöhnlichen Zeiten bey demſelben vermiſſen: ſie ſind doch vorhanden — ſelbſt bey dem Roheſten ſind ſie vorhanden — die Menſchennatur wäre zerſtört, wo ſie fehlten —; ſie ſchlummern nur, da ſie hier einer ſtärkern Anregung bedürfen, als gewöhnliche Zeiten ihnen zu geben vermögen, ſie erwachen aber, und zeigen ſich wirkſam, ſo bald ſie, in einer ſtürmiſchen Zeit, von gewaltthätigen Ereigniſſen und dem Anblicke eines empörenden Unrechtes ergriffen werden. Wenn das Gefühl der Pflicht deutlicher und ſtärker hervortritt, Fürſt und Vaterland und die Geliebten in Gefahr ſind, das Elend und die Schmach der Knechtſchaft und die Leiden der Brüder zu einer gewiſſen Höhe ſteigen, wo zu würdigen und ruhmvollen Thaten gerufen wird, und der Gott der Väter in wundervollen Gerichten, lehrend, ſtrafend, ermunternd, Hoffnung erweckend, denen, die ihn vergaßen, ſeinen Ernſt und ſeine Barmherzigkeit offenbart: dann erweist es ſich, daß Liebe und Ehre, der Sinn für das Große und fromme Begeiſterung, mit heiliger und unwiderſtehlicher Macht, die Herzen der Menge regieren, und durch ſie Thaten verrichten, wie die unreine und immer unbeſonnene Leidenſchaft ſie nicht zu erzeugen vermö-

Wir wollen zugeben, daß in dem letzten Kampfe ein großer Theil derer, die das Ruhmvolle vollbringen halfen, von glühendem Hasse gegen die Unterdrücker erfüllt gewesen, und Rache gefordert habe für unzählbare empörende Mißhandlungen. Aber wir dürfen auch behaupten: nicht die meisten waren es, der Haß war nicht der Geist, den das Ganze beseelte, selbst jene sind nicht vom Hasse allein, sie sind zugleich von etwas Besserm beseelt, und auch ohne den Haß hätten sie es hinausgeführt. Wo man mit dieser Besonnenheit, mit diesem Ernste, mit dieser Würde, mit diesem unverkennbaren Zeichen einer heiligen Bewegung in das Feld zieht, da herrscht die Leidenschaft nicht. Wo man mit dieser Wärme seinen Fürsten und sein Vaterland liebt, mit dieser Hochherzigkeit das Letzte dahin gibt, in dieser feyerlichen Stimmung der großen That, der Gefahr, dem Tode sich weiht, wo man das Kreuz an den Stirnen trägt, und im Glauben an das Kreuz den Muth und die Hoffnung belebt, wo man im Gebethe sich stärkt zu Anstrengungen und Leiden und mit Gott — mit Gott dahin geht in den Todeskampf: da bedarf es des Hasses nicht, um Thaten zu thun. Nicht der

Haß hat geſiegt, ſondern die Liebe, die Ehre, die fromme Begeiſterung.

So ſeyen denn auch fortan die Liebe, die Ehre und die fromme Begeiſterung die Seele unſers Handelns. Konnten wir früher unſern Haß entſchuldigen mit den Leiden, die man uns zugefügt, mit der, die tiefſten Gefühle empörenden Behandlung, die wir erfahren, mit der Nothwendigkeit einem gränzenloſen Uebel alles entgegenzuſetzen, was wir gegen daſſelbe aufzubiethen vermöchten — entſchuldigen: denn rechtfertigen konnten wir ihn nicht —: ſo können wir jetzt auch das nicht mehr. Es wäre Frevel gegen die Menſchheit, es hieße gegen die ewigen Zwecke der Natur wüthen, wenn wir ferner den Haß predigen wollten. Nein, nicht bloß nicht predigen — auch nicht bey uns ſelbſt nähren ſollen wir den Haß. Die Ordnung iſt wieder hergeſtellt, der Uebermuth iſt gezüchtigt, das Verbrechen hat ſeine Strafe gefunden, nichts iſt ihm geblieben, als ſeine Ohnmacht, der Himmel hat gerichtet, die Völker ſind verſöhnt, und erkennen ſich in der Menſchheit verbrüdert. Haben wir noch Urſache Mißtrauen zu hägen: nun, wir hören nicht auf zu wachen, wir ſtehen gerüſtet und bereit jeden zu empfangen, der es mit uns zu verſu-

chen begehrt — ohne Haß; Liebe, Ehre und fromme Begeiſterung ſind unſre Stärke. Das Vergangene iſt vergeſſen und vergeben. Wir wollen nicht Verwirrung, ſondern Ordnung — nicht Streit, ſondern Frieden — nicht Trennung, ſondern Zuſammenhang — nicht Barbarey, ſondern Aufklärung, Sitte, liberalen Verkehr, Austauſch der Güter des Lebens, gegenſeitige Förderung in allem, was das Leben ſchmückt, bildet, veredelt — nicht Sieg des Egoismus, ſondern Verherrlichung der Menſchheit.

Neunte Rede.

Die Religion des Volkes, des Menſchen und der Kirche.

Von allen Seiten ſieht das Volk, das ſeines gemeinſamen Lebens und ſeiner Beſtimmung inne geworden, an die Religion ſich gewieſen, zur Religion ſich hingedrängt, und es vermag weder ſein gemeinſames Leben zu begreifen, ſeine Beſtimmung an etwas zu knüpfen, wodurch ſie ihm verſichert würde, noch in ſeinem gemeinſamen Leben ſich recht zu fühlen, ſeiner Beſtimmung ſich freudig zu weihen, zum Genuſſe der Güter, die das gemeinſame Leben ihm gewähren ſoll, zu gelangen, und ſich in ſeinem nationalen Weſen weiter zu bilden, ohne die Religion als eine heilige Gewalt über ſich anzuerkennen, ſich ihrer Herrſchaft zu unterwerfen, und ihren Geiſt in ſich aufzunehmen.

Das Volk findet ſich in der Menſchheit. wie aber iſt und beſteht die Menſchheit? was bildet ſie zu einem Ganzen, und erhält ſie als ein Ganzes? wodurch bleibt in den Einzelnen, die, vermöge ihrer Selbſtheit und Individualität, ewig ſich von einander zu entfernen ſtreben, das Bewußtſeyn, daß ſie dem Ganzen angehören, die Sehnſucht nach Gemeinſchaft,

das Bedürfniß ſich im Ganzen zu ſammeln, und, auch ohne die unvermeidlichen Folgen der Abſonderung von dem Ganzen, das Gefühl von dem Elende und der Unwürdigkeit eines vom Ganzen losgeriſſenen Daſeyns? woher die Kräfte, die in der Menſchheit arbeiten und ringen — ihre auf das Höchſte gerichteten Triebe, die herrlichen Erſcheinungen, die, bey aller Ungunſt der Zeiten, in ihr hervortreten? woher die Fortdauer aller Beſtimmungen, die das Weſen der Menſchheit ausmachen im richtigen Verhältniß, bey den zahlreichen Ereigniſſen und Umſtänden, die ihnen zum Verderben gereichen? woher das beſtehende Gleichgewicht in der Menſchheit, bey den mannichfaltigen Einwirkungen, die bald hier bald da ein Uebergewicht verurſachen? woher ihr unverkennbares Fortſchreiten, bey den vielfachen und mächtigen Hinderniſſen, die ſich derſelben entgegen wälzen? die Idee der Menſchheit — und nur in der Idee läßt die Menſchheit ſich erfaſſen, da die Wirklichkeit uns überall nichts als Individuen zeigt — iſt nicht die höchſte; der Geiſt kann bey ihr nicht ausruhen, er fühlt ſich unwiderſtehlich weiter getrieben zu der Idee eines über ihr waltenden, und in ihr ſich offenbarenden Weſens. Ja nirgends zeigt ſich dieſe Idee in

größerer Herrlichkeit, als wo man ſich von dem Gedanken der Menſchheit, dieſem alles Große, Rührende, Schöne, Gewaltige in ſich ſchließenden Gedanken zu ihr erhebt.

Das ſich ſelbſt erkennende Volk findet ſich in der Menſchheit als eine beſondre Geſtalt derſelben, mit den übrigen Völkern zuſammengeordnet, der Menſchheit jeden Ausdruck zu geben, deſſen ſie fähig iſt, und in der Vereinigung mit ihnen das Leben der Menſchheit in ſeinen verſchiedenen Formen und Beziehungen darzuſtellen. Wo iſt der Plan zu dieſer Ordnung entworfen? hat der Zufall, oder eine gedankenloſe Nothwendigkeit, oder ein verſtändiges Prinzip ihre Verhältniſſe beſtimmt, und jedem in denſelben ſeinen Ort angewieſen? welche Gewalt vermochte ſie in dieſe Ordnung zu zwingen, ſie nach jeder Störung in dieſelbe zurück zu führen? wodurch geſchieht es, daß die Völker, wie ſie auch in ihrem Innern zerrüttet werden, welche Stürme ſie von außen zu beſtehen haben, wie ſie ſich auflöſen und anders zuſammenſetzen, wie ſie einander verdrängen oder ſich mit einander verſchmelzen, fortfahren, die Menſchheit in ihren Formen und Weiterbildungen zu enthüllen?

Die Macht des Unſichtbaren ergreift uns, ſobald

wir das Gebieth der Menſchheit betreten, und unwillkührlich ſchwingt der Geiſt ſich zu dem großen Unſichtbaren empor, der in der Menſchheit ſich abbildet.

Aber auch das Volk für ſich betrachtet — wie iſt es ein Volk? wie beſteht es als Volk? wie mochten aus den rohen Maſſen Völker — wie aus den zufälligen Vereinigungen heterogener, einander widerſtrebender Kräfte edle Geſtaltungen ſich bilden? wie aus den traurigen Schöpfungen eines, alles Menſchenrecht verhönenden Despotismus und tyranniſcher Willkühr — wie aus den wilden Kämpfen der Anarchie und ungezügelter Volkswuth freye, glückliche, auf Anerkennung der Menſchenwürde ſich gründende, das Gedeihen alles Schönen und Guten fördernde Verhältniſſe erwachſen? wie konnte auch nur Ein Volk ohne eine, durch ſeine ganze Geſchichte fortlaufende Aufſicht und Leitung das werden, was es iſt? wie wurden die, oft einander ſo fremdartigen Einrichtungen und Unternehmungen auf einander folgender Generationen und Fürſten in Ein Ganzes gefügt? Was leiſtet einem Volke Bürgſchaft für ſeine Zukunft? woher ſtrömen ihm die Kräfte des neuen Lebens und der Verjüngung nach ſo vielen Erſchöpfun-

gen? woher wird es geweckt aus ſeinem Schlafe — aus ſeiner Ohnmacht?

Durch ſeinen Fürſten, es mag ihn nun als Regenten oder als den Repräſentanten des bey ihm wohnenden Großen und Herrlichen betrachten, offenbart ſich die Gottheit dem Volke, wie ſie dem Einzelnen ſich durch das Gewiſſen offenbart. In ſeinem Fürſten erblickt ein erleuchtetes Volk das Abbild der Gottheit. Die fürſtliche Gewalt redet zu ihm von der Allmacht, die fürſtliche Milde von der Güte, die fürſtliche Wohlthat von dem Segen, das fürſtliche Regiment von der Weisheit und Gerechtigkeit des Himmels, von einer ewigen Vorſicht unter der alle Angelegenheiten der Menſchheit ſtehen. Alles Große und Herrliche, was es durch den Fürſten dargeſtellt ſieht, zeugt von dem Unendlichen, aus dem alle Größe und Herrlichkeit abgefloſſen iſt. So wenig ein Volk, als Volk, bey dem ſtehen bleiben kann, was es unter ſich Treffliches hier und da verſtreut findet, ſondern hin muß zu dem, in welchem alles ſich ſammelt: eben ſo wenig kann es bey dieſem ſtehen bleiben, da es in ihm ja nur einen Theil von dem allgemeinen Gute der Menſchheit antrifft; es muß hinauf zu dem, vor welchem

auch die Fürſten ſich beugen, und ihre Kronen niederlegen, vor dem alle fürſtliche Macht und aller fürſtliche Glanz dahin ſchwindet, der den Fürſten die Macht und den Glanz verliehen hat, ſeinen Ruhm zu verkündigen auf Erden. Den Fürſten vermag das Volk ſich nicht anders zu denken, als von Gott ihm verliehen, und in den Gefühlen der Ehrfurcht, womit es zu ihm hinaufblickt, meynt es nicht bloß die irdiſche Majeſtät, die höchſte Gewalt und die Vorzüge des Volkes, ſondern zugleich den Könige aller Könige, den Herrn aller Herren; und in jedem Volke lebt ein dunkles Bewußtſeyn davon, daß, indem man wider den Fürſten ſich auflehnt, man ſich nicht bloß wider ſein Volk, ſondern auch wider Gott empöre.

Wie könnte endlich ein Volk in ſeiner Geſchichte forſchen, ohne in derſelben überall eine lehrende, ſtrafende, rettende, demüthigende, erhebende, auf dunkeln Wegen, deſto anbetungswürdiger, zu erhabenen Zielen führende Gottheit — fürchterliche Gerichte, rührende Huldverweiſungen, unausſprechliche Wohlthaten wahrzunehmen? In ſeiner Geſchichte geht die Gottheit gleichſam an dem Volke vorüber — heilig, gerecht, unerforſchlich, gnädig, barmherzig. Wer unglücklich genug wäre, ſie in ſeinem eignen Leben nicht

zu finden, da der enge Raum deſſelben uns oft nur eine leiſe Ahnung des großen Zuſammenhanges geſtattet, der müßte ſie finden in dem Leben ſeines Volkes, wo es ihm vergönnt iſt, ihre Führungen durch lange Zeiten zu verfolgen.

Aus dem innerſten Weſen eines Volkes erhebt ſich in unvergänglicher Majeſtät die Religion, ſich ihm aufzudringen, ſeine tiefſte Verehrung zu fordern, in ſeinen Gefühlen, Geſinnungen und Thaten zu leben.

Das Volk bedarf aber auch als Volk — hinweggeſehen von dem, was ſeinen Individuen Noth thut — der Religion; in ſeinem gemeinſamen Leben muß es Religion haben und üben; von Religion muß dieſes gemeinſame Leben beſeelt und durchdrungen — ſie muß in demſelben ſeine höchſte Angelegenheit ſeyn.

Ohne Religion würde es weder ſich ſelbſt und ſeine höchſte Aufgabe recht verſtehen und in der gehörigen Stimmung beachten, noch den Sinn und die Kraft haben, ſich ſelbſt treu zu bleiben und ſeiner Beſtimmung nachzuſtreben. Religiöſe Gefühle haben überall gepflegt, genährt und entwickeln helfen, was unter den Völkern Treffliches und echt Nationales zum Vorſchein gekommen; und immer hat ſich das bey ihnen als das Trefflichſte erwieſen, woran religiöſe

Gefühle den meiſten Antheil gehabt. Rein und lauter vermag nichts ſich ſeiner eigenthümlichen Natur nach zu geſtalten, was nicht den Einfluß der höchſten und reinſten Bewegungen erfährt, deren eine menſchliche Seele fähig iſt; und dieſe gehören der Religion an.

Durch Religion erſt erſcheint dem Volke die Nothwendigkeit des Zuſammenhaltens als eine heilige, und macht ſich auch denen fühlbar, für welche das aus demſelben entſpringende Gute ein zu ſchwacher Antrieb ſeyn würde, und auf welche, bey ihrer ſittlichen Rohheit, das aus der Idee hervorgehende Vernunftgeboth nichts wirkt. Das gemeinſame Leben ſtellt ſich in ihr als das Gott wohlgefällige, von ihm gebothne dar, und vor ihm iſt ſtrafbar alles, was ſich dagegen auflehnt. Die Religion bändigt den Egoismus, der dem gemeinſamen Leben überall entgegenſtrebt, indem ſie ihn den ewigen Geſetzen Gottes unterwirft, ſie beſänftiget das Herz, mäßigt die wilde Begierde, belebt alle Gefühle und Neigungen des Wohlwollens, alle ſtillen und ſüßen Regungen des Herzens; ſie erzeugt im Herzen das Bedürfniß des Anſchließens und mehr noch — die mächtige und heilige Liebe; ſie iſt billigend und fördernd gegen-

wärtig, wo freundliche Bündniſſe geſtiftet werden, und unterſtützt vorzüglich den edeln Familienſinn, aus dem der beſſere Volksſinn ſeine Nahrung zieht. Wo die Religion nichts vermag, da kämpfen alle Leidenſchaften wider das Ganze, und arbeiten unaufhörlich Spaltungen und Abſonderung des eignen Intereſſe's vom Intereſſe des Ganzen hervorzubringen. Wo die Religion die Gemüther beherrſcht, da ſtrebt alles zum Gemeinſamen hin, da regt ſich überall das Verlangen, der feurige Trieb, ſich mit ſeinem Beſondern in das Gemeinſame zu verlieren. Durch ſie wird alſo nicht bloß das gemeinſame Leben befeſtigt und gegen die Angriffe der Selbſtſucht ſicher geſtellt, ſondern auch immer weiter und glücklicher ausgebildet. Der Geiſt reiner Uneigennützigkeit, durch welchen ein Volk ſtark, groß, edel und jeder Aufopferung fähig iſt, kann allein unter dem Einfluſſe der Religion Geiſt eines Volkes werden.

Soll ein Volk das Geſetz von Herzen ehren, ſoll es dem Geſetze auch da Gehorſam beweiſen, wo daſſelbe dieſen Gehorſam nicht zu erzwingen vermag, ſoll auch dasjenige Gute unter ihm geſchehen, welches obgleich es zu ſeinem Glücke weſentlich beyträgt, doch von keinem bürgerlichen Geſetze gebothen wird:

ſo müſſen religiöſe Antriebe in den Gemüthern wirkſam ſeyn. Das Gewiſſen zeigt ſich erſt dann in ſeiner vollen Kraft, wenn die Religion, deren Keime in ihm enthalten ſind, ſich entwickelt hat. Kein Volk kann ſeinen Individuen vertrauen, und mit Zuverſicht erwarten, daß ſie leiſten werden, was das Beſtehen und der Zweck des gemeinſamen Lebens erheiſchen, ohne Religion bey demſelben vorauszuſetzen. Für die Wahrhaftigkeit der Ausſagen iſt, da keiner in der Menſchen Inneres blickt, bloß die Religion im Stande ſich zu verbürgen.

Ohne Religion hat das gemeinſame Leben weder Grundlage noch Haltung. Bey einem Volke, dem die Religion nichts gilt, zeigen ſich bald in der fürchterlichſten Geſtalt die alles verheerenden und auflöſenden Kämpfe zügelloſer Leidenſchaften, und unaufhaltſam eilt es ſeinem Untergange entgegen, denn nur noch eine Zeitlang werden dunkle Gefühle, die Macht der Gewöhnung, der Ehrgeiz, der eigne Vortheil des Einzelnen und die Furcht vor den drohenden Uebeln es noch einiger Maßen in Schranken halten. Die Scheu vor der höchſten Gewalt im Volke verſchwindet mit der Scheu vor dem Unſichtbaren. Ein Volk, das nicht mehr anbethet, hat die Fähigkeit eingebüßt,

was unter ihm groß und herrlich iſt, wahrhaft zu ehren. Wie ſollte man, während man des Heiligen ſpottet, noch irgend eine Verpflichtung noch irgend ein ehrwürdiges Verhältniß anerkennen — wie nicht alles, was ſich den Leidenſchaften widerſetzt, unter die Füße treten?

Ein Volk muß Religion haben; ohne Religion kann es kein Volk ſeyn. Und jedes Volk hat Religion, wenigſtens in der Mehrzahl ſeiner Individuen; das zeigt ſich bey den Gelegenheiten, wo die Religion als Sache des Volkes in Anſpruch genommen wird. Selbſt diejenigen unter einem Volke, die ſie mit ihrem Munde und in ihrem Betragen verläugnen, täuſchen ſich ſelbſt, wenn ſie meynen ſich von ihr ganz frey gemacht zu haben. Haben ſie die Religion nicht mehr: ſo hat die Religion ſie noch in dunkeln Gefühlen, in leiſen Ahnungen, in heiligen Schrecken. Nichts Geringeres als eine völlige Zerrüttung der Menſchennatur gehörte dazu, allen Einfluß der Religion in den Gemüthern der Menſchen zu vertilgen. Aber die Religion kann bey einem Volke ihr Anſehen verlieren; ein Volk kann im praktiſchen Leben ſich von ihr losſagen; Vergnügungsſucht, Ueppigkeit, Wohlluſt, Sittenverderben können in einem Volke ſo Ueberhand nehmen, daß es der Re-

ligion vergißt, daß ſie keinen Eindruck mehr auf das Herz macht, die meiſten ſie mit Geringſchätzung behandeln, viele ſo gar mit Erbitterung ihr entgegen ſtreben und nichts unverſucht laſſen ihre Lehren zu entkräften; und ſchon dann ſteht es ſchlimm genug um das öffentliche Leben, es iſt ſeiner Auflöſung nahe.

Nicht genug indeß, daß das Volk in der Mehrzahl ſeiner Individuen die Religion achte und eine lebendige Religion habe; es darf — es muß auch von jedem, den es zu den Seinigen zählt, verlangen, daß er Religion beſitze und ſie öffentlich bekenne, weil es ohne das ſeiner nicht verſichert ſeyn, und ſich nicht mit ihm in lebendiger Gemeinſchaft finden könnte; es darf — es muß ſich los ſagen von jedem, der ſich von der Religion los ſagt, weil er ſich damit zuerſt von ſeinem Volke los ſagt.

Aber ſoll denn auch, wie neuerdings vielfältig behauptet worden, jedes Volk ſeine eigne, dem National-Charakter angebildete oder aus dieſem hervorgehende Religion haben, daß alſo die Verſchiedenheit der Religion und die Abgränzungen derſelben beſtimmt würden durch die Verſchiedenheit und die Abgränzungen der Völker, daß an der eigenthümlichen Religion eines Volkes ſeine entſchiedene Nationalität erkannt würde,

und jeder der zu einem Volke gehört ſich zu deſſen Religion halten müßte?

Beſteht die Religion bloß in Anſchauung und Gefühl; ſind ihre Lehren nichts, als ſubjective Formen, worin Anſchauung und Gefühl ſich ausprägen, oder Hüllen, in denen jeder nach ſeiner Gemüthsart ſie ſich gegenwärtig erhält; gibt es darin nicht einmal ein an ſich mehr oder weniger Angemeſſenes, ſondern nur ein dieſer oder jener Gemüthsart Zuſagendes? ſo leidet die Sache keinen Zweifel, ja ſie wird ſich von ſelbſt machen. So gewiß ein Volk ſeine beſondre Geiſtesrichtung und Gefühlsſtimmung, ſeine Neigungen, ſeine Sprache und Sitte hat: ſo gewiß wird es auch ſeine beſondre Religion haben, die von dem allen der Abdruck iſt.

Enthält aber die Religion in ſich ſelbſt begründete, ewige Wahrheiten, wie denn was ohne dieſe als Religion ſich ausbiethet, alles andre ſeyn mag, nur nicht Religion: ſo gehören dieſe Wahrheiten der Menſchheit — mithin allen Völkern an, und alle Völker ſollen darin übereinſtimmen, und werden im Weſentlichen derſelben mit einander übereinſtimmen; ſobald ſie zu der Stufe der Geiſtes- und Gemüthsentwickelung gelangt ſind, auf der man ſtehen muß, um dieſe Wahr-

heiten rein aufzufaſſen. Verſchiedenheit des Glaubens verewigen, hieße den Irrthum, die Anhänglichkeit an Vorurtheile, den unlautern Einfluß der ſinnlichen Neigung verewigen. Verſchiedenheit gebiethen, hieße das Forſchen nach Wahrheit unterſagen, und der Wahrheit ſelbſt den Krieg ankündigen.

Freylich wird, wo es auf die nähere Beſtimmung dieſer Wahrheiten, ihr Verhältniß zu einander und zum Leben ankommt, ſich immer unter den Menſchen Verſchiedenheit des Glaubens offenbaren. Aber dieſe Verſchiedenheit hängt weit mehr von dem, was an den individuellen Naturen haftet, von der größern oder geringern Beſchränktheit der Köpfe, der Erziehung, dem Umgange, dem Berufsgeſchäft, den Gefühlen und Neigungen des Herzens, als vom National-Charakter ab. Wie kann man verlangen, daß jemand das, was ſich ihm, in geprüfter Ueberzeugung, als wahr darſtellt, was ihm durch ſein ganzes Weſen als wahr aufgedrungen wird, was er nach jeder neuen Unterſuchung wahr findet, verwerfe, um ſich im Glauben andern gleich zu ſtellen? Wer vermag etwas wider ſeine Ueberzeugung? Würde ein ſolches Gleichſtellen nicht ſtrafbare Heucheley ſeyn?

Geſetzt indeß der National-Charakter übte hier

wirklich eine gröſsere Gewalt, als alles, was sonst auf die Meynungen des Menschen Einfluß hat: so würde diese Gewalt doch zu den Dingen gehören, deren wir uns im Forschen nach Wahrheit aus allen Kräften erwehren sollen, da sie immer nur das Urtheil verfälschen könnte. Auch hier soll allein die Wahrheit das Ziel unsers Strebens — und alles von uns weit entfernt bleiben, was die Wahrheit in unsrer Erkenntniß zu entstellen vermag. Doch der Glaube wirkt auf das Gefühl, und das Gefühl gestaltet gröſsten Theils die religiösen Handlungen. Hier nun, im Gebiethe der Gefühle und des Kultus, hat die Natur Verschiedenheit gewollt, sie hat sie veranstaltet und unüberwindlich gemacht; und hier ist es, wo der National-Charakter auch in der Religion des Volkes hervortritt — hervortreten soll. Die religiöse Stimmung und die religiösen Uebungen eines Volkes, sein öffentlicher Gottesdienst, die religiöse Behandlung des Privatlebens, die Dinge, welche seinen religiösen Sinn nähren, der Einfluß, welchen die Religion auf die Wissenschaft, die Kunst und das gemeinsame Wesen bey ihm äußert, bilden sich nach der Eigenthümlichkeit seines Geistes und Gemüthes. Die Religion wird bey einem Volke ernster oder heitrer

ſeyn, ſich der ſinnlichen Gegenwart mehr anſchmiegen, oder ſich mehr von ihr entfernen, mehr in das Leben eindringen, oder ſich mehr über daſſelbe erheben, mehr das Gefühl beſchäftigen, oder mehr in Thaten ſich offenbaren, mehr in Demuth und Reſignation, oder mehr in freudiger Liebe und begeiſterter Anbethung ſich darſtellen, mehr in ſtillen Rührungen oder in mächtigen Bewegungen ſich wirkſam erweiſen; je nachdem Geiſt und Gemüth eines Volkes geartet ſind. Es fehlt dem Volke gewiß an kräftiger Nationalität, bey dem ſich dieſelbe nicht in ſeiner Religion — und in dieſer vorzüglich — bemerklich mache.

So wird die Religion allerdings auch ein Band der Vereinigung für das Volk — eben in ſeinem Eigenthümlichen und zu dieſem beſondern Ganzen. Sie vereinigt die Gemüther durch das, wodurch ſie ſich am ſtärkſten anziehen, während es ſich am wenigſten ausſprechen läßt. Wo das Wort verſtummt, da empfinden die Herzen am lebhafteſten ihre Verwandtſchaft, und fließen am leichteſten in einander über.

Aber wie ſollen die Einzelnen, bey der unvermeidlichen Verſchiedenheit der Meynungen und den verſchiedenen Anſprüchen, welche die Religion, nach

ihren verſchiedenen ſittlichen Zuſtänden und Bedürfniſſen, an ſie ergehen läßt, ſich in Einer Religion, der Religion des Volkes, einander zugeſellen?

Dieſe Frage nöthigt uns, die Religion des Volkes und die Religion des Menſchen von einander abzuſondern. Die Religion des Volkes iſt diejenige, welche alle im Volke haben und üben — welche ſie haben und üben in wie fern ſie ein Volk ſind. Die Religion des Menſchen iſt Angelegenheit des Individuums, in wie fern dieſes für ſich beſteht. Jene vorausſetzend und in ihr begründet, wendet ſie ſich mit ihren Lehren und Forderungen an den Menſchen, als Menſchen, und begleitet ihn in alle Zuſtände und Verhältniſſe, in welchen das Allgemeine ſich in das Beſondre verliert.

Die Religion des Volkes umſchließt die religiöſen Ueberzeugungen, die aus dem gemeinſamen Leben hervorgehen, ſich auf dasſelbe beziehen und für dasſelbe Bedürfniß ſind, in denen ein Volk, ſo bald es der Bedeutung ſeines gemeinſamen Lebens inne geworden, ſich von ſelbſt vereinigt, da es nur mittelſt ihrer ſein gemeinſames Leben zu begreifen vermag. Dieſe Ueberzeugungen ſind es auch, welche allem religiöſen Glauben zum Grunde liegen, von denen jede

religiöſe Lehre als weitere Entwickelung und beſondre Ausgeſtaltung betrachtet werden — von denen jede religiöſe Geſinnung beſeelt ſeyn muß, und ohne welche keine Religion, die mehr iſt, als ein dunkles Fühlen — keine, die im Menſchen lebt und ihn wahrhaft bindet, ihn aus dem Kreiſe endlicher Dinge hinausführt, und zu freyen, uneigennützigen, großen Thaten begeiſtert, gedacht werden kann.

Die Religion des Volkes weiß nichts von den Verſchiedenheiten des Glaubens, des Sinnes und des Strebens, worin ſeine Individuen ſich von einander abſondern, da ſie ſich auf dasjenige beſchränkt, was allen gemein iſt.

Das Volk vereinigt ſich aber im Glauben an ein höchſtes, über der Welt und der Menſchheit waltendes Weſen, das in der Welt und Menſchheit ſich offenbart, die ewigen Verhältniſſe der Dinge gegründet und die Völker zu einander geordnet hat — an eine oberſte weiſe Regierung, unter welcher alle Angelegenheiten der Welt und der Menſchheit ſtehen, von welcher über die Völker verhängt wird, was ſich mit ihnen zuträgt, durch welche die Völker zu Macht und Ehre gelangen, in Dunkelheit, Schmach und Elend hinabſinken, aber auch

zu neuer Freyheit, zu neuem Ruhme und neuer Größe ſich erheben, die mit unwiderſtehlicher Gewalt ihre erhabenen, oft unerforſchlichen, Rathſchlüſſe ausführt, und der alles ſich in Demuth unterwerfen ſoll — an ein heiliges Geſetz, das den Völkern Gerechtigkeit, Mäßigung, Scheu vor jeder ehrwürdigen Ordnung, feſtes Halten an reiner Sitte und an ihrem wahren Charakter gebiethet, zu jeder rühmlichen Anſtrengung, zum tapfern Widerſtande gegen jede Verkehrtheit und jeden ungerechten Angriff auffordert — an eine gerechte Vergeltung, bey welcher kein Frevel gegen dieſes heilige Geſetz unbeſtraft bleibt, der Uebermuth immer ins Verderben ſtürzt, und laſterhafte Völker unvermeidlich von ſchweren Leiden heimgeſucht werden, aber auch jedes herrliche Streben unter den Völkern herrlichen Lohn empfängt, und durch die weiſe, edle Völker — oft freylich nach mancher ſchweren Prüfung — zu dauerndem Glücke und hohem Anſehen ſich emporſchwingen — an eine Entſündigung der Völker durch Reue, Demüthigung vor dem Herrn der Welt, Genugthuung für das Verbrochene, Entfernung ſeiner Verderbniſſe, Reinigung ſeines Charakters und ſeiner Sitte, durch Rückkehr zur Gottesfurcht und Menſchlichkeit. Dabey

überläßt es dem Einzelnen, wie er ſich dieſen Glauben näher beſtimmen, und was er noch weiter in denſelben aufnehmen werde, wenn nur der Glaube ſelbſt in ſeiner Reinheit erhalten, und nichts mit demſelben Unvereinbares ihm angefügt wird.

Gibt es noch andre Lehren in denen der Glaube des Volkes zuſammentrifft: ſo werden auch dieſe in die Religion des Volkes übergehen, jedoch ohne daß der, welcher dieſe Lehre verläugnete deßwegen von dem Volke ausgeſtoſſen werden dürfte, und ohne daß dem Volke daraus irgend eine zwingende Gewalt erwüchſe. Das chriſtliche Volk hat zum Panier das heilige Kreuz und zum Heerführer — den Erlöſer der Welt.

Einem Volke als ſolchem geziemen auch gemeinſchaftliche religiöſe Handlungen, wodurch es von ſeinem Glauben Zeugniß gibt, ſeine religiöſen Gefühle und Geſinnungen ausdrückt, ſein religiöſes Leben bildet, ſtärkt und befeſtigt. Es ſoll ſich verſammeln, das höchſte Weſen gemeinſchaftlich anzubethen, ihm zu huldigen, in feyerlichen Lobgeſängen ſeinen Ruhm zu verherrlichen, und insbeſondre die Wunder zu preiſen, die es an ihm gethan hat, an Gott in Demuth ſeine Schuld zu bekennen, ſich zu reinigen von ſeiner Sünde, in neuen

Vorſätzen ſich zu erheben, und mit ihm zu vereinigen, zu ihm um Gnade und Vergebung zu flehen, ihm zu danken für alles Gute, das er dem Volke erwieſen, für die Gefahren, worin er es beſchirmt, für die Rettung, die er ihm widerfahren laſſen, für die Siege, die er verliehen, für den Frieden, den er zurückgeführt, für den Wohlſtand, wodurch er es ausgezeichnet, für den Glanz, womit er es umgeben, bey ihm Hülfe zu ſuchen in der Noth, und ſich ſeinem Schutze und ſeiner Barmherzigkeit zu empfehlen.

Da die Religion ſich bey jedem Volke mit der Geſchichte desſelben, ſeinen Zuſtänden und Bedürfniſſen in nähere Verbindung ſetzt; da überdies des Volkes Geiſt und Gemüth ſich in ſeinen religiöſen Uebungen offenbaren: ſo geziemen auch jedem Volke eigenthümliche, religiöſe Sinnbilder, Gebräuche und Feſte.

Wo die Religion aus der Sphäre des Gemeinſamen heraustritt, und in das Privatleben eingreift, an den Einzelnen Forderungen geltend zu machen, ihn über ſeine beſondren Angelegenheiten zurechtzuweiſen, zu beruhigen, für gewiſſe Bemühungen in Anſpruch zu nehmen, ihren bildenden Einfluß über ihn zu verbreiten, und ihm ſein Verhältniß zu Gott

zu vermitteln: da hört ſie auf Religion des Volkes zu ſeyn — und wird Religion des Menſchen.

Die Religion des Menſchen betrachtet dieſen als geiſtiges, unſterbliches Weſen, das, nach dem Bilde Gottes geſchaffen, zur ſeligen Gemeinſchaft mit ihm beſtimmt, einer unſichtbaren Ordnung angehört, und für eine zukünftige ewige Herrlichkeit erzogen werden ſoll. Der Menſch erſcheint in derſelben nach ſeiner höhern Natur, als Bürger einer andern Welt, mit Bedürfniſſen, Wünſchen, Hoffnungen, Beſtrebungen, die allein auf die andre Welt ſich beziehen; und dieſe Bedürfniſſe theils deutlich und fühlbar zu machen, theils zu befriedigen, dieſe Wünſche zu reinigen und zu ordnen, dieſe Hoffnungen näher zu beſtimmen, aufzuhellen und zu befeſtigen, dieſe Beſtrebungen zu verſtärken und zu leiten, iſt das Geſchäft derſelben. Sie erzeugt in ihm eine erhabene Gleichgültigkeit gegen die Leiden und Freuden der Erde, wo ſie dieſelbe mit dem Einen, was Noth iſt in Vergleichung bringt. Sie weiß da nichts anders, als daß die Welt mit ihrer Luſt vergeht. Ja ſie ſtellt ihn auf einen Standpunct, wo alle irdiſche Größe, obwohl auf ihrem Gebiethe eine Offenbarung des Ewigen, von dieſem Ewigen ſelbſt Eitelkeit wird, wo alle irdiſche Herr-

lichkeit, ob wohl auf ihrem Gebiethe der Schimmer einer höhern, vor dem Glanze der zukünftigen verschwindet, und alle irdiſchen Vereine, ob wohl auf ihrem Gebiethe nothwendig und ehrwürdig, — nicht in der Menſchheit, ſondern mit ihr — in dem, das geiſtige Univerſum umſchließenden Reiche Gottes ihre Bedeutung verlieren.

Mit der Religion des Menſchen nun beginnt eine Verſchiedenheit des Glaubens, die ſich nicht bloß in Anſichten und ſubjectiven Vorſtellungsarten zeigt, die weſentliche Lehren betrifft; und für das Leben ſelbſt von der höchſten Wichtigkeit iſt. Indem es darauf ankommt, den ſittlichen Zuſtand des Menſchen, die aus demſelben entſpringenden Bedürfniſſe, die Mittel ihrer Befriedigung, den Weg, auf welchem der Menſch zu ſeinem ewigen Heile gelangen könne, zu beſtimmen, werden unvermeidlich die Begriffe von einander abweichen, und jedem muß daran gelegen ſeyn, ſich nach eigner Einſicht und beſtem Vermögen der Wahrheit zu verſichern.

Hierhin reicht keine menſchliche Gewalt, da im Glauben eine göttliche ſich ankündigt. Das Volk kann dem Menſchen keinen Glauben gebiethen, da der Glaube im Gemüthe erwächſt, allein in der Frey-

heit gedeiht, und das nimmer unser Glaube zu werden vermag, was nicht im Gemüthe freye Zustimmung findet. Mit der Religion des Menschen bin ich gewisser Maßen außer und über meinem Volke — in der freyen Gemeinschaft mit dem Ewigen, und durch diese auch in der freyen Gemeinschaft mit allen, die mit mir denselben Glauben haben, sie mögen zu meinem oder zu einem andern Volke gehören.

Denn auch mit der Religion des Menschen kann ich mich nicht auf mich selbst beschränken; gerade hier, wo mein Tiefstes, Heiligstes, Theuerstes angeregt wird, fühle ich am lebhaftesten das Bedürfniß, mich an Gleichgesinnte anzuschließen, meine Gedanken, meine Rührungen, meine Erwartungen, Besorgnisse, Vorsätze mitzutheilen, von andern in mich aufzunehmen, was mich zu bereichern, zu trösten, zu stärken vermag, in Verbindung mit ihnen mein religiöses Leben zu äußern, zu nähren, zu erhöhen, mit ihnen mich zu freuen meiner erhabenen Rechte und meiner seligen Verhältnisse, und Muth zu gewinnen, den Kampf mit den Uebeln der Erde zu bestehen, und Kraft, unter ihren Versuchungen meiner erhabenen Bestimmung treu zu bleiben.

So ſtiftet die Religion einen neuen höhern Verein — nicht des irdiſchen, ſondern des geiſtigen Gutes — nicht des ſichtbaren, ſondern des unſichtbaren Lebens — nicht für dieſe, ſondern für jene Welt — einen Verein, der eben ſo wenig über den bürgerlichen herrſchen als ihm gehorchen will — die Kirche.

Seine ewigen Angelegenheiten zu beſorgen, ſich für das Reich Gottes, das nicht von dieſer Welt iſt, zu bilden, tritt der Menſch in eine religiöſe Geſellſchaft — und zwar nicht in diejenige, die in ſeinem Volke das Uebergewicht hat, oder demſelben am meiſten zuſagt, ſondern in diejenige, in welcher er ſeine religiöſe Ueberzeugungen am treueſten dargeſtellt findet. Ein Volk darf verlangen, daß jeder, der ihm angehört, Religion habe, aber nicht, daß er Mitglied einer Kirche — und noch weniger, daß er Mitglied irgend einer beſtimmten Kirche ſey. Es darf die Mitglieder einer Kirche von ſich ausſchließen, wenn es den Glauben derſelben mit dem Intereſſe ſeines gemeinſamen Lebens für unvereinbar hält; aber es darf nicht den Glauben an die Lehrſätze dieſer oder jener Kirche, da dieſe nur den Menſchen angehen und Sache ſeines Gewiſſens ſind, fordern. In einem

Volke können mehrere Kirchen ſeyn, die ſich indeß alle durch ein gemeinſchaftliches Gepräge, welches der National-Charakter ihnen aufdrückt, von denſelben Kirchen bey andern Völkern unterſcheiden werden. Auch kann Eine Kirche ſich über mehrere Völker ausbreiten, wobey ſie ſich freylich in jedem auf eine beſondre Weiſe nach dem Nationalen desſelben geſtalten wird.

Die Kirche ſelbſt, da ſie auf Freyheit des Gewiſſens ſich gründet, muß in ihrer Mitte Verſchiedenheit der Ueberzeugungen in minder weſentlichen Dingen geſtatten, da ſie nicht allein ihren Mitgliedern in allen Stücken denſelben Glauben einflößen kann; oder ſie muß ins Unendliche in kleine Secten ſich ſpalten. Wo die Verſchiedenheit anfängt bedeutend zu werden, bilden ſich in ihr Abtheilungen, die das mehr Uebereinſtimmende zur innigern Gemeinſchaft verſammeln, ohne jedoch ſich vom Ganzen zu trennen, in welchem ſie ſich vielmehr feſt verbunden fühlen, und ohne auch auf ihrem Gebiethe vollkommene Uebereinſtimmung des Glaubens zu verlangen. Und das begehrt ſie nicht zu mehren, ſie begünſtigt es wohl gar, wenn ſie ihrer Beſtimmung treu bleibt. Die Kirche und jede Abtheilung derſelben hat das Recht diejenigen von ſich auszuſchließen, die im Weſentlichen

dem Glauben derſelben widerſprachen, in Geſinnung und Leben ihre Geſetze und ihre Zwecke verläugnen, keinesweges aber das Recht, jemand zu ſich herein zu nöthigen, oder denen, die, in der Hauptſache mit ihr einverſtanden, ſich zu ihr halten wollen, das Bekenntniß ſolcher Lehrſätze, die nur theoretiſche, ihr ſelbſt zufällige Beſtimmungen ausdrücken, über welche immer geſtritten worden, und immer geſtritten werden wird, zur Pflicht zu machen; in ihr vornehmlich kommt alles Leben vom Geiſte.

Die Kirche kennt keinen Zwang weder einen ſolchen, den ſie ſelbſt denen, die ſich zu ihr halten, auflegte, noch einen ſolchen, den ſie von außen her erdulden dürfte; ſie kennt keine Gewalt, als die Gewalt deſſen, den die Fürſten und die Völker anbethen, keinen Richter, als den Richter der Welt; und obgleich ſie jeden lehrt, in dem rechtmäßigen menſchlichen Anſehen die göttliche Ordnung und die Idee der höhern Trefflichkeit zu ehren, ſo weiß ſie doch, als Kirche, nichts von weltlichem Anſehen und von weltlicher Größe, allein ſich beugend vor der unendlichen Majeſtät. Alle bürgerliche Unterſchiede verſchwinden, ſobald wir den heiligen Boden der Kirche

betreten, und der Fürſt gilt hier wie der Geringſte im Volke.

So beſteht die Kirche für ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt, ſchützend und pflegend die ewigen Kräfte des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung.

Darum hat auch die Einheit des Volkes, die wir den Staat nennen, kein Recht in der Kirche, außer in ſo weit die Kirche ſelbſt es ihm gegeben hat. Er darf, er ſoll darüber wachen, daß ihm aus den kirchlichen Vereinen kein Nachtheil erwachſe; aber er ſoll ſich alles weitern Einfluſſes in die Angelegenheiten der Kirche enthalten, wo er nicht von der Kirche ſelbſt dazu aufgefordert wird. Er würde wider das Heiligſte freveln, und, ſo weit er es vermag, die Religion aus den Gemüthern der Menſchen vertilgen, wenn er die Kirche als ein Inſtitut zur Beförderung weltlicher Zwecke betrachten, und gewaltſam einrichten wollte.

Dem Staate gebührt, für die Religion des Volkes Sorge zu tragen, da er nur in dieſer ſich behaupten und zu einem kräftigen Leben gelangen kann. Ihm gebührt, Tempel zu erbauen, in denen das Volk, ohne Unterſchied des kirchlichen Glaubens, ſich verſammelt, den Herrn der Welt und der Völker

anzubethen, religiöſe Nationalfeſte zu beſtimmen, an welchen das ganze Volk vor dem höchſten Weſen erſcheint, ihm zu huldigen in hoher Freude, oder in dankbarer Rührung, oder in inbrünſtigem Flehen, oder in demüthigen Bekenntniſſen, religiöſe National-Gebräuche anzuordnen, durch welche das ganze Volk in eigenthümlicher Weiſe ſeine Gefühle und Geſinnungen ausdrückt, und ſich ſtärkt in der Furcht, in der Liebe und im Vertrauen.

Daran hat es bis jetzt überall gefehlt; nirgends finden wir die Religion des Volkes und des Menſchen von einander geſchieden, während doch jede ihre beſondre Grundlage und ihr beſonderes Weſen hat. Die Religion des Volkes hat ſich in die Religion der Kirche verloren, wo ſie ſich nur einer dürftigen Pflege und eines kränkelnden Lebens erfreuen kann, da die Kirche doch immer ihr angelegentliches Streben auf das Unſichtbare und Zukünftige richten muß; und allein in den Zeiten großer Erſchütterungen, heftiger Kämpfe, eines tiefen Leidens oder glorreicher Erfolge, welche die Gemüther zu mächtig ergreifen, als daß ſie dieſelben nicht mit dem Höchſten in Beziehung bringen ſollten, ſehen wir die Religion des Volkes aus der Religion der Kirche,

jedoch noch auf dem Gebiethe derſelben in eigenthümlicher Kraft und Herrlichkeit hervortreten.

Sowohl der Religion des Volkes als der Religion des Menſchen wird erſt dann geholfen ſeyn, wenn ſie von einander ſich ſondern, und neben einander ſich ſtellen, jede auf ihren Platz, doch in einander eingreifend, wie es ihre natürliche Verwandtſchaft und ihr unvertilgbarer Zuſammenhang fordert. Dann erſt berühren ſich Staat und Kirche durch die Angränzungen der Religion des Volkes und der Religion des Menſchen. Der Staat dient nun, ohne ihr Recht zu verletzen, der Kirche, indem er mit der Religion des Volkes die Religion des Menſchen fördert — und die Kirche, ohne ihrer Würde etwas zu vergeben, dem Staate, indem ſie mit der Religion des Menſchen die Religion des Volkes belebt.

Bis jetzt hat faſt nur die Kirche dem Staate genützt: denn in ihrem Schooße hat ſie erhalten und gepflegt das Wenige, was noch von Religion in unſerm bürgerlichen Leben übrig iſt. Aber auch immer wird das größere Verdienſt auf Seiten der Kirche ſeyn, da die Religion des Menſchen der Religion des Volkes mehr gibt, als ſie von dieſer zurück empfängt, und nichts auf das Beſtehen und die

glückliche Entwickelung des gemeinſamen Lebens einen ſo mächtigen und wohlthätigen Einfluß äußert, wie die Geſinnungen und Sitten, welche die Kirche bey denen, die ihm angehören, hervorbringt. Das Volk wird immer das herrlichſte ſeyn, an welchem die Religion des Menſchen das meiſte gebildet hat. Darum gebührt dem Staate und wird ihm immer gebühren, die Kirche zu ehren, ihr jeden Schutz und jeden Vortheil angedeihen zu laſſen, und alles was in ſeinem Vermögen ſteht, zu ihrem Beſten zu verwenden. Die Kirche aber wird es dankbar anerkennen, wenn einſt in den Tempeln des Volkes die Gefühle geweckt und verſtärkt werden, welche die Gemüther für ihre Lehre, für ihre Rührungen und Antriebe empfänglicher machen.

Anhang
geiſtlicher Reden
bey
wichtigen Ereigniſſen
der
neueſten Zeit.

I.

Beym Auszuge der vaterländiſchen Krieger 1813.

Heiliger Vater, ſey uns nahe in dieſer Stunde der heiligen Feyer! Von dir allein kommt Ehre und Sieg. Du ſtärkſt die Herzen; du hilfſt den Unterdrückten, wenn ſie aufſtehen in deiner Furcht und in ihrer Kraft; du verleiheſt deinen Schutz der gerechten Sache. Darum erſcheinen wir heute freudig vor deinem Angeſichte. Befeſtige in uns dieſes Vertrauen, befeſtige uns in den Geſinnungen, die dir wohlgefallen. Laß uns Herr immerdar dein getreues Volk ſeyn!

Eine große Zeit iſt unter uns begonnen — eine Zeit des erwachten Volksgeiſtes, des tiefen Ernſtes, großer und ehrwürdiger Anſtrengungen, herrlicher Thaten und der freudigſten Hoffnung. Der König hat ihn gebothen den Kampf, den die Stimme der Nation ſo laut verlangte, dem ſchon längſt alle Herzen in feuriger Luſt entgegen ſchlugen, zu dem ſo viele Tauſende aus allen Ständen in ſolcher Begeiſterung ſich anſchickten — den Kampf

der, nach einer langen, drückenden, alle Kräfte des Vaterlandes verzehrenden und das allgemeine Elend mit jedem Tag vergrößernden Abhängigkeit, darüber entscheiden muß, ob wir frey seyn oder untergehen werden: denn ein Drittes ist nun nicht mehr.

Vor uns erblicken wir einen Frieden, der uns unser altes Recht, unsre Selbstständigkeit, unsern Ruhm, unsre Größe, unsern Wohlstand, unsern vaterländischen Boden zum eignen unumschränkten Besitze, die schmerzlich entbehrte häusliche Stille und Sicherheit, den unverkümmerten Genuß des häuslichen Glückes, die theuern Verwandten, von denen wir unter Thränen des Schmerzes und der Freude Abschied nahmen, und noch nehmen werden, wiedergibt — einen Frieden, von welchem geschirmt, einst unsre Felder wieder im Segen blühen und Früchte tragen, Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften von neuem aufleben, und jedes Würdige, Schöne und Gute gedeihen mag. Dieser Friede soll indeß erst errungen werden durch des Volkes Geist und Muth und Kraft. Und des Volkes Geist und Muth und Kraft sehen wir allenthalben sich regen, und hervortreten in Erscheinungen, die wir nicht ohne Rührung, Bewunderung und Entzücken betrachten

können — in Erſcheinungen, bey denen jedes patriotiſche Herz — und warum ſoll ich nicht ſagen jedes fühlende Herz, dem unſre Sache fremd iſt, wenn ſie anders einem fühlenden Herzen fremd ſeyn kann? — mit demſelben Hochgefühle verweilt, als bey den angenehmen Erwartungen, zu welchen ſie uns berechtigen. Die Söhne des Vaterlandes ziehen auf allen Straßen aus zum Kampfe für den König, für die Freyheit, für die Ehre, für Gott und ſein Recht — von Einem Geiſte beſeelt, von Einem Feuer durchglüht, von Einem Gedanken durchdrungen. Wir theilen ihre Geſinnungen und ihre Bereitwilligkeit, für den König, die Freyheit, die Ehre, für Gott und ſein Recht alles aufzuopfern. Kräftige und hochherzige Männer rüſten ſich noch in der Heimath, den ſtreitenden Brüdern in der Noth zu Hülfe zu eilen. Aber wir können uns auch nicht verbergen, daß der Erfolg menſchlicher Beſtrebungen zu einem bedeutenden Theile von Umſtänden abhängt, die in keines Menſchen Gewalt ſind, über welche allein der Regierer des Weltalls gebiethet.

An dieſem feſtlichen Tage ſammeln wir uns in unſern Tempeln, um uns an das alles zu erinnern, um im Lichte der Religion die theure Angelegenheit

zu betrachten, die jetzt unſre Gemüther beſchäftigt, durch den Aufblick zu Gott die Gedanken zu ordnen, die Gefühle zu heiligen, den Muth zu beleben, uns in würdigen Geſinnungen zu befeſtigen, und die Entſchlieſſungen in uns zu erwecken oder zu verſtärken, welche die herrliche Sache von uns fordert. Als den Tag unſrer Wiedergeburt, den erſten Tag der Freyheit dürfen wir den heutigen anſehen; mit hohem Wonnegefühle nennen wir heute den geliebten König wieder ganz den Unſrigen.

Auf ſolche Weiſe und als einen ſolchen Tag wollen wir nun in ſtiller Andacht ihn feyern.

Pſalm 20. V. 6, 7. 8 9.

Wir rühmen, daß du uns hilfſt, und im Nahmen unſers Gottes werfen wir Panier auf. Der Herr gewähre dich aller deiner Bitte.

Nun merke ich, daß der Herr ſeinem Geſalbten hilft, und erhöret ihn in ſeinem heiligen Himmel; ſeine rechte Hand hilft gewaltiglich.

Jene verlaſſen ſich auf Wagen und Roſſe, wir aber denken an den Nahmen des Herrn unſers Gottes.

Sie ſind niedergeſtürzt und gefallen, wir aber ſtehen aufgerichtet.

Dieſe Worte, in denen wir die Gefühle, Geſinnungen, Wünſche und Hoffnungen ausgedrückt fin-

den, mit denen ein getreues und gottesfürchtiges Volk ſeinen König und ſeine Krieger in den Kampf gehen ſieht, ſollen uns leiten: wenn wir jetzt erwägen: —

wie wir auf eine würdige Weiſe an dem Auszuge des Königes und unſrer tapfern Krieger Theil nehmen.

Es geſchieht dies aber

erſtens mit der Begeiſterung, zu welcher das Bewußtſeyn einer gerechten, einer heilig-großen und einer gemeinſchaftlichen Sache erhebt,

zweytens mit dem tiefen Ernſte und dem freudigen Vertrauen, welche der Gedanke einflößt, daß Gott es iſt, der den Sieg verleiht, und in deſſen Hand das Schickſal jedes Einzelnen ſteht.

1.

Im Nahmen unſers Gottes werfen wir Panier auf!

So können die nicht ſprechen, die ein wilder Ehrgeiz, eine rohe Begierde eingebildete Beleidigungen zu rächen, die Luſt nach Raub und Beute oder das Machtgebot eines, über willenloſe Sclaven herrſchenden Deſpoten auf das Schlachtfeld treibt, nicht die, welche Gewalt und Unrecht üben, Gottes Ordnung zerſtören, Geſetz und Sitte verachten, und in

höhnendem Uebermuthe ſich über alles, was ehrwürdig iſt, und geſchont und heilig gehalten werden ſoll, erheben. So können nur die ſprechen, die ſich bewußt ſind, für eine gerechte Sache, in der Furcht des Herrn, in der Scheu vor ſeinem Willen und gehorſam ſeinem Befehle zu ſtreiten. Gott iſt mit uns, heißt es da, für ihn kämpfen, an ihm halten wir. Dahin, dahin in ſeinem Nahmen, wo es gilt, wo die Gefahr iſt.

Zwar gezieme es weder dem Volke noch dem Krieger, darüber zu richten, ob die Sache wofür gekämpft werden ſoll, auch eine gerechte ſey. Dem Volke und dem Krieger iſt es genug, daß ſein König den Kampf beſchloſſen, zum Kampfe aufgefordert hat; Befehl des Königes iſt dem Einzelnen Geſetz, und die Sache, für die ſein König ſich erklärt hat, ihm immer die gerechte Sache. Wie vermöchte auch der Einzelne darüber zu richten? und welche Verwirrung müßte daraus entſtehen, wenn jeder hier ſeiner Meynung folgen dürfte? Bey der gerechteſten Sache wird es nicht an ſolchen fehlen, welche die Gerechtigkeit derſelben bezweifeln, die ſie gar zu läugnen geneigt ſind. Aber es gibt Fälle, wo die Gerechtigkeit der Sache, wofür die Waffen ergriffen werden, ſo hell

in die Augen ſtrahlt, daß auch der verwägenſte Zweifel verſtummen muß. Da kann denn das ganze Land triumphirend ausrufen: im Nahmen unſers Gottes werfen wir Panier auf! da bebt das Herz vor Freude, wenn es nun heißt: auf zum Kampfe! Das ganze Volk ſoll ſich mit Begeiſterung deſſen bewußt werden, daß es eine gerechte Sache hat, und der Tag ihm ein heiliger Tag ſeye, wo ſeine Brüder und ſein König zum Streite ausziehen.

In dieſem Falle befinden wir uns jetzt. Unſre Sache iſt eine gerechte: das weiß der, der im Himmel Gericht hält über die Völker, und uns das Gefühl des Rechtes in das Herz pflanzte, damit Gerechtigkeit herrſche auf Erden; das wußten und empfanden tief die edeln Bundesgenoſſen, darum eilten ſie hochherzig uns zu helfen, darum bothen ſie uns die Hand mit dieſem ſichern Vertrauen; das weiß die ganze Welt, und auch unſre Feinde wiſſen es, daher ihre gränzenloſe Erbitterung, ihre, in Spott und Schmähungen jeder Art ausbrechende Wuth; das werden die ſpäteſten Jahrhunderte noch bezeugen; das bezeugen jetzt ſchon die langen Zeiten des Elendes, der Erniedrigung, der Schmach und der empörendſten Behandlung. Wir wollen nicht irgend einen Zwiſt ent-

ſcheiden, worüber das Urtheil ſchwanken könnte, nicht für geringfügige, vielleicht eingebildete, Beleidigungen Genugthuung fordern, nicht Beute machen und Länder erobern; wir wollen uns behaupten in dem alten Rechte, das Gott uns gegeben hat — in dem Rechte der Menſchen und der Völker, das wir uns nicht können entreißen laſſen, ohne eine der erſten Pflichten gegen uns ſelbſt zu verletzen, uns als Schlaffe und Feige, als undankbare und fühlloſe Verächter des koſtbarſten Geſchenkes darzuſtellen, ohne uns die wohlverdienten Strafen des Himmels zuzuziehen. Was kann einleuchtender gerecht ſeyn, als daß ein Volk der fremden Gewalt, die nicht von Gott iſt, ſich erwehre, ſeine Freyheit und Selbſtſtändigkeit gegen Unterdrückung und Tyranney, ſein Eigenthum gegen frevelnde Eingriffe, ſeinen vaterländiſchen Boden gegen die, welche ihn überſchwemmen, ausſaugen, verheeren, vertheidige, daß ein betrogenes Volk, das immer Wort hielt, gegen Lügenrede, Treuloſigkeit und verrätheriſche Argliſt — daß ein Volk, welches ſeine Ehre fühlt, gegen diejenigen, die es mit ſchnöder Verachtung behandeln, aufſtehe? Zu gebiethenden Herren hatten ſich jene über uns aufgeworfen, und ihre Anmaßungen kannten keine Gränzen. In einer läſtigen und erniedrigenden

Abhängigkeit befanden wir uns, die mit jedem Tage unerträglicher wurde. Von einem freyen, selbstständigen Volke war uns fast nur der Nahme geblieben. Was hatten wir, das wir noch als das unsrige ansehen durften? Nicht unser waren unsre festen und unsre offnen Städte; unsre Häuser gehörten nicht uns, sondern den Fremdlingen, und für eine Gunst sollten wir es nehmen, wenn sie uns in denselben duldeten; unser Gut gehörte nicht uns, sondern den Fremdlingen, sie verlangten, erpreßten, raubten was ihnen gefiel, und ihre Großmuth sollten wir preisen, wenn sie uns etwas übrig ließen, jedes Opfer, das wir brachten erzeugte neue größere Forderungen. In unsern verborgensten Gemächern, an unsern stillsten Zufluchtsörtern, an den heiligen Freystätten des häuslichen Lebens, wußten wir uns nicht mehr sicher. Jeden Hohn und jede Mißhandlung des Uebermuthes mußten wir erleiden. Die unschuldigsten Gedanken durften wir nicht äußern; mit banger Sorge mußten wir jedes Wort bewachen, das über die Lippen wollte; wo die edelsten Gefühle zu reden gebothen, mußten wir schweigen oder erst fragen, ob es uns auch gestattet seyn möchte zu reden. Unter den Augen der, uns von Gott gesetzten Obrigkeit, die uns nicht mehr zu

ſchützen vermochte, wurden wir vor die Richterſtühle der Fremdlinge geſtellt, unſer Urtheil zu empfangen, über Tod und Leben entſchieden ſie. Wo wäre denn ein gerechter Krieg geführt worden: wenn nicht der ein gerechter iſt, zu welchem unſre Heere jetzt ausziehen.

Für die gerechte Sache kämpfen ſie, zu Streiten Gottes haben ſie ſich geweiht. Darum hat hohe Begeiſterung die Jünglinge, die Männer und die Greiſe ergriffen; darum wohnt frohe Zuverſicht in allen Herzen. Freudig verlaſſen ſie die Heimath, freudig eilen ſie in die Gefahr; im Nahmen des Herrn, rufen ſie, werfen wir Panier auf. Das ganze Volk iſt, im Bewußtſeyn der gerechten Sache, erfüllt von hoher Begeiſterung. Heute heute ſollen wir in dieſer Begeiſterung leben — mit freudiger Bewegung ihnen nachblicken und ihnen zurufen: werfet auf die Paniere im Nahmen des Herrn!

Unſre Sache iſt eine heilige — eine heilig-große. Oder wie, nicht heilig ſollte uns ſeyn der vaterländiſche Boden, den Gott uns gegeben hat, auf dem unſre Tempel ſtehen, in deſſen Schoße unſre Todten ruhen, für den ſo oft der Väter Blut

gefloſſen iſt — an den ſo viele ehrwürdige Erinnerungen geknüpft ſind? Dieſen Boden entweihten, zertraten verwüſteten die Fremdlinge. Nicht heilig ſollten uns ſeyn die Fürſten, die Gott uns geſetzt, die er zu ſeinen Stellvertretern verordnet hat, daß ſie ſein Recht ſchützen auf Erden und ſeine Güte unter den Völkern verherrlichen? — nicht heilig die Perſon des Königes, in dem wir den rechtmäßigen Nachfolger ſo groſſer Fürſten, den Geſalbten des Herrn erblicken, der ſo weiſe, ſo gerecht, ſo väterlich unter uns herrſchet, den wir lieben, den wir verehren, den wir mit Rührung und Freude den Unſrigen nennen? — nicht heilig die Sprache, mit der alle frommen Gefühle unſers Herzens in Verbindung ſtehen, in der wir das Wort Gottes erlernt, in der wir von Jugend auf den Ewigen angebethet — durch die ſo viele kräftige Zeugen der Wahrheit zu uns geredet haben? — nicht heilig das Geſetz, nach dem wir gerichtet werden, und das uns für die theuerſten Güter des Lebens Sicherheit gewährt? — nicht heilig die von den Vätern ererbte Sitte, dieſe ſtarke Schutzwehr der Unſchuld, der Tugend und des häuslichen Glückes in unſerm Volke? Dies alles verſpotteten, läſterten die Fremdlinge; dies alles drohten ſie uns zu entreißen. Nicht heilig ſollte uns

seyn das Vermögen unsre Gedanken und Empfindungen mitzutheilen, ohne welches sich kein Fortschritt in der Erkenntniß und Bildung, keine gegenseitige Erwärmung für das Gute und keine Befestigung im Guten, kein Gehorsam gegen den Willen des Höchsten denken läßt? — nicht heilig die Freyheit, unter unserm Gesetze und Rechte zu leben, wie wir es für Gott gefällig halten, mit der Wissenschaft und Kunst, Glaube und Gewissen verloren gehen — die Freyheit, auf die kein Volk Verzicht leisten kann, ohne sich zugleich alles dessen zu entäußern, was es sonst noch als heilig zu verehren gewohnt ist — o, dem unterdrückten, zertretenen Volke wird man alles, selbst den Himmel wird man ihm nehmen, denn wo fände der gewaltthätige Uebermuth seine Gränzen? Dieses Vermögen, diese Freyheit haben wir zu einem großen Theile schon eingebüßt, und das Wenige, was uns davon geblieben ist, sollten wir noch einbüßen. Und nicht bloß für den vaterländischen Boden, für die angestammten Fursten, für unsre Sprache, für unser Gesetz und unsre Sitte, fur die Freyheit zu reden und zu handeln streiten wir, wir streiten zugleich für die Ordnung — gegen eine gränzenlose Verwirrung aller menschlichen Dinge und Verhältnisse, für

das Recht — gegen empörende Gewaltthätigkeit, für die Wahrheit — gegen Lug und Trug, für Menſchenwürde — gegen ihre Verächter, für die Ehre Gottes — gegen die, welche mit ihr ſchnöden Muthwillen trieben, für das Reich Gottes — gegen das Reich der Finſterniß.

Unſre Sache iſt eine heilig große; ſie iſt nicht unſre Sache allein, ſie iſt die Sache von ganz Deutſchland, die Sache von ganz Europa, die Sache der Menſchheit — nicht die Sache des Augenblickes, die Sache der Jahrhunderte iſt ſie — für die Welt, für ſpäte Geſchlechter ſollen Freyheit und Friede errungen, die heiligen Beſitzthümer vor dem Untergange gerettet werden. Auf uns und die herrlichen Bundesgenoſſen ſind jetzt aller Blicke und aller Hoffnungen gerichtet; die Welt, die ſpäten Geſchlechter rufen uns auf zu Schutz und Hülfe. Das Preußiſche Volk hat durch ſeine Stellung unter den Völkern, durch ſeinen Sinn, durch die Thaten ſeiner Väter Europa die Freyheit verbürgt. Jetzt iſt die Zeit gekommen, zu löſen das ernſte, gewichtvolle Wort.

Heil Euch Ihr Krieger, die Ihr für die heilig-große Sache kämpfen ſollet! Wie freudig muß Euch das Herz im Buſen ſich heben beym Gedan-

ken an die Sache, für die Ihr die Waffen führet! So viel Blut iſt auf Erden gefloſſen! für die Schande und das Verderben — davon wendet der Menſchenfreund ſich weg mit Grauen und Entſetzen; Ihr ſeyd bereit, das Eurige zu vergießen für die Ehre, für das Heil — mit Rührung wird der Menſchenfreund die Plätze betreten, die Gottes Streiter mit ihrem Blute bezeichnet haben. O, es iſt Wonne, für die heilig-große Sache zu ſterben. Unvergänglichen Ruhm werdet Ihr erringen — ſchon damit daß Ihr der heilig-großen Sache den Arm geliehen und das Herz geweiht habt. Für manches Große haben Eure Väter tapfer gekämpft, aber nie für ſo Großes und Heiliges; das war Euch nun beſchieden. Heil uns, daß Ihr die Unſrigen ſeyd, daß wir uns an Euch anſchließen dürfen, daß es uns vergönnt iſt, dieſen herrlichen Tag zu feyern! Mit der Begeiſterung, die uns die heilig-große Sache gibt, ſcheiden wir von Euch. Nein, nicht mit Thränen der Wehmuth, mit Thränen der Freude blicken wir Euch nach. Wir preiſen Gott, daß er Euch würdigt, die heilig-große Sache zu führen, und rufen Euch zu: werfet auf die Paniere im Nahmen des Herrn!

Betrachten wir die gerechte, die heilig-große Sache nun noch in ihrer Beziehung auf uns: ſo erblicken wir eine gemeinſchaftliche, allen höchſt wichtige Sache. Nein, nicht die Sache eines Einzigen, nicht die Sache eines Standes oder einer Abtheilung in der Geſellſchaft — die Sache aller iſt ſie, vom Höchſten bis zum Geringſten, vom Reichſten bis zum Aermſten; nicht eine Sache, die dem Einen mehr, dem andern weniger am Herzen läge — eine Sache, die allen in gleichem Maße theuer ſeyn muß iſt ſie.

Das gilt nie von der Sache des Eroberers, ſie iſt fremd ſeinem Volke, fremd den gedungenen oder zuſammengetriebenen Heeren, die er in das Feld führt — ſie wiſſen nicht wofür ſie bluten und ſterben, ſo viele Tauſende, die in den letzten Jahren bluteten und ſtarben wußten es nicht, ſo viele Tauſende, mit denen unſre tapfern, hochbegeiſterten Krieger kämpfen ſollen, wiſſen es nicht. Unglückſeliger Tag, an welchem die Sclaven ausziehen mit ihren Treibern! mögeſt du in tiefe Finſterniſſe dich hüllen!

Immer aber gilt es von der Sache des Vaterlandes: denn wo lebt Einer ſo verborgen und abgeſondert, daß ſein Schickſal nicht von dem Schickſale

des Ganzen mit ergriffen und dahin gerissen würde? und welch ein Nichtswürdiger müßte der seyn, der nicht im Ganzen sich fühlte — seine Schmach sein Elend in der Erniedrigung und dem Jammer des Vaterlandes, seine Ehre, sein Glück in des Vaterlandes Ruhm und Wohlfahrt! welch ein Verächtlicher, der persönliche Vortheile in Anschlag bringen könnte, wo er das Vaterland unterdrückt sieht!

Ganz vorzüglich aber gilt es von der Sache, für welche jetzt der Kampf beginnt. Das vaterländische Gebieth finden wir fast überall verwüstet, fast überall trägt es die Spuren wilder Zerstörungslust. Erpressungen und Mißhandlungen jeder Art haben wir alle erduldet; schwere Lasten haben wir alle getragen; Einschränkungen und Entbehrungen haben wir alle uns müssen gefallen lassen; und wie viele Wohlhabende sind in die tiefste Dürftigkeit gesunken! bittern Spott haben wir alle gehört, übermüthiges Hohngelächter hat uns allen das Herz verwundet; wir alle durften nicht reden, wo man es uns nicht erlaubte; wir alle mußten, bey der größten Unsträflichkeit des Wandels, beständig in Furcht und Schrecken leben. Die weniger unter uns litten, haben die Leiden ihrer Brüder gesehen — und gewiß

auch gefühlt, wenn ſie noch ein menſchliches Herz hatten. Gehört nicht uns allen der König, den wir in Gefahr wußten, an deſſen Stelle vielleicht ein Emporkömmling mit roher Sitte und Leidenſchaft über uns herrſchen ſollte? ſind nicht unſer aller Herzen in der feurigſten Liebe ihm ergeben? nicht uns allen das ehrwürdige Geſetz, die theure Sprache, die geliebte Sitte, zu deren Schutz wir uns jetzt erhoben haben — nicht die Krieger allein — das ganze Volk, wie es ſich gebührt für das Gemeinſame. Ja, wir wiſſen, wofür wir ſtreiten; der Geringſte weiß es, fühlt es wie der Höchſte im Heere und im Volke; dem Geringſten, wie dem Höchſten glühet das Herz davon. Schöner, glücklicher Tag, an welchem die Freyen ausziehen mit ihren Fürſten, zu bluten, zu ſterben für die gemeinſame Sache, du wirſt ſtrahlen in ewigem Lichte! Für Euch werdet Ihr ſtreiten, tapfre Krieger, für Euern König, für Euer Vaterland, für die Brüder, für Weib und Kind, für Vater und Mutter, und Euch begleitet die Theilnahme der Brüder, Euch begleiten die Wünſche, die heißen Gebethe der Brüder, der Geliebten Eures Herzens.

Eine gemeinſame Sache iſt die gerechte, die heilig-große, für die der Kampf beginnt: das wol-

len wir heute uns recht lebhaft vergegenwärtigen, damit wir feſt uns an einander anſchließen, feſt als ein Volk zuſammen ſtehen, mit Geiſt und Gemüth leben in dieſer großen Zeit, ihr willig dahin geben, was ſie von uns verlangt, freudig jede Anſtrengung übernehmen, wodurch wir dem Vaterlande dienen können, freudig bereit ſeyen ihm zu opfern das Liebſte, das Beſte, das nur mit großem Schmerz zu Entbehrende — das Letzte, was wir beſitzen, wenn es Noth thut. Für die gerechte, heilig-große, gemeinſame Sache ſoll nichts uns zu theuer ſeyn; für ſie wollen wir wachen und bethen, denken und reden, handeln und leiden. Wer Kraft hat, und nicht auf andere Weiſe wirkſamer helfen kann, eile noch zu den Fahnen; jeder andre rathe und ſchaffe daheim, wodurch die gerechte, die heilig-große die gemeinſame Sache gefördert wird!

2.

Gott iſt es, der den Sieg verleiht, und in deſſen Hand das Schickſal jedes Einzelnen ſteht. Das geziemt uns heute zu bedenken, um uns dadurch zu ſtimmen, zum würdigen Ernſte und zum freudigen Vertrauen.

Gott verleihet den Sieg. Jene verlaſ-

ſen ſich auf Wagen und Roſſe, wir aber denken an den Nahmen des Herrn unſers Gottes; ſeine rechte Hand hilft gewaltiglich; im Nahmen unſers Gottes werfen wir Panier auf. Zwar der Wagen und der Roſſe bedarf es auch — und der Männer und der Schwerter — und mehr noch der erleuchteten Einſicht, der klugen Beſonnenheit, des unerſchrockenen Muthes, der kräftigen Ausdauer. Wir wiſſen, daß ſich niemand auf Gott verlaſſen kann, der nicht auf ſich ſelbſt vertrauen darf, wir wiſſen, daß man auch nicht für die gerechte, für die heilig-große Sache — und für dieſe am wenigſten — etwas wagen ſoll, ohne mit den Eigenſchaften und Mitteln verſehen zu ſeyn, an welche die höchſte Weisheit das Gelingen aller menſchlichen Unternehmungen geknüpft hat. Nicht in thörichter, grundloſer Zuverſicht, nicht in tollkühner Verblendung iſt das herrliche Werk begonnen, ſondern in ruhiger Ueberlegung, in ſorgfältiger Schätzung der Kräfte, die uns zu Gebothe ſtehen. Es fehlt uns nicht an Wagen und Roſſen, an Waffen und Männern; in dichten Schaaren ſtrömen ſie noch immer herbey, die vor Begierde brennen, dem Feinde in's Angeſicht zu ſchauen. Wir vertrauen auf den helden-

müthigen König, auf ſeine erleuchteten und tapfern Heerführer, auf ſeine muthvollen Streiter, auf den Geiſt des Volkes, auf die Entſchloſſenheit aller zum Aeußerſten — und auf die kräftigen ſiegreichen Bundesgenoſſen. Aber wir wiſſen auch, daß mit dem allen noch nichts ausgerichtet iſt, wenn der Herr nicht hilft. Ja, er lenket die Ereigniſſe der Welt und die Schickſale der Völker; Er ſchafft aus den vorhandenen Kräften und Mitteln, was da werden ſoll, Er erhebt und ſtürzet darnieder; Er führt zu Ehre und Sieg oder zu Schmach und Verderben. Wo iſt die menſchliche Klugheit, die alles überſieht, und zweckmäßig mit einander verbindet, und alle Erfolge und alle Zufälle mit Sicherheit berechnet? wo die Geiſtesgegenwart, die in jedem Augenblick, die auch bey dem Unerwarteten, bey dem plötzlich Hervorbrechenden, bey dem, Beſtürzung weit umher Verbreitenden ſich gleich findet, und ſich zurecht findet? Auf wie viele Umſtände kommt es hier an, die allein dem Regierer der Welt unterworfen ſind! Welch ein Geringes iſt es für ihn, Unternehmungen zu Schanden zu machen, denen man einen glücklichen Ausgang mit Gewißheit glaubte verſprechen zu können! Sehen wir nicht oft, daß eine kleine Schaar, ſtark durch ihren Glauben

und ſtark durch den Allmächtigen, in deſſen Nahmen ſie Panier aufwirft, über ein weit überlegenes furchtbares Heer den Sieg davon trägt? Mit viel tauſend Wagen und Roſſen und ſtreitbaren Männern ohne Zahl im glänzenden Waffenſchmuck zog im vorigen Jahre der Feind, voll übermüthigen Trotzes und trunken im Wahne glorreicher Thaten und Siege, über unſre Straßen, hohnſprechend im Glauben an ſeine Unüberwindlichkeit. Da machte der Herr ſich auf zum Gerichte, und ſchlug ſeine Wagen und Roſſe und ſeine ſtreitbaren Männer, und vertilgte durch der Elemente Gewalt, was dem Schwerte entrann, und von dem unüberſehbaren Heere kehrte zurück — ein elender Haufe, Bilder des Jammers, Gegenſtände des tiefſten Mitleidens, gezeichnet von Gottes Gerichte, ohne Wagen und Roß und Waffe — hinter ihm her die Ueberwinder, mit denen Gott war, daß alle Welt erkenne, der Herr verleihe den Sieg, und werfe darnieder, was ſich wider ihn auflehnt.

Der Herr entſcheidet die Schickſale der Völker, der Herr verleihet den Sieg: das geziemt uns vor allem heute ehrfurchtsvoll zu bedenken. Lange genug haben wir es vergeſſen, ihn ſelbſt haben wir vergeſſen, und von ihm uns weggewendet.

Darum wandte der Herr ſich weg von uns, und ließ die Schmach und das Elend über uns kommen, worin wir dieſe ſieben leidensvollen Jahre zugebracht haben. Aber auch jene haben es vergeſſen und geläugnet, und ſich ſelbſt — ihren Wagen und Roſſen, ihrer Zahl und Weisheit, ihrer Tapferkeit und Stärke zugeſchrieben, daß durch ſie die Völker gedemüthigt werden. Darum hat der Herr, der nie mit ihnen geweſen iſt, der ſie nur duldete, und ſich ihrer zur Erreichung höherer Abſichten bediente, ſie ins Verderben geſtürzt. Und auch jetzt noch ſollten wir es verkennen? jetzt, da der Herr vom Himmel ſo gewaltig geredet? — jetzt, da wir ſeine Thaten mit Augen geſehen haben? jetzt, da wir das große Werk beginnen, das wir allein mit ihm und durch ihn vollführen — für welches wir nur dann glücklichen Fortgang erwarten können, wenn der tiefe Ernſt uns erfüllt, den der Glaube, der Herr verleihe den Sieg in den Gemüthern hervorbringt?

Der Herr verleihet den Sieg. Möget Ihr Euch das immer gegenwärtig halten, tapfre Krieger, daß, wie Ihr mit Gott ausziehet, Ihr auch am entſcheidenden Tage mit Gott in den Kampf gehet, mit Gott ſtreitet, mit Gott überwindet, daß Ihr Euch

nicht thörigt verlaſſet auf Wagen und Roſſe, ſondern dem Euch und Eure Sache empfehlet, deſſen Hand gewaltiglich hilft, daß Ihr Euch nicht rühmt Eures Muthes und Eurer Stärke, aber auch nicht verzaget, wo Ihr dem, an Wagen und Roſſen und Männern und Waffen weit überlegnen Feinde begegnet, daß Ihr vor Gott Euch heiliget zu dem heiligen Werke, nicht Euch, ſondern ihm die Ehre gebet im Glücke, auf ihn hoffet zur Zeit der Bedrängniß, und im Vertrauen auf ihn die großen Beſchwerden Euers Berufes ertraget, der verderblichen Leidenſchaft wehret, alles rohe und übermüthige Weſen von Euch fern haltet, daß Ihr überall in der Furcht des Herrn bleibet, ſeinem Geſetze gehorchet, und Euch durch würdige Geſinnungen und ein edles Betragen ſeines Beyſtandes werth machet, daß Ihr Mäßigung und Menſchlichkeit übet allenthalben, ſelbſt dem Feinde Schonung beweiſet, das Elend, wo und wie Ihr könnet, erleichtert, und Euch nicht bloß durch Tapferkeit, ſondern auch durch Zucht und Sitte und hohe Selbſtverläugnung Ruhm erwerbet, daß man allenthalben in Euch die Streiter Gottes erkenne — die Retter, die Helfer, die Wohlthäter in jeder Hinſicht, und Euch ſegne, wo Ihr erſcheinet, und Ihr ſo in der Kraft des

Herrn aufgerichtet ſteht, wo jene niederſtürzen und fallen.

Der Herr verleihet den Sieg: das laſſet uns alle heute bedenken, und dadurch zu einem tiefen, heiligen Ernſte uns ſtimmen. Wahrlich die heilig-große Sache verlangt einen tiefen heiligen Ernſt von allen die thätig und erwartungsvoll an ihr Theil nehmen, einen Ernſt, welchen allein das Hinſehen auf Gott, in der rechten Geſtalt, in der erforderlichen Stärke und in geſegneter Wirkſamkeit bey uns hervorbringen kann. Mit heiligem Ernſte laſſet uns heute zu Gott unſre Herzen erheben; ihm dem ewigen Regierer aller Dinge, laſſet uns von neuem huldigen; ſeine unerforſchlichen Wege ſeine herrlichen Gerichte laſſet uns in Demuth anbethen; zu ihm laſſet uns flehen um ſeinen Schutz, um ſeine mächtige Hülfe, daß er uns nahe ſey in der Gefahr, von uns abwende das Verderben, daß er die ausziehenden Streiter geleite, ihren Geiſt erleuchte, ihren Arm ſtärke, ſie unter Leiden und Mühſeligkeiten aufrecht erhalte, das Leben unſrer Theuern behüthe, und das große Beginnen glücklich hinausführe. Vor ihm laſſet uns bekennen, daß wir geſündigt haben, vor ihm uns niederwerfen reuevoll mit aller unſrer Schuld, und

in heißen Gebethen uns ſeiner Gnade verſichern, vor ihm — vor ihm Herz und Leben reinigen in feſten Entſchließungen. Dieſer fromme Ernſt ſchaffe unter uns neue Scheu vor Gott und ſeinem Geſetze, Lauterkeit des Willens, Unſträflichkeit der Sitte, Zucht und Ordnung, Rechtlichkeit und Treue in allen Verhältniſſen, häusliche Eingezogenheit und ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit in unſerm Berufe, edles Vergeſſen unſrer ſelbſt, brennenden Eifer zu helfen, und auf alle Weiſe zum Siege der gerechten, der heilig-großen, der gemeinſchaftlichen Sache mitzuwirken.

Dann, o, dann wird der Gedanke: Gott verleihet den Sieg, uns freudig vertrauen lehren. Entſchiede der Zufall die Angelegenheiten der Völker: dann hätten wir allerdings Urſache bange Beſorgniſſe zu hägen; denn nichts vermag uns für ſeine treuloſe Gunſt Bürgſchaft zu leiſten, und wie ſehr hängt doch alles, was uns ſonſt Zuverſicht geben könnte, von Umſtänden ab, die nicht in der Menſchen Gewalt ſind!

Der Herr entſcheidet die Angelegenheiten der Völker, der Herr verleihet den Sieg. Darum hoffen wir, die gerechte Sache, die Sache Gottes, werde den Sieg davon tragen. Zwar ſehen wir

häufig genug das Recht auf Erden unterliegen, und das Unrecht, wenigſtens eine Zeit lang, freveln und trotzen und läſtern, und ſeines Glückes ſich rühmen, da nicht ſelten höhere, uns unerforſchliche, Abſichten der göttlichen Weltregierung es mit ſich bringen, dieſes zu dulden. Aber zu der ewigen Ordnung Gottes gehört, daß das Recht herrſche, und das Unrecht geſtürzt werde — überall, wo dies mit jenen höheru Abſichten vereinbar iſt. Es gibt Zeiten, wo der Herr gewaltig ſich aufmacht, zu zeugen von ſeiner ewigen Ordnung; und wenn nun allenthalben die Gefühle und die Kräfte ſich erheben — für das Recht und wider das Unrecht, wenn die Guten nun lange geprüft ſind, das Maaß des Uebermuthes voll iſt, und er ſelbſt ſein Verderben hinlänglich vorbereitet hat, wenn die Gerichte des Herrn bereits fürchterlich begonnen haben, dann dürfen wir glauben eine ſolche Zeit ſey gekommen, jetzt habe der Herr der gerechten Sache einen glänzenden Sieg zugedacht. Sind aber das nicht die Zeichen der gegenwärtigen Zeit? regen ſich nicht allenthalben die Gefühle und Kräfte? ſind nicht die Guten ſchon lange geprüft? iſt nicht das Maaß des Uebermuthes voll und ſein Verderben hinlänglich vorbereitet? Haben nicht die Gerichte Gottes

ſchon einen ſchauervollen Anfang genommen? Oder wie anders ſollen wir deuten, was im Norden geſchehen iſt, was die Welt bewundert und anbethet? Niedergeſtürzt und gefallen ſind die Frevler, aufgerichtet, triumphirend ſtehen die Gerechten! Beym Hinblicke auf dieſes alles, rufen wir aus: nun merke ich, daß der Herr ſeinem Geſalbten helfen will, und ihn erhöret hat in ſeinem heiligen Himmel! Ja er will ihm helfen, er will ihn entſchädigen für die ſchweren Erduldungen vieler Jahre, den hart Geprüften, ſein Recht will er ſchaffen dem Gerechten.

Der Herr verleihet den Sieg. Darum hoffen wir die heilige, die heilig-große Sache werde den Sieg davon tragen, jetzt werde ſie ihn davon tragen. Sie, die Sache der Wahrheit und der Tugend, die Sache Gottes und der Menſchheit, die Sache der Völker und der Jahrhunderte kann nie ganz unterdrückt werden. Noch immer ſind ihr aus ihren ſcheinbaren Niederlagen glorreiche Siege erwachſen. Jetzt, jetzt, in ihrer großen Bedrängniß, jetzt, wo wir ſie dem Untergange nahe ſehen, hoffen wir, werde der Heilige im Himmel ſie retten. Der Herr

verleihet den Sieg. Darum hoffen wir die gemeinschaftliche Sache werde ihn davon tragen — jetzt davon tragen, die Sache, für die so viele Herzen glühen, um die so viele edle Gemüther in Aengsten sind — erbarmen werde sich der Barmherzige im Himmel unser aller in unserm tiefen Elende.

Der die Schicksale der Völker entscheidet, entscheidet auch das Schicksal jedes Einzelnen, der in den heiligen Kampf zieht, weise und väterlich. Väter und Mütter, Gatten, Brüder und Schwestern, die Ihr die Geliebten entlasset und noch entlassen werdet, machet ihnen das Herz nicht weich weder durch laute Klagen, noch durch stummen Schmerz. Seyd stark und getrost! Ihr selbst habt sie ermuntert und angefeuert, und der gerechten, der heiligen Sache freudig geweiht. Gott habt Ihr sie geweiht. Unter seinen Augen werden sie stehen und streiten — unter dem Schutze der Allmacht. Die Haare auf Ihrem Haupte sind gezählt. Wer da fällt, der fällt nach dem Willen des Ewigen — und ohne seinen Willen fällt keiner —; zu Gottes Ehren fällt er, sich zum unvergänglichen Ruhme — ein Opfer der gerechten, der heiligen Sache; und herrlich wird ihm vergolten werden. Mögen sie denn hineilen, wohin Pflicht und

Ehre ſie rufen, begleitet von Euerm Segen und von Euern Gebethen — Gott mit ihnen! zu kämpfen den Kampf der Pflicht und der Ehre. Ihr ſehet ſie wieder, ſey es in dieſer, ſey es in jener Welt — die Helden, die Ueberwinder, die in der Prüfung Bewährten!

Du aber, erhabener Schutzgeiſt deines Volkes, mögeſt du die tapfern Schaaren umſchweben, wie deine Liebe unſterblich in allen Herzen wohnt. Dein Nahme fliege vor ihnen her — vor den Helden auf der Siegerbahn!

II.

Zur Feyer der Siege

bey Groß-Beeren, an der Katzbach, bey Kulm und bey Dennewitz: 1813.

Herr, du biſt groß und anbethungswürdig in allen deinen Thaten! Du ſtreckeſt deinen Arm aus, das Recht zu beſchützen, daß der Frevel nicht ferner es antaſte. Du ſtürzeſt zu Boden, was ſich wider dich erhebt, und ſegneſt und erhöheſt zur rechten Zeit, die dein Geſetz ehren, und Geduld haben, wenn es übel gehet. Auch unter uns haſt du deinen Nahmen herrlich gemacht. Dein Lob ſey in allen Herzen und auf allen Lippen, und von deinem Rechte zeuge unſer ganzes Leben!

Wir feyern heute einen Tag der Freude, und des Dankes, wie wohl ſelten Einer iſt gefeyert worden. Vier glänzende Siege ſind, in ſchneller Folge, faſt zu derſelben Zeit, errungen — durch die Weisheit, Kraft und Unerſchrockenheit großer Heerführer, durch die heldenmüthige Tapferkeit, durch die, Beſchwerden, Wunden und Tod verachtende, Ausdauer unſrer und der uns verbündeten Krieger. Mit Be-

wunderung und Ehrfurcht, mit lautem Frohlocken und ſtillen Huldigungen nennt man unſers Königes Nahmen unter den Völkern, die mit uns für Eine Sache, für die Sache der Menſchheit glühen und kämpfen; mit tiefer Bewegung nennt ſein Volk ſeinen Nahmen, den Nahmen des immer Verehrten, des immer Geliebten. Der Allmächtige hat das theure Leben, das er hochherzig, ſeiner ſelbſt nicht achtend, da es der heiligen Sache galt, in die Gefahr gab, behütet. Der alte vaterländiſche Ruhm hat ſich verjüngt, hat ſich zu neuer Größe und zu neuem Glanze erhoben. Ein übermüthiger, hohnſprechender Feind iſt gedemüthigt, zurückgewieſen, auf allen Seiten in die Flucht geſchlagen, und eines großen Theiles ſeiner Kräfte beraubt worden. Der als Sieger ſchon vorher ſich ankündigte iſt der Beſiegte; Waffen und Männer hat er in ungeheurer Zahl den Unſrigen überlaſſen müſſen — unter den letztern Einen, wegen ſeiner Grauſamkeit und ſeiner Frevel, allenthalben gehaßten und gefürchteten Anführer. Das Unglück, das unſrer Stadt, die der Feind als ſeine ſichere Beute betrachtete, ſo nahe war, das, wenn es uns erreicht hätte, nicht bloß uns, ſondern — was jeder Patriot noch wichtiger achtet — dem Ganzen ſo verderblich geworden wäre,

iſt von uns abgewendet, und der Feind von dem theuern vaterländiſchen Boden vertrieben, den Verwüſtungen, die er auf demſelben anrichtete, und den Bedrückungen, unter denen unſre Brüder ſeufzten ein Ende gemacht — gerettet das befreundete Gebieth, das er bedrohte, das er ſchon betreten hatte, welches zu verheeren, mit Schrecken und Jammer zu erfüllen ihn gelüſtete; und die Sieger eilen, dem Nachbar die heiß erſehnte Freyheit zu bringen.

Viel durften wir bey dem Wiederausbruche des Krieges von dem Geiſte der Befehlshaber, von der Stärke, dem Muthe und der Eintracht der verbündeten Heere erwarten. Aber unſre kühnſten Erwartungen ſind übertroffen, und mit geſtärktem Vertrauen ſehen wir der Vollführung des großen Werkes entgegen, an dem das Heil der Europäiſchen Völker hängt. Wir erblicken in den erkämpften Siegen die ſchöne Morgenröthe des heitern Tages, der, in Freyheit und Frieden, der geängſtigten und gequälten Menſchheit wieder aufgehen wird.

Das alles iſt es, deſſen wir heute vor Gott geſammelt uns freuen, und wofür heiße Dankgebethe aus unſern Herzen zum Himmel ſteigen ſollen. Unſre Herzen ſind voll dieſer Freude, voll dieſes Dankes; wir

bedürfen dazu nicht erſt der Erweckung. Aber Eine Urſache der Freude und des Dankes haben wir, die wohl weniger beachtet wird, und doch ganz vorzüglich die Beherzigung der Freunde Gottes und ſeines Rechtes verdient. Das Recht hat geſiegt; die heilige Gewalt des Rechtes, die wir auch in unſerm Unglücke nicht verkennen konnten, hat ſich uns herrlich kund gethan, der Vergelter im Himmel hat Gericht gehalten, und aus den Wolken geredet zu den Völkern der Erde. Wider die, die es verhöhnten und unterdrückten, und alles mit ihrem eiſernen Joche zu belaſten ſtrebten, hat das Recht ſich erhoben, und ſeinen ſchweren Arm ſie fühlen laſſen, und ſeine unvergängliche Ehre gegen ſie behauptet. Daß keine Macht auf Erden wider das Recht kann, daß das Recht, wenn es auch äußerlich zuweilen unterliegt, doch ewig recht bleibt — furchtbar allen Böſen, freundlich allen, die es mit ihm halten, das iſt heute der Triumph unſrer Herzen.

Pſalm 94. V. 12 — 15.

Wohl dem, den du Herr züchtigeſt, und lehreſt ihn durch dein Geſetz,

daß er Geduld habe, wenn es übel gehet, bis dem Gottloſen die Grube bereitet werde.

Denn der Herr wird ſein Volk nicht verſtoßen, noch ſein Erbe verlaſſen.

Denn Recht muß doch Recht bleiben, und dem werden alle fromme Herzen zufallen.

Der Pſalm, aus welchem dieſe, unſerer gegenwärtigen Betrachtung vorgeſchriebenen, Worte entlehnt ſind, enthält Anrufungen Gottes wider trotzige, das Recht übermüthig unter die Füße tretende Feinde. Erhebe dich, heißt es im Anfange deſſelben, du Richter der Welt, vergilt den Hoffärtigen, was ſie verdienen; Herr wie lange ſollen die Gottloſen prahlen, und ſo trotziglich reden, und alle Uebelthäter ſich ſo rühmen? Im Texte ſelbſt finden wir des Frommen unerſchütterliches, in den ewigen Geſetzen Gottes begründetes, Vertrauen auf die heilige Gewalt des Rechtes ausgedrückt.

Mit dieſer heiligen Gewalt des Rechtes, die ſich unter uns ſo herrlich kund gethan hat, ſoll ſich jetzt unſre Andacht beſchäftigen.

Laſſet uns erwägen

erſtens, wie ſie auch in der unglücklichen Zeit, wo das Recht äußerlich unterliegen mußte,

zweytens, wie ſie aber vorzüglich in den Sie-

gen, die wir heute feyern, offenbar geworden ſey.

1.

Nicht immer kann das Recht im äußerlichen Kampfe mit dem Unrechte den Sieg davon tragen; häufig genug ſehen wir es dieſem Kampfe unterliegen, und wir ſelbſt ſind eine Reihe von Jahren hindurch von der gewaltſamſten Unterdrückung des Rechtes Zeugen geweſen, an uns haben wir ſie, o mit welchem tiefen Schmerze! empfunden. Allerdings will Gott, daß das Recht auf Erden herrſche, denn er hat ja das Geſetz des Rechtes und das mächtige Gefühl für das Recht dem Menſchen in das Herz gegeben. Aber er hat noch höhere, uns oft unerforſchliche, immer aber auf das Beſte der Welt, auf die Bildung und Wohlfahrt des menſchlichen Geſchlechtes oder auf die Heiligung unſrer Seelen gerichtete Abſichten, um derentwillen das Recht auf Erden, die ohnehin nicht der Schauplatz der göttlichen Vergeltungen ſeyn ſollte, zuweilen äußerlich aufgeopfert werden muß. Darum iſt dem Unrecht ſeine Zeit gegeben, wo es, zwar nicht unumſchränkt, aber doch mit großer Freyheit, wirken kann — zur Prüfung der Guten, zur Beförderung der erhabenen Endzwecke Gottes, zu ſeinem eignen

Verderben. Der Heilige ſelbſt mußte das empörendſte Unrecht leiden, daran hing die Rettung der Welt. Dies, ſpricht er, iſt eure Stunde und die Macht der Finſterniß. Von dieſen höhern Abſichten unterrichtet den Frommen das Geſetz, daß er Geduld habe, wenn es übel gehet.

Doch auch in den Zeiten der Unterdrückung offenbart ſich die heilige Gewalt des Rechtes. Denn oft iſt es eben die größere Verherrlichung des Rechtes, was der Regierer der Welt beabſichtigt, indem er dasſelbe eine Zeit lang der Unterdrückung Preis gibt.

Dem Böſen wird geſtattet ſich über das Recht zu erheben, und es in ſeinem Uebermuthe auf alle Weiſe zu mißhandeln, damit ihm ſelbſt, wie es im Texte heißt, die Grube bereitet werde. Sein Untergang iſt beſchloſſen. Aber eine Reihe von Verknüpfungen ſoll ihn herbey führen, ſo will es die göttliche Ordnung; auf dem Wege des Glückes, der Ehre, des Sieges ſoll er dieſen Untergang finden; ſeine Verblendung, ſeine Gewaltthat, ſein verwägener Trotz ſoll ihn ſtürzen, damit der Triumph des Rechtes herrlicher durch die Welt ſtrahle. Weil ihnen bisher alles gelungen war, darum glaubten die Feinde

des Rechtes, es könne nie und nimmer ihnen fehlen, auch das Letzte glaubten ſie noch unternehmen zu müſſen, des glücklichen Erfolges ſchon gewiß, das Aeußerſte glaubten ſie ſich gegen die Beſiegten erlauben zu dürfen. Da erlitten ſie jene fürchterliche Niederlage, in der alle Zeiten ein ſchrecklich warnendes Beyſpiel des beſtraften Uebermuthes mit Entſetzen erblicken werden. Dorthin riß ſie ihr ſtolzer Wahn, wo ihnen die Grube bereitet war. Von neuem mußten vor Kurzem die Vertheidiger des Rechtes der Uebermacht weichen. Da klagten ſo viele, der Herr habe nun doch verſtoßen ſein Volk und verlaſſen ſein Erbe, und die Kleinmüthigen, die nicht gelernt haben, auf die Wege des Herrn achten, die Enthüllung ſeiner Rathſchlüſſe erwarten und Geduld beweiſen, wenn es übel geht, gaben alles verloren. Aber wie iſt es doch nun allen ſo klar geworden: auch da übte das Recht ſeine heilige Gewalt! Von neuem riß der ſtolze Wahn die Feinde des Rechtes dahin — in die offnen Abgründe des Verderbens; das Recht herrſchte über ſie, während ſie meynten, es bezwungen zu haben.

Zuweilen muß das Recht zurücktreten, weil die Erkenntniß und der Sinn des Rechtes von

den meiſten gewichen ſind, oder weil doch keine Begeiſterung für das Recht mehr bey ihnen angetroffen wird. Nicht als ob Gott der menſchlichen Erkenntniß oder des menſchlichen Armes bedürfte, um ſeine Ordnung aufrecht zu erhalten; aber der Menſch ſoll die Wichtigkeit der Güter, welche dieſe Ordnung in ſich ſchließt, empfinden; er ſoll ſie nicht träge, nicht kaltſinnig, nicht undankbar beſitzen; er ſoll ſich um ſo mehr durch gefühlvolle Anerkennung und eifrige Anſtrengungen ihrer werth zeigen, je koſtbarer oder je ehrwürdiger ſie ſind. Ueberdies liegt weniger daran, daß das Recht äußerlich auf Erden herrſche, als daran, daß es in den Gemüthern der Menſchen lebe, weniger daran, daß es den ihm gebührenden Rang einnehme, als daran, daß die Geiſter von ihm erleuchtet ſind, und die Herzen für dasſelbe glühen, daß es aus dem Innern der Menſchen hervorbreche, und gewaltig in's Leben dringe. In den Zeiten, wo das Recht gilt, und allenthalben ſichern Schutz findet, werden die Menſchen leicht gegen dasſelbe gleichgültig; das Gefühl für das Recht wird allmählich abgeſtumpft; es vermiſchen ſich mit dieſem Gefühle allerley unreine Bewegungen des Gemüthes, Leidenſchaften, die es verunſtalten und ver-

fälſchen; man erblickt in dem was geſchieht eher alles andre als die Beziehung auf das Recht; man beurtheilt die menſchlichen Handlungen nach den Regeln der Klugheit, nicht nach den Grundſätzen des Rechtes; zuletzt verſchwindet ſo gar die Erkenntniß desſelben. Aber, wenn nun das Recht auf eine empörende Weiſe verletzt wird, die Gewaltthätigkeit ſich auf ſeinen Thron ſchwingt, der Uebermuth es unter die Füße tritt, und alles darunter leidet; wenn es ſich nun zeigt, welche fürchterliche Wirkungen die Verachtung des Rechtes hervorbringt: dann erwacht, dann reinigt ſich der Sinn für das Recht; dann regen ſich alle Kräfte; dann erhebt ſich eine edle Begeiſterung in den Gemüthern. Das haben wir an uns ſelbſt erfahren. Ach, auch unter uns wurde häufig nach dem Rechte nicht mehr gefragt; in vielen Stücken kannten wir das Recht nicht mehr; der eigne Vortheil wurde höher geachtet als das Recht; wir verließen uns auf alles andre, nur nicht auf das Recht; es dünkte vielen wohl gar Schwärmerey und Thorheit zu ſeyn. Da mußte das Recht von uns weichen, damit wir erkennten, wie wir an demſelben geſündigt hatten. Als das fürchterliche Unrecht uns zu Boden drückte, und nahmenloſe Leiden über uns brachte, lernten wir

das Recht verſtehen und ehren, fühlten wir ſeine heilige Gewalt an uns. Auch in dieſer Hinſicht diente das Unterliegen des Rechtes zu ſeiner Verherrlichung.

Nicht genug, daß wir die Erkenntniß und den Sinn des Rechtes beſitzen, daß unſre Herzen für das Recht begeiſtert ſind; das heilige will wohnen in heiligen Gemüthern; keine Schande ſondern jede Art der Ehre ſoll bey ihm angetroffen werden — die Gottesfurcht, die Weisheit, die Würde, die Mäßigung, die Großmuth, die Liebe, die Beſcheidenheit, die Treue, die heilige Sitte, die Werthachtung alles Edeln, das uneigennützige Streben nach allem Vortrefflichen. Es verhüllt ſeine Herrlichkeit, es läßt ſich vom Unrechte erniedrigen und mißhandeln — und darin eben zeigt ſich ſeine heilige Gewalt — wenn diejenigen, auf deren Seite es iſt, durch Gottesvergeſſenheit, Leichtſinn, Thorheit, Mangel an wahrem Ehrgefühl, Schlaffheit der Grundſätze, herabwürdigende Ausſchweifungen, Selbſtſucht, Stolz und Uebermuth, Geringhaltung des Ehrwürdigen, durch Lüge und Trug es entweihen; damit ſie über ihren ſittlichen Zuſtand zur Beſinnung kommen, dem unter ihnen herrſchenden Verderben ſteuern, und

zu beſſern Geſinnungen ſich erheben. Auch wir bedurften, aus unſerm Schlummer geweckt, an unſern ſittlichen Verfall erinnert, zu einer ernſtlichen Beſſerung nachdrücklich aufgefordert zu werden. Wir mochten wohl unſers Rechtes uns rühmen; aber das Recht erkannte uns nicht für die Seinigen. Das Unrecht überwältigte uns, damit wir inne würden, wir müßten würdig ſeyn, das Recht zu bewahren und zu vertheidigen. Ernſthaften Beobachtern konnte das nicht verborgen bleiben, das Geſetz Gottes belehrte ſie über ſeine Abſichten; der Gang der Ereigniſſe, ihr Zuſammenhang mit dem ſittlichen Verderben wies ſie darauf hin; ſie bekannten, es müſſe anders mit uns werden, daß das Recht bey uns eine würdige Stätte finde; ſie ſtimmten ein in den Ausruf des Textes: wohl dem, den du Herr züchtigeſt! Wären die Züchtigungen Gottes fruchtlos geblieben: dann hätte vielleicht das Recht nicht geſiegt, aber es hätte ſich nichts deſto weniger in ſeiner heiligen Gewalt offenbaret — die Unterdrückung wäre ihm nichts deſto weniger Verherrlichung geweſen. Mußte nun der Gerechte leiden mit dem Schuldigen: ſo unterwies ihn Gottes Geſetz, daß er Geduld habe im Glauben an die höhern Zwecke die

durch dieſes Leiden wohlthätig an ihm erreicht werden ſollten, und in der gewiſſen Zuverſicht, einſt, am Tage der groſſen Entſcheidung, werde doch das Recht und auch ſein Recht in das helle Licht treten. Und alle, die für das Recht, das ſie in einem reinen Herzen trugen, und mit heiligen Empfindungen liebten, gefallen ſind, und auf Erden ſeinen Sieg nicht geſehen haben, haben es gefühlt, und ſich damit getröſtet, daß dem Rechte die ewigen Ehren gebühren, und daß dort die edeln Unterdrückten, die würdigen Streiter des Rechtes den unvergänglichen Lohn empfangen.

In den Zeiten der Unterdrückung offenbart das Recht, zweytens, ſeine heilige Gewalt immer und überall durch ſein fortdauerndes Beſtehen in ſich ſelbſt und in den Gemüthern der Menſchen. Das Recht zeigt ſich in ſeinem Weſen — ewig — unveränderlich — feſt gegründet in ſich ſelbſt — unabhängig von ſeinem Schickſal — unabhängig von aller menſchlichen Macht und von allem Wechſel menſchlicher Dinge. Recht muß doch Recht bleiben, heißt es im Texte; und es bleibt Recht, es mag geachtet oder verachtet ſeyn, es mag geduldet oder verfolgt werden, es mag überwinden

oder unterliegen; eben wo es verachtet, verfolgt wird, unterliegt wird am ſtärkſten gefühlt, daß Recht doch Recht bleiben muß. So wenig du das Meer in engere Ufer einſchließen, ſo wenig du die Gewalt des Sturmes hemmen, ſo wenig du den Lauf der Himmelskörper lenken und ſie in andre Bahnen weiſen, ſo wenig du den Tag in Nacht verwandeln kannſt: ſo wenig kannſt du dem Rechte gebieten, daß es nicht Recht ſey, und als Recht ſich kund thue in allen Herzen und Gewiſſen. Die Menſchen können das Recht mißhandeln — vertilgen können ſie es nicht; eine heilige und unüberwindliche Gewalt ſteht es ihnen gegenüber; der Mächtigſte iſt wie ein ſchwaches Kind, wo das Recht ihm gegenüber ſteht; aller Frevel, der an demſelben geübt wird, dient nur dazu, es als das ewige, unveränderliche Recht darzuſtellen. Als das Recht wird es erkannt von denen, die es mit dem Rechte halten, und für dasſelbe ſtreiten — als das Recht von denen, die es feigherzig verlaſſen, in ihrer tiefen Beſchämung, in den Verurtheilungen ihres Gewiſſens — als das Recht von den Gewaltthätigen, die ſich über dasſelbe erheben, und es unter ihre Füße treten. Daß das Recht mit uns ſey, und Recht bleibe, das wußten und fühlten wir,

als der groſse Kampf mit geringen Kräften begonnen wurde, darauf haben wir uns verlaſſen, und ſind in dieſem Wiſſen und Fühlen ſtark geweſen; das wuſsten und fühlten wir, und behielten Muth und Hoffnung nach den erſten vergeblichen Anſtrengungen; und bey fortdauernden unglücklichen Erfolgen hätte nichts uns dieſe Ueberzeugung, dieſes Hochgefühl nehmen ſollen; im Aeuſserſten des Druckes und des Elendes wäre keiner unter uns von dem Rechte abgefallen, keiner hätte es verläugnet; wir konnten nicht anders, als mit dem Rechte. Daſs das Recht mit uns ſey, und Recht bleibe, das wuſsten die Fürſten und die Völker, die es noch nicht bekennen durften, die noch wider uns ſtreiten muſsten — nicht wenige fühlten es mit glühendem Unwillen über ihr widerwärtiges Schickſal, über die heilloſen Anſtrengungen, zu denen ſie verurtheilt waren. Und ſelbſt jene, die das Recht haſſen und zu vertilgen ſuchen, fühlen ſie nicht ſeine Gewalt? toben ſie nicht wider das Recht, weil ſie es fürchten? häufen ſie nicht Verbrechen auf Verbrechen, um ſich an dem Rechte zu rächen, daſs es gegen ſie iſt, und ſie es nicht bezwingen können? knirſchen ſie nicht vor Wuth, daſs es ihnen nicht gehorchen will, und ihrer raſenden Ohnmacht ſpottet, und

immer und ewig Recht — das gefürchtete und furchtbare Recht bleibt?

2.

Wie sehr indeß diese Betrachtungen geeignet sind, unsre Herzen zu erheben; wir konnen doch nicht anders als mit tiefem Bedauern und mit einem heiligen Schmerze das Recht in der Welt unterliegen sehen. Aber wohl uns, nicht mit diesem Bedauern, mit diesem Schmerze, mit hoher und heiliger Freude sind wir heute hier erschienen, den Triumph des Rechtes zu feyern! Das Recht hat gesiegt, herrlich gesiegt, es ist nicht bloß Recht geblieben, sondern hat auch äußerlich in glänzenden Erfolgen als das Recht sich erwiesen. Denn von ihm, unter der Leitung Gottes, müssen wir herleiten, was wir heute bewundern, worüber wir vor Gott anbethen.

Recht muß doch Recht bleiben, dem werden alle fromme Herzen zufallen. Und sie sind ihm zugefallen, uns sind sie zugefallen, weil wir für das Recht stritten. Unserm Rechte verdanken wir die edeln, die tapfern, die mächtigen Bundesgenossen, unter deren treuem Beystande es uns gelungen ist, das Recht geltend zu machen. Nein, die Freunde, die Vertheis-

diger des Rechtes ſind nicht ungerecht, nicht undankbar. Wir bekennen gern, wie viel wir jenen ſchuldig ſind, wir geben ihnen gern die Ehre, die ihrer Einſicht, ihrem Heldenmuthe, ihrer Standhaftigkeit, ihren ruhmvollen Anſtrengungen gebührt. Ohne ſie wären wir zu ſchwach geweſen, um uns, im Kampfe mit jenen gewaltigen Streitkräften uns gegenüber, zu behaupten. Das hat uns ja die Erfahrung gelehrt, das haben wir ja ſelbſt häufig genug eingeſtanden. Wodurch aber ſind ſie uns gewonnen worden die edeln, die tapfern, die mächtigen Bundesgenoſſen? das Recht hat ſie uns zugeführt. Sie erkannten, ſie fühlten unſer Recht — auch ihr Recht — das Recht der Menſchheit. Sie verſchmähten die Vortheile, die ihnen angebothen wurden; mit dem Rechte wollten ſie es halten, das Recht ſollte ſiegen. Und wir konnten ihnen nichts anbiethen, als ihr Recht, das ihnen, eben als das Recht, mehr denn alles war, und etwas anders verlangten ſie nicht. Wo das Recht den großen Kampf mit dem Unrechte hochherzig kämpft, da nehmen alle, in denen nicht Eigennutz und Leidenſchaft die beſſern Gefühle gänzlich erſtickt haben, und die nicht, in langer Knechtſchaft oder in erſchlaffenden Sinnengenüſſen, gegen die höhern Güter des Lebens

gleichgültig geworden ſind, den lebhafteſten Antheil. Wo das Recht ſeine gewaltige Stimme erhebt, da ſtehen die Völker auf, und ſammeln ſich, um, im Streite für das Recht, Gottes Sache zu führen, und ſich unſterbliche Ehre zu gewinnen. O, noch viel mehr wären uns zugefallen, wenn ſie gekonnt hätten. Ihr alle wäret uns zugefallen, deutſche Brüder, die Ihr mit uns das Unrecht gelitten, wenn ihr gekonnt hättet! Und wir wiſſen, Ihr werdet uns zufallen, dem Rechte werdet Ihr zufallen, ſo bald es Euch möglich iſt; wir wiſſen, Euer Herz hat ſchon längſt dem Recht angehört, immer hat Euer Herz für das Recht geglüht.

Doch es bedurfte auch der erleuchteten Einſicht und der kraftvollen Anſtrengung; und daß es daran nicht gefehlt habe, das bezeugen die glänzenden Erfolge, deren wir uns freuen. Durch Weisheit und Tapferkeit ſind die Siege, die wir heute feyern errungen worden, das bezeugen alle Nachrichten, die zu uns gelangt ſind, zum herrlichen Ruhme der Sieger. Die Kraft des Geiſtes aber, die umfaſſende, die ordnende, die ſchnell ergreifende, die beharrlich das Ziel verfolgende, kommt zu einem bedeutende Theile aus dem Herzen; und wie mächtig zeigt ſich

da nicht der Einfluß des Rechtes! die Ruhe, die Besonnenheit, die Geistesgegenwart, die Umsicht, die geschwinde und kräftige Entschlossenheit, die zu einer weisen Leitung großer Dinge erfordert werden — wo sollen wir sie suchen, wenn nicht bey denen, die sich ihres Rechtes bewußt sind? Das Bewußtseyn des Rechtes verbreitet ein helles Licht durch das ganze Gebieth unsrer Gedanken, während das, wenn auch nur dunkle, Gefühl des Unrechtes den Geist verfinstert, und nicht selten die Klugen zu Thoren macht, während die Feinde des Rechtes, von Leidenschaften entbrannt, sich übereilen, sich verwirren, sich selbst entgegen handeln. Und was hat den Muth der Unsrigen gestählt und ihre Stärke erhöht? Das Gefühl ihres Rechtes! nur das Gefühl des Rechtes kann solche Thaten hervorbringen. Großes thut der Mensch um Vortheile zu gewinnen, aus Ehrbegierde — Größeres, um sein Eigenthum zu beschützen und um Beleidigungen zu rächen — das Größte, um sein Recht zu vertheidigen. Wo es darauf ankommt, das Recht zu vertheidigen, da ist jeder ein Held, da kämpft der Schwache mit Löwenmuth. Sein Recht ist ihm mehr als Ehre, Gut und Leben; er erblickt darin nicht bloß das Seinige sondern auch das Hei-

lige; er beſitzt es nicht bloß auf Erden, ſondern es gilt auch im Himmel. Von dem Gedanken des Rechtes, von dem Gedanken, daß das Recht ewig Recht bleibt war das Heer der Verbündeten beſeelt. Die Feinde ihm gegenüber waren größten Theils zuſammen getriebene Schaaren knechtiſch gehorchend der tyranniſchen Willkühr und gedankenlos vollſtreckend die Befehle ihres Herrn — wenige von falſchem Ehrgeize geſtachelt, viele allein von der Luſt nach Beute entbrannt, die Beſſern unwillig und widerſtrebend; ſolche können denen nicht widerſtehen, in denen das Gefühl des Rechtes ein verzehrendes Feuer iſt. Jedes Erhabene und Gewaltige knüpft ſich an den Gedanken des Rechtes; es gibt nichts Erhabenes und Gewaltiges mehr, alles wird klein und verächtlich, ſelbſt das Heilige ſinkt zum Gemeinen herab, wo kein Recht iſt. Darum vermag der Menſch ſo Großes zu thun für das Recht. Des Rechtes heilige Gewalt vollbringt durch ihn das Große.

Die zahlreichſten Heere, die erleuchteteſten Einſichten, die kraftvollſten Anſtrengungen leiſten noch nicht völlige Bürgſchaft für den Sieg; viel hängt auch hier, wie in allen menſchlichen Dingen, von Umſtänden ab, über die kein Menſch zu gebie-

then hat, die allein der Regierer der Welt zu lenken vermag. Die Menſchen kämpfen, und mit ihnen oder wider ſie kämpfen die Elemente — kämpfen mannichfaltige Ereigniſſe, die wir zufällig nennen, weil wir ſie nicht vorherſahen, nicht vorherſehen konnten. Auf dieſe Weiſe ſind nicht ſelten die zahlreichſten Heere in die Flucht geſchlagen und aufgerieben worden, die erleuchteteſten Einſichten und die kraftvollſten Anſtrengungen vergebens geweſen. Aber auch die Umſtände haben ſich diesmal gefügt der heiligen Gewalt des Rechtes; und können wir nicht darauf rechnen, daß dies immer geſchehe, ſo ſoll uns das doch nicht verhindern, die heilige Gewalt des Rechtes in dieſer ihrer glorreichen Offenbarung anzuerkennen. Bey uns iſt wahr geworden, wie es im Texte heißt: der Herr wird ſein Volk nicht verſtoßen, noch verlaſſen ſein Erbe. Denn welches Volk darf ſich rühmen ſein Volk und ſein Erbe zu ſeyn? Dasjenige, bey welchem das Recht wohnt, das dieſes Recht erkennt, dafür begeiſtert iſt, es in jeder Hinſicht alles bey ſich gelten läßt, es in einem heiligen Herzen bewahrt, und mit frommen Sinne vertheidigt. Mag nun zu dem letztern wohl noch vieles uns fehlen: ſo können

wir doch mit Wahrheit behaupten, es ſey beſſer, bedeutend beſſer bey uns geworden; ſo können wir uns doch in ſo fern das Volk des Herrn und ſein Erbe nennen, als das Recht bey uns angetroffen, von uns erkannt und geehrt wird, als für dieſes Recht alle Herzen glühen, und nicht wenige ſich ihm mit einem frommen Sinne geweiht haben. Ja, um des Rechtes willen hat der Herr uns geholfen; dem Rechte wollte er den Sieg geben, das Recht wollte er verherrlichen; die Welt ſollte erfahren, dem Rechte gebühre der Sieg und die Ehre, wenn es auch zuweilen um höherer Abſichten willen unterliege. Das Recht iſt die heilige Gewalt, der, ſo bald es die höhern Abſichten Gottes geſtatten, und die Menſchen leiſten, was ſie ſollen, auch die Kräfte der Natur gehorchen müſſen. Im Ganzen ſtrebt alles zum Rechte hin, ſelbſt das ihm Widerſtrebende, und zuletzt im Laufe der Zeiten herrſchet das Recht, als Gottes unwandelbare ewige Ordnung. Recht muß doch Recht bleiben. Sein iſt die Ehre, ſein ſind die Siege im Himmel und auf Erden.

So freue ſich denn heute unſre Seele Gottes und ſeines Rechtes! Nicht deſſen wollen wir uns freuen, daß unſre Widerſacher geſtürzt, daß die Bö-

ſen mit Schmach bedeckt ſind, daß die verdiente Strafe ſie getroffen hat. Keine unheilige Empfindung miſche ich in die frohen Bewegungen unſers Herzens. Eine edle, eine chriſtliche Freude ſey die unſrige. Deſſen wollen wir uns freuen, daß dem Böſen geſteuert, der Gewaltthätigkeit ein Ziel geſetzt, das Unrecht in ſeiner Schändlichkeit und Verächtlichkeit dargeſtellt, ein großer Theil ſeiner Kräfte zerſtört, das Verderben von uns abgewendet, für die gute Sache ſo Großes gewonnen, das Recht mit uns geweſen und Recht geblieben iſt in jeder Hinſicht, daß Gott ſeine Ordnung aufrecht erhält, daß er zum Gerichte ſich erhoben hat unter den Völkern, und die Völker ſeine Gerechtigkeit anbethen, daß er den König und unſer Volk gewürdigt ſiegreiche Streiter ſeines Rechtes zu ſeyn, daß durch unſre Söhne, Gatten und Brüder Gottes Recht verherrlicht worden. Nirgend erſcheint Gott ſo groß, ſo verehrungswürdig, als wo er das Recht beſchützt und ihm zum Siege verhilft. Und dieſes Recht war unſre Rettung, unſer und unſrer Kinder Heil, das Heil ſo vieler Völker, die noch ſeufzen unter dem Drucke, und die wir nun hoffen dürfen auch bald befreyt zu ſehen.

Heilig gelobe heute ſich unſre Seele dem Rechte!

Gottes Recht wohne unter uns in der Furcht ſeines Nahmens und in der ehrerbiethigen Scheu vor ſeinem Geſetze, in Zucht und Sitte, in Mäßigkeit und Keuſchheit, in Sanftmuth und Demuth, in Reinheit des Herzens und in allem was Pflicht und Liebe verlangen, daß bey uns überall und in allen Ständen der Ernſt und die Würde des Rechtes mit der wahren Ehre gefunden werde. Feyerlich geloben wir, es feſt und unverbrüchlich mit dem Rechte zu halten, ihm jedes Opfer zu bringen, und das Gedächtniß der Brüder, die für dasſelbe ihr Leben gelaſſen, in treuem Herzen zu bewahren. O, und der Tauſenden, die an ihren Wunden darniederliegen, und von denen, ungeachtet der reichen Gaben, welche die Liebe ſo willig und freudig hingegeben, es noch ſo vielen an dem Unentbehrlichſten fehlt, laſſet uns ihrer nicht vergeſſen! Unſre Brüder ſind ſie, für uns, für unſer Recht haben ſie geblutet; laſſet uns nicht müde werden Erquickung zu ſenden, Hülfe zu leiſten. Das Liebſte ſey uns nicht zu koſtbar, das Mühſamſte nicht zu beſchwerlich. Das Letzte werde nicht geſchont. Die beßre Zeit, für die ſie gekämpft haben, wird alles überſchwänglich erſetzen. Wenn heute für ſie geſammelt wird, dann gebe nicht der überlegende Verſtand, ſondern das volle, dankbare,

tief gerührte Herz. So dürfen wir vertrauen, der Herr werde ferner mit uns seyn, er werde seine Sache herrlich hinausführen. Das Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht. Der Herr hilft den Gerechten, er ist ihre Stärke in der Noth. Wie sein Nahme ist auch sein Ruhm, bis an der Welt Ende, seine Rechte ist voll Gerechtigkeit. Auf diesen Gott hoffen wir, sein gewaltiger Arm wird uns halten und helfen.

III.

Zur

Feyer der Siege bey Paris

und des darauf erfolgten

glorreichen Einzuges der verbündeten Mächte in diese Hauptstadt

den 17ten April 1814 in der Hof- und Dom-Kirche zu Berlin vor dem Hofe, den Gesandschaften, den höchsten Militär- und Civil-Behörden, den Landes-Deputirten ꝛc.

Um deinen Geist, o Herr, flehen wir, daß er uns erleuchte und heilige zur würdigen Feyer, daß er in uns wecke die Gefühle, Gesinnungen und Bestrebungen, die dem Feste, das du uns gemacht, und dem herrlichen Werke, das du, ewig Herrlicher, zum Erstaunen und zur Freude der Welt ausgeführt hast, angemessen sind. Heilig ist, Gott, dein Weg; du hast Wunder gethan und deine Macht bewiesen unter den Völkern; du hast dein Volk erlöset gewaltiglich. Gelobet sey dein herrlicher Nahme, und alle Welt werde voll deines Ruhmes!

Manches glänzende Fest haben uns die glorreichen Begebenheiten der neuen Zeit, in der wir leben, be-

reitet — keins ſo glänzend als das, zu deſſen Feyer wir jetzt verſammelt ſind, und noch nie ſind wir mit einem ſo frohen Herzen und ſo voll der angenehmſten Hoffnungen hier erſchienen, dem Regierer der Welt tiefgefühlten Dank darzubringen, als an dem heutigen Morgen. Wie viel Urſache wir auch hatten, uns der frühern großen und glücklichen Ereigniſſe zu freuen: der Blick auf die Zerſtörungen und all' den Jammer in unſrer Nähe, bange Beſorgniſſe, deren wir uns nicht ganz zu erwehren vermochten, ſo lange der Feind über eine bedeutende Macht gebieten konnte, und die weite, dunkle Ferne, in der wir das Ziel der Leiden und Kämpfe zu ſehen glaubten: das alles geſtattete uns nicht, uns den unvermiſcht freudigen Gefühlen zu überlaſſen, die uns heute beſeelen.

Fern von der vaterländiſchen Gränze, mitten in dem bisher feindlichen Gebiethe ſind die Siege errungen worden, deren wir heute in dankbarer Rührung vor Gott gedenken. Deutſchlands, ſo oft mit Blut getränkte, ſo oft von allen Schreckniſſen und Gräueln und Verheerungen des Krieges heimgeſuchte, Gefilde ſind dies Mahl nicht der Schauplatz ſeiner Verwüſtungen und ſeines Elendes geweſen. Das ſiegreiche Heer hat die Kräfte theils aufgerieben, theils zerſtreut,

theils entwaffnet, theils mit ſich vereinigt, die der Feind faſt als ſeine letzten betrachten mußte: denn mit den ſchwachen und unzuverläſſigen Ueberreſten, die ihm geblieben ſind, wird er ſchwerlich noch Einen Kampf wagen dürfen, nur in der Verzweiflung könnte er ihn wagen. Seine Hauptſtadt, mit allem, was ſie an Hülfsmitteln beſitzt, mit den zuſammengeraubten dort aufgehäuften Schätzen der Völker, mit den, einſt zahlreich dort hingeführten Trophäen, iſt in der Gewalt der Sieger. Sie, die ſeine Geſinnungen zu theilen, die ihm am treueſten ergeben zu ſeyn ſchien, von der man einen hartnäckigen Widerſtand glaubte fürchten zu müſſen, hat willig den Siegern die Thore geöffnet, mit Freundesgeſinnungen und offnen Armen ſie empfangen, mit lautem Jubel ſie als ihre Retter begrüßt, und ſich freudig für die gerechte Sache, für die Sache der Menſchheit erklärt. O, des herrlichen Tages, da der hochherzige König und ſein erhabener Freund, an der Spitze ihrer Heere, umjauchzt von der freudetrunknen Menge, im Triumphe einzogen in die Stadt, die nun wieder eine Königsſtadt iſt! Das Volk hat ſich durch ſeine Stellvertreter losgeſagt von dem ehrſüchtigen Eroberer, von dem Feinde der Menſchheit, der ihm den Haß der ganzen Welt zugezogen,

der seinen Nahmen schändete, seinen Charakter zu Grunde richtete, des Volkes Söhne und des Volkes Blut seinen unersättlichen Leidenschaften opferte, und unermeßliches Elend unter demselben verbreitete. Es hat das schwere Joch von seinen Schultern abgeworfen, seinen rechtmäßigen Herrn anerkannt, und sich an Europa's gesittete und menschliche Völker angeschlossen; und fast verlassen steht im Gefühle seiner Ohnmacht der Mann, vor dem die Welt zitterte. Freyheit ist errungen, Freyheit versichert den Völkern der Erde, und bald wird ein dauerhafter Friede die Völker beglücken. Sie ist bereits als unser zu betrachten diese kostbare, heißerflehte Segnung des Himmels. —

Als der große Kampf begann, da schmeichelten uns unsre kühnsten Hoffnungen nicht, daß es dahin kommen werde. Schlachten hofften wir zu gewinnen, den übermüthigen Feind hofften wir zu demüthigen, über seine Gränzen zu treiben, und zu einem Frieden zu nöthigen, der uns für die erduldeten Leiden und dargebrachten Opfer einiger Maßen entschädigen, und uns in den Stand setzen könnte, künftigen Angriffen desselben, auf die wir gefaßt seyn mußten, eine Macht, die ihnen gewachsen wäre, entgegen zu stellen. Seine

völlige Vernichtung, die allein einen dauerhaften Weltfrieden zu verbürgen vermochte, schien unter die eiteln Träume überspannter Gemüther zu gehören — selbst noch nach jener glorreichen Völkerschlacht.

Was weit über die kühnsten Hoffnungen geht, ist geschehen. Der Herr hat es herrlich gewendet. Ihm gebührt die Ehre. Das soll heute das herrschende freudige Gefühl unsers Herzens seyn. Lasset uns zu dem Ende in dem, was geschehen ist, sein Werk und seine Verherrlichung, betrachten.

Psalm 77. V. 14 — 16.

Gott dein Weg ist heilig, wo ist so ein mächtiger Gott, als du, Gott, bist? Du bist der Gott, der Wunder thut; du hast deine Macht bewiesen unter den Völkern. Du hast dein Volk erlöset gewaltiglich.

Die, für die heutige Andacht vorgeschriebenen Textesworte stimmen so genau zu den glorreichen Ereignissen, deren wir heute in dankbarer Rührung vor Gote gedenken, als ob sie in Beziehung auf dieselben wären gesprochen worden. Ueberlassen wir uns den Eindrücken und Gefühlen, welche diese Ereignisse in religiösen Gemüthern hervorbringen müssen: so können wir nicht anders, als mit dem heiligen Dichter aus-

rufen: Herr dein Weg iſt heilig; du biſt der Gott, der Wunder thut; du haſt deine Macht bewieſen unter den Völkern; du haſt dein Volk erlöſet gewaltiglich. Auf der andern Seite gibt es keine fruchtbarere Anſicht dieſer Ereigniſſe, als die, zu welcher die Worte des heiligen Dichters uns führen, die alles enthalten, was heute vorzüglich unſre Beherzigung verdient. Darum wollen wir uns mit unſrer Betrachtung ganz an ſie anſchließen, und von ihnen geleitet erwägen:

Wie Gott ſich durch die glorreichen Ereigniſſe, deren wir heute in dankbarer Rührung gedenken, verherrlichet hat.

1. Er hat gezeugt, daß ſein Weg heilig iſt,

2. Er hat Wunder gethan, und ſeine Macht bewieſen unter den Völkern,

3. Er hat ſein Volk erlöſet gewaltiglich.

1.

Heilig ſind alle Wege des Herrn: denn alle führen zu heiligen Zielen. Aber oft ſtehen dieſe Ziele in ſo weiter Entfernung, daß unſer ſchwaches Auge ſie nicht erreichen, und noch weniger den Weg Gottes bis dahin verfolgen kann; auf vielen ſeiner

Wege ruht überdies tiefes nächtliches Dunkel. Was Gott thut, veranſtaltet, geſchehen läßt, iſt immer auf die edelſten, erhabenſten und wohlthätigſten Zwecke berechnet, dahin gerichtet, daß die Macht der Finſterniß eingeſchränkt und geſchwächt, die Kräfte des Lichtes aber vermehrt und erhöhet werden, und ihren beſeligenden Einfluß immer weiter verbreiten, daß das Böſe ſeine verdiente Strafe finde, und in ſein Verderben ſtürze, daß Gottes ewige Sache, die Sache der Wahrheit und des Rechtes den Sieg davon trage, daß jegliches Gute und beſonders ein weiſes und würdevolles Leben unter dem Geſchlechte der Menſchen emporkomme und glücklich fortgehe. Aber nicht immer ſind wir im Stande, den großen, vielfach verſchlungenen Zuſammenhang der Ereigniſſe zu faſſen, und die Verbindung deſſen, was geſchieht, mit den erhabenen und wohlthätigen Zwecken des Regierers der Welten einzuſehen; zuweilen ſcheint wohl gar das, was geſchieht, mit denſelben im Widerſpruche zu ſtehen, die ſtolzen und heilloſen Anſchläge der Böſen auf alle Weiſe zu unterſtützen, Gottes Reich und ſeine Ordnung auf alle Weiſe zu beeinträchtigen. Auch dann ſind die Wege des Herrn heilig, und uns gezieмt, ſie in tiefer Demuth anzubeten, und zu

erwarten, bis es ihm gefällt, das auf ihnen ruhende Dunkel zu zerſtreuen. Sie ſind heilig insbeſondere in der Dunkelheit, die ſie bedeckt. Doch wohl uns, es gibt auch Ereigniſſe, in denen die heiligen Wege Gottes ſonnenklar vor unſern Augen liegen, ſo daß wir durch ſie im Glauben an die Heiligkeit aller ſeiner übrigen Wege geſtärkt werden. Zu dieſen Ereigniſſen gehören die glorreichen, deren Feyer uns heute verſammelt hat.

Wenn der Herr den wider ihn frevelnden Uebermuth beſchämt, in's Verderben ſtürzt, dem Gefühle ſeiner Ohnmacht Preis gibt; wenn er das Werk der Lüge, des Truges und der Sünde, dieſes wider ſeine heiligen Abſichten ſich auflehnende, und ihnen Zerſtörung drohende Werk vernichtet, in einem, aller Welt ſeinen Ernſt bezeugenden Untergange; wenn er endlich mit unwiderſtehlicher Gewalt ſein verletztes Recht geltend macht, und ſeine große Sache befördert: dann wird dem, der dieſes betrachtet, das Geſtändniß und der frohe Ausruf abgedrungen: Herr, dein Weg iſt heilig! Und ſolches iſt geſchehen würdig und herrlich vor unſern Augen.

So laſſet uns denn bekennen und ausrufen: „heilig iſt der Weg des Herrn!“ Denn der Herr hat, erſtens, gedemüthigt, gezüchtigt, zu Boden geſchlagen den frechen, nichts achtenden, alles verhöhnenden Uebermuth. Wer kennte nicht dieſen ungeheuren, faſt an Wahnſinn gränzenden Uebermuth? Ganz Europa kennt ihn. Die Geſchichte hat kaum — in mancher Hinſicht gar nicht — ſeines Gleichen aufzuweiſen. Iſt auch Ein menſchliches und Ein göttliches Anſehen, das dieſer Uebermuth nicht verachtet und verſpottet — iſt auch Eine, durch ihren Urſprung, ihr Alterthum, durch ihre Wohlthätigkeit, durch die an ſie geknüpften Erinnerungen, ehrwürdige Ordnung, die dieſer Uebermuth nicht angetaſtet, herabgewürdigt, unter die Füße getreten hätte, ſobald es ihm bequem oder vortheilhaft dünkte? Iſt unter den Fürſten Europa's auch Einer, den dieſer Uebermuth nicht geſchmäht, oder hintergangen, und auf das unwürdigſte behandelt hätte? Wie hat er vielen unter ihnen zu verſtehen gegeben, es bedürfe nur ſeines Willens, um ihre Thronen umzuſtürzen? Wie viele haben den Thron ihrer Väter und die Völker, von denen ſie geehrt und geliebt waren, verlaſſen müſſen? Die Edelſten unter ihnen

— welche Kränkungen haben ſie erduldet? Deutſchlands herrliche Fürſten — zu welchen Verletzungen des ihnen von Gott verliehenen Anſehens mußten ſie ſchweigen? Völker Europa's, wie oft hat dieſer Uebermuth unzweydeutig ausgeſprochen, daß er Euch achte — nicht viel mehr als den Koth auf der Gaſſe *), daß er Euch kaum gut genug finde, ſeinen Leidenſchaften geopfert zu werden, daß Gott Euch ihm gegeben habe — wir wiſſen, was das in ſeinem Munde bedeutet — mit Euch zu machen, was ihm gefalle, daß die Rechte der Menſchheit und der Völker ein Wahn ſeyen, und es von ihm abhange, wie viel er Euch davon als eine Gunſt wolle zukommen laſſen, daß es bey ihm ſtehe, ob Treue und Glaube Ehre oder Schande bringen werden, ob man Geſetze und Verträge zu halten brauche oder nicht. Er ſelbſt, der Uebermüthige, hat ſie verletzt, ſo oft er dazu Luſt hatte, zu einem Spielwerk ſeiner Launen hat er ſie gemacht, und zerriſſen die ehrwürdigen Bande, welche die menſchliche Geſellſchaft zuſammen, Fürſten und ihre Völker vereint halten. Selbſt dem Heiligen im

*) Ueber dieſen Ausdruck, der einigen anſtößig geweſen, brauche ich nur zu bemerken, daß er bibliſch — und von den größten Kanzelrednern gebraucht worden iſt.

Himmel hat er Hohn geſprochen. Nicht den Regierer der Welt, ihn ſelbſt ſollte dieſer Pomp gottesdienſtlicher Handlungen verherrlichen. Und die glänzenden Dankfeſte für erdichtete Siege, dieſe elenden Gaukelſpiele, waren ſie nicht die empörendſte Gotteslåſterung? O, es fehlte nicht viel, daß er ſich göttliche Ehre hätte erweiſen laſſen. Da frägte wohl mancher: „kann denn der Heilige im Himmel, welcher geſagt hat: ich will meine Ehre keinem andern geben, dulden, daß ein Menſch aufſtehe, und nach nichts frage, und alles gemein mache, und ſich wider ihn empöre, ſeine Ordnung und ſeinen Willen zum Gelächter habe, und ſpreche: ich bin euer Herr, den ihr fürchten ſollt und keinen andern?“ Der Herr hat gezeugt laut vor aller Welt, daß ſein Weg heilig iſt. Er hat den frevelnden Uebermuth, dem er es eine Zeitlang, aus heiligen, uns unerforſchlichen Abſichten gelingen ließ, gedemüthigt, ins Verderben geſtürzt, der Schmach und dem Elende und dem Gefühle ſeiner Ohnmacht Preis gegeben, den Verſtand ihm verwirrt, die Heere, auf die er trohte, vernichtet, ihn vertrieben aus ſeiner Stadt und von ſeinem Throne. So hat es ſich bewähret, daß die Hoffart des Stolzen ihn

ſtürzen muß, und der Herr hat bewieſen, daß er ſeine Ehre nimmer will einem andern geben.

Laſſet uns heute bekennen und ausrufen: „heilig iſt des Herrn Weg!“ Denn der Herr hat, zweytens, zerſtöret das Reich der Lüge und des Truges, das Reich der Verbrechen und jeglicher Nichtswürdigkeit und Schande. Auf Lug und Trug und böſe Ränke jeder Art und all das heilloſe Weſen, das im Finſtern ſchleicht, glaubte man das fürchterliche Werk, welches alle Völker einem Einzigen unterwerfen, und das Schickſal der Welt von einem Einzigen abhängig machen ſollte, gründen — durch Ausrottung aller moraliſchen Grundſätze, die man nicht ſelbſt unentbehrlich fand, durch Abſtumpfung des moraliſchen Gefühls, durch Unterjochung des Glaubens und der Gewiſſen, durch völlige Lähmung der edlern Kräfte des Geiſtes, durch Beförderung jeglicher Schlechtigkeit, die jenem Werke nicht gefährlich werden konnte, durch Verpeſtung der Geſinnungen und Sitten, durch Verwirrung der Begriffe von Ehre und Schande, vermöge welcher für beyde nur ein leerer Nahme übrig blieb, glaubte man ihm Dauer geben — dadurch daß man rohe und verworfene Menſchen auf die höchſten Plätze ſtellte, ihnen

glänzende Würden verlieh, ſie mit Ehrenzeichen ſchmückte, und mit Schätzen überhäufte, glaubte man es emporbringen zu müſſen. Die Wahrheit war geächtet; nur in den wenigen Fällen, wo die Machthaber nichts von ihr zu fürchten hatten — oft da nicht einmahl — durfte ſie geſagt werden; es hieß nicht mehr: was iſt Wahrheit? ſondern: was iſt vorgeſchrieben, als Wahrheit anzunehmen? Die Lüge trat auf mit einer Schamloſigkeit ohne Beyſpiel. Mit frecher Stirne läugnete ſie Dinge, die weltkundig waren, erdichtete ſie Geſinnungen und Abſichten, deren Gegentheil in zahlreichen Thatſachen am Tage lag. Das edelmüthige Vertrauen der Fürſten und Völker — wie ſchändlich wurde es gemißbraucht! Die natürlichen und hergebrachten Zeichen der Gedanken hatten ihre, Jahrhunderte hindurch gegoltene, Bedeutung verloren, und was ſie gelten ſollten, beſtimmte die Laune und Willkühr des Augenblicks. Die größte Vorſicht ſicherte kaum gegen Winkelzüge, Wortverdrehungen, argliſtige Ausflüchte, wo man es noch der Mühe werth achtete, zu dergleichen Mitteln ſeine Zuflucht zu nehmen. Worthalten fand man lächerlich, Treuloſigkeit in allen Verhandlungen nannte man Staatsweisheit, und machte aus derſelben ſo wenig

ein Geheimniß, daß man ſogar damit prahlte. Das Licht der Erkenntniß ſuchte man auf alle Weiſe zu verdrängen, die Geiſter auf alle Weiſe zu verfinſtern, ein Zeitalter der Barbarey aus allen Kräften herbey zu führen. Schandthaten wurden belohnt, Verbrechen geadelt. Die heiligen Lehren und Gebräuche der Religion wurden auf das ſchändlichſte entweiht, und frevelnden Leidenſchaften dienſtbar gemacht. Das iſt das Reich der Lüge und des Truges, der Verbrechen und der Schande. Hätte es fortbeſtanden, und, wie es trachtete, alles überwältiget, und den in ihm herrſchenden Geiſt über alle Völker verbreitet: was würde aus dem Geſchlechte der Menſchen geworden — in welche Tiefe des Verderbens würde es hinabgeſunken — wie würde an ihm alles vertilgt worden ſeyn, was Kunde gibt von dem Heiligen im Himmel! Aber wo iſt es geblieben dieſes Reich der Lüge und des Truges, der Verbrechen und der Schande? es iſt verſchwunden von der Erde, über ſich ſelbſt iſt es zum Theil zuſammengeſtürzt, der Herr hat es zerſtört durch ſeine heiligen Streiter, und gezeuget, heilig ſey ſein Weg, ſeine Wahrheit werde beſtehen für und für, und die Ehrfurcht vor ſeinem Gebothe der Ruhm aller Zeiten ſeyn.

Bekennen und ausrufen laſſet uns heute: „heilig iſt des Herrn Weg!" Denn er hat ſein Recht, das verachtete, geltend gemacht, er hat ſeine Sache, die angefeindete, aufrecht erhalten, und ihr herrliche Siege bereitet. Denen, die da frevelten, iſt vergolten worden, wie ſie es verdienten; ihnen ſelbſt iſt widerfahren, was ſie an andern verübten; auf ihnen ruht die Schmach, die ſie andern zuzufügen gedachten; furchtbar iſt die Strafe auf das ſchuldige Haupt gefallen; und die da Unrecht litten, haben reichen Erſatz empfangen. Geſetze und Verträge und göttliche Ordnungen haben ihr Anſehen wieder erlangt. Fürſten haben die Thronen ihrer Väter beſtiegen, von denen eine rohe Gewalt ſie vertrieben hatte, und auf immer zugeſichert iſt ihnen das heilige Erbe. Die Völker dürfen wieder ihre Fürſten und ihr Vaterland lieben, ihren Fürſten und ihrem Vaterlande Feſte feyern, wie das Herz es ihnen gebiethet, für ihre Fürſten und ihr Vaterland ſich laut und öffentlich bekennen, für ihre Fürſten und für ihr Vaterland kämpfen und ſterben. Und die Fürſten, die auf ihn hofften, hat der Herr groß und herrlich gemacht. Allenthalben werden Einrichtungen getroffen werden, die Gott wohlgefallen, die mit den Bedürf-

niſſen der Völker übereinſtimmen, das Glück der Völker befördern, jedes rühmliche Beſtreben unterſtützen, der Erkenntniß und Tugend, der Bildung des Geiſtes und der Sitten forthelfen. Die Furcht vor dem gewaltigen Sterblichen weicht der Scheu vor dem Heiligen im Himmel, welche von jener, leider! aus nicht wenigen Gemüthern verdrängt worden war. Nicht mehr mit leerem Gepränge, ſondern aus der Fülle des Herzens verehrt man den Herrn der Welt. Gläubig froh, ſelig in Hoffnung blicken wir zum Himmel hinauf und in eine heitre Zukunft hinaus, wann wir bethen: Dein Reich komme.

Das alles hat der Herr ausgeführt durch heilige Mittel — durch der Völker Vaterlands- und Fürſtenliebe, durch der Völker Hochſinn und Begeiſterung, durch der Völker Muth und edle Tapferkeit, durch der Völker freye und uneigennützige Bündniſſe, durch der Völker Treue und Glauben, Eintracht und Ausdauer, durch der Völker Gottesfurcht. Und auch darum müſſen wir heute bekennen und ausrufen: Herr, dein Weg iſt heilig!

Dies geſchehe denn mit Gefühlen demüthiger Anbethung vor Gott dem Heiligen und mit der ernſten Entſchließung, ſtets vor dem Heiligen heilig zu

leben. Mächtig und gewaltig durchdringe uns der Gedanke: daß ſein Weg heilig iſt, und erfülle uns mit der tiefſten Ehrfurcht und der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit: heilig, heilig iſt der Herr der Heerſchaaren und alle Lande ſind ſeiner Ehre voll. Fern bleibe von uns der ſtrafbare und verderbliche Uebermuth, deſſen Ende wir geſehen haben — fern bleibe er auch von unſrer heutigen feſtlichen Freude, Das Reich der Lüge und der Schande ſey unter uns auf ewig vernichtet, und allenthalben gelte Gottes Recht und Gottes Wahrheit.

2.

Der Herr hat Wunder gethan, und ſeine Macht bewieſen unter den Völkern. Dies iſt das zweyte, was wir zu erwägen haben.

Das Große, Hervorragende, Außerordentliche pflegen wir ein Wunder zu nennen, wenn es auch in ſeinem Werden von dem gewöhnlichen Gange der Dinge abweicht, wenn die dabey wirkſamen Kräfte auf eine unerwartete Weiſe zuſammentreffen, oder in einem unerwarteten Grade ſich thätig beweiſen, oder ſolche Richtungen nehmen, die ſich vorher nicht vermuthen ließen, wenn darin eine höhere Fügung oder ein höherer Einfluß nicht zu verkennen iſt. Wunder

vom Herrn finden wir allenthalben; die Welt iſt mit Wundern angefüllt, die der denkende Geiſt nicht anders als mit Rührung und Erſtaunen betrachten kann. Aber es gibt Zeiten, wo ausgezeichnete Wunder geſchehen, Wunder, die auch den Gedankenloſen in Erſtaunen ſetzen, und ihm Ehrfurcht gebiethen.

Zu dieſen ausgezeichneten Wundern des Herrn, zu den glänzenden Beweiſen ſeiner Macht gehört, das muß jeder eingeſtehen, die ungeheure, gewaltſame und plötzliche Umwandlung, welche durch die neueſten glorreichen Ereigniſſe herbeygeführt worden iſt. Der ſeinen Stuhl in den Himmel geſetzt hatte — wie tief iſt er hinunter geſtürzt! Der in gränzenloſem Stolze ſich über alles erhob — wie iſt er gedemüthigt! Der ſo groß und ſo gewaltig war, der die Welt ſein nannte, die Völker an ſein ſchweres Joch ſchmiedete, und mit eiſernem Scepter über ſie herrſchte — wie klein und ohnmächtig erblicken wir ihn, verlaſſen faſt von allem, worauf er vertraute, verlaſſen ſelbſt von denen, auf die er am ſicherſten glaubte rechnen zu können! Der allem gebiethen wollte und alles vor ſein Gericht zog — wie hat der Allmächtige über ihn gebothen, und ihn verworfen in einem

furchtbaren Gerichte! Den alles verhöhnenden ſehen wir bedeckt mit Schmach und Verachtung, faſt ein Gegenſtand des Mitleidens iſt er geworden. Der noch vor wenigen Wochen die billigſten Friedensvorſchläge übermüthig zurück wies, würde ſich jetzt die läſtigſten Bedingungen gern gefallen laſſen. Der vor einem halben Jahre unſrer Hauptſtadt Verderben und Untergang drohte, iſt jetzt aus der ſeinigen auf immer verbannt, des Thrones für verluſtig erklärt, und bald wird in ſeinem weiten Reiche für ihn keine Stelle mehr ſeyn. Jene ungeheuern mit den größten wiederhohlten Anſtrengungen zuſammengebrachten Heere, vor denen mehr als Ein Mahl die Welt zitterte, ſind, bis auf unbedeutende Ueberreſte, entwaffnet oder vernichtet. Mit uns verſöhnt iſt das, von ihm ſo oft betrogene und in allerley Lüge und Argliſt gegen uns erbitterte und aufgewiegelte Volk, das aus zahlreichen Schlupfwinkeln, in unglückſeliger Verblendung, meuchelmörderiſch über die Tapfern herfiel, die ihm Erlöſung und Freyheit brachten, und in Kurzem wird überall die alte Ordnung wieder hergeſtellt ſeyn. Das alles iſt geſchehen von dem Herrn — ein Wunder vor unſern Augen.

Und dieſe wundervolle Veränderung iſt

durch eine Reihe von Wundern bewirkt worden. Ein Wunder hat unter den entzweyten Völkern so schnell die herrliche Verbindung gestiftet, daß die, welche bey Leipzig noch — zum Theil mit wilder Erbitterung — gegen die Vertheidiger der gerechten Sache, für die Unterjochung der Welt, kämpften, nach wenigen Wochen mit ihnen standen und stritten, von demselben Geiste erfüllt, von demselben Hasse entbrannt, von derselben Liebe befeuert, für dieselbe Sache ihr Leben wagten, brüderlich theilend die Gefahr und jede Noth und Beschwerde, und jetzt mit uns über die glorreich erfochtenen Siege, über das herrlich gelungene Werk triumphiren, jetzt mit uns feyern dieses Fest des Dankes und der Freude. Ein Wunder hat die Hindernisse entfernt, die unüberwindlich sich einer solchen Verbindung entgegen zu stellen schienen, geschlichtet, was unter den Völkern Europa's Zwietracht erzeugen konnte, und die Fürsten und Völker Europa's versammelt in den großen Fürsten- und Völkerbund, von dem die Geschichte kein Beyspiel aufzuweisen hat. Durch ein Wunder sind sie geblieben, in Einem Sinne, fest bey der Einen Sache, ungeachtet der großen Verschiedenheit in Glaube und Sprache, in Sitte und Weise, und haben gleichen Muth

gleiche Tapferkeit und gleiche Ausdauer bewieſen. Ein Wunder war's, daß der, welcher ſo oft geſiegt hatte, der ſich rühmte, nie beſiegt zu ſeyn, den nicht wenige für unüberwindlich hielten, in ſo vielen Schlachten ſchnell nach einander überwunden wurde, und daß die größten, an Verzweiflung gränzenden Anſtrengungen derer, die für ihn fochten, immer vergeblich blieben. Wunder des Herrn ſind die Thaten der Tapferkeit und die Beharrlichkeit unter tauſend Beſchwerden, durch welche die Siege errungen wurden: denn der Herr gibt den Muth und die Unerſchrockenheit in das Herz, verleiht Stärke dem Arm, und hält aufrecht den, faſt erſchöpft von Arbeiten und Entbehrungen dahin ſinkenden Körper, zu zeigen, wie Großes er durch Menſchen vollführen könne, und auch darin ſeine Macht zu beweiſen unter den Völkern. Ein Wunder vom Herrn iſt der herrliche Geiſt, von dem wir mit Erſtaunen das ganze Heer der Verbündeten beſeelt ſahen, wie noch nie ein Heer davon beſeelt geweſen. Wunder vom Herrn ſind die erhabenen Geſinnungen der Fürſten, die, wahrhaft Kayſerlich und Königlich, ihre Freude darin fanden, zu vergeben und zu vergeſſen alles, was man ihnen Uebles zugefügt, und allenthalben zu erſcheinen als Retter und Wohlthäter;

mit Ehrfurcht und Rührung wird die Geſchichte ihre Nahmen nennen — die Nahmen der Helden, die der Menſchheit Wonne ſind. Und war es nicht auch ein Wunder vom Herrn, daß der ſonſt ſo einſichtsvolle Feind vor den beyden letzten Schlachten durch eine unvorſichtige Bewegung und Theilung ſeiner Kräfte ſeinen Untergang ſelbſt beſchleunigte?

Laſſet uns preiſen den Herrn, der dieſe groſſen Wunder gethan, und ſeine Macht bewieſen hat unter den Völkern, damit die Völker erkennen, er walte über ihnen, und lenke ihre Schickſale, und halte ſein Gericht — wundervoll, herrlich, bey ihm ſtehe es, zu erhöhen und zu erniedrigen. Alle Welten verkündigen ſeinen Ruhm; auch wir wollen in ihre Jubel uns miſchen. Seine Heiligen und Seligen alle zeugen in erhabenen Lobgeſängen von den Wundern ſeiner Macht; auch bey uns müſſe Herz und Mund davon voll ſeyn. Er hat es gethan — was weit über unſre kühnſten Hoffnungen hinaus geht — und glorreich wird er ſein Werk zu Ende bringen, glorreich alle ſeine gnadenvollen Abſichten ausführen. Auf ihm ruhe unerſchütterlich unſer Vertrauen. Zu unſerm Heil verwendet er die

Macht, die er unter den Völkern bewiesen hat.

3.

Auch das ist unsre glückliche Erfahrung. Der Herr hat sein Volk erlöset gewaltiglich. Dahin waren seine Wunder gerichtet. Nach den glorreichen Ereignissen, die wir heute feyern, dürfen wir die Erlösung der Völker als etwas Entschiedenes betrachten, und es gehört zu dieser Feyer wesentlich, daß wir der allgemeinen Völkererlösung und insbesondere unsrer Erlösung dankbar uns freuen.

Nicht bloß Ein Volk — die Völker, die Menschheit hat der Herr erlöset gewaltiglich. Die Völker seufzten und schmachteten unter dem schweren Drucke dieser leidensvollen Zeit. Viele von ihnen trugen bereits die Fesseln der Knechtschaft; den übrigen war dasselbe Schicksal zugedacht, und schon jetzt sahen sie sich zahlreichen, lästigen und nachtheiligen Beschränkungen unterworfen, schon jetzt theilten sie in mancher Hinsicht das Elend der Unterjochten. Fast überall mußte die Wahrheit verstummen, weil Einer sie nicht hören mochte. Die, welche von Gott ihr Ansehen und ihre Gewalt haben, waren oft nicht im Stande ihre Getreuesten zu schützen, in Gefängnisse

mußten ſie nicht ſelten ſie einſchließen, oder es dulden, daß man auf ihrem Gebiethe ſie ergreife, gewaltſam fortſchleppe, hinrichte oder in Kerkern verſchmachten laſſe; denn faſt überall waren Laurer beſtellt, die geheimſten Geſinnungen zu erforſchen und zu bewachen. Einem noch nicht lallenden Säuglinge, den ſie einen König nannten — o, daß die geheiligte Majeſtät alſo entweiht werden durfte! — mußte nicht bloß das Volk, unter dem er geboren war, die Welt mußte ihm glänzende Feſte feyern — Feſte, deren Pomp den ſtummen Schmerz und den edeln Unmuth aller, welche die Noth der Menſchheit und ihres Vaterlandes fühlten, zu verhöhnen ſchien. Ueberall ſah man Fleiß und fröhliche Thätigkeit verſchwinden, die Quellen des Unterhaltes und des Wohlſtandes vertrocknen, zahlloſe Familien in Armuth und Elend ſinken. Tauſend redliche Hausväter hätten gern Tag und Nacht gearbeitet, um die Ihrigen zu ernähren, aber ſie konnten nicht, da Handel und Gewerbe ſtockten. Die letzten kümmerlichen Reſte der Dürftigkeit wurden von den Heeren, die der Eroberer nach allen Weltgegenden ſandte, die Freundes und Feindes Land mit derſelben barbariſchen Grauſamkeit verheerten, und von den ungeheuern Summen verſchlungen, die

er in allen Ländern, wo er Gewalt hatte, erpreßte. Ein gefürchteter und furchtbarer Nahme regierte alle Schläge des Herzens. Ach, die bange Menschheit verzweifelte fast an ihrer Erlösung. Da rief der Herr seinen Streitern, und entzündete den Muth in der Brust der Jünglinge und Männer. Die herrlichen Fürsten traten an die Spitze ihrer begeisterten Schaaren, und zogen, nach mancher siegreichen Schlacht, an der Spitze ihrer Schaaren gepriesen und gesegnet ein in die Stadt des Unterdrückers. Der Herr hat die Völker erlöset gewaltiglich; und aufgegangen ist dem bangen Menschengeschlechte der heiß ersehnte Tag der Freyheit.

Selbst das Volk, durch welches der Unterdrücker der Welt sich vornehmlich zu dieser Höhe erhoben, dem er so oft verheißen hatte, es groß und glücklich zu machen, für dessen Ehre und Wohlfahrt allein zu leben er vorgab, hat er auf das schändlichste betrogen, in Fesseln geschlagen, hingeopfert, elend gemacht. Es seufzte mit den bezwungenen Völkern unter demselben, vielleicht unter einem noch härtern, Drucke. Sein Land wurde immer ärmer und öder. Die Stimme der Freude hörte man nicht mehr auf seinen einst so blühenden, jetzt trauernden Gefil-

den; nur Stimmen des Jammers und der Wehklage, wenn ſie es noch wagten laut zu werden, hörte man da. Forderungen wurden auf Forderungen gehäuft; zu dem bereits Unerſchwinglichen wurde immer von neuem verlangt. Väter und Mütter mußten den letzten der Söhne, gebeugte Witwen und Greiſe am Rande des Grabes die einzige Stütze dahin geben. Zuſammengetrieben wurde mit der kräftigen die noch ſchwache Jugend, um in fernen Landen den Tod zu finden. O, die pomphaften Reden von des Volkes Ruhm und Größe waren wenig geeignet, das Gefühl des allgemeinen Unglückes und des beſondern Jammers zum Schweigen zum bringen. Und wenn Einer aufſtand für das Volk zu reden, auf das Rechte und Nothwendige leiſe hinzudeuten: ſo wurde er für außer dem Geſetze erklärt. Auch dieſes Volk hat der Herr erlöſet gewaltiglich. Die man ihm als ſeine Feinde, als Barbaren geſchildert, wider die man es aufgewiegelt, die von ihm ſelbſt nichts als Böſes erfahren haben, erſchienen als ſeine Retter, und unter ihrem Schutze hat es das ſchimpfliche Joch des Fremdlings zerbrochen.

Insbeſondere aber hat der Herr dich erlöſet gewaltiglich, ehrwürdiges Volk der

Deutſchen, du, der Lüge und der Gleißnerey abholdes, du getreues und wahrhaftiges, du für Recht und Gerechtigkeit glühendes, du Gott fürchtendes und deine Fürſten ehrendes, du Geſetz und Sitte achtendes, du, in deiner Beſcheidenheit kraftvolles Volk, du Volk, bey dem nach eitelm Schimmer wenig gefragt, die wahre Ehre tief gefühlt wird. Was haſt du erduldet! Nur du, ſtarkes, duldendes Volk, vermochteſt das zu erdulden. Nicht genug, daß man deine blühenden Fluren in beſtändige Schlachtfelder verwandelte, und ſie Ein Mahl über das andre verheerte, daß man deine Jünglinge dorthin — und weit in den kalten Norden hin ſchleppte, zu bluten und zu ſterben, von Hunger und Froſt aufgerieben zu werden — für die Knechtſchaft, daß man dich gegen Nachbarn, Freunde, Brüder erbitterte, und den Haß der Nachbarn, Freunde und Brüder über dich brachte, daß die, welche deine Verbündeten hießen, deine Dörfer und Städte plünderten und verbrannten, und mit dem Gifte des Sittenverderbens deine Jugend anſteckten: man ſetzte dir auch Vögte, die in der üppigſten, unſinnigſten Schwelgerey das Mark deines Landes verpraßten, und in unerſättlicher Habgier die kärglichen Früchte deines Flei-

ßes dir entriſſen; und Schergen ſetzte man dir, zum Theil den Auswurf der Menſchheit, die durften, wie es ihnen gefiel, die edelſten deiner Söhne morden, und haben ihrer Hunderte gemordet, ohne daß ſie ihnen etwas anders vorwerfen konnten, als ihre Rechtſchaffenheit — manche auch, weil ſie es nicht leiden wollten, daß jene mit ihren Weibern und Töchtern buhlten. Dahin war es gekommen, daß man nur dafür bekannt ſeyn durfte, an Ehre und Gewiſſen zu halten, um ſein Leben in Gefahr zu ſetzen. Du duldeteſt das und ſchwiegſt, bis es nicht mehr zu dulden war, und der Muth dir erwachte, und das Feuer im Buſen dir brannte. Da ſtandeſt du auf in deinem alten Heldenſinne und ſchlugſt ſie mit deinem Glauben und mit deinem ſtarken Arm, und triebſt ſie zurück mit Schmach, die dir ſo viel Schmach angethan, über ihre Gränzen und fort aus ihrer Stadt. Denn dein Gott, den du ehrteſt, war mit dir und half dir; er hat dich erlöſet gewaltiglich.

Mögeſt du nie vergeſſen, Volk der Deutſchen, mögeſt nahmentlich du, Preußiſches Volk, denn an dir vor allen hat Gott ſich verherrlicht, nie vergeſſen, was der Herr an dir gethan hat. Für ſein Volk hat er dich erklärt. Dich hat er aus dem

Dienſthauſe geführt, daß du immer und ewig ſein Volk ſeyſt. Mögeſt du denn auch immer ein wahrhaft deutſches, ein treues und wahrhaftiges, ein für Recht und Gerechtigkeit glühendes, Gott und ſeine Fürſten ehrendes, Geſetz und Sitte achtendes, in deiner Beſcheidenheit kraftvolles, wahre Ehre tief fühlendes — mögeſt du immer ein Volk des Herrn bleiben, und nie mit den fremden Göttern buhlen. Möge man dir nie vorwerfen können, was Jeremias ſeinem Volke vorwirft: auf allen Hügeln haſt du den Götzen geräuchert, und unter allen grünen Bäumen haſt du ihnen gehuldigt. Und wenn du nun verſöhnt biſt mit dem benachbarten Volke: ſo hüthe dich vor ſeiner Sitte und Weiſe, und bewahre dir die Sitte und Weiſe, die Gott dir gegeben hat, und diene ihm in Aufrichtigkeit und Einfalt deines Herzens.

Laſſet uns niederfallen vor dem Herrn, und ihm danken, daß er uns erlöſet hat von dieſem Drucke, aus dieſer Knechtſchaft. Tief aus dem Herzen ſtimme jeder ein in die Lobgeſänge, die hier erſchallen werden. Unſer ganzes Herz ſey voll der heiligen Freude — der Freude an Gott, dem gewaltigen Helfer, und jedes Herzensgefühl feyre ihn,

den gnadenvollen Erretter. Weg mit den ſchadenfrohen Empfindungen! Fern ſey es von uns, zu triumphiren über die Gedemüthigten und Darniedergeworfenen. Damit dürfen Chriſten ihre Feſte nicht entweihen. Daß wir frey ſind — und frey ſeyn werden, daß nun bald der heiß erſehnte und unter ſo viel tauſend Thränen erflehte Friede auf Erden wohnen, und alle Wunden heilen, alle Schmerzen ſtillen, alles Zerſtörte wieder aufbauen, für alle Entbehrungen und Aengſten und Leiden Erſatz geben, die Getrennten wieder vereinigen und in die trauernden Herzen die Freude zurückbringen wird: das laſſet uns denken, das ganz fühlen, deß triumphire das Herz vor ſeinem Gotte in Demuth.

Heute, wo die nahe Vollendung des großen Werkes ſich unſerm Geiſte ſo lebhaft darſtellt, laſſet uns aber auch Derer gedenken, die für uns Geſundheit und Leben daran geſetzt haben. Die Tapfern, die in des Vaterlandes Dienſt verſtümmelt und Krüppel geworden ſind, und ihres Lebens Unterhalt nicht mehr erwerben können — welch ein heiliges Recht haben ſie an uns! Indem wir für ſie ſorgen, tragen wir nur eine Schuld ab; denn ſie haben für uns geſorgt, gekämpft, geblutet, große Schmerzen erlitten. Welche

Gefühlloſigkeit gehörte dazu, ſie Noth leiden zu laſſen! Und die Wittwen und Waiſen derer, die im Dienſte des Vaterlandes ihren Tod fanden, die für uns, für uns das Leben ließen — o, wenn wir ihrer vergäßen, dann möchte Gott ſein Angeſicht von uns wenden. Mit dankerfüllten Herzen laſſet uns opfern ſo reichlich als wir vermögen, die wahrhaft heilige Gabe, daß der Herr, der uns erlöſet hat gewaltiglich, gnädig auf uns herniederblicke, und uns fernerhin helfe, fernerhin ſegne!

Voll freudiger Rührung preiſen wir dich, Gott, daß du uns dieſen herrlichen Tag gemacht haſt. Du haſt erhöret unſre Gebethe und das Flehen der Menſchheit, und haſt Sieg auf Sieg gegeben denen, die in deinem Nahmen für das Heil der Völker kämpfen; bis dahin haſt du ſie geführet, wo allein der Kampf würdig und glücklich geendigt und die Freyheit der Welt feſt begründet werden konnte. Wir ſorgten und zweifelten, mit bangem Herzen ſahen wir dem Ausgange entgegen; und dieſer Ausgang — wie herrlich iſt er! wie weit über alles Erwarten herrlich iſt er! Mit Erſtaunen erblicken wir die Wunder deiner Hand, die Wege deiner Heiligkeit. Wir be-

greifen, wir faſſen es kaum, was du gethan haſt. Herr unſer Gott, wir preiſen deinen heiligen Nahmen!

Du beſchirmteſt in der Gefahr das Leben der Fürſten und Befehlshaber, die du dir zu Streitern erkoren hatteſt, wenn ſie heldenmüthig es wagten, behütheteſt uns das theuerſte Leben, das Leben Deſſen, den du uns in Gnaden zum Könige gabſt, und belohnteſt deinen getreuen Verehrer, und machteſt ihn groß und herrlich. Du beſchützteſt alle Fürſten ſeines Hauſes, und erhielteſt uns alle die theuern Häupter, die im Unglücke unſre Hoffnung, im Glücke unſre Wonne, und immerdar die Gegenſtände unſrer ehrfurchtsvollen Liebe ſind. Herr unſer Gott, wir preiſen deinen heiligen Nahmen!

Vollende, vollende, was du begonnen, was du der Vollendung ſo nahe gebracht. Mögen bald, bald dir, Gott des Friedens, die Lobgeſänge deiner Verehrer für den Frieden der Welt in deinen Tempeln erſchallen, und alle Völker kindlich froh dich, ihren Gott, anbethen, und deiner väterlichen Huld ſich freuen. Nimm ferner in deinen Schutz die Fürſten des Bundes und die Befehlshaber der Heere. Verbreite ferner deine Gnaden mächtig, wundervoll heilig über unſern König und Herrn — durch dich

müſſe es ihm gelingen immerdar, und alle Welt erfahre immerdar, daß du ſein Gott biſt, erhalte ihn bis zu den ſpäteſten Zeiten — über den Erben des Thrones, über alle Kinder des Königes, über alle Prinzen und Prinzeſſinnen ſeines Hauſes — über die glücklich vereinigten Fürſtenhäuſer alle; und der Geiſt, der jetzt ſie beſeelt, der ſegnende Geiſt der Liebe, weiche nie von ihnen. Uns aber erhalte in deiner Furcht; laß uns allezeit heilig vor dir wandeln, und deiner Wohlthaten immer würdiger werden. Amen!

Druckfehler.

Seite 8 Z. 5 v. u. ſt. der l. die. S. 3. Z. 4 v. u. fällt weg: an. S. 13 Z. 13 v. o. ſt. nun l. nur. S. 23 Z. 1 v. u. ſt. von l. und. S. 27 Z. 4 v. o. ſt. der l. den. S. 29 Z. 2 v. u. fällt weg: und. S. 35 Z. 1 v. o. ſt. in l. und. S. 37 Z. 2 v. o. ſt. wären l. wäre. S. 46 Z. 14 v. o. ſt. von l. und. S. 48 Z. 11 v. o. ſt. er l. es. S. 60 Z. 6 v. o. ſt. ruhig l. eifrig. S. 65 Z. 1 v. u. nach und l. den. S. 73 Z. 10 v. u. ſt. herſtellt l. herſtelle. S. 74 Z. 11 v. o. ſt. ihr l. ihm. S. 75 Z. 8 v. o. ſt. Daſeyns-Kraft l. Daſeyns-Geſtalt. S. 80 Z. 8 u. 9 v. o. ſt. muß das neue Leben ausgeben l. das neue Leben ausgeben muß. S. 81 Z. 1 v. u. ſt. gröſten l. gröſten. S. 83 Z. 9 v. u. ſt. bewahren l. bewähren. S. 89 Z. 1 v. u. ſt. Beziehungen l. Bezeichnungen. S. 91 Z. 9 v. o. ſt. daß l. das. S. 97 Z. 4 v. u. ſt. den l. dem. S. 118 Z. 12 v. u. ſt. ſolches l. ehrloſes. S. 135 Z. 5 v. o. nach ſelbſt l. hin. S. 135 Z. 14 v. o. ſt. wann l. wenn. S. 136 Z. 2 v. o. nach und l. ſein. S. 143 Z. 13 v. o. ſt. immer l. innre. S. 145 Z. 4 v. u. ſt. aber l. eben. S. 149 Z. 1 v. o. ſtatt könnte l. konnte. S. 149 Z. 9 v. u. ſt. derſelben l. denſelben. S. 151 Z. 6 v. u. ſt. erkannten l. erkennten. S. 154 Z. 8 v. o. ſt. wichtigern l. wichtigrn. S. 169 Z. 6 v. o. ſt. aber l. daher. S. 164 Z. 4 v. o. ſt. ſich l. ihr Volk. S. 167 Z. 3 v. o. ſt. man l. er. S. 173 Z. 5 v. o. ſt. den l. der. S. 174 Z. 5 v. o. ſt. Urtheile l. Vortheile. S. 176 Z. 9 v. u. ſt. derſelben l. denſelben. S. 179 Z. 11 v. o. ſt. aber l. eben. S. 179 Z. 12 v. o. fällt weg: es. S. 183 Z. 12 v. o. ſt. den l. denen. S. 195 Z. 11 v. u. ſt. nur l. nun. S. 197 Z. 7 v. u. ſt. nun l. nur. S. 199 Z. 9 v. o. ſt. Verräther l. Verächter. S. 210 Z. 8 v. u. ſt. gewaltſamen l. gewaltſamer. S. 210 Z. 5 v. u. nach welches l. die. S. 212 Z. 1 v. u. ſt. Gefolge l. Geſetze. S. 217 Z. 8 v. o. ſt. Darbiethende l. darbiethende. S. 219 Z. 5 v. u. ſt. reinſten l. reinen. S. 225 Z. 1 v. o. vor Abſcheu l. mit. S. 226 Z. 10 v. u. ſt. Länder l. Bruder. S. 228 Z. 7 v. o. ſt. den l. der. S. 228 Z. 9 v. o. nach befeelt l. geweſen. S. 228 Z. 12 v. o. ſt. dieſem l. dieſen. S. 249 Z. 3 v. u. ſt. ſeiner l. ihrer. S. 249 Z. 2 v. u. ſt. ſeines und ſeiner l. ihres und ihrer. S. 250 Z. 2 v. u. ſt. an l. vor. S. 252 Z. 2 v. u. ſt. von l. vor. S. 256 Z. 11 v. o. ſt. allein l. allen. S. 256 Z. 4 v. u. ſt. mehren l. wahren. S. 257 Z. 1 v. o. ſt. widerſprachen l. widerſprechen. S. 261 Z. 4 v. o. ſt. ihm l. ihr. S. 265 Z. 1 v. u. ſt. ſolcher l. beider. S. 274 Z. 7 v. o. ſt. Streiten l. Streitern. S. 276 Z. 9 v. u. ſt. haben l. hatten. S. 278 Z. 14 v. o. ſt. nun l. nur. S. 286 Z. 8 v. o. ſt. werden l. worden. S. 296 Z. 8 v. o. ſt. dem Nachbar l. den Nachbarn. S. 299 Z. 5 v. o. nach es l. in.